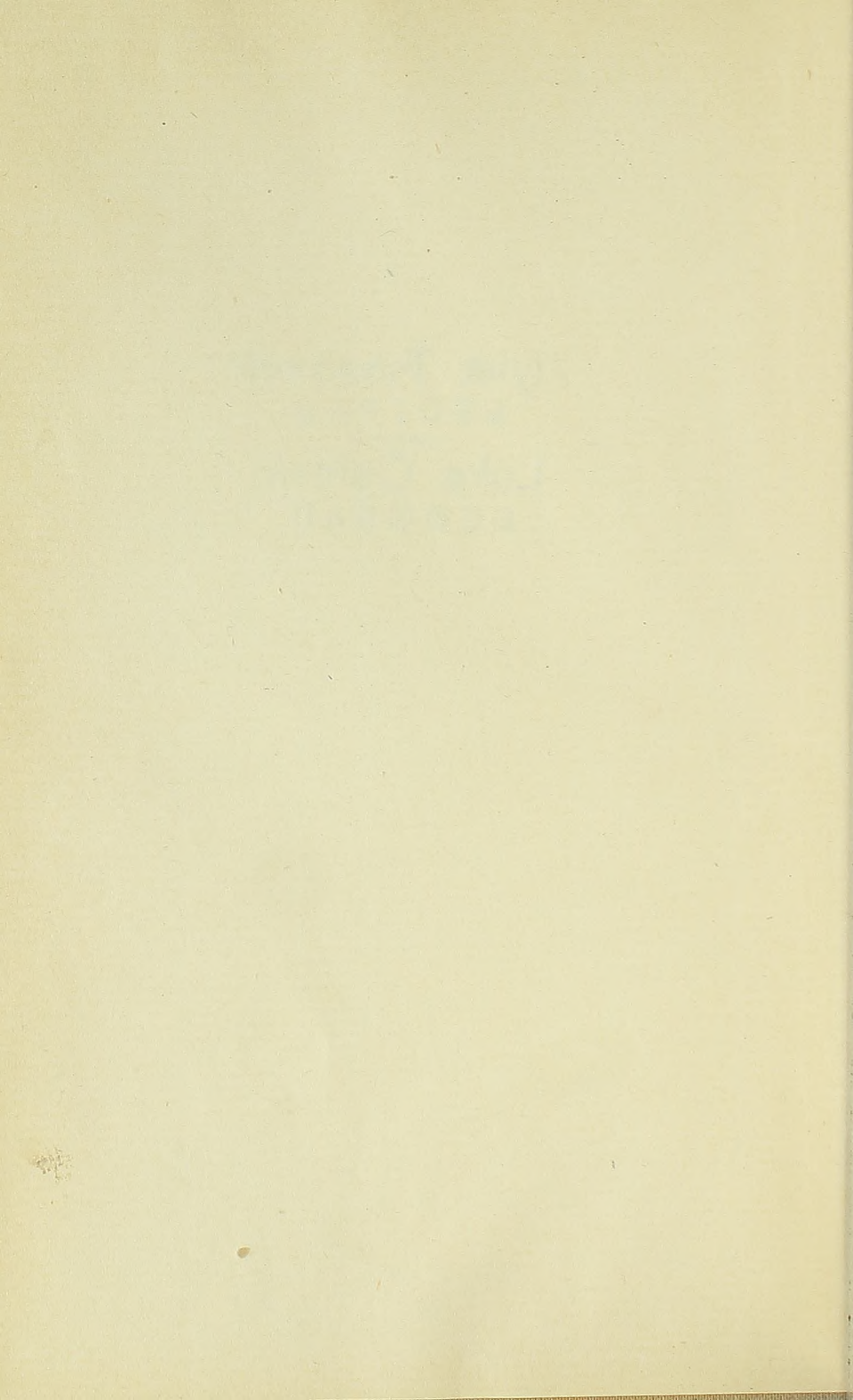


HERMANN WENDEL

56 94

**DER
KAMPF
DER
SÜDSLAWEN
UM
FREIHEIT
UND
EINHEIT**

1871
A. J. [unclear]
[unclear]
[unclear]



Луна Ћеловић
БЕОГРАД

Luka Ćelović
BEOGRAD

DER KAMPF DER SÜDSLAWEN
UM FREIHEIT UND EINHEIT



1. 0. 0
94

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
И. Бр. 45108

DER KAMPF DER SÜDSLAWEN UM FREIHEIT UND EINHEIT

VON

HERMANN WENDEL

Луна Целовић
БЕОГРАД

Luka Celović
БЕОГРАД

1 9 2 5

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG, FRANKFURT AM MAIN

30724

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1925 BY FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
FRANKFURT AM MAIN

Geleitwort

Wenn Theodor von Bernhardi in den fünfziger Jahren aus Rußland berichtete: „Man lacht über die Einheit Deutschlands als über einen Gedanken aus dem Tollhause“, und noch unmittelbar vor Solferino deutsche Professoren die italienische Einheit als eine „Unmöglichkeit“ und ein „Hirngespinnst“ abtaten, war das nationale Einheitsstreben der Südslawen für Europa erst recht Hekuba. Nicht nur die Deutschen standen vor dieser wichtigen Frage, an der sich der Weltbrand entzündete, schlechthin ahnungslos, und selbst heute noch herrscht hier und da die Meinung, daß der südslawische Staat ein Zufallsprodukt des Sieges der Entente sei.

Demgegenüber erscheint in diesem Werk, wie es der historischen Wahrheit entspricht, die südslawische Nationaleinheit als Ergebnis der gleichen natürlichen Entwicklung, der Deutsche und Italiener ihre Staatlichkeit verdanken. Es legt die Wurzeln des Einigungsgedankens bloß, folgt seinem Wachstum und enthüllt die sich ihm entgegenstimmenden Widerstände.

Ob auch für die mit dem Stoff ganz unvertrauten Leser der Tatsachen eine Fülle in das Buch gepackt werden

mußte, entzieht es sich doch dem Begriff der pragmatischen Geschichtsliteratur: es will die Begebenheiten nicht erzählen, sondern so ordnen, daß ohne viel deutende Worte ihr innerer Sinn von selbst aufleuchtet.

Auf das übliche „wissenschaftliche“ Beiwerk unter und hinter dem Text verzichtet das Werk, das die Frucht dreier Arbeitsjahre ist, gut und gerne. Was sich nicht in den Abschnitten verarbeiten läßt, gehört nicht hinein; was in Fußnoten und Anmerkungen mitgeschleppt werden muß, hemmt den glatten Fluß der Darstellung. Und auch Klio ist eine Muse.

Frankfurt am Main,
Ostern 1925.

Hermann Wendel

I.

Geschichtslose Nation und Raja

Als an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts August Ludwig Schlözer als erster von Südslawen sprach, siedelten ihre Stämme schon seit mehr als einem Jahrtausend von dem sagenumsponnenen Gipfel des Triglav im Westen bis dicht unter die Mauern Konstantinopels im Osten, von der Drau, Theiß und dem unteren Donaulauf im Norden bis zu den Küsten der blauen Adria und der Halbinsel Chalkidike im Süden. Aber als südslawisches Volk standen sie auf keiner Landkarte verzeichnet; sie antworteten, wenn die großen historischen Nationen Europas aufgerufen wurden, nicht mit: Hier! und lebten, von Welt und Wissenschaft kaum gekannt, das Dämmerdasein des „geschichtslosen Volkes“.

1.

Diesem trüben Los waren sie durch die Türken verfallen, die sich seit dem vierzehnten Jahrhundert wie eine Schuttlawine über die gesegneten Gaue der thrako-illyrischen Halbinsel gewälzt hatten. Die Niederlage auf dem Felde von Kosovo, wo südslawische Tapferkeit den

wilden Eindringlingen den Boden Europas vergeblich streitig zu machen suchte, ward zu einem der großen Schicksalstage der Weltgeschichte; das Jahr 1389 blieb in seiner umwälzenden Bedeutung für unsere ganze Kultur einzig dem Jahre 1789 vergleichbar, nur daß dieses die Pferde der Entwicklung voranpeitschte und jenes das Rad unbarmherzig rückwärts drehte. Mochte immer Sultan Bajaseds höhnische Drohung, daß er sein Streitroß vom Altar der Peterskirche zu Rom Hafer fressen lassen werde, als leeres Wort verhallen, in seinen furchtbarsten Zeiten erstreckte sich das osmanische Reich vom Indischen Ozean bis über den Bakonyer Wald, von der Wüste Sahara bis in die russischen Steppen, und mochten immer Luthers Zeitgenossen umsonst vor der Stunde bangen, da im Herzen Deutschlands die junge Saat unter türkischen Hufen zerstampft würde, weit genug nach Westen griff die Macht des Krummsäbels.

Zu allem Unglück riß die Entwicklung der südosteuropäischen Völker gerade in dem Zeitpunkt ab, da die geschichtlichen Nationen, mit Ausbau und Urbarmachung ihrer Länder fertig, den Blick nach außen richteten und kühneren Aufgaben zuwandten. Als sich mit der Eroberung Konstantinopels klirrend der Riegel vor die Pforte schob, durch die bislang Asien und Europa ihre Waren ausgetauscht hatten, spürte Unternehmungslust und Erwerbsgier des Abendlandes auf anderen Wegen nach den begehrenswerten Gütern des Morgenlandes; mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und des neuen Weltteils Amerika veränderte sich das Antlitz des Planeten; in den Ländern, die vom Atlantischen Meer bespült wurden, preßte sich alle Lebenskraft und aller

Zukunftsdrang des Erdteils zusammen. Die Länder des Südostens aber waren von dem Blutkreislauf des Ganzen hoffnungslos abgeschnürt und wie ein verlorenes, absterbendes Glied eines sonst kräftigen Körpers der Beachtung fast entrückt; wo der Pestkordon verlief und die Wachttürme der Janitscharen sich erhoben, dort schnitt die Grenze Asiens mitten durch Europa. Die Völker, die hinter dieser Linie dahinlebten, verfielen der Vergessenheit; der Flugsand der Geschichte wehte über sie hin.

2.

Der eigenen Herrschaft für den Abschnitt beraubt zu werden, da nur sie die zeugenden Kräfte des Volkes zu bewahren und zu entwickeln versteht, und so auf die Stufe der Geschichtslosigkeit hinabgestoßen zu sein, war ein Schicksal, das den Slowenen freilich schon vor der Türkenzeit in den Tagen Karls des Großen widerfuhr. Ende des sechsten Jahrhunderts dem Osten entquellend und sich in die Alpentäler Krains, Kärntens und Steiermarks ergießend, sahen sie sich erst von den Bayernherzögen unterworfen, dann in die Botmäßigkeit des Frankenreichs und damit in den Kreis deutscher Herrschaft und christlicher Gesittung hineingezogen. Was es an slowenischem Adel gab, war in den Kämpfen ausgerottet worden oder ging jetzt schnell in dem Eroberer-volk auf. Dafür wurden weite Flächen Acker-, Wald- und Wiesenlandes als Lehen oder Geschenk an deutsche Große verteilt; neben den Bischöfen von Brixen und Salzburg, Passau und Bamberg, die nicht zag im Zugreifen waren, bauten die Grafen, Barone und Ritter von Mannerdorf und Rabensberg, von Hohenwart und Aufenstein,

von Gallenberg und Auersperg und ihrer viele noch auf dem slawischen Boden ihre Trutzburgen, deren allein Krain im siebzehnten Jahrhundert über ein Vierteltausend zählte. Die bald entstehenden Städte, Flecken und Märkte bekamen von Anbeginn deutsches Gepräge; auch deutsche bäuerliche Siedler setzten früh ihren Stab ins Land, und noch im vierzehnten Jahrhundert rodete ihrer eine Schar die Gebirgswildnis Gottschee und bildete fürder eine deutsche Insel im slawischen Meer.

Vor allem wurden die slowenischen Bauern ihres Eigens beraubt und zu zinsenden und fronenden Hinterlassen der deutschen Grundherrschaft gemacht; die Handvoll deutscher Geschlechter gründete ihre Macht und Herrlichkeit auf die Unterdrückung und Ausbeutung der slawischen Massen, denen übel genug mitgespielt wurde; zwischen Slawe und Sklave war wirklich der Unterschied nicht groß, und nur dank der hochfahrenden Nichtachtung des gemeinen Mannes konnte der adlige Geschichtschreiber Krains es nicht etwa der äußersten Armut, sondern vergnüglich dem Hang zur Abhärtung und philosophischer Lebensführung zuschreiben, daß das Landvolk auch Winters barfuß lief, auf „unsanftem hölztornem Bettwerk“ schlief und geringe und schlechte Speise, „wunderselten ein Stück Fleisch“ aß. Wie auf dem Rücken dieser windischen Bauern der ganze Ueberbau der deutschen geistlichen und weltlichen Kultur lastete, so lieferten, mit ihrem Schweiß und ihrem Blut zahlend, die Slowenen den Rohstoff der Geschichte, die ihre deutschen Herren machten. Ob die Feudalherren als Stände alle politische Macht in ihrer Hand vereinigten, ob sie von der fürstlichen Zentralgewalt wie im sieb-

zehnten Jahrhundert zu Statthaltern und Amtsvögten erniedrigt wurden, ob noch der alte deutsche Adel aus dem Vollen wirtschaftete oder später mit den Thurn-Valsassina, Valvasor, Coronini, Orsini-Rosenberg und ihresgleichen ein Nachschub italienischer Aristokratie die Oberschicht auffrischte, Fremdling und Unterdrücker blieb der Grundherr dem Bauernvolk in jedem Fall.

Anfangs war auch den Herren noch die slawische Mundart dieser Gaue geläufig; bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Kärntner Herzöge auf dem *Gosposvetsko Polje* und bei Krnskiograd unter alten slowenischen Formeln und der slawischen Ur-Demokratie entlehnten Bräuchen feierlich eingesetzt; die Görzer Stände leisteten noch 1564 den Eid auf Deutsch, Italienisch und Slowenisch, und auch vom Kärntner Adel hieß es noch 1658, daß er seinen Treuschwur in slowenischer Sprache ablegte. Aber im allgemeinen war Deutsch die stolze Sprache des Edelings, Slowenisch die verachtete Mundart des Knechts; deutsch sprach der Ritter und Herr, deutsch die Geistlichkeit vom Bischof bis herab zum Kaplan, deutsch der wohlhabige Bürger der Städte; Valvasor, der Historiker Krains vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, nannte als herrschend „zweyerlei Sprachen, nemlich die Slavonische oder Windische und die Teutsche, unter welchen beyden aber die letzte nur bei den Edlen und politen Leuten meistentheils gebräuchlich wie nicht weniger alle Rechtsführungen Teutsch ausgeführt, ingleichen alle Schrifften und Briefe in selbiger Sprache verfaßt werden; dahingegen die andre, nemlich die Windische oder Slavonische, sich der Dorff-Zungen und anderer gemeiner Lippen bedient“. Im Küstenland

und Görzischen trat Italienisch an die Stelle des Deutschen, aber da überall das Windische die Ausdrucksform des rechtlosen, besitzlosen, über die Achsel angesehenen „Pöfels“ war, fehlte der Volksmasse die Fähigkeit, über das Größte hinaus ein eigenes Leben im Wort zu gestalten; wenn nach Schlözer die Kultur unter den Völkern nicht eher anfängt, „als bis sie in ihren eigenen Sprachen schreiben“, so war Slowenisch eine Mundart im wahrsten Sinne des Begriffs, doch nimmer eine Schriftsprache.

Zu dem slowenischen Elend trug die Türkengefahr nicht wenig bei. Krain, Kärnten und Steiermark sahen in anderthalb Jahrhunderten weit über ein Dutzend Mal die wilden Horden des Ostens auf ihrem Boden fürchterlich hausen; bis Pettau drangen die osmanischen Renner und Brenner verwüstend vor und unter Laibachs Mauern tränkten sie ihre Pferde in der Save. Auch als unmittelbare Gefahr den slowenischen Landen nicht mehr drohte, zinsten sie mit Gut und Blut für die Abwehr des gemeinsamen Feindes der Christenheit. Dem blühenden Handel machte das Vorrücken der türkischen Grenze nach Westen schier den Garaus; die Straßen nach Süden und Südosten waren ganz gesperrt, die andern durch hohe Steuern und Zölle verammelt; bar Geld mangelte im Lande, und die Wege verkamen derart, daß sie kaum dürftigen Verkehr mit Saumtieren, geschweige mit Wagen erlaubten. Stillstand und Verfall war das Zeichen, das der Türke auch dem westlichsten und verschontesten Teil des Südslawentums aufpreßte.

3.

Weit härter traf die Gewalt der asiatischen Eroberer die Kroaten, die im Mittelalter erst unter Fürsten eigenen

Geblüts, dann unter den Anjous und Arpaden mit Ungarn durch das gleiche Herrscherhaus verbunden, einen Feudalstaat mit dem Schwergewicht an der Adria gebildet hatten. Da aber zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts mit Dalmatien ein wesentliches Stück Lebenskraft des Staates an Venedig verloren ging, zeigte er sich in der Folge um so weniger fähig, dem Andrang der türkischen Heere zu widerstehen. Ein Streifen Landes nach dem andern geriet unter die vernichtende Fremdherrschaft, und noch ehe in der Entscheidungsschlacht bei Udbina oder, wie es damals hieß, Burg Krbava 1493 die Blüte des kroatischen Adels in den Staub sank, sprach man klagend nur mehr von den *reliquiae reliquiarum*, den Ueberbleibseln der Ueberbleibsel des kroatisch-slawonisch-dalmatinischen Königreichs. Slawonien seufzte fast zweihundert Jahre unter dem schonungslosen Druck der Paschas, und in die Sandžaks Klis, Lika und Požega zerfiel zu Zeiten ein gut Stück des Landes, auf dem Kroaten siedelten.

Als 1526 bei Mohač auch die Ungarn eine nicht mehr wettzumachende Niederlage erlitten hatten, lag die Widerstandskraft all der kleinen und mittleren Staaten des europäischen Südostens, auf die der türkische Vormarsch gestoßen war, eine zerspaltene Lanze, am Boden. Ganz von selbst wandte alles, was noch atmete und die Glieder regte, Blick und Hoffnung zu den Habsburgern, mit denen die slowenischen Lande schon im dreizehnten Jahrhundert verknüpft und jetzt noch enger verkittet waren. Wie eine gewitterschwangere Wolke hing die von Suleiman dem Prächtigen drohende Gefahr über dem Januartag 1527, an dem die kroatischen Stände den

Habsburger Ferdinand zu ihrem König wählten, und der Beruf des Habsburgerstaates zum Grenz- und Schutzwall des Abendlandes gegen den Islam war, auf das Pergament einer dynastischen Erbordnung gebracht, noch Sinn und Inhalt der pragmatischen Sanktion, die 1712 zuerst die Kroaten anerkannten.

Der weltgeschichtlichen Aufgabe, die westliche Gesittung gegen die Barbarei des Ostens zu schirmen, konnten nur die Kräfte, Mittel und Verbindungen eines mächtigen Herrscherhauses genügen, aber die Mauer, die Habsburg gegen die Osmanen errichtete, war aus südslawischen Leibern gefügt und der Festungsgraben davor mit südslawischem Blut gefüllt. Nicht umsonst hatte Kroatien weithin den Ehrennamen eines *antemurale Christianitatis*, und durchaus zu Recht schilderte ein deutsches Bilderflugblatt des sechzehnten Jahrhunderts, wie sich die „windischen und krapadischen Bauern“ den Türken tapfer entgegenwarfen. In der Militärgrenze, mit der sich die habsburgischen Erblände seit Ende dieses Jahrhunderts umgürteten und die 1630 sehr zum Mißvergnügen der kroatischen Stände als besonderes Verwaltungsgebiet einzig dem Wiener Hofkriegsrat unterstellt wurde, wuchs ein knorrig kriegerischer Stamm von Soldatenkolonisten heran, die nicht nur ihrem ursprünglichen Zweck gemäß der stehenden Truppe der Janitscharen Schach boten, sondern in fast allen Kriegen des Hauses Oesterreich die Lücken stopften; im Feldheer Karls VI. fanden sich unter 82 000 Mann Fußvolk 45 000 Grenzer südslawischen Stammes, und etwas später konnten die fünfzehn Regimenter der kroatischen und slawonischen Militärgrenze im Bedarfsfall mühelos auf

80 000 Mann gebracht werden. Dazu kamen die Freikorps wie Trencks berüchtigte Panduren, die dem kroatischen Namen in Deutschland so unheimlichen Klang hinterließen, daß noch 1866 in Preußen mit dem Ruf: Der Kroat! die Angst erregt und die Leidenschaft aufgepeitscht werden konnte.

Wo auf kroatisches Gebiet der Fuß der Türken trat, wuchs kein Gras mehr. Als die Osmanen aus Slawonien herausgeschlagen waren, über das sie am längsten geherrscht hatten, lagen die fettesten Aecker brach, standen die fruchtbarsten Ländereien mit finstern Wäldern bedeckt, kündete Schutt die Plätze, wo sich zweihundert Jahre zuvor ein Dorf oder Marktflecken erhoben hatte. Aber da der Türkendruck auch den freigebliebenen Teilen Kroatiens mit ewigem Krieg, Verwüstung und Verwilderung Verfall des Wirtschaftslebens und Vormacht eines land- und artfremden Herrscherhauses bescherte, standen dort nicht minder alle Uhren still. Während in den westlicheren Ländern die Niederwerfung des ständischen Adels durch die fürstliche Gewalt im Bunde mit den Städten den Weg zur bürgerlichen Ordnung und zum nationalen Staat frei machte, erblühte für Kroatien kein Segen daraus, daß Wien die politische Selbstherrlichkeit des kroatischen Feudalismus brach, denn die Herrscher waren nicht durch gleiches Blut dem Volke verbunden, und auch die spärliche handel- und gewerbetreibende Schicht in den kleinen Städten bestand fast durchweg aus Deutschen, die zuerst Bela IV. im vierzehnten Jahrhundert in dichterem Schwärmen ins Land gezogen hatte, und die sich immer wieder in Gruppen oder einzeln auf kroatischem Boden niederließen.

Die bäuerliche Masse aber vermochte weniger noch als anderwärts Keime des Fortschritts in ihrem Schoß zu entwickeln, denn sie war unbarmherzig unter den Grundadel geduckt, der auch nach Schmälerung seiner politischen Macht seine sozialen Vorrechte unangetastet bewahrt hatte. Da ein einheimisches Bürgertum nicht aufkommen konnte, stand dem Magnaten oder Edelmann, der oft mit seinem halbe Tagereisen großen Gebiet und Trabanten, Husaren und Panduren einem wahren Landesherrn ähnelte, der arme, erbuntertänige, schollenpflichtige, von Robot und Zins fast erdrückte Bauer unvermittelt gegenüber, dessen elende, mit Schilf und Rohr gedeckte Hütten fremde Zeitgenossen den Behausungen der amerikanischen Wilden verglichen. Später trug das Wörterbuch der südslawischen Akademie aus dieser Zeit über hundert Benennungen für Fronden und Zwangsleistungen und 178 Bezeichnungen für Abgaben der Grundholden zusammen, und einer der seltenen kroatischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, Adam Tadija Blagojević, ließ die „*Pauerija*“ über ihre Grundherrschaft bitter stöhnen:

Sechs Tage zähl ich in der Woche,
zwei sind meine, vier sind ihr,
zwei sind schön, übel die vier.

Solange das den Osmanen 1699 und 1718 abgerungene Slawonien habsburgischer Militärverwaltung unterstand, war unter dem Druck der Hofkammer die Klage der Bauern allgemein, daß ihr Los schlimmer als unter den Türken sei, und während sich die Wagemutigsten als Räuber in die Wälder schlugen, wanderten ganze Familien und ganze Dörfer über Save und Bosna in den Herr-

schaftsbereich des Halbmonds zurück. Aber als um die Mitte des Jahrhunderts Slawonien wieder zu Kroatien kam, wurde das Land mit allem, was darauf wuchs und wimmelte, an große Herren meist deutscher, italienischer, magyarischer, selbst französischer Abkunft aufgeteilt, verkauft, verschenkt oder verpachtet; dem Fürsten Schönborn 20, dem Baron Imsen 25, dem Grafen Eltz 24 Dörfer; für den Grafen Cordona mußten die Bauern von 29, für den Grafen Caraffa die von 38 Dörfern roboten und fronen; der Graf Prandau strich den Zins von 45 Dörfern ein. Jetzt sehnten sich die Bauern, der Ausquetschung durch die unerbittlichen Verwalter eines Adels preisgegeben, der seine Einkünfte fern von seinen Besitzungen verpraßte, fast wie nach einer Wohltat nach der Härte der Militärbehörden zurück. Da der Geheime Regierungsrat Taube aus Wien in den siebziger Jahren das Land bereiste, fand er es zum Erbarmen entvölkert, auf einer deutschen Geviertmeile in Slawonien nur 203, in Syrmien gar nur 169 Menschen, und die Landwirtschaft ganz im Argen, weder Stallfütterung noch Düngung, weder Scheunen noch Dreschflügel im Brauch. Aber der wohlwollende und verständnisvolle, vom Geist der Aufklärung berührte Mann entrüstete sich nicht über die „angeborene Trägheit“ der Slawen, sondern schrieb der „unmäßigen Größe der adeligen Landgüter“ die Schuld für den jammervollen Anbau zu und benannte kühnlich als Quelle alles Uebels die Leibeigenschaft: „Bürger, Bauer, Soldat, alle sind leibeigen. Faulheit ist immer die treue, untrennbare Gefährtin der Leibeigenschaft. Man führe Freyheit und Eigentum ein. Beyde sind ein Vorrecht vernünftiger Geschöpfe. Ein solches Geschenk wird die Slawonier

fleißig und arbeitsam machen: die Bevölkerung wird schnell wachsen und das Land blühend werden."

Einzig die Zins- und Fronpflicht band die Masse des Landvolks an die Handvoll Magnaten und Barone, die sich allein als *Natio Croatica* fühlten und eher ihr Streitroß als ihre untertänigen Bauern für einen Bestandteil der Nation erklärt hätten. Ob sie sich auch gern als gute Patrioten aufspielten, ihr Vaterland umschloß, den Begriffen des Mittelalters entsprechend, nicht die Volksgemeinschaft, sondern lediglich den Geltungsbereich der *municipalia jura et statuta regnorum Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae*. Stellte der Adel neben der höheren Geistlichkeit das kroatische Staatsvolk dar, so verblaßte seine kroatische Farbe doch immer mehr nicht nur durch Aufnahme deutscher, magyarischer, italienischer und französischer Herren in seine Reihen, sondern auch durch Entfremdung der oft mit auswärtigen Geschlechtern versippten einheimischen Herren von Art und Sprache der Heimat. Der deutsche Grundherr konnte dem slowenischen Bauer innerlich nicht ferner stehen als der kroatische Edelmann dem kroatischen Kmeten. Wohl warf er den Knechten noch seine Befehle in der knechtischen Mundart des gemeinen Mannes zu, aber die Verhandlung der Komitatsversammlungen und Landtage stolzierte auf den Stelzen eines nicht gerade Ciceronianischen Lateins einher, und ein barbarisches Kauderwelsch von Latein, Deutsch und Kroatisch diente als Umgangs- und Briefsprache. Je weniger dieser Adel mit den schaffenden Ständen des Landes und den wirkenden Mächten der Zeit zusammenhing, desto unbedenklicher ergab er sich einem Schmarotzerleben ohne Zaum und Zügel. In Zech-

gelagen, bei denen der Becherlupf mit todernsten Formeln umkränzt war, verflackerte diese Sippe ihre Kraft; was höhrend der ihren einer sang:

Sto težaci prideluju,
naj ležaci nasladuju,

befolgte sie nur allzu gern:

Was die Knechte erraffen,
mögen die Faulenzer verprassen!

Dennoch riß durch die Zähigkeit, mit der sich die verkommene Adelsschicht an ihre Privilegiensammlung, kroatisches Staatsrecht genannt, klammerte, die Ueberlieferung des kroatisch-slawonisch-dalmatischen Königreichs nie ganz ab; der fortlebende Staatsrechtsgedanke verhinderte bei aller mittelalterlichen Begrenztheit, daß die abgestückelten Landesteile ins Nichts fielen, und bewahrte die Kroaten davor, so tief in der Geschichtslosigkeit zu versinken wie ihre westlichen oder ihre östlichen Nachbarn.

4.

Denn über die serbischen Lande hinrollend, ließ die Osmanenflut kein winziges Fleckchen frei. Zwar fristeten nach den Unglücksschlachten an der Marica und auf dem Kosovofeld einzelne serbische Staaten noch ganze Menschenalter hindurch ein kümmerliches Dasein, aber 1459 schlug mit dem Fall Smederovos der Raška das letzte Stündchen, 1463 legten die Türken ihre Hand auf Bosnien, 1482 ging die Hercegovina in ihren Besitz über, und 1499 sank der letzte Serbenstaat an der Adriaküste, die Zeta, dahin. Trotz aller Wandlungen wandelte sich durch die Eingliederung in das Sultansreich am wenigsten in Bosnien, wo die einheimische Adelsschicht, meist der

ursprünglich demokratischen und obrigkeitsfeindlichen Bogumilensekte zugetan. Vorrang und Vorrechte durch Uebertritt zu dem Glauben der islamischen Herrenkaste zu retten unternahm. Wohl behielten diese bosnischen Bega und Agas die slawische Sprache ihrer Väter bei, und mancher wußte auch, zu hohen Würden emporzusteigen wie der berühmte Großvezier Mehmed Sokolović, seinen Stammesbrüdern manchen Vorteil zuzuwenden, doch im ganzen schlugen diese neuen Türken der Volksmasse gleichen Bluts, auf deren Nacken sie ritten, die Sporen eher noch grausamer ins Fleisch als die aus Asien gekommenen tatarischen Eroberer.

In den andern serbischen Landesteilen spülte die türkische Welle alle politischen und sozialen Pfeiler der bestehenden Staatsgebilde hinweg; die sorgsam gestufte und gegliederte Ordnung der serbischen Feudalstaaten mit Herrschern und Hofämtern, weltlichen und kirchlichen Großen, Rittern und Bürgern, schollenpflichtigen Bauern und schweifenden Hirten zerbrach; wer Grund und Boden besaß, ward zum Bettler; wer Gewalt über andere hatte, ward ohnmächtig; alles verschwand in dem unterschiedslosen Grau der Raja, der rechtsbaren und besitzlosen, steuernden und fronenden Herde. Das ganze serbische Volk, wie es lebte und lebte, verwandelte sich in einen gebundenen Sachwert, von dessen Zins die Kriegerkaste der Osmanen, die Spahis, auf dem Wege über die Lehensgüter ernährt wurde.

Die Zersplitterung der serbischen Lande in Adels-herrschaften und die Kämpfe feudaler Herren untereinander hatten den Türken das Vordringen ebenso erleichtert wie die Widerstandsunlust vieler Bauern, die

zwar, anders als der Leibeigene im Abendland, nach des Zaren Dušan Gesetz gegen jedweden, Edelmann, Kirche und Fürsten, vor Gericht klagen durften, aber doch stets härteren Druck und schwerere Plage hatten schleppen müssen. Jetzt erkannte männiglich mit Schrecken, daß das neue Halseisen ganz anders würgte als das alte Joch. Neben dem allmächtigen und hochfahrenden Herrenvolk war die Raja ein Nichts. Waffen zu führen, einen Moslem vor den Richter zu laden, die Farben Rot und Grün zu tragen, blieb ihr verwehrt; vor dem Rechtgläubigen hatte der Christenhund vom Reittier zu springen, seines Hauses, seines Weibes war er keinen Augenblick sicher, und sein Leben, das nach dem Koran als verfallen galt, mußte er mit der Kopfsteuer immer aufs neue erkaufen. Selbst unter dem jungen Nachwuchs des Serbentums hielt der Türke, sachverständig prüfend, seine Auslese, bestimmte die wohlgestalteten Mädchen den Harems seiner Großen und wies die kräftigen Knaben dem Dienst bei den Janitscharen zu; dieses vielberufene Fußvolk ergänzte sich so sehr aus Südslawen, die zum Islam gepreßt waren, daß als Verkehrssprache der Truppe lange Serbokroatisch galt.

Ein französischer Reisender des vierzehnten Jahrhunderts hatte Serbien als ein Land gepriesen reich an Getreide, Wein, Oel und Fleisch, angenehm durchströmt von Quellen und Flüssen, geschmückt mit Wäldern und Wiesen, Hainen und Bergen, voll von Wild; schon die Kirchen und Klöster, die den byzantinischen Baustil aufs glücklichste weiterentwickelten, sprachen davon, daß eine höhere Gesittung hier Wurzel geschlagen hatte. Unter dem Halbmond aber ertötete in dem an sich rührigen

Volke der leidige Zwang, für fremde Herren zu schanzen, jeden Schaffensdrang. Schon als Stephan Gerlach 1573 als Prediger im Gefolge eines kaiserlichen Gesandten von Wien über Ofen, Belgrad, Niš und Sofia nach Konstantinopel zog, fand er in den „Raitzen“ „schieß halb wilde Leute mit langen Haaren“, barfuß gehend und nur mit einem Stecken bewehrt, und schilderte sie als „deß Landes rechte Inwohner, von den Türken sehr geplagte Leute, haben nichts denn die tägliche Nahrung, darum auch das schöne Land von Thälern und Hügeln der mehrertheil ungebaut liegen bleibt, weil sie keinen Nutzen haben und die Türken ihnen alles nehmen“. Verfall des Ackerbaus, Ausdehnung der Brachflur, Ueberwucherung des Waldes, Verödung der Städte, Entvölkerung des Landes, Verschüttung der Handelswege, Lichtung des Viehbestandes durch die Salzsteuer, Untergang des Bergbaus durch die Fronarbeit — vollständige Lähmung des Wirtschaftslebens durch die türkische Barbarei ließ das Blut träge durch den geschwächten Leib des Serbenstammes schleichen.

5.

Als die Serben der letzten Reste ihrer Freiheit beraubt wurden, waren die Bulgaren schon mehr als hundert Jahre unter die türkische Herrschaft gebeugt. Da die im sechsten Jahrhundert über die Donau gekommene Herrenrasse südtürkischer Abkunft, die Boljaren, längst von der unterworfenen südslawischen Bevölkerung aufgesogen war und deren Sprache und Sitte so angenommen hatte, daß bereits um das Jahr 900 der Zar Simeon ganz als Slawe mit der zeitüblichen byzantinischen Bildung er-

schien, fanden sie nicht mehr Schonung als die anderen, wurden niedergemacht, in die Sklaverei verkauft oder durch Enteignung und Entrechtung zur Raja hinabgestoßen. Ganz wenige legten ihren Glauben ab und verschwanden völlig im Islam, während die später nach einem Aufstand mit Gewalt bekehrten Pomaken am Balkan- und Rhodopegebirge doch Zunge und Art der Väter nicht ließen.

Die gebundenen bulgarischen Bauern hatten die vorrückenden Türken nach listigem Brauch mit dem Versprechen der Freiheit gegen die eigenen Grundherren aufgewiegelt, und da das Landvolk anfangs nur niedrigen Zins zahlte, des Kriegsdienstes ledig ging und die Ruhe nach der Unruhe wohltuend empfand, glaubte es wirklich, ein dunkles mit einem lichten Los vertauscht zu haben. Von den begünstigten Pächtern des Staats- und Kirchenlandes gelang es mehr als einem, sich mit der Zeit freizukaufen. Auch die Händler und Handwerker in den Städten kamen nicht schlecht weg, da den Türken die goldenen Dukaten der Kriegsbeute locker in der Tasche saßen. Endlich wurde aus der Masse des Bulgarentums eine von Abgaben und Pflichten befreite Schicht herausgehoben, die den Osmanen als Troßknechte, Paßwächter, Grenzer, Waldhüter, Dolmetscher, Brückenbauer, Fergen, Falkenzüchter oder als Aufseher schlechthin, als „Raja-Meister“, Dienste leistete.

Aber je weniger der Krieg den Krieg ernährte und je mehr sich der Raubritter des türkischen Heeres in einen Zinseintreiber verwandelte, desto unerträglicher ward der Druck, der den Bulgaren bis auf die Knochen drang,

weil sie am frühesten unters Joch gerieten, dem Mittelpunkt der osmanischen Macht am nächsten lagen und an den wichtigsten Heerstraßen saßen. Der Freikauf von Pachtbauern hörte auf, und die Unsicherheit des Eigentums dörrte den Handel aus und verödete die Märkte. Mit Staats-, Verwaltungs- und Kriegssteuern, mit ordentlichen und außerordentlichen Abgaben, mit Frondiensten und Spannleistungen bis zum Niederbrechen belastet, von den habgierigen Steuerpächtern bis aufs Blut geschunden, schleppte sich die arme bulgarische Raja ihres Weges und war um so endgültiger dem Zwange verfallen, den hungrigen Krähenschwarm aus den wilden Steppen Asiens, der sich in dem „Goldenen Rumili“ niedergelassen hatte, durchzufüttern, als schon Murad I. türkische Siedler in die östlichen Teile der Marica-Niederung gewiesen und Bajazed I. die Striche am Fuße der Sredna Gora und des Balkans mit Osmanen bevölkert hatte; was keinem andern südslawischen Stamme widerfuhr, eine runde Million Türken schlug nach und nach unter den Bulgaren ihren Wohnsitz auf. Bedingungsloser ins Morgenland hineingeschleudert, hoffnungsloser vom Abendland abgetrennt als Serbe oder Kroat, gewann der Bulgare über sorgsamer Wartung des Viehs und fleißiger Bestellung des Ackers den Ruf, unter aller südslawischen Raja der ruhigste und ergebenste zu sein. Auf der Reise durch ihr Gebiet sah Gerlach ihre „schlechten Hüttlein auf dem Boden, nur mit dürrer Gras bedeckt“ und nannte sie „ein Sklav- und Knechtisches Volck, daß nichts tut, man poch und schlag es dann zuvor, alsdann rennen und laufen sie und bringen, was man haben will, zuvor thun sie kein gut“.

Nicht nur flohen in weiten Strichen des von den Osmanen besetzten Gebietes die Menschen ins Dunkel der Wälder, nicht nur verzogen sich die Dörfer in die Unzulänglichkeit der Berge, sondern dank der Unterbindung aller wirtschaftlichen Entwicklung bildete sich auch das gesellschaftliche Sein der Südslawen zu Formen zurück, die sie bereits auf dem Wege von der ursprünglichen Stammesverfassung über den Lehns- und Ständestaat zum bürgerlichen Gemeinwesen hinter sich gelassen hatten. Die *Zadruga*, die Hausgenossenschaft, der gemeinsamen Ausnutzung durch Blutsbande vereinter Arbeitskräfte entsprungen, erfüllte sich mit neuem Leben, denn die geschlossene Großfamilie hatte gegen Steuerforderungen wie gegen Gewalttaten der türkischen Herren einen leichteren Stand als der Einzelne oder die Einzelfamilie. Fortan bewegte sich darum für Jahrhunderte im Rahmen der *Zadruga* das ganze eigene Dasein des kroatischen, serbischen und bulgarischen Landvolkes; sie war und blieb das stärkste Mittel seiner Selbstbehauptung in bösester Zeit und entwickelte mit dem starken Gefühl für gegenseitige Hilfe im Südslawen, da die *Zadruga*-mitglieder den Hausvater in freier Wahl erkoren und vor jeder wichtigen Entscheidung gehört wurden, den unbedingt demokratischen Sinn. Auch in der Militärgrenze wurde die Hauskommunion, wie sie im k. k. Amtsdeutsch hieß, die Zelle der sozialen Verfassung. Bei den Slowenen dagegen erstand sie so wenig aus dem Grabe wie in Montenegro, dessen rauher, unfruchtbarer Karstboden der Bildung größerer Hausgenossenschaften widerstrebte und

wo dafür lange noch die alte Stammesgliederung, die Gentilorganisation der Urzeit, blühte.

7.

Bei den Untertanen der selbständigen Südslawenreiche des Mittelalters hatte ein Zusammengehörigkeitsgefühl um so weniger emporspriessen können, als oft derselbe Gau in kurzen Zwischenräumen aus einer Hand in die andere überging. Die Kroaten herrschten gelegentlich bis zum Drinfluß in Albanien, und im vierzehnten Jahrhundert war eine knappe Weile sogar das bulgarische Siedlungsgebiet zwischen Balkan und Donau eine kroatische Banschaft; das bosnische Reich umfaßte Stücke Westkroatiens und Dalmatiens; der Serbenstaat Dušans reichte im Norden an der Adria bis Ragusa und griff über ganz Makedonien bis Thessalien hinüber, und unter des Bulgarenzaren Simeon Szepter stand ganz Serbien und sogar ein Stück Bosniens und Slawoniens. In den trüben Jahrhunderten der Türkenzeit zerfiel vollends das lang hingestreckte Ganze des Südslawentums in kleine und kleinste Teilchen, deren keines vom anderen überhaupt wußte. An sich schon empfanden sich im Zeichen der Grundherrschaft die Bauern jedes Gutes und Dorfes als besondere Gemeinschaft, die *Zadruga* bedeutete abermals Einkapselung in engsten Bezirk, die kroatische Verfassung, jedes Komitat mit eigenem Wappen und Banner ein Staat für sich, begünstigte den Hang zur Sonderung, und wenn selbst bei den schnell sich italienisch färbenden Anfängen eines südslawischen Bürgertums an der Adria in jeder Stadt abwehrender Kantönligeist gedieh, so war die Volksmasse zwischen Isonzoquellen und

Pontus als Vielheit nicht beachteter Untertanen, als Haufe von Pachtsklaven, als Summe kaum gezählter Bauern, als Dünger fremder Herren und Rohstoff fremder Geschichte alles andere als ein mit Bewußtsein erfüllter zusammenhängender Körper.

Freilich quirlten abseits der Vermischung mit Romanen, Albanern und Magyaren stete Wanderungen das Blut der Südslawenstämme redlich durcheinander. Der Trieb, sich dem schnöden Druck der osmanischen Herrschaft zu entziehen, drängte immer wieder größere und kleinere Scharen der Raja mit Kind und Kegel auf die Suche nach Landstrichen, in deren Luft das bißchen Atmen leichter war. Neben nicht unbeträchtlichen frühen Verschiebungen im Innern des bulgarischen Gebietes zogen Schwärme des östlichsten Südslawenstammes über die Donau nach der Walachei und Bessarabien. Aus Altserbien wie aus Westmakedonien ergossen sich breite Wanderströme in das Gebiet zwischen Morava und Drina; Zuzügler aus Bosnien und Dalmatien wie aus den Moravastrichen wiederum schlugen ihre Zelte in Westslawonien auf; auch Südungarn wurde, Banat, Bačka und Baranja, serbisches Siedlungsland. Flüchtlinge aus den montenegrinischen und hercegovinischen Karstgegenden, Uskoken genannt, tauchten schon im sechzehnten Jahrhundert im Westen Kroatiens und im Norden Dalmatiens bis zu den Adriainseln auf und mengten sich nebst Schicksalsgenossen aus den türkisch gewordenen Teilen Kroatiens und aus Slawonien unter die Slowenen.

Die Venezianer begrüßten die Uskoken Dalmatiens als brauchbare Söldner im Kampfe gegen die Osmanen, und

auch die Habsburger nahmen sie aus dem gleichen Grunde mit offenen Armen und vielen Versprechungen auf. Doch der kroatische Adel sah keineswegs wie die krainischen Stände in den Fremdlingen aus der Türkei ein „edles klainot“; da sie, auf die zugesicherten Privilegien pochend, dem ihnen zugedachten Joch der Leibeigenschaft heftig widerstrebten, und da es auch sonst mancherlei Anstände gab, führten diese Wanderungen keineswegs überall zu einer Verschmelzung der Angehörigen verschiedener Stämme, aber im ganzen bereiteten sie ein Gemisch vor, aus dem sich später mit Ueberwindung der Stammesgegensätze das südslawische Volk entwickeln konnte.

Nicht zuletzt trugen die Auswanderer ihre zur Sage abgeblaßten geschichtlichen Erinnerungen über die ganze Länge und Breite des südslawischen Wohngebietes und schufen so wenigstens die flüchtige Wolken Spiegelung einer geistigen Einheit. Die Volkslieder voll wehmütiger Klage um Vergangenes und voll fröhlicher Hoffnung auf Zukünftiges, in denen die arme, elende, verachtete Raja in der dornigen Zeit der Türkenübermacht ein zweites freies, gesteigertes Dasein lebte, wurden Gemeingut aller Stämme; der Fischer, der am Klippenstrand der Adria sein Segel richtete, sang so gut von der Kosovoschlacht wie der Pflüger in der fetten Ebene des Banats, und im Herzen von Bulgaren wie Serben, von Kroaten wie Slowenen klang die Mär von dem Helden Kraljević Marko, der, ein südslawischer Rotbart im Kyffhäuser, im Bergesinnern der Stunde des Erwachens und der Befreiung des Volkes entgegenschläft.

Auch die Mundarten verschoben sich durch die Wanderungen und wirkten so wenigstens etwas der Neigung zu wechselseitiger Entfremdung entgegen, die sich aus der Vereinzelung jedes Gaues und jedes Dorfes ergab. Wenn dabei die Slowenen am meisten einbüßten, da der vordem in ganz Slawonien gesprochene, zur slowenischen Gruppe gehörende Dialekt durch die Bevölkerungsbewegung aus Südosten bis auf die westlichen Komitate Kroatiens zurückgedrängt wurde, so entbehrten die Stammesbezeichnungen Slowene, Kroate, Serbe und Bulgare im achtzehnten Jahrhundert noch der scharfen Ausprägung späterer Zeiten; wie man bei den Serben die Hirten Walachen, in der Vojvodina die Krämer Griechen nannte und vielfach Bulgare für die gedrückteste Raja schlechthin verwendete, so waren für den Südslawen wie erst recht für den Fremden die Benennungen nach Stämmen oder Landschaften unklar, nebelhaft und veränderlich. Auf dem südslawischen Gebiet bis Konstantinopel zählte um 1500 der Baron Sigismund Herberstein Dalmatiner, Bosnier, Kroaten, Istrianer, Küstenländer, Krainer, Kärntner, Steirer, Ratzen und Bulgaren auf, und dreihundert Jahre später teilte ein deutsches wissenschaftliches Handbuch der europäischen Türkei die „illyrischen Slawen“ in den kroatischen und den serwischen Stamm, zu deren erstem die Kroaten, die Dalmatiner, die Istrier von Fiume und die Einwohner von Ober-Slawonien, zu deren zweitem „die Servier, die Bosnier, die Bulgaren, die Uskokken, die Morlachen und die slawischen Walachen“ gerechnet wurden. Aehnlich ging es mit der Sprache.

Wenn die Oesterreicher in der Militärgrenze, ohne sich erst den Kopf zu zerbrechen, häufig von der „in hiesiger Graniz üblichen Landessprache“ redeten, so galt in manchem südslawischen Gebiete die heimische Mundart ganz allgemein als slawisch; Ragusa gebrauchte Jahrhunderte für seinen serbokroatischen Dialekt die Bezeichnung *Slovinski*, und noch im achtzehnten Jahrhundert ließ Bischof Petretić das für die Agramer Kirche bestimmte Evangelistarium in „die slowenische“, also die slawische Sprache übersetzt sein. Als geläufige Sprache in Krain und den angrenzenden Strichen führte Valvasor außer dem „Crainerischen“ gesondert das „Illyrische“, das „Kroatische“, das „Sclavonische“, dann das „Dalmatische“ und endlich das „Histrianische“ auf; nicht drei Menschenalter später meinte der Regierungsrat Taube, die Wahrheit schon eher streifend, von Slawonien: „Die Hauptsprache des Landes ist die illyrische, eben dieselbe, welche in Albanien, Dalmatien, Croatien, Bosnien, Servien und in einem Teile der Bulgarey als die Muttersprache, jedoch nach vielerley Mundarten geredet wird. Zwischen allen diesen Mundarten ist ungefähr ein ebensolcher Unterschied als zwischen der sächsischen, fränkischen, rheinländischen, schwäbischen, bayrischen und österreichischen Mundart.“ Aber selbst die Sprachwissenschaft glaubte bis weit in das neunzehnte Jahrhundert auf Grund einer reichlich trüben byzantinischen Quelle, daß in die ursprünglich in die Balkan-, Donau- und Alpenländer eingewanderte einheitliche Slawenmasse die später eindringenden Serben und Kroaten einen Keil getrieben hätten; den Kopitar und Miklosich galt als Gewißheit, daß deshalb hier das Slowenische und Bulgarische, dort

das Serbische und Kroatische einerlei Ursprungs sei. Erst vor knapp drei Jahrzehnten hob Jagić, das allgemein gültige Gesetz der Entwicklung auf die Sprache anwendend, die Wahrheit ans Licht, daß alle Mundarten zwischen Triglav und Pontus, verbunden durch die gemeinsame Konjunktion *da* = daß, unmerklich die eine in die andere übergehen; ewig ein Unding, festzustellen, wo Slowenisch aufhört und Kroatisch anfängt, wo der Scheidestrich zwischen Kroatisch und Serbisch verläuft, wo die Sprache nicht mehr Serbisch und schon Bulgarisch ist.

Alle südslawischen Mundarten flossen so nahe nebeneinander her und hingen durch so viel unterirdische Wasseradern zusammen, daß sie sich mühelos in das Strombett einer einheitlichen Schriftsprache hätten ergießen können. Aber ehe es dazu kam, riß die natürliche Entwicklung des Volkes mitten durch. Zwar umfaßte der makedonische Dialekt, den im neunten Jahrhundert Kyrills und Methods Uebersetzung der heiligen Schriften zur Kirchensprache gemacht hatte, eine Zeitlang nicht nur die Bulgaren und Serben, sondern auch die Kroaten in Dalmatien, im Küstenland, in Istrien und auf den Adria-Inseln und drang mit der slawischen Liturgie und der glagolitischen Schrift für eine kurze Spanne bis zu den Kroaten im Festlandsinnern und sogar zu den Slowenen in Krain vor. Aber nahm an sich schon Kirchen-slawisch bei den Südslawen den Platz nicht in, sondern über dem Volke ein, auf dem bei den Deutschen im Mittelalter Latein stand, und wurden in ihm durchweg geistliche Werke von Mönchen für Mönche geschrieben, so brach zudem diese literarische Einheit mit der end-

gültigen Spaltung der Christenheit in eine östliche und westliche Kirche auseinander. Schon vorher hatten Rom und Byzanz eifrig um die Seele der Südslawen gerungen, und wie die Serben Diokleas drei Jahrhunderte zwischen Ostrom und Westrom schwankten und noch der Nemanjide Stefan sich 1217 seine Krone vom Papst holte und selbst der Bulgarenfürst Boris im neunten Jahrhundert sich Rom zu nähern suchte, so flackerte auch bei den Kroaten namentlich Dalmatiens immer wieder Neigung zu Byzanz auf, solange sich seine Macht über die Adria und ihre Küstenstädte erstreckte. Fast im gleichen Jahre allerdings, in dem sich die Bulgaren für Byzanz entschieden, wandten sich die Kroaten dauernd Rom zu und gebrauchten fortan für ihre Urkunden und Liturgien Latein als die allgemeine Bildungsschrift und -sprache des Abendlandes, während sich der slawische Kirchengesang und die glagolitischen Buchstaben nur auf einem kleinen Fleck Norddalmatiens behaupteten. Nach dem unwiderruflichen Schisma wurden die Anhänger der östlichen Kirche, Bulgaren und Serben, auch durch Aneignung der kyrillischen Schrift, fälschlich nach dem Slawenapostel Kyrill genannt, von ihren westlichen Blutsbrüdern getrennt, und die Türkenherrschaft vollendete durch Ausdörrung alles geistigen Lebens bei der Raja diese Scheidung.

9.

Unter den beherrschten Völkern des Osmanenreiches errangen sehr bald die Griechen eine Vorzugsstellung, da sich nicht nur die fanariotischen Kaufherren mit stets offener Börse in die Gunst des Sultans zu stellen wußten,

sondern sich auch das ökumenische Patriarchat mit der Zuchtrute Gottes die unterworfenen Raja zu ducken erbot. In dem türkischen Konstantinopel wurde der Oberhirte der orthodoxen Christen mit stattlicherer Machtvollkommenheit, auch in manchen weltlichen Dingen, umkleidet als je zuvor, und erfuhr er auch ab und zu kräftigen Aderlaß, so verstand es die noch ins letzte Dorf reichende Saugpumpe der Kirche, aus der Masse der Gläubigen alles wieder mit Zins und Zinseszins herauszuholen. Die Bulgaren, die bereits 1393 die Unterdrückung ihres selbständigen Patriarchats zu Trnovo und den Uebergang seiner Sprengel in die Gewalt des ökumenischen Patriarchats erlebt hatten, bekamen als erste zu schmecken, in welchem Maße sich bei der griechischen Klerisei Fäulnis, Bestechlichkeit und Raffgier mit Geistes-trägheit, Unbildung und Roheit paarten; in der Behausung des Mitropolitens von Philippopel fand Gerlach kein einziges Buch, und der Bischof von Adrianopel weigerte sich, als des Schreibens nicht kundig, in des Deutschen Stammbuch seinen Namen einzutragen. Das sogenannte bulgarische Patriarchat von Ochrid aber war schon vor dem Einbruch der Türken den Griechen in die Hände gefallen und wurde mit jedem Jahre mehr ein Hochsitz des Hellenentums; seit 1555 bereits führte es seine Bücher auf Griechisch, und längst war in seinem Bereich im siebzehnten Jahrhundert Griechisch die Amts- und Kirchensprache; wie schon seit Jahr und Tag ein Slawe unter den Würdenträgern von Ochrid nicht mehr vorkam, so wurden Griechen oder vergriechte Slawen auch unter dem Popentum immer mehr die Regel. Die einzige Bildungsschicht des bulgarischen Volkes, die die

Flamme geschichtlicher Ueberlieferung hätte hüten können, war nicht mehr bulgarisch.

Den Serben dagegen widerfuhr 1557 das Glück, daß ein Berat des Sultans auf Betreiben des Veziers Mehmed Sokolović, eines bosnischen Südslawen, das seit über einem Jahrhundert erloschene Patriarchat von Peć erneuerte und den Christ gebliebenen Bruder des Veziers, Makarije, zum ersten Patriarchen bestellte. Durch Klugheit und Geschick wußten Makarije und seine Nachfolger den Machtbezirk des Patriarchats auf alle Gebiete zwischen Plattensee und Drin, zwischen Theiß und Adria auszudehnen, wo Serben, auch neu zugewanderte, wohnten; mit Syrmien, Bosnien und der Lika lagen Gaue innerhalb seiner Grenzen, an die das vom Zaren Dušan gegründete alte Patriarchat nie gerührt hatte. Da es die Kirchenfürsten nicht nur verstanden, den Einflüssen der Griechen zum Trotz slawisches Wesen zu wahren, sondern häufige Amtsreisen des Patriarchen und seiner Exarchen, Erzbischöfe und Mitropoliten zu den einzelnen Klöstern und Gemeinden auch eine Ahnung von Zusammengehörigkeit zwischen den Serben schufen, war das Patriarchat das einzige Gefäß, in dem sich das Geistige des Serbenvolkes sammelte. Aber am Ende blieb es doch ein Glaubensband, das die Patriarchatsanhänger von Peć umschlang; nicht weil sie zunächst Serben, sondern weil sie Orthodoxe waren, fühlten sie sich als Glieder einer Gemeinschaft. Auch floß das geistige Leben bei Bulgaren wie bei Serben in diesen Jahrhunderten der Knechtschaft in allzu dünnen Rinnsalen, um dürres Land zu befruchten. Im abendländischen Kulturkreis waren die Geister entbunden, neue Welten des Denkens taten sich auf, und

unter großen Erschütterungen, Humanismus, Renaissance, Reformation, bebte die Erde, aber wo der türkische Pascha über die Leiber herrschte und der griechische Pope über die Seelen gebot, war jede geistige Entwicklung verschüttet und eingefroren. Auf bulgarisches Gebiet gelangte überhaupt keine Druckpresse; bei den Serben wurden nach dem ersten Buch *Oktoich*, das 1494 durch Gutenbergs Kunst irgendwo in Montenegro zur Welt kam, wohl in ein paar Klöstern noch ein paar Gebetbücher abgezogen, aber ganz allgemein dienten schon im sechzehnten Jahrhundert wieder Tinte und Feder zur kümmerlichen Vervielfältigung der wenigen liturgischen Werke.

Was grausame Rachgier der türkischen Herren gelegentlich an einzelnen unterworfenen und widerspenstigen Südslawen verübte, daß sie ihnen die Zunge heraus schnitten, war hier ganzen Stämmen geschehen: sie waren stumm geworden.

II.

Die Selbstbesinnung der geschichtslosen Nation

Soweit die Südslawen nicht jenseits der osmanischen Grenze von aller Welt abgeschnitten lebten, wurden ihre Gestade von den neueren Geistesströmungen wenigstens genetzt.

1.

Den Strichen an der Adria, die unter der Herrschaft Venedigs oder doch unter dem Einfluß romanischer Gesittung standen, war die strahlende Mitte des Humanismus und der Renaissance zu verführerisch nah, als daß sie sich nicht der italienischen Freude an der antiken Beseelung des Lebens willig erschlossen hätten. Längs der dalmatischen Küste, zumal in Spalato und Zara und auf der Insel Lesina, vornehmlich aber in der Patrizier- und Kaufmannsrepublik Ragusa, die sich Unabhängigkeit und Freiheit von den Mächtigen ringsum immer wieder mit goldenen Händedrücken zu erkaufen wußte, erblühte seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine weltliche Dichtung, die mit den Gundulić, Palmotić und Djordjić zwei Jahrhunderte später ihren stolzen Scheitelpunkt erreichte. Den Schöpfern dieser Literatur, die mit den Besonder-

heiten des štokawischen Dialekts in Ragusa, des čakawischen im übrigen Dalmatien geschrieben wurde, war das Volkslied nicht unbekannt; die Taten serbischer Despoten und kroatischer Bane klangen in ihren Werken an; von Marko Kraljević kündete mehr als ein Vers, und wie Gundulićs „Osman“ hallte mancher Heldensang von der großen Türkennot wider. Aber wenn hier etwas wie ein südslawisches Gemeinschaftsgefühl aufzudämmern schien, so war es doch nur ebenso eine tote Frucht vom Baum der Gelehrsamkeit wie eben damals der nebelhafte Panslawismus des Juraj Krizanić, eines kroatischen Jesuiten aus der Karlstadter Gegend, der sich mit der Erfindung einer für alle Slawen passenden Sprache abplagte, und des Ragusaner Benediktiners Mavro Orbini, der lustig Goten, Schweden, Vandalen und Burgunder nebst vielen andern Völkern in den Topf des Slawentums warf. Im ganzen war diese Dichtung, die sich in biblischen Tragödien, in Komödien, Epen, Schäferspielen, Satiren, Idyllen und Lyrik ausgab, nach Form und Inhalt nur ein Abklatsch der zur selben Zeit in Italien gedeihenden Literatur; jedes einzelne Werk hatte sein italienisches Vorbild, und viele Poeten dieser Plejade schrieben ihre Strophen auch auf Italienisch oder Lateinisch. Am wenigsten zog diese Treibhauspoesie ihre Säfte und Kräfte aus dem Mutterboden des Volkes, dem ihre Verfasser, ein wenig blasse und blutleere Patrizier, innerlich sehr fern standen, und mußte in ihrer Wirkung schon räumlich begrenzt sein, weil viele ihrer Werke Jahrhunderte nur handschriftlich verbreitet wurden. Der Flügellöwe Venedigs trug zwar in seinen Tatzen ein Buch, duldete aber in den ihm unterworfenen Gebieten keineswegs die Auf-

stellung von Buchpressen, und da auch der Beschluß des Ragusaner Senats von 1568, der Kunst Gutenbergs eine Heimstätte zu errichten, Papier blieb, bekam Dalmatien erst 1782 die erste Druckerei.

2.

Wie Humanismus und Renaissance aus dem nahen Italien zu den Südslawen Dalmatiens ihre Strahlen sandten, so wurden die Slowenen von der Reformation aufgerührt, da sie Nachbarn des Mutterlandes dieser geistigen Umwälzung waren. Zwar war wie anderwärts in den habsburgischen Erbländen Luthers Lehre, die auch das zumeist deutsche Bürgertum der Städte im Slowenischen ergriff, für den Adel Krains, Steiermarks und Kärntens nur ein vorgehaltener Schild, hinter dem er für die größere Unabhängigkeit der Stände von der Herrschermacht focht, und der Protestantismus eine Ausdrucksform des Kampfes zwischen Feudalismus und Absolutismus, aber da es sich dem Anschein und Aeußeren nach doch um eine kirchliche Sache handelte, die auch den kleinen Mann erfassen mußte, hieß es zu dem slawischen Landvolk in seiner Sprache reden. Als erste Bücher in slowenischer Mundart erschienen 1550 in Tübingen das „Abece-darium“ und der „Catechismus in der windischen Sprach“; der sie, sich Philopatridus Illyricus unterschreibend, herausgab, Primož Trubar, selbst aus einem Krainer Bauernhaus hervorgegangen, lebte und webte ganz im Bann deutschen Geistes; während eines dreizehnjährigen Aufenthalts in Deutschland wirkte er zuzeiten sogar als lutherischer Prediger in Rothenburg ob der Tauber und in Kempten. Im gleichen Bildungskreis wurzelnd, ver-

faßte Adam Bohorić, der in Wittenberg den Magistergrad errungen hatte, die erste slowenische Grammatik und entwarf eine Rechtschreibung, die für lange Geltung behielt, und Juraj Dalmatin schuf 1584 mit seiner Uebertragung der Bibel in die Volkssprache ein Werk, aus dem alle folgenden Geschlechter Schriftslowenisch lernten. Auch diese Bücher kamen zum Teil in Deutschland heraus; vor allem rückte das württembergische Städtchen Urach, von wo der frühere Landeshauptmann von Steiermark, Baron Johann Ungnad, über die Bewegung der slowenischen Protestanten seine schützende Hand ausstreckte, in den Mittelpunkt nicht nur der slowenischen, sondern geradezu der südslawischen Reformationsliteratur.

Zwar regte der frühere Bischof von Modruš und Capodistria, der jetzt auch in Württemberg hausende Peter Pavel Vergerij, vergeblich bei Trubar an, die Bibel in eine allen Südslawen, oder wie sie der Humanismus hieß, allen Illyrern verständliche Sprache zu übersetzen. Der also Angegangene wich aus, daß er Kroatisch nicht genügend kenne, und ein Ausschuß, der eine gemeinsame südslawische Schriftsprache austüfteln sollte, trat nie zusammen, weil die Stände in ihrem Absonderungsgelüst an der „krainischen Sprache“ festhielten; nur ein Wörterverzeichnis wurde Dalmatins Bibelübersetzung angehängt, um ihre Benutzung im serbokroatischen Sprachgebiet Istriens, Kroatiens und Dalmatiens zu erleichtern. Dafür zog der Baron Ungnad Fachleute nach Urach und ließ auf seiner slawischen Druckpresse geistliche Bücher „mit zweyerley crobatischen Geschriften, nämlich mit Glagola und Cirulitza“ herstellen, die zu allen Südslawen die wahre Heilsbotschaft zu tragen hatten; von ihrer serbokroatischen

Sprache bezeugte ein Zeitgenosse, daß sie „pis auf Konstantinopel verständig und genugsam“ sei, und die Vorrede eines Neuen Testaments wandte sich ausdrücklich „zunächst an euch, Kroaten und Dalmatiner, dann auch an euch, Bosnier, Leute zwischen Drau und Save, Serben und Bulgaren“. Gelangten diese Schriften auch kaum über die sorgsam versperrte türkische Grenze, schloß zudem die Uracher Druckerei schon 1564 mit dem Tode Ungnads ihre Pforten, so hatte sie doch in sieben Jahren dreizehn glagolitisch, acht kyrillisch und sieben lateinisch gedruckte Werke in slowenischer und serbokroatischer Mundart herausgeworfen.

Ihr Werk wurde von einer 1575 in Laibach aufgestellten Druckpresse fortgesetzt, und auch an dem 1563 gegründeten Laibacher Gymnasium wies man der slowenischen Sprache ein Plätzchen zu. Ebenso zündete der Funke in Kroatien. Wo in den Küstenstrichen die slawische Liturgie den katholischen Gottesdienst volkstümlich machte, konnte die neue Lehre keinen festen Fuß fassen, aber weil sie sich in Zungen offenbarte, die dem einfachen Manne und Weibe wohl vertraut waren, gewann sie im Gebiet der lateinischen Kirchensprache, bis nach Agram, Koprivnica, Varaždin und dem Medjumurje-Bezirk Boden, wo 1572 zu Nedjelišće auf dem Gut des Grafen Zrinjski eine Druckerei errichtet wurde. Da man in dem kajkawischen Dialekt dieser Bücher fortan im nordwestlichen Teil Kroatiens und in Slawonien zu schreiben pflegte, zeichnete wie bei den Slowenen so auch bei den Kroaten der Protestantismus den ersten Grundriß einer Schriftsprache.

Aber auch als sich Habsburgs Gegenreformation auf die südslawischen Lande stürzte und die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten trachtete, zwang sich den geschicktesten Streitern für das Papsttum, den Jesuiten, ob sie gleich viele Tausende der verfeimten lutherischen Bücher in slowenischer Mundart zu Scheiterhaufen schichteten, die Rücksicht auf die Volkssprache auf. Der slowenische Kleine Katechismus mit Bildern, den die Jünger Loyolas 1613 herausgaben, war nicht das erste und letzte Büchlein seiner Art, und auch bei Andachten und Missionen auf dem flachen Lande sprachen die Prediger der Gesellschaft Jesu zum windischen Bauern gern in den Lauten, die ihm geläufig waren. Darüber hinaus richtete die Gegenreformation ihr Augenmerk auf das eigentliche Illyrikum; der Jesuitenpater Bartolomej Kašić oder Cassius, der 1604 in Rom die erste serbokroatische Grammatik „*Institutionum linguae illyricae*“ herausgab, war der Leiter einer planmäßigen Bekehrungstätigkeit; für sie Werkzeuge zu gewinnen, stand den Zöglingen aus allen südslawischen Gebieten das *Collegium Germano-Hungaricum* in Rom und das *Collegium Illyricum* in Loretto offen, auf dem sechs Plätze für Bulgaren bestimmt waren, und ob auch die Franziskaner ihren Hauptsitz in Bosnien aufschlugen, beschränkte sich ihre Werbearbeit nicht auf diese türkische Provinz. Was aus der Geisteswerkstatt beider Orden an glagolitisch, kyrilisch und lateinisch gedruckten Schriften hervorging, war wie den Kroaten so auch den Serben und Bulgaren zuge-dacht; die Missionsschulen auf bulgarischem Stammesgebiet verwandten die gleichen in „illyrischer“ Sprache verfaßten Bücher wie in Dalmatien, und da sich auch

Einheimische um Uebersetzung und Zusammenstellung dieser Literatur mühten, schrieben hier Bulgaren ihre ersten Werke in der mittelsten der südslawischen Mundarten, dem Serbokroatischen. Aber im Gegensatz zu der kajkawischen protestantischen Literatur erwählte die Jesuiten- und Franziskanerpropaganda das Stokawische bosnischer Färbung als den ausgedehntesten Dialekt. Nennenswerte Verbreitung und sichtbare Wirkung freilich hatten all diese Schriften nicht, die, ob für, ob gegen Luther, nicht einem Drängen der Massen von unten entsprangen, sondern einer Gängelung des Volkes von oben dienten, und während die Reformation den Deutschen eine gemeinsame Schriftsprache schenkte, flog über dem Streit und Widerstreit um Wittenbergs Lehre die Südslawen kaum die erste Ahnung geistigen Zusammenhangs an.

3.

Bis auch der Mensch des slawischen Südens mit stolzem: Hier bin ich! auf die Bühne trat, bedurfte es einer tiefgreifenden sozialen Umschichtung und Aussonderung. Da die dumpfe und stumpfe Masse der Raja, Kmeten und Grundholden nirgends fähig war, sich zum bewußten Erleben ihrer eigenen Geschichte aufzuschwingen, vermochte das Bauerntum wohl die Substanz der Nation, die Mundart, zu bewahren, aber sie zur Schriftsprache steigern und beseelen konnte nur eine beweglichere, weitblickendere und in sich verknüpftere Schicht, das Bürgertum. Jene Entwicklung, die das Volk aus der Waldursprünglichkeit der ausschließlichen Naturalwirtschaft in die Verflochtenheit von Handel und Gewerbe hineinriß und den behaglichen Grundsatz des Nahrungs-

schutzes durch die fieberhafte Losung der Wertanhäufung ersetzt, war denn mit ihren Vorbedingungen, Begleiterscheinungen und Folgewirkungen berufen, die verschollenen Slawen des Südens aus dem Schlummer ihrer Geschichtslosigkeit aufzuscheuchen.

Hatte die Verlegung der Welthandelswege in den Atlantischen Ozean und die Absperrung der ferner liegenden Länder von den neuen Reichtumsquellen, der Verfall Venedigs und der Verlust des Mittelmeermarktes, nicht zuletzt auch das Wüten der Gegenreformation wider die Städte in allen Gauen, die der *Domus Austriaca* untertänig waren, das erwerbende und schaffende Bürgertum arg ins Hintertreffen gebracht, so suchte sich im achtzehnten Jahrhundert auch Oesterreich der allgemeinen abendländischen Wirtschaftsentwicklung zu nähern. Als 1719 Fiume und Triest zu Freihäfen erklärt wurden, träufelte auch auf die slowenischen Lande ein wenig befruchtender Tau. Aber wenn auch in dem Verkehrsgürtel zwischen Deutschland und Italien Städte wie Laibach und Bischoflack, Krainburg und Neunburg als Handelsniederlassungen viel genannt wurden, nahm doch durch die starke Einwanderung italienischer Geld- und Kaufleute das Wirtschaftsleben im Slowenischen bis um die Mitte des Jahrhunderts fremden Hauch an; des Großhandels wie auch der Bergwerke in Oberkrain und Kärnten bemächtigten sich italienische Zuzüglinge, und Italienisch sickerte so in die bürgerliche Schicht ein, daß es in Laibach und andern Städten geradezu als Umgangssprache galt.

Aber erst nach 1750 ging die Wirtschaftspolitik Maria Theresias und Josefs II. daran, „die Nazione zu eigener

Tätigkeit, zu eigenen Versuchen ihrer Fähigkeit, zu Unternehmungen aller Art, Fabrikaten und Manufakturen zu reitzen und zu spornen", weil Vermehrung der Menschen und Steigerung der Steuern, damals das A und O jeder weisen Staatspolitik, Entfaltung von Handel und Gewerbe voraussetzten. Ob man nun das erwünschte Ziel zuerst durch Einschnürung des Wirtschaftslebens in obrigkeitliche Machtgebote, ob man es später durch Befreiung des gewerblichen Verkehrs von Zwangsvorschriften zu erreichen strebte, bei diesen Versuchen erlebte Triest neben dem Ausbau seines Hafens die Gründung einer Zuckerraffinerie, für Görz und Gradiska wurde „zur Bewürkung einer besseren Seidenerzeugung“ ein eigner Kommerzialmagistrat bestellt, und eine Verteilung der verschiedenen Gewerbearten behielt beiden Grafschaften die Verfertigung glatter und leichter Seidenzeuge vor. In Krain wurde neben der bedeutsamen Austrocknung des Laibacher Moors die Spitzenklöppelei und die Leinwanderzeugung gefördert und die Wollzeugmanufaktur, die Strumpfwirkerei, die Seidenindustrie und die Papierfabrikation eingeführt, in Kärnten richtete man sein Augenmerk auf Stahlindustrie, Tuchmanufaktur, Bortenfabrikation und Seidenbandweberei, in Steiermark gedieh die Eisen- und Messingindustrie und die Leinenmanufaktur, und das Landvolk sah sich auf die Schafwollspinnerei hingewiesen. Mochte in Kärnten Handwerk und Handel in den kleineren Städten noch als Nebengewerbe betrieben werden und in Krain und Steiermark nach dem achselzuckenden Urteil von Zeitgenossen jeglicher „Industrialgeist“ fehlen, mochten die slowenischen Gebiete wirtschaftlich den andern Erblanden erheblich nachhinken

und mochte die ganze staatliche Sorge um die Volkswirtschaft nicht aufs Bürgertum angelegt sein, so ward derart doch wie auch durch die Anfänge der Bauernbefreiung in diesem Teil des slawischen Südens der tote Teig der ländlichen Masse gelockert und mit Gärstoffen durchsetzt; unter der Decke bildeten sich die ersten Keime eines slowenischen Bürgertums und regten sich die ersten Atemzüge eines slowenischen Bürgersinns.

An sich ging mit der Erziehungsarbeit Maria Theresias und dem Aufklärungswerk Josefs II. die Verbreitung des Deutschen Hand in Hand, nicht weil es die fremden Stämme zu verdeutschen galt, sondern weil der Einheitsstaat einer einheitlichen Verwaltungssprache bedurfte, aber nirgends vermochte jene Arbeit und dieses Werk ohne Verwendung der Mundarten tief zu graben. Im Slowenischen lahmte die zum erstenmal auf breitere Grundlage gestellte Volksbildung, da *anno 1773* bei Eröffnung der Laibacher Normalschule mit ihrer deutschen Unterrichtssprache unter hundertzwanzig Schülern nur der sechste Teil Deutsche waren, und bei der rein slowenischen Bevölkerung des flachen Landes klang des Schulmeisters Wort vollends an taube Ohren. In dieser Not besann man sich wieder auf die eigene Volkssprache, die freilich durch Jahrhunderte währenden Mangel an Pflege allen Glanz und alle Reinheit aus den Tagen Trubars und Dalmatins eingebüßt hatte und von deutschen Ausdrücken und österreichischen Wendungen wimmelte; selbst Bohoričs Rechtschreibung war allgemein in Vergessenheit geraten, und jeder schrieb, wie er gerade lustig war. Jetzt legte 1768 in Laibach der Augustinermönch Marko Pohlin seine „*Kraynska Grammatika*“ in Druck,

1777 ließ der Jesuitenpater Gutsman im kärntnerischen Klagenfurt eine „windische Sprachlehre“ erscheinen, und Handbücher über Bienenzucht und Bauernwirtschaft bedienten sich der windischen Mundart. Zugleich wies der Krainer Blaž Kumerdej, Lehrer an der orientalischen Akademie zu Wien, der sich mit dem Gedanken einer neueren slowenischen Rechtschreibung trug, in einer Denkschrift die kaiserliche Regierung, vorläufig vergebens, auf die Notwendigkeit des Unterrichts in der heimischen Zunge hin, da von den Bauern bislang kaum hundert zu lesen und zu schreiben wüßten, und Ausbildung des Geistes bessere Soldaten, tüchtigere Wirtschaftler und fleißigere Steuerzahler schaffe; die slowenische Mundart wollte er mit der kroatischen und dalmatischen so in Einklang gebracht sehen, daß sich ein allen slawischen Nachbarstämmen gemeinsames Verständigungsmittel ergebe!

Von der gleichen Rücksicht auf Vernunft und Nutzen ließ sich der Baron Sigmund Zois, ein mit irdischen Schätzen reich gesegneter Grubenbesitzer in Laibach und trotz seines Adelstitels etwas wie ein Fürsprech des dritten Standes unter den Slowenen, zur Wartung des „Krainerschen“ bestimmen, weil er es „zur Aufklärung des Landvolks“ für notwendig hielt und weil er es zu brauchen dachte, um „Unterricht zu geben und auf Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten einzuwirken“. Aber mit nimmermüdem Eifer der Befruchtung und Belebung des slowenischen Volksgeistes hingegeben, ward er für die Slowenen auch zum Vermittler der Romantik, die nach Herders Vorbild allenthalben aus den Tiefen des Volksbewußtseins und der Volksüberlieferung neue schimmernde Schätze hob. Hatte der Franziskanermönch

Valentin Vodnik mit seinen ersten Versen in der Gedichtsammlung „*Pisanize*“, der ersten in slowenischer Mundart, die Marko Pohlin 1779 bis 1781 herausgab, nur platte Nachahmungen klassischer Meister im antiken Maß ohne Zugeständnis an den inneren Rhythmus der eigenen Sprache hingelegt, so vernahm er von Zois die Mahnung, daß alles, was aus seiner Feder komme, im Volkston und für das Volk geschrieben sein müsse, und als Vodnik, Weltgeistlicher geworden, von seiner ländlichen Pfarre erlöst und als Gymnasiallehrer nach Laibach versetzt, bei seinem Gönner als „Hauslawist“ ein- und ausging, fand er sich gut und gern in seine neue Aufgabe. Der Krainer Wirtsohn und Weinhändlersenkel kannte sein Volk und seine Sprache nicht, wie man andere, sondern wie man sich selbst kennt; er tauchte in diesen reinen Quell hinab, und was er in dem kurzen Vierzeiler der deutschen Alpenlande sang, den er fälschlich für ein slawisches Versmaß hielt, entsprang wirklich nach Inhalt und Ton dem Herzen des Volkes und war, da nach zeitgenössischem Zeugnis die Hallen der Musen von Bauernsöhnen überschwemmt wurden, von dem Atem einer ganzen hochdrängenden Schicht durchweht. Aber bei aller genießerischen Behäbigkeit seines irdischen Adam fand er daran kein Genüge, sondern stellte für seine geliebten Landsleute einige Jahre als „Vehikel zum Volksunterricht“ einen slowenischen Kalender mit praktischen Ratschlägen zusammen, leitete von 1797 bis 1800 die erste Zeitung slowenischer Zunge, die zweimal wöchentlich erscheinenden „*Lublanske Novice*“, sammelte eifrig Volkslieder, suchte auch lexikalisch und grammatikalisch das „Krainische“ aus seinem Dunkel herauszuziehen und scheute sich gelegent-

lich ebensowenig, ein Kochbuch aus dem Deutschen zu übertragen. Mit allem stand er, von seinen Freunden als der slawische Adelung gepriesen, neben seinem Zeitgenossen Anton Linhart, dem Uebersetzer und Bearbeiter der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais, an der Schwelle der geistigen Wiedergeburt des bisher über die Achsel angesehenen slowenischen Stammes.

4.

Während Innerösterreich, Krain, Kärnten und Steiermark umfassend, zu den städtischem Gewerbe erschlossenen deutschen Erblanden gehörte, war nach den unerforschlichen und unabänderlichen Ratschlüssen der habsburgischen Wirtschaftspolitik den kroatischen neben den ungarischen Gebietsteilen Stillstand auf der Stufe des Ackerbaus und der Viehzucht bestimmt. Zwar stieß zu Jahrhundertsbeginn des Prinzen Eugen Faust die Schranke, die das Osmanentum nach Westen vorgeschoben hatte, weit zurück, der Friede von Požarevac schien 1718 dem Wiener Handel ein Ausfallstor nach dem Südosten zu öffnen, der Balkan rückte als eine ihm vom Schicksal zugesprochene Kolonie in den Gesichtskreis Oesterreichs, an die Gründung der Orientalischen Kompanie hefteten sich große Erwartungen, und Kroatien und Slawonien gewannen als Durchfuhrland ein Bedeutung über das Landwirtschaftliche hinaus. So wurden die Straßen ihrem trostlosen Zustand etwas entrissen, deren älteste von Steiermark über die Drau und Varaždin nach Jastrebarsko südlich von Agram führte und dort in die Postlinie Karlstadt-Agram-Bjelovar-Varaždin mündete; seit 1726 verknüpfte die *Via Carolina* Karlstadt mit den See-

häfen Buccari und Fiume und seit 1770 schloß sich die *Via Josephina* von Karlstadt nach Senj an. 1786 verband man die Ufer der Drau bei Varaždin durch eine große Brücke, leitete bei Sisak die Save in ihr altes Bett zurück und erweiterte bei Karlstadt die Kupa durch Felsprengungen. Das Getreide aus Syrmien und Slawonien, das im letzten Drittel des Jahrhunderts in immer beträchtlicheren Mengen nach Italien floß, wurde mit Ochsen gespannen zur Save verfrachtet, benutzte den Wasserweg bis Karlstadt und ging endlich wieder zu Lande bis Fiume; andere Getreideschiffe schwammen die Theiß, Donau, Save und Kupa hinauf, bis ihre Fracht von Sisak den Landweg nach Laibach einschlug. Im Austausch gegen Schnaps und Glaswaren bezog Kroatien aus der Türkei Hämmel, Hornvieh, Schweine und das schlechte, doch wohlfeile bosnische Eisen meist zur Weiterbeförderung bis nach Deutschland.

Aber der gesamte Handel war gering, machte sich selber nicht bezahlt und drang nicht in die Poren der eingesessenen Bevölkerung. Denn auch als Mangel an Unternehmungslust und Mitteln der „Kaiserlich privilegierten Compagnie“ mit ihrem einengenden Handelsmonopol das Grab geschaufelt hatte, hemmte die Feudalverfassung Kroatiens die wirtschaftliche Entfaltung des Landes auf Schritt und Tritt. Da die Grafen und Barone aus dem Verkauf des Kornes und Viehs fette Gewinne schlugen und das Vorrecht der Abgabefreiheit bei Einfuhr von Waren für den eigenen Bedarf so gebrauchten und mißbrauchten, daß dem Wettbewerb eines nicht privilegierten Standes von vornherein die Fußsehnen durchschnitten waren, verhinderte die unbedingte Vormacht

des Adels die Entstehung einer starken, nach Einfluß strebenden Gesellschaftsschicht auf dem Boden des Handels. Auch in den Städten, die, Varaždin mit 4800, Agram mit 2800, Karlstadt mit 2700, Požega mit 2000 Seelen, den Namen Stadt kaum zu Recht trugen, beugte sich das Bürgertum, die „*Purgarija*“, sozial und politisch vor den allmächtig gebietenden Grundherren bis in den Staub; nicht umsonst erwähnte Taube in seiner Schilderung Slawoniens, daß „nicht nur die Bauern, sondern auch die Bürger in den Städten und Marktflecken, ja, manche wohlhabende Kaufleute“ Leibeigene seien, denn ein Handelsmann von der Umsicht und Geschicklichkeit des Stefan Tkalac, der, unter bäuerlichem Dach geboren, trotz sehr urwüchsiger Bildung und nur Kroatisch sprechend, ein Riesenvermögen zusammengescheffelt hatte, mußte es erleben, daß ihn sein Grundherr als Schollenpflichtigen einforderte!

Wenn sich denn im siebzehnten Jahrhundert Magnaten wie die Zrinjski und Frankopan aufs Flügelroß geschwungen hatten, waren ihre Verse, fernab allem Volkstümlichen, meist zuerst und mit größerer Liebe magyarisch oder lateinisch niedergeschrieben worden, und auch Ritter-Vitezović, der, deutscher Abkunft, vor und nach 1700 über eine kroatische Schriftsprache und Rechtschreibung sann und in den Worten *ilirski, slovinski, hrvatski* nur drei Begriffe für ein und dieselbe Sache sah, gehörte dem älteren, vorwiegend lateinisch schreibenden Gelehrtenengeschlecht an, in dem nichts von den Trieben der Masse lebendig war. Nicht durch Zufall gerieten die ersten neuen Gedanken in die unfruchtbare, verkrüppelte und dahinsiechende kroatische Literatur durch einen der

Grenzeroffiziere, die sich außerhalb der ständischen Gebundenheit eine gewisse Weltläufigkeit erwerben konnten. In dem gleichen Jahre 1756, in dem der dalmatische Franziskanerpater Andrija Kačić-Miošić in Venedig seinen „*Razgovor ugodni naroda slovinskoga*“ drucken ließ, eine bald gereimte, bald ungereimte Chronik des slawischen Volks, unter Ausschichtung und Einfügung wirklicher Volkslieder und deshalb als Quelle des Volksgesanges wichtiger denn als Geschichtsquelle, rückte der Hauptmann Matija Antun Reljković mit seinem Broder Regiment in den Siebenjährigen Krieg. Während der Gefangenschaft in Frankfurt an der Oder wurde er mit der deutschen Dichtung vertraut, und durch Moscheroschs „*Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittenwald*“ angestachelt, gab er 1762 zu Dresden in ziemlich reiner Volkssprache seine „*Satira*“ heraus, mit der er die Pfefferbüchse scharfen Spottes über die Zurückgebliebenheit des slawonischen Lebens schwang. Fern vom Geist der Romantik mit ihrer Ehrfurcht vor überliefertem Volksbrauch, ganz im Bann der Nüchternheit des Josefinismus, tief durchdrungen von der Bedeutung des gesunden Menschenverstandes, wettete Reljković zwar gegen die Teilung der *Zadrugen*, nahm aber andere von den Altvordern überkommene Sitten, den Reigentanz und das Spinnstubegeplauder, als Früchte der „türkischen Schule“ aufs Korn, machte sich über die abergläubischen Gepflogenheiten bei Hochzeiten lustig und tat die alten Volkslieder samt ihrem Helden Marko Kraljević ganz verächtlich ab. Dafür übersetzte der Dichter, weil die wirtschaftlichen Reformen der Volkssprache als

eines allen verständlichen Hilfsmittels bedurften, 1776 eine Anleitung zur Hammelzucht aus dem Deutschen ins Kroatische.

Genau zwanzig Jahre später leuchtete in den „Grundlagen des Getreidehandels“, die Josip Šipus aus Karlstadt auf Kroatisch in Agram veröffentlichte, nicht nur ein Widerschein von den volkswirtschaftlichen Gedanken der französischen Revolution auf, sondern dieser belesene Bürger, der Adam Smith durchackert und neben französischen und italienischen Fachschriften ein ganzes Brett deutscher Bücher wie Reimarus „Ueber Getreidehandel“, Beckmann „Anleitung zur Handelswissenschaft“, Philippi und Justi „Beyträge zur Polizey- und Kameralwissenschaft“ ausgeschöpft hatte, war sich auch der Schwierigkeiten bewußt, die seinem behrenden Werk durch die Unentwickeltheit der kroatischen Sprache erwachsen. Der Handel, der die Menschen und ihre Siedlungen verknüpft, litt nach dieser Darstellung unter dem Mangel einer einheitlichen Schriftsprache, denn in zwei nicht weit von einander liegenden Orten gab es ganz verschiedene Aussprache, und jeder Schriftsteller frönte einer Rechtschreibung von eigenen Gnaden. Tief bedauerte Šipus in der Vorrede, daß die Gelehrten seines Landes nicht Gelegenheit gehabt hätten, „ihre ehrsame Sprache wie bei andern Völkern zur Blüte zu bringen“, rief nach einem Schiller oder Adelung, „uns reiner sprechen und schreiben zu lehren, weil sonst der Slawonier den Kroaten und der Kroat den Dalmatiner nie ganz verstehen wird“, und führte Ober- und Niedersachsen, Schwaben, Oesterreicher, Rheinländer und Schweizer an, die sich trotz stark voneinander abweichender Mundarten in einer allen ver-

ständlichen Schriftsprache ausdrückten. Indem sich so die Vorrede eines Buches über Getreidehandel zu einem literarischen Manifest für das Kroatische aufwarf, sproß aus dem bißchen, was sich als Ackerkrume der bürgerlichen Schicht in Kroatien gebildet hatte, der Drang nach einheitlicher Schriftsprache hervor.

Machte Šipus die allgemeine unglückliche Lage des kroatischen Volkes, in dem niemand Bibliotheken gründete und Literaturprämien stiftete, für den schlechten Stand der Sprachentwicklung haftbar, so legte der Mäzen, den das Widmungsblatt des Werkes nannte, Maksimilijan Vrhovac, gleichfalls aus Karlstadt, seit 1787 Bischof von Agram, ein gebildeter, den Musen vielfältig zugetaner Mann, eine Büchersammlung an und gründete 1794 in der kroatischen Hauptstadt eine Druckerei. Wie Šipus von der Notwendigkeit einheitlicher Schriftsprache überzeugt, gab er, den kajkawischen Ueberlieferungen des Agramer Bistums zuwider, 1796 ein Kirchenbuch auch in štokawischer Mundart heraus. Einer der wenigen Kroaten, die Glagolitisch und Kyrillisch zu lesen verstanden, war er bedacht, auch zu den andern Teilen des südslawischen Volkes Fäden hinüberzuspinnen, und knüpfte sowohl mit Serben wie mit Slowenen literarisch-wissenschaftliche Beziehungen an. Aber da gerade die Flugblätter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wie Sturmvögel über Europa hinauschten, witterten die ängstlichen Wiener Machthaber in einer Druckerei anderwärts als unter ihren Augen eine Werkstatt des Umsturzes; ihr Gründer geriet in Verdacht, mit dem berüchtigten Abt Ignjat Martinović, der wahrscheinlich als habsburgischer Lockspitzel die Magyaren aufputschen sollte und Ofen

mit einem Jakobinerklub erschreckte, unter einer Decke zu stecken, und wurde bezichtigt, demokratische Schriften über den Tod Ludwigs XVI. heimlich ausgestreut zu haben; sogar die Errichtung eines Freiheitsbaumes ward dem Kreis nachgesagt, dem der Bischof angehörte. Konnte sich Vrhovac auch mit Mühe und Not von den Beschuldigungen reinigen, so zwangen ihn doch die krummen Zeitläufte zur Schließung seiner Druckerei und zur äußersten Vorsicht bei seinem viel angefeindeten kulturellen Erziehungswerk.

5.

Anders als bei Slowenen und Kroaten, die, jene ganz, diese überwiegend im Schatten abendländischer Gesittung siedelten, schien im ausdörrenden Bereich der türkischen Barbarei für Serben und Bulgaren jede Möglichkeit zerstört, sich zu den Lebens- und Bewußtseinsformen der bürgerlichen Gesellschaft emporzuarbeiten. Als der Erfolg die langwierige, zähe Wühlarbeit der fanariotischen Klerisei krönte und 1766 ein großherrlicher Ferman das Patriarchat von Peć abschaffte und die seiner Kirchenhoheit unterstellten Gebiete dem ökumenischen Patriarchat als Beute hinwarf, zerbrach der letzte Stützpfeiler geistiger Selbständigkeit der Serben; auch sie verfielen der Ausbeutung und Knechtung durch eine sprach- und artfremde Hirtenschaft, die mit ihrer Herde nichts verband als die Gier, sie nach Kräften zu scheren. Da im folgenden Jahre auch das allerdings längst vergriechte Erzbistum von Ochrid das gleiche Schicksal teilte, schwand mit dem Namen des bulgarischen Patriarchen für die Bulgaren auch die letzte Erinnerung an eine stolze Vergangenheit, und wie die zu Wohlstand aufsteigenden

wenigen ihrer Stammesgenossen sich beeiferten, Griechen zu sein oder zu scheinen, so legten sich die serbischen Händler in den Städten türkische Tracht und Sitten zu und galten in den Augen des Volkes kaum mehr als Serben. Ohnehin wollten die osmanischen Gebieter nichts von Stammesunterschieden wissen, sondern kannten nur die eine gleichförmige, der Betrachtung und Besinnung wenig werthe Raja der Provinz Rumili.

Damit dieser Teil des Südslawentums aus der Totenstarre des Orients in das pulsende Leben des Okzidents gerissen wurde, mußte sich entweder die Türkengrenze nach Osten verschieben oder die slawische Bevölkerung des Osmanenreichs nach Westen bewegen. Beides stand bevor, als 1683 vor den Mauern Wiens die Flutwelle der asiatischen Eroberer zurückzuebben begann; am 12. September dieses denkwürdigen Jahres hub nach drei Jahrhunderten zähen, erbitterten und wechselvollen Abwehrkampfes die große Angriffsbewegung des Abendlandes gegen das Morgenland an; schon in den nächsten Jahren wehten die Fahnen des Hauses Habsburg über Ofen, Belgrad, Niš und Sarajevo, und trotz etlicher Rückschläge entzog der Friede von Karlovci ganz Ungarn bis zur Theiß samt Slawonien und Siebenbürgen der türkischen Botmäßigkeit. Keine zwanzig Jahre später überlieferte der Friede von Požarevac den Oesterreichern nebst einem Strich Bosniens und der kleinen Walachei das Banat und wenigstens für einige zwanzig Jahre den nördlichen Teil des Paschaluks Belgrad mit der „Griechisch-Weißenburg“ geheißenen Hauptstadt. Hatten sich schon lange vordem serbische Flüchtlinge, einzeln oder in Haufen, in Dalmatien, Kroatien, Slawonien und Syrmien, in der Bačka und

im Banat unter dem Schutz des kaiserlichen Doppeladlers niedergelassen, so drängten während dieser Feldzüge die Serben in dichten Scharen aus den vom Halbmond beherrschten oder bedrohten Landen nordwestwärts. Ein Stück Völkerwanderung war die Uebersiedelung der hunderttausend unter dem Pečer Patriarchen Arsenije III. Crnojević. Während der ganzen Besetzung des nördlichen Serbien rissen die Uebertritte nicht ab und schwollen von neuem zu einem Strome an, als die Oesterreicher 1739 die südlich von Donau und Save gelegenen Gebiete räumen mußten; auch diesmal zog ein Patriarch von Pečer, Arsenije IV. Jovanović, seiner Herde voran. Durch diese Auswanderungen wurden die südlichen Streifen des serbischen Stammesgebiets fast entvölkert, und da hungrige Arnautenschwärme in die verlassenen Gebiete nachrückten, sank vollends die Verlassenheit der Einöde über die Stätten, die vor Jahrhunderten bewegte Mittelpunkte des serbischen Lebens gewesen waren; weltverloren lagen besuchte Heiligtümer von damals in einer Wüstenei, durch die melancholisch der albanische Hirt seine Ziegen trieb.

Da die Zuzügler den Habsburgern nicht nur als Waffe gegen die Türken und im Notfalle gegen die aufsässigen Magyaren, sondern auch als Werkzeug zur „Impopulierung“ unbewohnter Ländereien durchaus erwünscht waren, sicherten kaiserliche Patente und Privilegienbriefe der „gens rascia“ neben ungestörter Glaubensübung und selbständiger Kirchenverwaltung manche Rechte zu. Aber schon das Versprechen, daß die Raizen sich auf geschlossenem Gebiet ansässig machen dürften, blieb in der Luft hängen, denn immer mehr Schwabensiedlungen

schoben sich im achtzehnten Jahrhundert zwischen die Serbendörfer des Banats, nicht etwa, weil die Habsburger an eine jener Zeit ganz fern liegende Verdeutschungspolitik dachten, sondern weil sie durch arbeitsgewohnte deutsche Hände „unbesetzte, leere und öde Gründe“ urbar machen wollten; ausdrücklich verwahrte sich Josef II. in einem Edikt von 1786 gegen eine Begünstigung der deutschen Ansiedler „zum Nachteil der älteren Kolonisten, nämlich der Raizen und Illyrier“. Da sich die Serben auch der magyarischen Grundherren früh zu erwehren hatten, die sie auf den Elendsstand ihrer Kmeten hinabstoßen wollten, und da das ungarische Gesetz von 1723 sie der Feudalverfassung unterwarf und für schollengebundene und erbuntertänige Grundholden erklärte, lebte die Masse der Einwanderer unter dem Doppeladler in Armut, Bedrängnis, Aberglauben und Unbildung am äußersten Rande des gerade noch Erträglichen kaum anders als unter dem Halbmond dahin, und wenn sich so mancher wieder in die im Stich gelassene Heimat zurückschlich, da ihm unter des Türken Gebot minder schlimm zu wohnen schien, so zog um die Mitte des Jahrhunderts ein rundes Hunderttausend Serben mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack, wie sie zwei Menschenalter vorher die Türkei verlassen hatten, nach dem südlichen Rußland.

Am unleidlichsten wurde der Glaubensdruck von den Serben empfunden, denn nicht lange, so stürzte sich mit gewohntem Bekehrungseifer die katholische Propaganda, meist durch Jesuiten ausgeübt, auf die sicher wehrlosen und vermeintlich widerstandslosen Opfer. Ging es an einem Fleck den katholischen kroatischen Ordensbrüdern auch einmal übel, so besannen sie sich ihrer Blutsgleich-

heit mit den Serben; „wenn die Walachen“, schrieb 1746 der Franziskanerprovinzial Franje Jovanović den slawonischen Guardianen, „auch im Glauben ein wenig von uns getrennt sind, im Volklichen sind sie es keineswegs, sondern gehören zum gleichen illyrischen Volk wie auch wir“. Aber alltags suchte man mit allen Nücken und Tücken eines geistlosen Gewaltregiments die Raizenscharenweise in den Pferch der unierten Kirche zu treiben. Schon 1710 zerriß die Wiener Hofkanzlei, die immer das Entstehen eines „*nervus politicus*“ unter der „illyrischen Nation“ befürchtete, die Verbindung zwischen der ihnen eingeräumten Mitropolitie und dem Patriarchat von Peč; ein Menschenalter später wurde der Ausschluß der Orthodoxen von allen Staatsämtern, bis dahin stillschweigend geübter Brauch, zum Gesetz erhoben; wer der Bekehrung widerstrebte, sah sich nicht selten seines Daches und Viehs beraubt, seine Popen ins Gefängnis verschleppt, seine Kirchenglocken entwendet, sein Gotteshaus dem Erdboden gleichgemacht. Selbst als mit dem Toleranzedikt Josefs II. der Geist der Duldsamkeit aufzublühen begann, durften die orthodoxen Kirchen anfangs keinen Glockenturm tragen und mit dem Tor nicht an eine Hauptstraße grenzen.

Die Glaubensverfolgungen stärkten die Kirchengewalt, die nach wie vor dem Uebertritt in habsburgische Lande für die Serben die einzige Behörde eigenen Stammes war und durch die kaiserlichen Privilegien auch die Gerichtsbarkeit in etlichen weltlichen Dingen übte. Aber gefielen sich die Mitropoliten in Willkür und Auspressung der Volksmassen wohl, so wetteiferten die zahlreich wimmelnden Weltgeistlichen, deren einer manchmal schon auf

zweiundzwanzig serbische Häuser entfiel, an Unwissenheit, Gleichgültigkeit und sittlicher Verlotterung mit den Insassen der Klöster; der erschreckliche Bildungstiefstand des Klerus war einer der Hauptthemmklotze für den geistigen Fortschritt des Volkes.

Der eigenen Schwäche sich bewußt und von der katholischen Propaganda berannt, lehnte sich die serbische Kirche an den einzigen orthodoxen Slawenstaat Rußland an. Wenn einst die serbisch-bulgarische Literatur des Mittelalters das russische Geistesleben befruchtet hatte, so trugen Moskau und Petersburg jetzt verjährte Schulden ab. Schon seit dem sechzehnten Jahrhundert hatten die russischen Rechtgläubigen den Serben Kirchenbücher, Altargerät und Geld gesandt, und während bei ihnen Ende des siebzehnten Jahrhunderts russischer Einfluß bereits leidlich weit reichte, eröffneten einmal von 1727 bis 1731, das andere Mal von 1733 bis 1738 auf die Bitten der Karlowitzer Mitropoliten russische geistliche Lehrer am Sitz der Mitropolitie eine „slawische Schule“. Aber der Erfolg war gering und die Vernachlässigung und Anfeindung der fremden Magister durch eifersüchtige Nichtswisser von Popen so stark, daß der Heilige Synod 1752 eine neue Bitte um Ueberlassung moskowitzischer Lehrkräfte ohne Antwort ließ. Doch da nicht wenige Serben in Rußland, namentlich auf der berühmten Akademie von Kiew, den Wissenschaften nachgingen, von den anderen abgesehen, die in Heer und Verwaltung dem Zaren dienten, gewann nicht zuletzt durch die liturgischen Bücher aus Moskau Kirchenrussisch als Schrift- und Bildungssprache immer mehr an Boden. Obwohl der serbische Schüler, der zuerst aus dem Munde des Lehrers dieses slawische Ge-

misch vernahm, Mund und Nase aufsperrte, da es ihm unverständlich wie Französisch klang, und obwohl in Rußland selbst durch Peter I. der lebendigen Mundart des Volkes auch in die Literatur Bahn gebrochen wurde, nistete sich diese künstliche, tote, versiegte und unzeugerische Sprache für Jahrzehnte bei den Serben als Mittel der kirchlichen Weihstunden und der schriftlichen Verständigung ein.

Aber außer den bäuerlichen Massen und den geistlichen Führern hatte schon die erste Auswanderung von 1690 alles mitgenommen, was bewegliches Eigentum besaß und etwas zu verlieren hatte; der vermögendste und entwickeltste Teil des serbischen Volkes war es, der am unbedingtesten der groben Rache der Türken zu entrinnen strebte und im Habsburgerreich Zuflucht suchte. In den zwei Jahrzehnten, da Belgrad zum österreichischen Staatsgefüge gehörte, blieben die Serben zwar in die Raizenstadt vor den Toren gesperrt und bekamen es zu spüren, daß Deutsch und Katholisch Trumpf war, aber hier, wo schon Prinz Eugen ein blühendes Handelsemporium errichten wollte, wußten sie sich recht nutzbringend nicht nur mit Kleinverschleiß zu beschäftigen, lockten 1725 als „Rayzische Kauf- und Handelsleute in der Saustatt“ von Karl VI. besondere Gerechtsame heraus, erfreuten sich einer eigenen Kaufmannsinnung und eines eigenen Kaufmannsrichters, erlangten weithin den Ruf angesehener und vertrauenswürdiger Händler, und die wohlhåbigsten unter ihnen bauten sich, des Verbots ungescheut, mitten in der Festungsstadt um die Kathedrale an. Samt und sonders setzten sie bei der Schicksalswendung von 1739

mit ihrem Hab und Gut über Donau und Save, die abermals zu Grenzströmen geworden waren, und zogen sich, während die Bauern auf die „Granitzdörfer“ verteilt wurden, in Temešvar, in der Peterwardeiner Brückenschanze, Neusatz genannt, und in anderen Städten zusammen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte der Handel den Serben in Ungarn einen guten Namen eingetragen, den sie jetzt erneuerten und bestätigten, zumal da der Staat durch eine Straßenverbindung des Banats mit dem Küstenland und sonstige Versuche den Marktverkehr im großen zu beleben trachtete. In den Städten, die, Temešvar mit 9000, Sombor mit 13 000, Maria Theresiopel mit 20 000 Einwohnern, die kroatischen Flecken bei weitem überflügelten, hielten die Raizen offene Gewölbe, schlossen sich zu Innungen zusammen, gründeten Handelsgesellschaften und hatten Landsleute als „Verschleußfaktoren“ selbst auf den Dominien magyarischer Grundherren sitzen, die ihrem adligen Schützer hohen Niederlassungszins zahlten, seine Erzeugnisse vorteilhaft an den Mann brachten und „mit Umgehung der Mautgefällen“ der viel zu kanzleiisch arbeitenden Orientalischen Kompanie sehr zu schaffen machten. Nicht nur in der Hauptstadt, unter deren Handelsvolk schon Wolfgang Schmelzl in seinem „Lobspruch der Stadt Wien“ „von Sprachen mancherley“ auch „Windisch“, „Crabatisch“ und „Rätzisch“ reden hörte, sondern selbst auf den Leipziger Messen erschienen serbische Kaufleute, und mit wachsendem Wohlstand paßten sie sich schnell der abendländischen Gesittung an, wohnten in schönen Steinhäusern und fanden sich in eine verfeinerte

Lebensführung so leicht hinein, daß an Sonntagen vor der orthodoxen Kirche in Temešvar mehrere Dutzend Paradekutschen hielten.

6.

Als erfaßte dieses festgegründete Bürgertum vermöglicher Händler und arbeitsamer Handwerker seine geschichtliche Aufgabe, die stets wache geistige Vorhut des Serbentums zu bilden und Sauerteig in die träge Volksmasse zu bringen, drängte und trieb es durch seinen Einfluß auf den illyrischen Kirchenkongressen die Gesamtheit vorwärts. Wo es die Erschließung von Bildungsmöglichkeiten galt, zog es seiner Opferwilligkeit keine Grenzen. Schon 1698 hatte der Patriarch Arsenije III. vergebens von der Wiener Regierung das Gut Sečuj an der Donau verlangt, um es mit Kloster, Schule und Druckerei zu einem geistigen Mittelpunkt des serbischen Volkes zu machen. Dafür beschloß der Kirchenkongreß von 1707 die Eröffnung von Schulen in allen Strichen, wo Serben siedelten, und die Kirchenversammlung von 1728 bestimmte, daß jeder Bischof in seinem Sprengel eine Volksschule und der Erzbischof eine „Studentenschule“ zu errichten habe, in der Serbisch und Deutsch gelehrt würde. Bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts hatten die meisten von Serben bewohnten Orte Schulen, in denen die Kinder allerdings sehr notdürftig mit den bescheidensten Anfangsgründen menschlichen Wissens versehen wurden. Früh riefen die Kirchenkongresse auch nach einer höheren, einer „Großen Schule“, um einen einheimischen Bildungsstand heranzuziehen, aber die „lateinisch-slawische Schule“ in Karlovci, die sich 1749, und die Mittelschule, die sich 1770 in Ruma, beide mit

tätiger Hilfe der Kaufleute aus allen bedeutenden Handelsplätzen, auftraten, hatten nicht lange Dauer und waren zudem wie die Volksschulen auf rein kirchliche Zwecke zugestutzt. Erst mit dem Erstarren der bürgerlichen Schicht des Serbentums und mit den Unterrichtsreformen Maria Theresias und Josefs II. kam ein frischerer Zug auch in die Schulgründungen, so daß man 1780 in Syrmien und Slawonien 110 serbische Schulen zählte, und 1797 in dem kleinen Ofener Sprengel auf 23 600 serbische Seelen 39 Grundschulen entfielen. Nachdem sich 1790 der wichtige Temešvarer Kirchenkongreß für die Schaffung eines „Seminars“ ausgesprochen hatte, öffnete 1791 das erste serbische Gymnasium in Karlowitz seine Tore. Auch von fremden, meist deutschen Hochschulen wie Halle, Leipzig, Breslau und Göttingen trugen Serben schon Wissen heim, und da 1775 der erste Serbe den Advokateneid in Ungarn ablegte und bis zum Jahrhundertende noch 33 Nachfolger fand, und da mit dem erweiterten Bewegungsspielraum in der josefinischen Zeit auch die Magistrate von Neusatz, Sombor und Temešvar und andern Städten zur Hälfte mit Serben besetzt wurden, trat bewußt eine junge Bildungsschicht an die Spitze des Volkes. In diesem Kreise musterte der Josefismus um so eher seine begeisterten Anhänger, als das Serbentum mit feudalen Ueberlieferungen nicht belastet war und, ein besonderer Körper, neben dem ständischen Staat herlebte. Während seine Hierarchie gleich der römischen mit wachsamem Mißtrauen verfolgte, wie der Reformkaiser Kloster auf Kloster schloß und der Geistlichkeit die Ehegerichtsbarkeit entwand, schlugen die vom neuen Geist Berührten, die „Nationalisten“, gegen die

„Abergläubischen“, die „*Sujeveraci*“, auf den Kirchenkongressen, namentlich von 1790, ihre Schlachten, dar tuend, daß das serbische Volk das Mittelalter hinter sich gelassen hatte.

Zahlenmäßig freilich war diese Bildungsschicht schwach. Denn als 1792 nach vielem Hängen und Würgen die 1770 in Wien begründete, bis dahin von Deutschen geleitete und von den Serben argwöhnisch betrachtete kyrillische Druckerei in serbische Hände überging und in ihr von 1791 bis 1794 die beiden ersten serbischen Zeitungen hergestellt wurden, erlag die in „slawo-serbischer“ Sprache geschriebene „*Serbskija Novine*“ schon Ende 1792 der Teilnahmslosigkeit derer, auf die sie wirken wollte; zwei Jahre später teilte ihre Nachfolgerin, die der Volkssprache mehr angenäherte „*Slaveno-Serb-skija Vedomosti*“, ihr Schicksal; sie hatte es nur auf 130 zahlende Bezieher gebracht, die auf dem ganzen Umkreis des serbischen, fast des südslawischen Sprachgebietes, aber auch in Venedig und Rußland, verstreut saßen. Vor Schluß des Jahrhunderts wanderte auch die serbische Druckerei nach Ofen und wurde mit der ungarischen Universitätsdruckerei vereinigt, so daß die Serben wieder ohne eigene Druckpresse waren wie in den Jahrhunderten vorher, da lediglich die kyrillische Jesuitendruckerei in Trnova Propagandaschriften für die unierte Kirche herstellte, auch in Venedig sich eine Druckanstalt auf serbische Bücher warf und gar in Leipzig Johann Gottlieb Breitkopf und Teubel serbisch-kyrillische Texte zu setzen wagten.

Mußte die Geistesverfassung der sich jäh emporringenden bürgerlichen Schicht allgemach ihren litera-

rischen Niederschlag finden, so wurzelte freilich der Archimandrit Jovan Rajić aus Karlovci noch ganz wesentlich in der alten Welt und war, ein an der berühmten theologischen Hochschule zu Kiew mit allen Oelen der russischen Scholastik gesalbter Gottesgelehrter, hauptsächlich wegen seiner kirchlichen Schriften der angesehenste und mit Ehren überhäufteste Serbe seiner Zeit. Aber seiner serbischen Uebersetzung von Ludwig Albrecht Gebhards 1781 zu Leipzig erschienener „Geschichte der Königreiche Servien, Raßcien, Bosnien und Rama“ ließ er 1794 in Wien ein eigenes historisches Werk „Geschichte der verschiedenen slawischen Völker, insonderlich der Bulgaren, Kroaten und Serben“ folgen. In schwerem, oft kaum verständlichem Slawo-Serbisch geschrieben, lehnte sich das Buch an die nie gedruckte Historie des serbischen Volkes an, die hundert Jahre zuvor der Abenteurer Djordje Branković während seiner zweiundzwanzigjährigen Haft in Eger zur Rechtfertigung seiner Ansprüche auf den Thron der mittelalterlichen Despoten zusammengestellt hatte, und hielt den strengen Forderungen neuerer Wissenschaft auf keiner Seite stand. Aber nicht nur handelte es in einem Jahrhundert, das sich an den vielfältigen Zersplitterungen des Südslawentums nicht stieß, die Geschichte der Nachbarvölker gleichen Blutes, Serben, Kroaten und Bulgaren, als Einheit ab und rief sie mit Sallusts Spruch: *Concordia parvae res crescunt!* zur Eintracht auf, sondern eine Wende bedeutete es als erste große und allgemeine Hinlenkung der Serben auf ihre ruhmreiche Vergangenheit: mit Rajić begann die geschichtslose Nation sich auf ihre Geschichte zu besinnen!

Im gleichen Jahre 1726 geboren, stand Zaharija Orfelin, der trotz mannigfacher Geschicklichkeit als Maler, Kupferstecher, Schönschreiber, Kartenzeichner, Physiker, Dichter und Weinbauer wegen der ihn ewig umhertreibenden Unrast seines Blutes ein armer Teufel blieb, dem Wesen der Zeit näher. Schon seine Geschichte Peters des Großen, der für die orthodoxe Klerisei nah und fern den Schwefelgeruch eines Freigeistes ausdünstete, war eine Huldigung vor dem Aufklärungstrieb des Jahrhunderts, und seiner Strophen etliche erhoben, in der Volkssprache geschrieben, gegen die natürlichen, die geistlichen Oberen des Serbentums den Vorwurf, daß sie fremden Herren an die Hand gingen, statt eine Schutzwehr nationaler Bedürfnisse zu sein. Die Vorrede gar zum einzigen Heft seines „Slawo-Serbischen Magazins“, der ersten serbischen nicht nur, sondern auch südslawischen Zeitschrift, die er 1768 in Venedig herauszugeben vorhatte, entfaltete kühnlich die Fahne der Aufklärung; was eben damals die Geisteswelt der westlicheren Menschheit zu durchsäuern begann, die Gedanken einer weltlichen Bildung, des allen freistehenden Wissens, der Abkehr der Wissenschaft von toten Sprachen und der Hinwendung zur Volksmundart, wurde hier zum erstenmal auf Serbisch klar und ohne Umschweife ausgesprochen.

Wie ein Vorgeschmack der Erfüllung nach der Versprechung war nach Rajić und Orfelin der fast zwei Jahrzehnte jüngere Dositej Obradović. Als der Jüngling dem Kloster entwich, in das ihn nicht der übliche Hang zum faulen Leben, sondern der ernste Drang nach Heiligung getrieben hatte, riß es ihn stürmisch durch die weite Welt: Dalmatien, das Athoskloster, Konstantinopel,

Smyrna, Korfu, Morea, Albanien, Venedig, Triest, überall suchte er mit fiebernden Händen an sich zu raffen, was das Jahrhundert an Wissen und Erleuchtung für ihn aufgespart hatte. Aber erst wo die Quellen deutscher Bildung rauschten, an den Hochschulen Halle und Leipzig, schlug sich Dositej, ehe er in Paris und London ganz westliche Luft schlürfen lernte, bedenkenlos auf die Seite der Aufklärungsphilosophie, wie sie im Schatten des großen Leibniz Christian Wolff dem jungen Bürgertum Deutschlands zurechtgemacht hatte. Vom Scheitel bis zur Sohle durchdrungener Wolffianer, huldigte er so unbedingt wie kein anderer, fast schwärmerisch dem gesunden Menschenverstand und rückte die *ratio* in die Mitte alles menschlichen Denkens und Handelns. Aber seine Bildung erweiterte und vertiefte er immer nur, um auf seine Volksgenossen zu wirken; er lernte, um zu lehren, und schrieb keine Zeile ohne den innigen Wunsch, daß sie wie der Sauerstoff ins Blut so ins Leben übergehen möge. Um aber ans Herz des Volkes zu rühren, um ihm die frohe Botschaft der Vernunft, der Duldsamkeit und der Geistesfreiheit zu künden, durfte er sich ihm nicht mit der liturgischen Sprache oder mit dem russischen Gelehrtenrotwelsch nahen, das von zehntausend Serben kaum einer verstand, sondern mußte er so reden, wie dem Bauern hinterm Pflug der Schnabel gewachsen war. Indem er denn alle seine Werke, deren wichtigste, die „Ratschläge des gesunden Menschenverstandes“, die Lebensbeschreibung und die Fabeln, 1783, 1784 und 1788 in Leipzig erschienen, in nicht immer folgerichtigem und reinem Volksserbisch verfaßte, schuf er als erster die

Möglichkeit, die serbische Literatur aus Kirche und Klosterzelle mitten in die Massen hineinzutragen.

Aber was Verständigungsmittel! Ihm war die Sprache das einigende Band, das den ganzen Stamm umschlang. Was bis zu seinem Wirken als *natio illyrica* bezeichnet wurde, war im Grunde nur die Gemeinschaft der Orthodoxen in Ungarn unter der Karlowitzer Mitropolitie; da sich die religiöse Bindung als stärker erwies denn die nationale, gab es mit den übrigen Teilen des serbischen, geschweige des südslawischen Volkes keinerlei Zusammenhang und kaum Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihm aber raunte das Pochen des eigenen Blutes die Erkenntnis zu, daß über die Glaubensunterschiede hinweg alle Serben ein Volk seien. Schon in seinem Briefe an Haralampija, den er wie einen Aufruf an die Pforte seines ganzen literarischen Schaffens nagelte, hob er mit bisher nie gehörter Deutlichkeit die Spracheinheit der Bewohner von Montenegro, Dalmatien, Hercegovina, Bosnien, Serbien, Kroatien, Slawonien, Syrmien, Bačka und Banat hervor und nahm als serbischen Sprachbereich einen kaum geringeren Teil der Erde in Anspruch, als das Französische oder Englische inne habe. Zur „ruhmreichen slawisch-serbischen Nation“ gehörte ihm so gut der katholische Kroat wie der islamische Bosnier, denn Sprache und Stamm waren für ihn das Ursprüngliche, Glaube und Satzung das Zufällige. Indem dieser entlaufene Mönch, durch Herzenseinfalt, Lauterkeit, Selbstlosigkeit und bescheidene Lebensfreude auch im Menschlichen eine anziehende Erscheinung, die Einheit des gesamten Serbokroatentums ausrief, aller Pfafferei und Klosterunart zum Kehraus aufspielte, im Dienst der Volksbildung sich verzehrte, der Frau aus

geistigem Dunkel ans Licht verhalf und in einer Welt des Aberglaubens jedwedes Ding freiem und selbständigem Urteil unterwerfen hieß, wuchs er weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein und wurde zum großen Aufrüttler seines Volkes, der erste östliche Südslawe, in dem das mittelalterliche Denken abgestorben und die Verstandesklarheit der neuen Zeit ganz lebendig geworden war. Mit Dositej Obradovičs Wirksamkeit, die bewußt und entschieden das Gesicht der Seinen von byzantinischer Ueberlieferung zur westlichen Gesittung kehrte, verschob sich die geistige Grenze des Serbentums aus dem Morgenland ins Abendland.

7.

Nachdem der russisch-türkische Friede von 1774 die Tore des Schwarzen Meeres dem russischen Handel geöffnet und der türkisch-österreichische Handelsvertrag von 1780 den Riegel gesprengt hatte, der die Donau verschlossen hielt, blieben von dem auflebenden Wirtschaftsverkehr des Okzidents mit dem Orient auch die Bulgaren nicht unberührt; an ihrem Gebiet vorbei schwamm 1782 das erste Schiff mit Waren von Wien stromabwärts nach Konstantinopel. Auch Berührungen mit Serben waren nicht so selten, da sich vereinzelte bulgarische Mönche immer in den Klöstern der syrmischen Fruška Gora aufhielten. Kristifor Žefarović, der Verfasser des ersten Buchs serbischer Zunge, das, 1741, in Wien gedruckt wurde, eines Werks über Wappenkunde, war bulgarischer Abkunft, und zu Ende des Jahrhunderts hatten die in der österreichischen Hauptstadt erscheinenden serbischen Zeitungen auch Leser in Donaubulgarien. Auch die Anregung zur geschichtlichen Selbstbesinnung kam den

Bulgaren von den Serben. Als Jovan Rajić 1758 im Athoskloster nach Zeugnissen der Vergangenheit für seine slawische Geschichte spürte, zündete sein Gedanke in der Seele des um vier Jahre älteren bulgarischen Mönchs Paisije. Bei seinem neuen serbischen Freund in Karlovci zu Gast, erweiterte der Bulgare seine Geschichtskennntnis nach der weltlichen Richtung hin aus Mavro Orbinis Werk und Cesare Baronios vielgelesener Geschichte, um im folgenden Jahre 1762, heiligen Eifers voll, seine „Slawo - bulgarische Historie“ niederzuschreiben. Nur neunzig Seiten zählend und voll kindlichen Glaubens an die Wahrheit des Ueberlieferten, war dieses Werk doch Feuerzeichen und Weckruf, einen in Totenstarre gesunkenen Stamm aufzuscheuchen, denn einem Volk, das seine Vergangenheit vergessen und sich von sich selbst abgewendet hatte, hielt der arme Mönch des Athosklosters den Spiegel glänzender Vorzeit hin; versichernd, daß unter allen Slawen die Bulgaren am berühmtesten gewesen seien, erinnerte Paisije an die Jahrhunderte, da römische und griechische Herrscher den bulgarischen Zaren ihre Töchter zur Ehe gegeben hatten, nur um in Frieden mit ihnen zu leben. „Warum schämst du dich“ rief er denen seines Stammes zu, „daß du Bulgare heißt und warum schreibst du deine Sprache nicht und redest sie nicht? Lerne, Bulgare, deine Herkunft und deine Sprache kennen!“

Schon wuchs neben dem vermögenden Krämer, dem *Corbadžija* mit seinem windigen Sittengesetz: Wer kein Grieche ist, ist ein Barbar! in den Märkten und Flecken eine in Zünfte gegliederte Handwerker- und Händler-schicht heran, die schon der Verkehr mit der bäuerlichen

Kundschaft zur Volkssprache zwang, und da die neuen Bedrückungen durch die Türken in dem letzten Abschnitt des Jahrhunderts viel geflüchtetes Landvolk für kurze oder längere Weile in den städtischen Siedlungen zusammenfügten, schlug ein wenig die bulgarische Grundfarbe durch den griechischen Firnis durch. Aber ungleich der bürgerlichen Schicht des Serbentums in Ungarn war dieses Kleinbürgertum weder zahlreich noch kräftig genug, Träger einer Bewegung zu werden. Obwohl der Mönch Spiridon und der Bischof Sofroni von Vraca, nachdem sich Paisijes Spur im Dunkel jener wirren Zeit verloren hatte, seinem Beispiel unter tausend Mühen und Gefahren tätig zu folgen suchten, blieb der Widerhall schon deshalb schwach, weil das Werk des Vorläufers noch lange nur in seltenen Abschriften von Hand zu Hand ging. Nach wie vor kannte das bulgarische Volk sich selber nicht und wurde noch weniger von der Welt draußen gekannt: um in einem seiner Lustspiele etwas abenteuerlich Fernes hinzustellen, führte Reinhold Lenz einen verabschiedeten Offizier „aus der Bulgarey“ vor, Voltaire ließ seinen Candide Werbern des Königs von Bulgarien in die Hände fallen, weil ihm der Name dieses fast unwirklichen Volks am besten seine auf Preußen gemünzte Satire zu verhüllen schien, und auch die Wissenschaft stand vor dem Begriff Bulgare so stumm und dumm, daß das Wörterbuch der slawischen Sprachen, das auf Anregung der Kaiserin Katharina 1791 in zweiter Auflage herausgegeben wurde, das Bulgarische überhaupt nicht erwähnte.

Aber Slowenen oder Kroaten, Serben oder Bulgaren, Vodnik oder Vrhovac, Obradović oder Paisije, Ost und West zeigten je nach dem Entwicklungsgrad der einzelnen

Stämme schärfer oder verschwommener die gleichen Folgen derselben Ursachen. Mit Wachstum von Handel, Verkehr und Gewerbe rührte eine neue Wirtschaftsform den stehenden Teich eines Volkes um, das so lange auf die urwüchsigste Landwirtschaft beschränkt gewesen war; eine junge bürgerliche Schicht, aufnahmefähig für die Aussaat westlicher Gedanken und nach westlicher Bildung hungrig, stieg auf; da ihr die Gelehrten- und Kirchensprache ein leeres Gehäuse war, bohrten sich Schächte zu der verschütteten Volkssprache, und wenn sich auch fast durchweg Priester als Angehörige des einzig schriftkundigen Standes zu Wortführern des Neuen aufwerfen mußten, war es doch das Bürgertum, das durch ihren Mund zu reden begann und durch ihr Werk der kirchlichen Vorherrschaft im Geistigen entschlossen auf sagte. Indem zugleich die Serben und selbst die Bulgaren, wachgerüttelt und auffahrend, aus dem byzantinisch-orientalischen Kulturkreis herausstrebten, fiel eine Schranke zwischen ihnen und den Kroaten und Slowenen, die längst im Bereich der abendländischen Gesittung heimisch waren, und auch die Besinnung auf die slawische Volkssprache schuf die Voraussetzung zur Annäherung blutsverwandter Stämme, die eine fremde Schriftsprache, hier Kirchenslawisch, dort Latein, Deutsch oder Italienisch, hoffnungslos von einander geschieden hatte.

So ging das Jahrhundert nicht zur Rüste, ohne daß leicht die Glocke angeschlagen ward, die später von der Einheit und Einigung aller Südslawen künden sollte.

III.

Die Erhebung der Raja zur Nation

Allzu unbarmherzig hackte der scharfe Sporn einer übermütigen Herrensippe dem unterjochten Südslawentum in die Weichen, als daß sich nicht immer wieder in den Jahrhunderten der Versklavung sein Leib in wilden Zuckungen gebäumt hätte.

1.

Die slowenischen Gebiete waren dem römisch-deutschen Kaiserreich so eng eingefügt, daß die allgemeine auf-rührerische Bewegung des deutschen Landvolks, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufloderte, mit feuriger Zunge auch über die Täler Krains, Kärntens und Steiermarks hinleckte. Mit dem Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft und der Verwandlung des Grundherren aus einem Selbstverzehrer in einen Warenverkäufer wuchs auch in diesen Gebieten der auf dem armen leibeigenen „Pauer“ lastende Druck ins Ungemessene, und ausgepreßt und geschunden, der Weide-, Wald- und Wassernutzung beraubt, frecher Willkür rechtlos preisgegeben, sah der slowenische Grundholde schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts keinen andern

Ausweg als den heimlichen Zusammenschluß in Bünden, um seinen Peinigern unter den weltlichen und geistlichen Herren mit der Waffe zu widerstehn. In einem Teilgefecht des großen deutschen Bauernkriegs erhoben sich 1515 unter der Losung: *Za staro pravdo!* Für das alte Recht!, das sie wenigstens vor härtester Unbill und grausamstem Unglimpf schützte, die Bauern Krains, Kärntens und Steiermarks; beträchtliche Haufen zogen sich zusammen, der rote Hahn flatterte aufs Dach der Schlösser, und ein Atmen und Aufrecken ging durch das ganze Volk, aber den Rittern gelang es im Verein mit den Kriegsscharen des Kaisers, den Aufruhr ihrer schlecht ausgerüsteten und kampfungewohnten Hintersassen in Blut zu ersticken. Daß die Bauern ihren Frevelmut fürchterlich büßen mußten, daß sie gespießt, gehenkt, mit Ruten gestrichen und daß ihre Häuser niedergebrannt wurden, vermeldete noch an die zweihundert Jahre später der freiherrliche Geschichtsschreiber Krains mit dem behaglichen Zusatz: „Also purgierte man ihnen die Galle.“

Als 1573 ein neuer Bauernaufstand mit gewaltiger Lohe himmelan schlug, griff die Bewegung bis nach Kroatien hinüber und schrieb bedeutsame Zeichen auf ihr Banner: eine selbständige Bauerngewalt in Agram für die slowenischen und kroatischen Gaue, um ebenso die Verwaltung des Landes und die gerechte Ausschreibung der Steuern wie den Schutz des Volkes gegen die Türken zu unternehmen, schwebte den Rebellen vor. Aber auch diesmal unterlagen die Bauern dem Aufgebot der Herren, die noch grausamere Rache nahmen als 1515 und den „Bauernkönig“ Matija Gubec in der kroatischen Hauptstadt unter ausgesuchten Martern hinrichteten; jahrelang

danach lagen namentlich in Krain weite Strecken Ackers brach, weil die Hand, die ihn zu bestellen gewohnt war, unter dem Rasen moderte. War damit dem aufsässigen Landvolk das Rückgrat gebrochen, so flackerten doch stets aufs neue im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kleinere Flammen auf, bis die bauernfreundliche Gesetzgebung Maria Theresias und Josefs II. das Joch, das dem Landmann den Nacken wund scheuerte, ein wenig lockerte, aber immer nicht genug, um Matija Gubec aus dem Gedächtnis des slowenischen und kroatischen Bauern zu tilgen; zur Sagengestalt war der Rebellenführer geworden, an den sich alle Hoffnung der Getretenen und Gedrückten für den Tag der großen Abrechnung klammerte.

Da auch Uskokken benutzt worden waren, die Auf- rührer niederzuwerfen, erprobten die Habsburger hier, Stamm gegen Stamm, Südslawen gegen Südslawen aus- spielend, ein Hauptstück im Kleinen Katechismus ihrer Staatskunst. Aber da den deutschen Herren gelegentlich eine Ahnung des Stammesgegensatzes zu den windischen Grundholden aufdämmerte, so daß 1634 die steirischen Stände auf die „angeborene Antipathia und Widersinnig- keit“ der Deutschen und Slowenen hinwiesen, und da 1573 slowenische und kroatische Bauern brüderlich Hand in Hand legten, waren die Kämpfe, die der Erhaltung und Wahrung des einzigen wenn auch schlummernden nation- alen Elements, der Bauernschaft, galten, freilich ohne daß es ins Bewußtsein der aufständischen Massen trat, Vorpostengefechte des großen Freiheitskrieges der Süd- slawen.

2.

Ohne den tieferen Sinn ihres Widerstandes zu erfassen, ergriff auch die elende Raja der serbischen und bulgarischen Striche, bis zum Niederbrechen geplagt und ausgesaugt, von Zeit zu Zeit die Waffen gegen den „leidigen Erb- und Ertzfeind, den Türk“. Den letzten Abschnitt des sechzehnten Jahrhunderts füllte eine ganze Reihe von Aufständen der Serben, 1594 im Banat, im folgenden Jahr in der Pečer Gegend, 1596 in Nord-dalmatien, 1603 in Montenegro. Aber ob serbische Freischärler gar bis Sofia vordrangen und serbische Uskoken die Adria feste Klis an der Bucht von Spalato erstürmten, ohne Zusammenhang miteinander, stets auf geringen Flächenraum beschränkt, mit dürftigen Mitteln ausgeführt, blieb jede dieser Bewegungen ohne weitere Wirkung und unterlag rasch der festgefügtten und leicht lenkbaren Heeresmacht der Osmanen. Nicht minder scheiterten die Aufstände auf bulgarischem Boden wie der am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, in dessen Verlauf ein Zar Sisman III. in Rustschuk und Trnovo zum Herrscher ausgerufen wurde und an dessen blutigem Ende Zehntausende von Bulgaren nordwärts über die Donau flüchteten und sich auf rumänischem Stammesgebiet niederließen; auch der anfangs erfolgreiche große Aufstand in und um Ciprovec in der Mitte des nächsten Jahrhunderts führte nur zur Massenauswanderung bulgarischer Raja nach Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien und vornehmlich der Walachei.

Bei diesen Bewegungen knüpften die geistlichen Führer des Volks gern die Fäden, und öfter, als selbst die arg-

wöhnischen Türken ahnten, hatten der Patriarch von Peć, der Vladika von Montenegro und der Bischof von Vršac für die Serben, der Patriarch von Ochrid und die Mitropolit von Trnovo, Loveć und Šumen für die Bulgaren die Hände im Spiel. Aber mehr noch sprangen von außen Funken in den Zündstoff, den die gedrückte Lage der südslawischen Raja darbot. Welche europäische Macht gerade in dem Großtürken ihren Widersacher erblickte, die Republik Venedig so gut wie die päpstliche Kurie oder die Krone Spanien, sah in der christlichen Bevölkerung der Balkanhalbinsel den Hebel, um die Macht Konstantinopels aus den Angeln zu heben. Durch Jahr und Tag zogen auf verschwiegenen Pfaden geheimnisvolle Sendboten, häufig Ragusaner Kaufleute, in geschickter Verkleidung durch südslawisches Gebiet landauf und landab, hier prunkhafte Versprechungen, dort güldene Händedrücke zurücklassend. Umgekehrt wagten sich, Hilfe heischend, bulgarische Emissäre 1597 bis zum Kaiser Rudolf. Denn nur zu leicht gingen die Unterdrückten wieder und wieder den Lockungen auf den Leim, um jedesmal, wenn sie anrückenden überlegenen Osmanenstreitkräften widerstandslos ausgeliefert waren, zu erkennen, wie schnöd kaltherzige Staatspolitik sie genarrt hatte. Allgemach verblaßte denn etwas die Neigung, auf den geringsten Wink von außen den türkischen Bedränger todesmutig anzuspringen.

3.

Aber seit Kaiser Leopold anno 1690 die Völker „*per universam Albaniam, Serviam, Mysiam, Bulgariam, Sillistriam, Illyriam, Macedoniam, Rasciam*“ aufgerufen hatte, sich für ihren Gott und Glauben gegen die Türken zu

erheben, und seit Zar Peter I. 1711 durch ein Sendschreiben „alle wohlgesinnten Christen in Serbien, Slavonien, Makedonien, Bosnien, Hercegovina“ zum Streit für den Glauben aufgeboten hatte, waren die Südslawen des Balkans von dem Machtwiderstreit Oesterreichs und Rußlands wie von einer Zange erfaßt worden, die sie für lange Menschenalter nicht mehr loslassen sollte. Kaum war unter den Mauern Wiens der letzte gewaltige Anprall des Osmanentums zerschellt und im Gegenstoß Ungarn von den Horden aus Asien gesäubert, als das habsburgische Erzhaus den Beruf in sich entdeckte, der ganzen oder mindestens halben Balkanhalbinsel Oberherr zu werden und im Fieberwahn des Eroberns die Hand nach Dalmatien, Serbien, Albanien, Bosnien und Hercegovina, der Walachei und Moldau ausstreckte; der Wiener Diplomat Baron Talmann erträumte eine Reichsgrenze vom Golf von Kawalla an der Aegaeis bis Rustschuk an der Donau, die neben Albanien, Epirus, Thessalien und Achaja von südslawischen Gebieten Serbien, Makedonien, den größten Teil Bulgariens, Dalmatien, Bosnien und Hercegovina einschloß; auch Josef II. erhob, wesentlich bescheidener, noch auf alles Land westlich der kürzesten Linie von Belgrad bis zur Drinamündung Anspruch. Um die Zeit, da Wien zum erstenmal weitgreifende Eroberungen auf dem Balkan unter seine unmittelbaren Pläne einreichte, wandte auch Petersburg seine Blicke von dem baltischen Problem nach dem Schwarzen Meer, das der russischen Handelsschiffahrt aufzusperren seit Peter I. das erst 1774 erreichte Ziel der zarischen Politik wurde, aber schon 1736 sah General Münnich den Tag vor sich, der auf den Zinnen Konstantinopels die moskowitzischen Feldzeichen

aufpflanzte und in der ältesten Kirche der Christenheit, der Hagia Sofia, die Zarin zur byzantinischen Kaiserin krönte, und aus ihrer Sehnsucht nach Errichtung eines byzantinischen Kaiserreichs unter ihrem Enkel Konstantin mit der Hauptstadt Konstantinopel machte 1782 auch Katharina II. vor dem österreichischen Kaiser kein Hehl.

Wenn während des achtzehnten Jahrhunderts die beiden Mächte, die sich zuerst 1696 gegen den Großtürken verbündet hatten, ihn mehrfach gemeinsam mit Krieg überzogen, belauerten sie einander doch ohne Unterlaß und voll Eifersucht. Um die Gunst der Südslawen in den Balkanländern buhlend, fanden auch beide immer williges Gehör, da sich die Raja zur Befreiung auf eigene Faust zu schwach fühlte und die Herrlichkeit wie der Kaiserkrone so des Zarentums hellen Glanz ins Dunkel ihrer elenden Hütten warf. Oesterreich nutzte das Christentum im allgemeinen, Rußland die Orthodoxie im besonderen, um die Glaubensbrüder des Südostens an sich zu locken und zu fesseln, aber Petersburg wie Wien werteten sie kaltherzig und krämerhaft nur als billiges und brauchbares Kanonenfutter. Obwohl viele Slawen aus diesen Gegenden nach und nach in Rußland seßhaft geworden waren und auf Peters I. Balkanpolitik der Ragusaner Sava Vladislavić nicht geringen Einfluß übte, herrschten am Zarenhof so nebelhafte Vorstellungen von Art und Wesen der Südslawen, daß man ihnen Alexander den Großen zuzählte und auch die Slowaken in ihr Fach schob, und nicht nur von den Montenegrinern sprach man in den russischen Staatskanzleien geringschätzig als von Wilden und Barbaren. Gerade die Montenegriner bekamen denn wiederholt, 1711, 1736 und 1768, den Dank

vom Hause Romanow zu kosten, indem sie jedesmal dem Ruf der Russen zu den Waffen begeistert folgten und dann gleichgültig der Rache der Osmanen überantwortet wurden. Wenn sich trotz allem noch lange in diesen Gauen im gesprochenen und gesungenen Wort der Ruhm des Zaren Peter I. erhielt, den selbst die Lieder katholischer Priester wie der Ragusaner Ignazio Gradi und Stefano Rosa als Hoffnung des gesamten Slawentums und der ganzen Welt feierten, so trug der Eigennutz Oesterreichs dazu bei, das nicht nur die Südslawen ebenso unbekümmert für seine Zwecke verbrauchte, sondern auch besorgt wegen Rußlands Einflußsteigerung drauf und dran war, sich seiner geschichtlichen Aufgabe, der Zurückdrängung der Türken aus Europa, zu entschlagen; nach dem 1792 beendeten Krieg gegen die Pforte begann sich das Haus Habsburg, dem die Angst vor der Springflut der französischen Revolution überall durch Wahrung des Bestehenden Dämme aufzuwerfen gebot, in einen Erhalter des Osmanenreichs zu verwandeln.

4.

Dieser letzte österreichische Türkenkrieg, in dem serbische Freikorps mehr als ein Sechstel vom Heere des Feldmarschalls Laudon ausmachten und über ihren zahlenmäßigen Anteil hinaus soldatische Leistungen vollbrachten, war das Vorspiel zu dem ersten großen Kampf um südslawische Freiheit. Zwar gährte unter den Serben Enttäuschung und Erbitterung, als sie wie üblich bei Kriegsende preisgegeben und in dem Friedensvertrag von Svištovo überhaupt nicht erwähnt wurden, und obwohl sie klagten, daß sie von den österreichischen Offizieren als

„Kujone“ und „verfluchte Nation“ behandelt würden, flüchteten ihrer viele vor der Rache der Türken nach „Deutschland“, wie das ganze Gebiet unter dem kaiserlichen Zepter bei ihnen hieß. Aber mehr noch blieben auf der Heimatscholle, auf der sie „lieber klares Wasser trinken als drüben Kaffee mit Milch und Zucker schlürfen“ wollten, zurückgehalten durch Versprechungen der Osmanen, denen die stete Auswanderung der Raja empfindlichen Kapital- und Zinsverlust zufügte. Wirklich schienen damals die Zusicherungen Konstantinopels nicht auf rinnenden Flugsand gebaut. Während der letzten Jahrzehnte hatten sich in dem Grenzgebiet gewordenen Paschaluk Belgrad die Janitscharen zusammengedrängt, die, in den Friedensgarnisonen dem Handel obliegend, seit Mahmud I. Zollfreiheit genießend und immer dreister als selbständige Macht auftretend, längst eher eine Gesellschaftsklasse als eine Truppengattung waren. Wenn an ihrer Verwilderung das bedrohliche Knacken im Gebälk der Türkei am hörbarsten wurde, so traf ihre Zügellosigkeit wieder die Serben am härtesten, denn seit 1740 etwa nisteten sich die Janitscharen mit List und Gewalt wider alles geschriebene und überkommene Recht in den Zinsdörfern ein, vertrieben die Spahis von ihren Lehensgütern und hielten durch ihre Subaschas die armen Bauern mit Untat jeder Art zu immer gesteigerten Abgaben an; 1764 durch Serbien reisend, bekundete Lady Montague, daß die Raja auf keinerlei Ertrag von ihren Aeckern rechnen könne: „Alles ist für die Janitscharen, die nach Willkür nehmen, was sie wollen.“ Die Behörden sahen dem Treiben machtlos mit verschränkten Armen zu, ob-

wohl es unter den Moslems nicht nur die von ihren Nahrungsquellen verjagten Spahis ergrimnte.

Nach dem Friedensschluß von 1791 aber beschloß Sultan Selim III., der das langsame Auseinanderfaulen seines Reiches durch Steuer- und Handels-, Verwaltungs- und Heeresreformen zu verhindern gedachte, mit der Aussperrung der Janitscharen aus dem Paschaluk Belgrad die militärischen Neuerungen zu beginnen. Ein großherrlicher Ferman des Jahres 1793 legte dieses Zugeständnis an die serbische Bevölkerung fest und bestimmte auch den rechtmäßigen Grundherren Belgrad als Wohnsitz, damit sie ihren Bauern nicht unmittelbar auf dem Nacken säßen, und da jedem Dorf ein *Knez*, je zehn Dörfern ein *Kapetan* oder *Oborknez* ihres Blutes vorstand, und die Serben die in Bausch und Bogen zu entrichtende Kopfsteuer nach freiem Ermessen unter sich aufteilen durften, hatten sie einen Anflug von Selbstverwaltung erreicht, wie ihn seit nicht langem die Christen von Morea genossen. Da sich zudem der Belgrader Pascha Hadži Mustafa durch tatkräftigen Schutz der Christen seines Machtbereiches den Beinamen „die Serbenmutter“ verdiente, atmete die so lange so arg geplagte Raja etwas auf, und dem Lande, dessen von den Oesterreichern besetzte Striche 1718 neben 415 bewohnten 342 unbesiedelte Orte gezählt hatten und das ein Menschenalter später durch die Kriege verwüstet und ausgebrannt dalag, schien eine freundlichere Zukunft angebrochen. Nicht zuletzt unter der Einwirkung des österreichisch-türkischen Vertrages von 1784 belebte sich der Handel, und wenn auch die Viehzucht noch nicht vom Ackerbau abgelöst war, diente sie doch immer mehr nicht dem Eigenbedarf, sondern dem

Marktverkauf; der Wert der Ochsen- und Schweineausfuhr nach Oesterreich belief sich gegen Ende des Jahrhunderts auf die in allem recht stattliche Summe von drei Millionen Franken jährlich. Da seit 1793 den Serben auch die Ausübung jedes gewünschten Handwerks gestattet war, wuchs allmählich aus der gleichförmigen Bauernmasse eine Schicht von Händlern und Handwerkern heraus, die, selbst noch vorwiegend bäuerlich, fest im Volke wurzelten, aber doch, zu größerem Vermögen und Ansehen gelangt, auf Reisen auch jenseits der Grenze ihren Gesichtskreis weitend, etwas von den Grundbedingungen des bürgerlichen Eigentums und der bürgerlichen Freiheit zu ahnen begannen. Daß von Hadži Mustafa Pascha gar mehrfach Serben gegen die Janitscharen oder andere türkische Aufrührer aufgeboten und bewaffnet wurden, mehrte ihr Selbstbewußtsein beträchtlich; Christen von Moslems gegen Moslems geführt, galt für islamische Begriffe als ebenso unerhörter Vorgang, wie eine waffentragende Raja im eigentlichen Sinne des Wortes keine Raja mehr war.

Aber seit sich die einzelnen Teile des ausgedehnten Türkenreiches nicht mehr durch den Schwung steten Siegens und Vorwärtsstürmens um seine Achse drehten, zerfiel es, schon wegen des Mangels an Verkehrswegen und -mitteln als straffe Einheit nicht mehr zu behaupten und immer mehr Feldlager auf erobeter Scholle als ein Staat, in seine Provinzen, und jede Provinz zerbröckelte wiederum in sich. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts spielten sich allein auf europäischem Boden die Paschas Mahmud Boschatly in Skutari, Pelivan in Ismail, Tersaniki-Oglu in Rustschuk, Ilek-Oglu in Silistria, Redžep-

Oglu auf der Insel Kladovo und neben dem weithin berühmtesten Ali Pascha von Janina vor allem Paswan-Oglu in Vidin als selbständige Herren auf, die sich um Sultan und Großvezier in Stambul nur soweit kümmerten, wie es ihnen behagte; das Reich war die *Confédération d'anarchies*, als die es Lamartine später schilderte. Da von 1797 bis 1799 über sechstausend Serben, von dem treuen Hadži Mustafa gegen den unbotmäßigen Verwalter des Paschaluks Vidin aufgeboten, gegen Paswan-Oglu gekämpft hatten, folgte auf den Stoß der Gegenstoß: nachdem die Pforte die Niederrückung ihres Satrapen aufgegeben hatte, strömten die ihm verpflichteten und ergebenen Janitscharen wieder ins Belgrader Gebiet zurück. Den rechtmäßigen Gebieter der Provinz mit seinen Anhängern ließen sie bei erster Gelegenheit über die Klinge springen und machten, eine Schreckensherrschaft von vieren ihrer Anführer, der Dahijen, aufrichtend, das Paschaluk zu einer Art unabhängiger Janitscharenrepublik. Was den Serben der Ferman von 1793 an Rechten gebracht hatte, zertraten sie lachend unter den Hufen ihrer Rosse, und durch schonungslose Ausplünderung des Volkes gedachten sie sich für die Jahre erzwungener Abwesenheit schadlos zu halten; die es mit ansehen mußten, stellten fest, wie viele dieser verwilderten Kerle nackt und bloß nach Belgrad kamen und in Samt und Seide gekleidet, mit Gold und Silber geschmückt auf herrlichen Pferden davonritten, und eine Bittschrift der Dorfältesten an den Sultan klagte, daß man den Christen Seele, Religion und Ehre angreife und kein Mann seiner Frau, kein Vater seiner Tochter, kein Bruder seiner Schwester Herr sei; Kloster, Kirche, Mönch,

Pope, alles werde beschimpft. Raub und Mord, Plünderung und Schändung zeichneten die breite Blut- und Schmutzspur der Dahijenherrschaft, die in allen Dörfern als Handlanger und Ausquetscher die Subaschas sitzen hatte.

Um so unerträglicher empfand das wieder auf die unterste Stufe der Raja herabgedrückte Volk das böse Muß, für fremde, faulenzende Schmarotzer zu roboten, als es doch letzthin einen Vorgeschmack davon verspürt hatte, wie Arbeit für den eigenen Herd gesegnet ist. Viele flohen nach altem Brauch unter die Fittiche des habsburgischen Adlers, viele andere flüchteten mit Weib und Kind in die unzugänglichen Bergwildnisse; von nicht weniger als dem zehnten Teil des Volkes ging die Rede, daß er sich zu den Haiduken in die Wälder geschlagen habe. Nicht nur diese kühn plänkelnde Vorhut der stumm duldenden breiten Masse war ein Ausdruck des Selbstbewußtseins, das der Serbe durch die erfolgreichen Kriegstaten auf der Seite der Oesterreicher und durch die Kämpfe gegen Paswan-Oglu gewonnen hatte, sondern auch die Verschwörung, durch die 1803 eine Schar angesehener und entschlossener Männer einen allgemeinen Verzweiflungs- und Vernichtungskrieg gegen die Bedränger der Raja zu rüsten begann. Die Dahijen, von den Vorbereitungen etwas erschnüffelnd, beschlossen, der Bewegung durch Niedermetzelung der Führer den Kopf abzuschlagen, aber gerade die Abschlachtung einiger siebenzig Dorfältester, Geistlicher und anderer Notabeln zwang die Ueberlebenden, schon um ihren Hals zu retten, auf der einmal betretenen Bahn weiter; als an einem Februartag 1804 die ersten Aufständischen in das

Wachthaus der Janitscharen in Orašac den Feuerbrand warfen, prasselte diese Flamme als Beginn eines großen Brandes auf, der, schnell um sich greifend, neun Jahre lang den Himmel im Südosten Europas rötete.

5.

Was der Masse des serbischen Volkes die Waffe in die Hand drückte, war nicht die hochgemute Sehnsucht nach weitgesetzten nationalen Zielen, sondern die zähneknirschende Verzweiflung über niederwuchtenden sozialen Druck. Diese Bauern hatten nur den einen Wunsch, auf ihrem Lande „ruhig zu arbeiten und zu leben“, und ihr Höchstes hieß Abschüttelung des Dahijenjochs, Vertreibung der Janitscharen und Rückkehr zu den Zuständen leidlicher Ordnung und ziemlichen Behagens, wie sie der *Hatti-Scherif* von 1793 verbürgt hatte. Gegen den Stachel der osmanischen Oberherrschaft an sich zu lecken, kam ihnen anfangs so wenig zu Sinn, daß sie nur durch die Vorspiegelung auf die Beine gebracht werden konnten, der Sultan billige ihren Kampf gegen die frechen Rechtsbrecher; von einem großherrlichen Ferman dieses Inhalts wurde viel gefabelt, und der Erzpriester Matija Nenadović, einer der sichtbarsten Köpfe der Bewegung, führte sogar beim Aufwiegen der Dörfer einen Osmanen mit sich, der die Zögernden mit Berufung auf die Pforte von der Gesetzlichkeit des Unternehmens zu überzeugen hatte, und noch 1813, als es für die Sache der serbischen Freiheit Abend werden wollte, suchte der Oberbefehlshaber der Aufständischen den gesunkenen Mut der Seinen mit einer Proklamation zu heben, in der es hieß, daß wieder einmal Janitscharen und Spahis gegen den Willen

des Sultans den Serben den glimpflichen Frieden weigerten, und daß mit Zustimmung der Pforte gegen diese bösen Widersacher ein letzter Kampf von nöten sei. Zunächst entsprachen auch die Taten der Rebellen ihren Worten. Den Janitscharen gingen sie schonungslos zu Leibe und ließen die Dahijen selber, als es so weit war, umbringen, aber nach der Einnahme von Šabac begrüßten die Serben die Türken in der Stadt, „den Spahi als Spahi und den Efendi als Efendi“; als Ende 1804 ein nach Bosnien abziehender Pascha Geschütz und Schießvorrat wegen der Ungangbarkeit der winterlichen Straßen den Aufständischen übergeben mußte, lieferten sie seinem Wunsche gemäß alles treulich den osmanischen Behörden ab, und für und für beteuerten die Rebellen nicht nur der Hohen Pforte, sondern auch den europäischen Mächten, daß sie die „ergebensten Untertanen ihres allergnädigsten Herrn“ zu sein und zu bleiben gedächten, bereit, mit Freude den letzten Tropfen ihres Blutes für ihn zu lassen.

In den ersten Monden und Jahren betrachteten denn viele Türken die Auflehnung der Raja gegen die allen ruhigen Bürgern verhaßte Janitscharenwirtschaft mit unverhohlenem Wohlwollen; die von ihren Lehnsgütern vertriebenen Spahis hofften, dank der serbischen Erfolge wieder in den Genuß ihrer Renten zu gelangen, und manche dem Sultan anhängliche Paschas in den Nachbarprovinzen unterstützten die Aufständischen, aus deren Sieg sie eine Stärkung der Regierung errechneten. Der Pascha von Niš bot den Serben seine tatkräftige Hilfe an; Arnauten verkauften ihnen ganze Traglasten von Pulver und Blei; als die bedrängten Dahijen nach Bosnien

schickten und um Entsatz baten, ermahnten die Ulemas in der Moschee die Gläubigen, nicht dieser Lockung zu folgen, denn wer ohne Genehmigung des Großherrn gen Belgrad ziehe, sei ein Aufrührer und gelange, so er den Schlachtentod sterbe, nicht in Mohammeds Paradies, und wie sich unter dem zusammengelaufenen Gesindel, das die Janitscharen aufbrachten, auch Christen fanden, so fochten manche Moslems bis 1813 unter den Fahnen der Serben.

6.

Aber da die Janitscharen, Niederlage über Niederlage erleidend, in kurzem aus dem ganzen Paschaluk gefegt waren und einer der festen Plätze des Landes nach dem andern, Belgrad im Dezember 1806, den Rebellen zufiel, trieben die eigenen Erfolge den Aufstand über sein ursprüngliches bescheidenes Ziel hinaus. Drüben fürchtete die Pforte, daß die Serben sich ihrer Oberherrschaft entrafen und mit einem der auswärtigen Feinde der Türkei gemeinsame Sache machen könnten; darum wurde schließlich der heilige Krieg gegen die unbotmäßige Raja verkündet, und barsches Wort bedeutete den Aufständischen, daß sie ihre Gnade, den Strick um den Hals, erlehen müßten. Hüben steigerten so viel hallende Siege, die die serbischen Bauernmilizen über großmächtige Paschas und Veziere davontrugen und die Augen ganz Europas auf das vorher im Winkel unbeachtete Volk lenkten, das Selbstgefühl ins Ungemessene; waren die Freiheitskämpfer anfangs schlecht ausgerüstet und vielfach nur mit Schleudern und Knüppeln bewaffnet, und glichen ihre ersten Kriegshandlungen mehr einer Bandenplänkelei als einem Feldzug, so schöpften sie doch ihre Kraft antäus-

haft aus der steten Berührung mit der Heimaterde und fanden einen starken Rückhalt in der Zadruqa, deren jede ihren im Kampfe stehenden Mitgliedern den Acker bestellte und Vorräte ins Feld schickte. Aber auch die sachliche Stärke des Aufstandes wuchs. Obwohl manche in langer Knechtschaft verstumpfte Bauern nur durch Druck aufgescheucht und nur durch Zwang bei der Stange gehalten werden konnten, schwoll die Zahl der serbischen Streitkräfte rasch auf zwanzigtausend, dann auf fünfunddreißig- bis vierzigtausend Kämpfer an, und wenn die Zusammenkunft der Aeltesten und Führer in Smederovo beschloß, das Heer möglichst auf hunderttausend Mann zu bringen, so zählte es später sicher ihrer fünfzigtausend mit vierzig Geschützen, und 1813 gab ein Aufruf des Oberbefehlshabers als Artilleriebestand hundertdreißig Feldstücke an. Was aber mehr als alles die Grenzen der Bewegung sprengte und den „gesetzlichen“ in einen ungesetzlichen Aufstand verwandelte, war der soziale Niederschlag der kriegerischen Erfolge: durch die Vertreibung der Türken war der Zins- und Fronbauer nicht nur die unrechtmäßigen Platzhalter seiner Grundherren, sondern auch die Spahis selbst losgeworden und hatte sich frohlockend zum Eigentümer der Scholle aufgeworfen, die sein Pflug ritzte; ihn wieder zum Pachtsklaven zu machen, der im Schweiß seines Angesichts einen fremden Herrn nährte, konnte keinem Gott gelingen, solange noch eine Serbenfahne frei in den Lüften flatterte.

Was denn unklar in Träumen und Liedern dem Volke von einer Auferstehung des alten Serbenreiches vorschwebte, gewann schärfere Umrisse bei den Vorkämpfen

der Bewegung. Wie zu gleicher Zeit der Tiroler Aufstand seine Führer aus den Gastwirten gewählt hatte, weil sie unter den schwerfälligen Bergbewohnern am gewandtesten und regsamsten und von der Menge am ehesten gekannt waren, so traten an die Spitze des serbischen Freiheitskrieges Männer, die durch den Viehhandel Vermögen erworben, Ansehen gewonnen, Erfahrungen gesammelt und Beziehungen auch über die Grenze angeknüpft hatten; als der noch ganz dünne bürgerliche Vortrupp dieses Bauernvolks ersehnten sie eine Zerschmetterung der Türkenherrschaft am heißesten, weil die Willkür der Paschas und ihrer Handlanger die Entwicklung gerade des beweglichen Eigentums am hoffnungslosesten hemmen mußte; keine Zusammenstellung serbischer Forderungen aus diesen Jahren ohne das bündige Verlangen, daß der Handel unbehelligt bleibe und die Raja ihre Erzeugnisse zum höchsten erzielbaren Preise verkaufen dürfe, wem sie wolle. Aus dieser Schicht, die nicht allein die Jakov Nenadović, Sima Marković und Mladen Milovanović in die Leitung des Aufstandes entsandte, hob im Februar 1804 eine Versammlung der Aeltesten und Vorsteher Karadjordje Petrović aus Topola, den „schwarzen Georg“, auf den Schild, der, ein rüstiger Fünfziger, auf eine an Kämpfen reiche Jugend als Haiduk und k. k. Freikorpsunteroffizier zurückblickte und, ein Stück zottiger Urkraft und schlauer Verschlagenheit, alle Tugenden und Untugenden der jungen serbischen Mittelklasse in sich vereinigte. blieb er selber des Lesens und Schreibens unkundig, und vermochten von den zwölf Mitgliedern des ihm zur Seite stehenden Obersten Rates neben einem völlig schriftgewandten nur zwei notdürftig ihren Namen

zu kritzeln und einer ein wenig mit den Buchstaben umzugehen, so verkörperten die Geistlichen unter der Führerschaft, die auf der Skupština von Smederovo neben dreiundzwanzig Kaufleuten und Bauern zu fünfzehn saßen, die höhere Bildung; aus ihnen wurden außer dem im Raten und Taten tüchtigen Prota Matija Nenadović noch die Namen des Šabacer Bischofs Melentije Nikšić, der Archimandriten Stevan Jovanović, Grigorije Radović und Melentije Stevanović und der Erzpriester Atanasije Antonijević, Milutin Ilić und Aleksa Lazarević den Massen vertraut.

Schon im Laufe des letzten österreichisch-türkischen Krieges war diesen erleuchteten Köpfen auch für ihr Volk die Selbstverwaltung erstrebenswert erschienen, wie sie nach dem Beispiel der Moldau und Walachei in den neunziger Jahren die Jonischen Inseln unter russischer Oberhoheit erhielten. Vielfältig kamen von Anbeginn den Aufständischen die Beziehungen zu den Stammesgenossen im Habsburgerreich zugute; österreichische Offiziere serbischen Geblüts wie der Hauptmann Radić Petrović, auf den großen Schlachtfeldern Europas in der neueren Kriegskunst geschult, eilten in die Reihen ihrer kämpfenden Brüder; vermögliche serbische Kaufleute in Semlin lieferten Waffen und Schießbedarf und steuerten Geld bei; aus dem syrmischen Mitrovica stammte der erste, sehr willkommene Mörser, der Bischof Jovan Jovanović von Novi Sad sandte das zweite Geschütz, und der Milisav Petrović, der den Rebellen Kanonen zu gießen unternahm, nannte das Banat seine Heimat. Am meisten Fäden aber liefen zu dem Mitropoliten von Karlovci,

Stevan Stratimirović, der mit seinem ausgeprägt politischen Verstand als ein ungewöhnlicher Geist nicht nur unter den Serben Oesterreichs, sondern im ganzen Serbentum gelten durfte; er war es, der in einer Denkschrift dem Petersburger Kabinett die Gründung eines „slawo-serbischen Zartums“ unter einem russischen Großfürsten oder einem protestantischen deutschen Prinzen aus der Verwandtschaft der Romanovs schmackhaft zu machen suchte. Unter solchen Anregungen und im steten Austausch der Meinungen mit den Volksgenossen nördlich von Save und Donau, wo man von Staat und Nation doch andere Vorstellungen hatte als in einem türkischen Paschaluk, gedieh bei den Führern der Gedanke völliger Unabhängigkeit von den Osmanen bis zur Reife, und wenn er 1803 auf einer der ersten Verschwörerversammlungen in der Sumadija im Segensspruch des Popen nur flüchtig aufgeblitzt war, so schnitt schon vier Jahre später Sima Marković im Namen des Rats einem Abgesandten der Pforte mit der kernigen Feststellung, daß Serbien sich als unabhängigen Staat betrachte, das Wort im Munde ab. Den entschlossenen Willen, als selbständiges Glied in die europäische Gemeinschaft einzutreten, bekundete damit das serbische Volk just in einem Augenblick, da die französische Revolution die stürmische Frage der Nation auf die Tagesordnung aller Länder gesetzt hatte; von den Tauben, die am Pariser Konstitutionsfeste von 1790 mit dem Spruch um den Hals: *Werdet frei, wie wir es sind!* zu allen Völkern aufgeflattert waren, schien sich eine bis in die Klüfte des Balkans verflogen zu haben, und es war nicht von ungefähr, daß die Fahne, die der Erzpriester Nenadović am 15. Februar 1804 den Auf-

ständischen überreichte, die Farben trug, die seit dem Bastillensturm jedem Freiheitskampf in der Welt voranwehten.

7.

Zwar wurde nicht nur dann von den Rebellen zunächst das Christentum als Panier entrollt, wenn es die Aufmerksamkeit fremder Mächte auf sich zu lenken galt; auch an die eigenen Stammesgenossen erging häufig der Ruf, „für Christenglaube und -satzung“ zur Flinte zu greifen. Aber allmählich trat der soziale Kampf der Ausgeplünderten gegen die Ausplünderer, der Pachtbauern gegen die Grundherren immer mehr als ein nationaler Kampf der Serben gegen die Türken ins Bewußtsein der Massen. Mochte auch im achtzehnten Jahrhundert der Begriff der *natio illyrica* der österreichischen Hofkanzlei geläufig sein, so war es doch ein Neues und Denkwürdiges, daß 1806 für den Gesandten nach Wien eine Vollmacht im Namen der „gesamten serbischen Nation“ ausgestellt ward: aus diesem Wort klang über historische Grenzen und staatliche Schranken hinweg der Appell an alle, die, wo immer sie siedelten, gleichen Bluts und gleicher Zunge waren. Immer wieder wurde denn in Karadjordjes Zelt erwogen, wie man alle Serben in Serbien, Bosnien, Hercegovina, Montenegro, Dalmatien und Albanien mitreißen könne. Schon früh hatte der Oberbefehlshaber den Stammesgenossen in Bosnien und Hercegovina sein Auge zugewandt, woher bereits 1803 der Archimandrit Arsenije Gagović mit dem Plan einer Zusammenfassung „aller Slawen im Süden“ in ein „slawoserbisches Zartum“ nach Petersburg gepilgert war, und da schon an der Schwelle des Aufstandes zu den Serben in Montenegro vorgefühlt worden

Лука Целовић
БЕОГРАД
Luka Čelović
БЕОГРАД

war, schlugen sich mehr als einmal Sendboten wie nach Bosnien und Hercegovina so bis zum Land der Schwarzen Berge durch, um die „lieben Serbenbrüder“ aufzustürmen, und Karadjordje beschwor in einem Schreiben den Vladika Petar Petrović von Montenegro, „bei dem serbischen Blut, das durch eure und eurer Helden Adern rinnt“, so schnell wie möglich mit einem Heer zu Hilfe zu eilen, „damit auch Bosnien und Hercegovina zur allgemeinen Befreiung aller Serben aufstehn, und damit wir geeint zusammen leben, wie uns Gott gebietet, der uns ein und dasselbe serbische Blut eingeflößt hat.“

Aus vielen Teilen des Serbentums fanden sich denn, nicht nur aus dem Habsburgerreich, Köpfe zum Rat und Fäuste zur Tat ein. Wie der blinde Volkssänger des Aufstandes, Vilip Višnjić, und der Dichter Sima Milutinović, beflissen, mit seiner „*Serbianka*“ die Ilias dieses Kriegs zu schreiben, stammten die Vojvoden Krstić, Vosić und Mihailović aus Bosnien; der Kapetan Bakal-Milosav und der Bairaktar Bojanović waren Söhne der Hercegovina; das altserbische Prizren nannten der Vojvode Simonović und der Kapetan Stojak Konstantinović ihre Vaterstadt; der Vojvode von Požarevac war aus dem makedonischen Ochrid gebürtig, der Rittmeister Novaković Čardaklija gab das Land der Arnauten als Heimat an, und neben dem Dalmatiner Kapetan Žikić war der Artilleriekommandant Milinović aus der Bucht von Cattaro hervorgegangen. Auch die reichen Serben in Triest griffen wenigstens zu einem Darlehn von 12 750 Gulden in den Beutel, als der Oberste Rat der ersehnten Zukunft gedachte, „da jeder Serbe, sei er, wo er sei, sagen darf: Wir sind Serben und haben unser Vaterland“. Wie die Freiheitskämpfer die

Striche nicht nur um Niš, sondern auch um Skoplje zum serbischen Gebiet rechneten und Karadjordje in einem Brief an den türkischen Oberbefehlshaber von seinem tapferen Heer „in Serbien, in Bulgarien und in der Walachei“ sprach, so fand der Aufstand bis in den Kreis Pirot und das Paschaluk Vidin Widerhall. Zu den Bulgaren, deren Abstammung „sozusagen von demselben Zweig“ ein Schreiben des serbischen Führers hervorhob, zählte nicht nur der oft zu diplomatischen Aufträgen verwendete Petar Ičko, ehemals Dolmetsch des Pfortege sandten in Berlin, und wo der „schwarze Georg“ in einer Note der auswärtigen Politik „die Serben und andere Völker derselben Nation“ erwähnte und an die „Rassebrüder in dem wiedererstandenen Illyrien“ erinnerte, klang leis, doch deutlich die Glocke südslawischer Einheit an.

8.

Aber was sich als serbischer Staat herausbildete, war vorderhand von den Grenzen umgeben, aus denen die Türken vertrieben waren. Ursprünglich stellten sich die Führer diesen Staat als freien Bund selbständiger Nahijen oder Kreise vor und sahen im September 1805 der Entstehung des auf Rußlands Betreiben geschaffenen „*Pravitelstvujušči Sovet*“, des „Verwaltenden Rats“, der seine Befugnisse über das ganze Land erstreckte, nicht ohne Mißtrauen zu. Aber da die Notwendigkeit einheitlicher Kampfleitung alle kriegerische Macht in die Hand Karadjordjes gab, lockte die Möglichkeit, auch die bürgerliche Macht an sich zu reißen. Nachdem 1808 der „Nationalsovet, alle Kommandanten, Knezen und das ganze Volk“ den „Herrn Kara Georgie Petrović“ und seine männliche

Nachkommenschaft als „ersten und obersten serbischen Anführer“ anerkannt hatten, gelang es ihm nach und nach, die paar großen Vojvoden, die sich ganz als seinesgleichen betrachteten, an die Wand zu drücken und durch Unterführer zu ersetzen, die gegen ihn aufzustehn weder Nerv noch Muskel besaßen, und im Januar 1811 spannte er ein einheitliches Verwaltungsnetz über das Land und schuf, den Rat in seine Kanzlei verwandelnd und einen Obersten Gerichtshof einsetzend, eine einheitliche Zentralgewalt. Die sich auf sein Haupt sammelnde Machtvollkommenheit schmeckte mehr nach Despotismus als nach urwüchsiger Bauerndemokratie, aber wie die Aufständischen nicht aus irgendwelchen verstaubten Pergamenten, sondern lediglich aus ihrem Dasein die Rechtfertigung für ihren Kampf schöpften, so war auch dieser Staat ganz unbeschwert von Vergangenheit und fußte unfeudal, unromantisch, unmittlalterlich einzig auf dem zähen Lebenswillen seiner Bewohner.

Hatte Dositej Obradović den Aufstand schon von fern begrüßt:

Erheb dich, Serbien, unsre liebe Mutter,
Und werde wieder, was du einstens warst!
Dir jubeln zu die wahren Serbenkinder,
die tapfer jetzund für dich kämpfen.

Auf, Serbien, auf!
Du schiefst so lang
und lagst in Finsternis.
Jetzt rüttle dich
und weck die Serben auf!

so wurde jetzt dieser klarste und klügste Kopf des Serbentums von Karadjordje, der selber nur das Schwert zu führen verstand, als Leiter des Unterrichtswesens nach

Belgrad berufen; nationale Tat und nationaler Gedanke verschwisterten sich! Während schon vorher an einigen Orten Grundschulen bestanden und die Wohlhabenden ihre und ihrer Nachbarn Kinder im Hause unterweisen ließen, gründete das Jahr 1808, das dem Volk einige Ruhe zu Friedenswerken bot, unter Ivan Jugović aus Sombor in der Bačka die *Velika škola*, die „Große Schule“, die, Mittelding zwischen Gymnasium und Fachschule, wie das 1810 eröffnete Priesterseminar von Lehrern meist aus der Serbenschaft Ungarns betreut, in drei Klassen neben Geschichte und Geographie, Staats- und Kriminalrecht Deutsch als Hauptfach und einzige fremde Sprache lehrte und zur Besetzung der Aemter eine „einheimische Bildungsschicht“ heranzuziehen bestimmt war.

9.

Daß die junge Freiheit, die sich mit diesem Staat ein Haus zu bauen suchte, auf die Dauer nicht durch die Fäuste der serbischen Bauern allein gegen die Uebermacht eines in drei Erdteilen wurzelnden Reiches zu behaupten war, entschlüpfte dem Gedankenkreis der einsichtigeren Führer nicht einen Augenblick und leitete sie an, eine europäische Großmacht für die serbische Sache zu gewinnen. Nicht nur räumlich lag, einzig durch eines Stromes Breite getrennt, Oesterreich den Serben am nächsten. War auch während der letzten Jahrzehnte das habsburgische Erzhaus von der Höhe des Ansehens, das es in des Prinzen Eugen Tagen bei den Balkanvölkern genossen hatte, herabgeglitten und die schnöde Verleugnung seiner serbischen Bundesgenossen durch Leopold I. beim Friedensschluß von Svištovo noch nicht verwunden,

so zitterten doch im Gefühlsleben des Volkes noch die vielen Kämpfe nach, bei denen der Doppeladler den Serben gegen die Türken voranflog. Da zudem die Stammesgenossen in der Donaumonarchie die Brücken zwischen hüben und drüben schlugen, gingen von der ersten Stunde der Erhebung Bittschriften und Abordnungen aus dem Lager der Aufständischen zum Kaiser, und je mehr späterhin den Serben der Boden unter den Füßen schwankte, desto ungestümer und atemloser wurden ihre Vorstellungen in der Hofburg. Alles an alles setzend, begnügten sie sich nicht, die Vermittlung oder Unterstützung der kaiserlichen Regierung anzurufen, sondern baten geradezu um Einverleibung ihres gesamten Gebiets in den Nachbarstaat; schon 1804 boten sie als Unterpfand ihrer treuen Gesinnung die Festungen Belgrad, Sabac und Smederovo an; immer wieder erklang die Versicherung, daß es der Wunsch des ganzen Volkes sei, unter die Habsburger zu kommen; „nächst Gott“, schloß eine Denkschrift, „hoffen wir einzig auf den kaiserlichen Hof“, und noch 1813 trug Karadjordje dem österreichischen Befehlshaber dringend die Uebergabe Belgrads an.

Diese so oft wiederholten Gesuche stießen in Wien zwar nicht von vornherein auf taube Ohren, aber weckten sehr gemischte Gefühle. Zunächst war die Furcht, daß die Flamme dieses Bauernkriegs zu dem das feudale Joch schleppenden südslawischen Landvolk in den österreichischen Grenzstrichen überspränge, ein Quell starken Unbehagens für die schwarzgelben Machthaber, und mit gewohnter Aengstlichkeit hielten die kaiserlichen Behörden alles nieder, was irgend an die Selbständigkeit des mittelalterlichen Serbenreichs gemahnen oder ein

Gemeinschaftsempfinden mit den Freiheitskämpfern wachrufen konnte; gereimte Verherrlichungen des Aufstands wurden ebenso unnachsichtlich verboten wie die Bilder des Zaren Dušan und Karadjordjes. Gleichwohl mußte im Frühjahr 1807 ein Aufruhr der Bauern gegen ihre Grundherren in den Kreisen Ilok und Ruma mit Waffengewalt unterdrückt werden, und auch in der Militärgrenze und der Bačka durchlief ein Murren die Reihen der mit Zins und Fron unzufriedenen Pachtbauern. Dann war Oesterreich in die großen Weltbegebenheiten zu eng verflochten, um in der serbischen Frage mehr als ein beiläufiges Nebenher der Geschichte zu sehen. Wohl wässerte manchem hohen Herrn in Wien wie dem Erzherzog Karl der Mund nach Belgrad, und auch die Serben nicht in ein anderes Lager zu treiben, schien wise und staatsklug; als Karadjordje mit dem Feldmarschalleutnant Simbschen an der Grenze eine Zusammenkunft hatte, träufelte der k. k. General ohne Unterlaß Mißtrauen gegen die Russen in die Seele des Rebellenführers. Aber über alles Für und Wider siegte schließlich in Wien die Notwendigkeit, in diesen Sturmzeiten ein erträgliches Verhältnis zur Pforte zu haben und zu hüten. Soweit sich die österreichische Regierung durch vermittelnde Gebärden sowohl den Dank des Sultans wie der Serben zu verdienen hoffte, ermunterte sie ihren Internuntius in Konstantinopel, auf den schiedlichen Austrag der Gegensätze hinzuwirken, aber schon weil ihr ein freies, unabhängiges Serbien ganz und gar wider den Strich ging, ließ sie es dabei bewenden; konnte die Heimat dieser südslawischen Raja nicht die Ländermasse des Erzhauses vermehren, so mochte sie getrost unter der Botmäßigkeit der Paschas

bleiben, und ungerührt sah am Ende die Hofburg dem bösen Schicksal ihrer christlichen Nachbarn zu.

10.

Wenn die Serben in ihren Bittgesuchen nach Wien nicht mit der Drohung kargten, daß sie sich, abgewiesen, der ersten besten andern christlichen Macht anvertrauen müßten, so folgte Karadjordje von Anbeginn der Erkenntnis, daß ein Eisen im Feuer zu wenig sei. Da Rußland, durch den Frieden von Kütschük Kainardsche seit 1774 Schutzherr der orthodoxen Christen in der Türkei, seinen Ruf und Einfluß bei den Balkanslawen durch planmäßige Werbetätigkeit zu steigern suchte, zog bereits im Herbst 1804 eine serbische Abordnung nach Petersburg, die von der Herrlichkeit und Größe des Zarenreichs überwältigt stand. Aber mochte auch von den Aufständischen das „göttliche, natürliche und ewige Band des Blutes, der Sprache und des Glaubens“ beschworen werden, das Serben und Russen verknüpfte, und mochte ein mit den Unterschriften und Siegeln der Führer versehenes Schreiben beteuern, „daß jeder Serbe auf Rußland wie auf den Heiland schaut und daß wir auf den russischen Imperator wie auf Gott hoffen“, im Petersburger Kabinett herrschte die eiskalte Berechnung vor. An sich hielt Alexander I. die Ohnmacht und Zerfahrenheit des Nachbarreichs derart für eine Bürgschaft der Sicherheit Rußlands, daß er 1803 sehr gern Frankreich und England auf die Unversehrtheit der Türkei festgelegt hätte. Während das russisch-türkische Bündnis von 1799 gegen das revolutionäre Frankreich noch nicht abgelaufen war, gedachte der Zar neuerdings die Pforte zu tätiger Bundesgenossen-

schaft gegen Napoleon zu gewinnen. Ueberdies fürchtete er, daß mit den aufständischen Serben französische Sendlinge unter einer Decke steckten. Seine große Hand winkte denn gebieterisch den Schutzflehenden ab, und den Montenegrinern ließ er gar als seinen allerhöchsten Willen entbieten, daß sie dem Sultan Treue zu wahren und Waffenhilfe gegen seine Feinde zu leisten hätten. Auch als nach der Schlacht bei Austerlitz die Pforte ihr Ohr allmählich gegen Rußland verschloß und für Frankreich öffnete und von Napoleon im Dezember 1806 zur Kriegserklärung an den Moskowiter bewogen ward, blieb für die Petersburger Staatskunst der Serbe ein beliebiger Läufer auf dem Schachbrett der großen europäischen Politik. Sich in Serbien einzunisten, widersprach ihren Plänen dabei nicht. In dem schlaunen Griechen Rodofinikin wurde ein Mann des Zaren nach Belgrad gesetzt, der sich weniger als diplomatischen Vertreter Rußlands denn als Oberherrn der Serben aufspielte und, sehr zum Verdruß Karadjordjes, die auswärtigen Geschäfte des jungen Staates an sich zu bringen suchte; in einer Denkschrift tat er 1808 dar, daß es für Rußland gerade im Hinblick auf Oesterreich sehr wertvoll sei, in Serbien eine Stellung zu haben, die, an Bosnien, Albanien, Makedonien und Bulgarien grenzend, es jederzeit möglich mache, in der Türkei erwünschte Unruhen zu erzeugen, ohne daß jemand dieserhalb gegen die zarische Regierung Beschwerde zu führen Grund habe.

Aber darüber hinaus hatten die Serben für die Russen höchstens als billiges Kanonenfutter Wert. Den lackierten Hofschranzen auf dem Petersburger Parkett waren diese rauhen Bauern „ein wildes Volk“; verächtlich sprach die

russische Diplomatie zu Vertretern anderer Mächte von „diesen Wilden“, und als im November 1804 einige hercegovinische Gaue Hilfe heischend bei dem russischen Gesandten in Konstantinopel Italinsky anklopften, meinte er wegwerfend und warnend, daß die Christen dieser Stämme ihre Ergebenheit gegen Rußland nur zur Schau trügen, wenn sie etwas für ihren Vorteil einzuheimsen gedächten. In dem großen diplomatischen Spiel dieser Jahre war denn Rußland immer bereit, für den markt-gängigen Preis die Serben jedem Partner wie einen Haufen wertloser Rechenpfennige hinzuschieben. 1807 verpflichtete sich der Zar durch den Vertrag zu Bartenstein mit Preußen ohne weiteres auf die Unversehrtheit der Türkei und sperrte sich auf der Tilsiter Zusammenkunft mit Napoleon keineswegs gegen die vorgeschlagene Ueberlassung Bosniens und Serbiens an die Oesterreicher, Anfang 1811 bot er als Köder für ein Bündnis dem Kaiser Franz nicht nur die Moldau und Walachei, sondern auch Serbien auf silbernem Teller an, und zu keiner Stunde dachte von den entscheidenden Männern in Petersburg auch nur einer daran, für ein unabhängiges Serbien mehr herzugeben als ein vertröstendes Lächeln.

Handelte es sich freilich darum, die Serben zur höheren Ehre des Selbstherrschers aller Reußen ins Feuer zu peitschen, so stand in den Manifesten der zarischen Generale zu lesen, daß die serbische Nation es wohl verdiene, eine Nation zu sein, und schriftlich versprachen die russischen Befehlshaber, daß bei Friedensverhandlungen „die Befreiung Serbiens von jeder Abhängigkeit von der Pforte“ Gegenstand ernstester Sorgen sein werde. Aber Petersburg hatte schon 1804 die serbische Einheit zer-

rissen, indem es aus Angst vor französischen Mächtschaften an der Adria dem Vladika von Montenegro den Kampf gegen die Türken Schulter an Schulter mit seinen Stammesgenossen verwehrte und später die Crnagorcen, sie abermals von der Serbenfront fernhaltend, unter den Mauern Ragusas gegen die Franzosen verbrauchte. Jetzt versetzte die russische Kabinettpolitik der Sache des unterdrückten Südslawentums neuen harten Nackenschlag, da 1809 der Oberkommandierende Fürst Posorovsky den Aufständischen erklärte, daß, falls der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit über Bosnien nach Dalmatien vordringe und dort eine Erhebung hervorrufe, der Zar einem Aufruhr der Untertanen seines treuen und besten Verbündeten Napoleon keineswegs teilnahmslos zuschauen werde; lehnten sich die Serben Oesterreichs gegen ihre überkommenen Herrschaftsverhältnisse auf, hätten sie gleichfalls von Rußland keinerlei Hilfe zu erwarten.

Auch bei den Kriegshandlungen selber unterstützten die Russen die Serben weniger, als daß sie sich von ihnen unterstützen ließen. und der Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte, der im August 1807 als Folge der Verständigung Alexanders und Napoleons zustande kam, gab die Serben, sie ganz verschweigend, auf Gnade und Ungnade den Türken preis; der russische Oberbefehlshaber erhielt auf seine Frage bei Hof und Kabinett, was mit diesen Bundesgenossen geschehen solle, nicht einmal eine Antwort. Als vier Jahre später die russische Regierung, den neuen Waffengang mit Napoleon vor Augen, erfolgreiche Operationen gegen die Osmanen durch Verhandlungen unterbrach, die zum Frieden von

Bukarest führten, legte bei den Besprechungen über die serbische Frage der russische Unterhändler gar keinen Wert darauf, daß die Serben die Festung Belgrad behielten, denn er fürchtete, daß sie diesen strategischen Schlüssel leicht den Oesterreichern in die Hände spielen könnten, und aus der gleichen Besorgnis heraus wollte später Italinsky die festen Plätze des Landes lieber in den Händen der Türken als der Serben wissen! So geschah es auch; die Serben wurden kaltherzig ihren alten Herren ans Messer geliefert; kaum daß der erste Absatz des Bukarester Vertrages einiges Unverbindliche über eine Amnestie sagte und der Pforte nahelegte, ihrer serbischen Raja Vorteile zu gewähren, deren sich ihre übrigen Untertanen auf den Inseln des Archipels und anderwärts erfreuten; die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten und die unmittelbare Aufbringung eines mäßigen Tributs waren ausdrücklich genannt. Obwohl die russischen Diplomaten alle Kniffe und Pfiffe anwandten, um den Serben den wahren Inhalt des Friedens zu verbergen oder doch zu färben, sickerte die Wahrheit durch, und die Erbitterung, daß man sich von der Macht verkauft und verraten sah, der viele blind vertraut hatten, war allgemein. Geringere Enttäuschung empfand vielleicht Karadjordje, der gar nicht der Belehrung eines türkischen Unterhändlers bedurfte, daß die Staaten einzig ihren Interessen folgten, denn er wußte ohnehin, daß Oesterreich wie Rußland selbstlos für Serbien keinen Finger rührten, und galt, eben weil er ein russisches wie ein österreichisches Vasallentum ablehnte, den Oesterreichern als Kostgänger des Zaren und den Russen als Anhänger Habsburgs.

Schon 1806 klang es aus den Bitten serbischer Abgesandter in Wien heraus, daß, wenn der österreichische wie der russische Hof versage, die Serben sich an Napoleon wenden müßten. Da mit dem Frieden von Preßburg Frankreich den Fuß in Istrien, Dalmatien und der Bucht von Cattaro hatte, war es im selben Maße wie Oesterreich, mehr als Rußland eine Balkanmacht geworden und richtete seine Blicke so scharf und spähend auf die Zustände in der benachbarten Türkei, daß sich 1806 in Travnik unter dem Titel „Generalkommissar der französischen Handelsbeziehungen in Bosnien“ ein Beobachter der Verhältnisse in Albanien und Serbien niederließ. Aber auf ein Bündnis mit der Pforte erpicht, hielt Napoleon eine Wendung gegen ihre aufrührerischen serbischen Untertanen für die beste Art, sich einzuschmeicheln. Während der Kaiser in einem besonderen Handschreiben den Sultan zum Gebrauch der schärfsten Mittel gegen die Rebellen ermahnte, die von Rußland aufgereizt und ermuntert würden, und etliche Monde später nochmals dem Großherrscher dringend abriet, den „Serviern“ zuzugestehen, was sie, die Waffen in der Hand, verlangten, redete der französische Gesandte in Konstantinopel, General Sébastiani, auf den Gospodar der Walachei, den Zarengünstling Alexander Ypsilanti, ein, damit er den Serben die Unterwerfung abrate, weil sich Frankreich dann zu ihren Gunsten ins Zeug legen könne. Im Jahre darauf bot der in Dalmatien befehligende Marschall Marmont dem Vezier von Bosnien ein Heer zur Nieder-

schlagung des serbischen Aufstandes an, und auch die Pforte trug sich mit der Absicht, von Napoleon Truppen zu verlangen, die ihr Šabac und Belgrad zurückerobern sollten. Gleichwohl nährte die Enttäuschung über Oesterreich und Rußland bei einigen serbischen Führern, die Frankreichs Haltung im einzelnen wohl kaum kannten, die Hoffnung auf den Franzosenkaiser; ein Schreiben Karadjordjes im September 1808 stellte Serbiens und der Serben Schicksal unter seinen mächtigen Schutz und verstand sich dazu, alle serbischen Festungen dem französischen Heere zu öffnen; für den Fall, daß er mit Geld, Ingenieuren und Artilleristen unterstützt werde, versprach er Vormarsch und Vereinigung der serbischen Streitkräfte mit der französischen Armee in Dalmatien und der Bucht von Cattaro, kündigte einen Aufstand aller Serben in Bosnien, Hercegovina und Ungarn an und versicherte, daß „der ungarische Koloß“ unter den Schlägen der mit den Serben verbündeten französischen Soldaten fallen werde, denn „die einigen Millionen Serben, die unter dem magyarischen Joch in Slawonien, Syrmien und dem Banat seufzen, werden beim ersten Anblick ihrer Brüder aus Serbien die Waffen gegen ihre Unterdrücker kehren“. Auf eine freundliche, aber unverbindliche Antwort Napoleons schickte Karadjordje einen Unterhändler nach Paris, um einen Friedensschluß mit der Pforte durch Vermittlung und unter der Bürgschaft Frankreichs durchzusetzen und eine Anleihe von hunderttausend Golddukaten aufzunehmen, doch der Kaiser hielt den Abgesandten ohne Bescheid hin und hinderte ihn an der Rückreise. Um die gleiche Zeit aber bedeutete Napoleon dem Staatskanzler

Metternich, daß Serbien eines Tages Oesterreich zu fallen müsse und daß er nichts dawider habe, wenn die Oesterreicher Belgrad zu besetzen wünschten; er riet, die Stadt durch einen unvermuteten Handstreich zu überrumpeln oder zu trachten, daß sie freiwillig von den Serben abgetreten werde.

12.

In diesem Widerstreit von Selbstsucht und Raubgier der Großen, in diesem eklen Geschacher um Gewinn und Vorteil stand die Sache der serbischen Raja bloß und preisgegeben da. Der Hader der Mächte, denen das Schicksal der christlichen Stammesgenossen gleichermaßen einerlei war, griff trübend auch in die inneren Verhältnisse Serbiens ein, unter dessen Vojvoden sich bald etwas wie eine russische und eine österreichische Partei zu bilden begann; Ränke und Feindseligkeiten verzehrten manche Kraft, die dem Kampf gegen den äußeren Gegner entzogen wurde. Wahrscheinlich wären die Serben ohne Verkoppelung ihres Freiheitsgedankens mit den Wiener und Petersburger Eroberungsplänen, zu denen er in Widerspruch stand wie Feuer zum Wasser, besser gefahren, denn zu Zeiten dachte die Pforte daran, ihren Aufruhr durch Schaffung eines halb selbständigen Fürstentums nach dem Muster der Moldau und Walachei zu dämpfen. Aber da sie ihr Los auf Gedeih und Verderb mit Rußland verknüpften, war es nach dem Bukarester Frieden um sie geschehen. Noch hielt, in trügerische Hoffnungen auf eine neue Hilfe des Zaren gewiegt, Karađjordje im Jahre 1813 die Fahne der Empörung hoch, aber Türkenübermacht warf sich auf ihn, und mit den meisten Führern mußte er über die Donau zu den Oesterreichern

flüchten, die ihn und die Seinen sofort in sicheren Gewahrsam steckten. Wie es das Volkslied kündete:

Da besetzten alles Land die Türken
und verübten an dem Lande Frevel,
raubten schlanke Šumadinerinnen,
metzelten die jungen Šumadiner,

nahmen die Osmanen an den Zurückgebliebenen schindend, pfählend, röstend furchtbarste Rache, und als die Batterien Konstantinopels den Siegesgallut donnerten, schien der Traum der serbischen Freiheit in Blut und Brand zerrennen.

Aber auch dieser Schein trog. Denn als die vordem verachtete Raja die stolzen Heere der Paschas und Walis bei Soko-Banja und Ivankovac, bei Mišar, Deligrad und Loznica wie Spreu vor dem Wind zerstreute, schrieben sich, der späteren Niederlagen ungeachtet, die Südslawen zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder mit festen, wenn auch ungefügigen Zügen in das Buch der Geschichte ein, und so kurze Frist sich auch das Dach einer eigenen Staatlichkeit über den Serben wölbte, sie taten damit den entscheidenden Schritt in der Entwicklung, die Ranke die Erhebung der Raja zur Nation genannt hat.

IV.

„Iliria oshivlena“

Wurden den Serben des Paschaluks Belgrad die von Westen ausgehenden elektrischen Schläge nur schwach fühlbar, so sahen sich die Südslawen des Habsburgerreichs ohne Umschweife in den Schmelztiegel des napoleonischen Europa hineingeworfen.

1.

Noch in alle Bedingtheiten des Mittelalters eingeschient, stießen sie zum erstenmal mit den kühnen Bahnbrechern einer neuen Weltordnung zusammen, als während des italienischen Feldzugs von 1796 die Kroaten und Serben österreichischer Grenzregimenter die Brücke von Arcole so tapfer verteidigten, daß der junge General Bonaparte vergeblich gegen sie den Sturmkolonnen die Fahne vorantrug. Freilich wurde am Ende dieses Krieges durch den Frieden von Campo Formio im folgenden Jahre lediglich die südslawische Untertanenschaft des Hauses Habsburg vermehrt, da ihm aus der venetianischen Erbschaftsmasse Istrien, Dalmatien und Cattaro zufielen. Aber acht Jahre später ging das Gewonnene im Frieden

von Preßburg an Napoleon verloren, der mit Friaul und Venedig auch auf die ehemals venetianischen Besitzungen an der östlichen Adriaküste die Hand legte. Abermals vier Jahre danach mußte Oesterreich durch den Frieden zu Schönbrunn an den schmalen Saum der bereits französischen Küste ein großes Hinterland anstückeln; Kärnten, Krain, Görz, Gradiska, Istrien, Dalmatien, die Cattarobucht, Kroatien südlich der Save und, da eines der herrischen Worte der Zeit inzwischen verfügt hatte: „Die Republik Ragusa hat aufgehört zu bestehen!“, auch diese Stadt wurden zu den Illyrischen Provinzen zusammengebacken, die zwar nicht staatsrechtlich, aber tatsächlich einen Teil Frankreichs bildeten und französischer Verwaltung unterstanden.

2.

Wenn Napoleon schon früh seinen Blick auf diese Gebiete geworfen hatte, so waren sie für ihn lediglich Mittel zu dem einen Zweck, in dem Titanenkampf um den Weltmarkt seinen unerbittlichsten und gefährlichsten Gegner England samt dessen zufälligen Bundesgenossen, hießen sie nun Rußland oder Türkei oder Oesterreich, niederzuringen. Schon die genaue Durchführung der Kontinentalsperre machte ihm die Herrschaft über beide Adria-Ufer wichtig; als General Lauriston 1806 Ragusa besetzte, erklärte er den verdutzten Herren der Adelsrepublik, da Oesterreich seine Seeplätze der englisch-russischen Flotte sperre, sei es um so nötiger, daß ihr Hafen nicht als einziger den Feinden Frankreichs geöffnet bleibe. Aber da mit der Trikolore über diesem Gestade des Kaisers Traum: Das Mittelmeer ein französischer

Binnensee! der Wirklichkeit näher kam, mußte sich Frankreich unangreifbar einnisten; der französische Befehlshaber in Dalmatien wurde mit Weisungen überschüttet, die Höhen von Ragusa zu befestigen, raschestens ein Fort bei Stagno zu errichten, eine Feste auf dem Eiland Lacroma zu bauen, ein verschanztes Lager bei Zara anzulegen, das Werk auf der Insel Lesina wieder herzustellen, Klis und Knin in Verteidigungszustand zu setzen, Brazza zu armieren, und Cattaro gewann zu Zeiten für den Machtkampf zwischen Frankreich und Rußland um Adria und Orient die Bedeutung, die Malta für das französisch-englische Ringen um das Mittelmeer hatte. Einmal gerüstet, zeigte die Küste jedoch ihre Zähne nicht nur einem Feind, der vom offenen Meer drohte; Dalmatien war auch der Brückenkopf nach dem Balkan und ein Ausfallstor nach dem Morgenland, das immer wieder den großen Bewegungen der europäischen Geschicke mit tausend Zaubern lockte; sinnend verweilte er wohl vor der Erdkarte und deutete auf Konstantinopel als den Schlüssel zur Weltherrschaft. Doch ob er verkündete, daß Frankreich keine Interessen am Baltikum, keine in Polen habe, aber „den Ehrgeiz des Mittelmeers und den Ehrgeiz, die Unabhängigkeit der Türkei zu erhalten“, und den Gedanken eines französisch - türkisch - persischen Dreibundes gegen Rußland hin- und herwendete, ob er in Tilsit mit dem Zaren auf der Karte der europäischen Türkei Teilungsstriche zog und von einem Alexanderzug nach Indien gemeinsam mit Rußland träumte, um dort das verhaßte England ins Herz zu treffen, immer war Dalmatien für seine Pläne von Wert, entweder um von hier auf die Pforte einen Druck auszuüben oder als Auf-

marschgelände; 1807 bekam Marmont den Befehl, sich über die Bevölkerung, Bodenbeschaffenheit und Nahrungsquellen Bosniens, Makedoniens, Thraziens, Albaniens und Griechenlands zu unterrichten und für eine Armee die Möglichkeiten des Vordringens von Cattaro und Dalmatien nach Bosnien und von Korfu nach Griechenland zu erkunden.

Hatte schon beim Erwerb Dalmatiens der Wunsch mitgesprochen, Italien nach der östlichen Adriaküste hin zu erweitern, so waren, unbeschadet ihrer Bedeutung für Orientpläne und Türkenkriege, die Illyrischen Provinzen als eine Art Militärgrenze Italiens gegen Oesterreich gedacht, die den Besitz Friauls sicherte; die Marken des karolingischen Reiches im Sinn, nannte Napoleon scherzend den Marschall Marmont als ersten Gouverneur Illyriens seinen Markgrafen; die im Lande stehenden Truppen galten als der rechte Flügel der „*grande armée*“, und Hauptstadt wurde nicht Triest mit seinen achtundzwanzigtausend Einwohnern, sondern das um die Hälfte kleinere Laibach, weil es als Beobachtungsposten gegen Oesterreich günstiger gelegen war. Auch Marmonts letzter Nachfolger, Fouché, erfuhr vom Kaiser, daß Illyrien eine Vorhut Frankreichs im Herzen Oesterreichs und eine Schildwache vor den Toren Wiens sei, und der Gefangene von St. Helena bekannte, daß er sich stets mit der Absicht getragen habe, zu guter Stunde die Provinzen im Austausch gegen Galizien an die Habsburger zurückzugeben. Außer seinen Eigenschaften als Bollwerk, Heerlager und Faustpfand aber hatte das Land für Napoleon als Aushebungsgebiet und Steuerquelle seinen Reiz. Darum blieb bei Einrichtung der Provinzen die alte kroatische Militär-

grenze, sechs Regimenter umfassend, unangetastet, und wie sie so lange für das Erzhaus auf allen möglichen Schlachtfeldern Europas Blut und Leben gelassen hatten, so schlugen sich Südslawen jetzt unter den Adlern des Franzosenkaisers; noch 1812 wurden drei kroatische Marschregimenter aufgestellt, von denen zwei den Feldzug nach Rußland mitmachten; an der Moskva wiesen sie, zum Karree geformt, heftige Angriffe russischer Reiterei ab, und da die meisten der an die südliche Sonne gewöhnten Serben, Kroaten und Slowenen von den Schnee- und Eisfeldern des Nordens nicht heimkehrten, war ihnen das Lob des Kaisers, daß er in jeder Hinsicht tapferere und bessere Soldaten niemals gehabt habe, ehrender Grabspruch.

3.

Für Napoleon jedoch war Illyrien nicht nur Kriegstraße, sondern auch Handelsweg nach Osten, und als einem bedeutsamen wirtschaftlichen Brückenglied zwischen Frankreich und dem Orient wandte er dem Lande seine Sorge zu. Schon in der Oesterreicherzeit war für Dalmatien von geschickter Hand der Plan eines ausgiebigen Straßennetzes entworfen worden, aber mehr als die Verbindung zwischen Knin und Zara und Sebenico hatte der k. k. Schlendrian nicht hinter sich gebracht; sonst lag das Land wegearm und straßenlos; selbst die Gattin Bertrands, des zweiten Gouverneurs der Illyrischen Provinzen, mußte ihren Mann auf einer Dienstreise von Ragusa nach Cattaro im Sattel begleiten, da die schmalen Pfade für Wagen nicht fahrbar waren. Bei den Franzosen aber fleckte es anders als bei den Oesterreichern. Wie zum Beamtenstab jeder Provinz ein Straßen- und

Brückeningenieur gehörte, so spannte Marmont, um die große Längsverbindung durch Dalmatien von Knin bis Ragusa herzustellen, die Landeseinwohner zum Fronbau an; die zauberhafte Schnelligkeit, mit der die fünfzehn bis zwanzig Fuß breiten Straßen von Knin einmal nach Klis und Spalato, dann nach Sinj, Ragusa und Castelnuovo erstanden, entlockte der staunenden Bevölkerung nach Jahrzehnten noch die zum geflügelten Wort gewordene Anerkennung: „Die Oesterreicher haben acht Jahre lang Straßenbaupläne entworfen und erörtert, ohne sie auszuführen; Marmont ist zu Pferde gestiegen, um Straßen bauen zu lassen, und als er abstieg, waren sie fertig.“

Illyriens Haupthandelsstraße verlief von Triest über Laibach und Karlstadt nach Kostajnica an der Una, wo sie den französischen Herrschaftsbereich verließ und über Prijedor, Sarajevo, Priština und Skoplje entweder nach Konstantinopel oder nach Salonik leitete; sehr bald benutzte die französische Post für Kleinasien, Aegypten und Syrien diese Verbindung, die zu sichern außerhalb Illyriens in Travnik, Sarajevo, Priština, Skoplje und Drinopolje Postanstalten errichtet wurden. Auch gedachten die neuen Machthaber die Save schiffbar zu machen. planten für Sisak einen großen Flußhafen und sahen den Augenblick nah, da nicht allein die Erzeugnisse Bosniens auf Save und Ljubljana bis Laibach schwimmen, sondern auch die Waren aus den Küstenländern des Schwarzen Meeres auf der Donau bis Belgrad und auf der Save nach Illyrien gelangen konnten.

Den Handel zwischen Frankreich und dem nahen Osten tatkräftig zu fördern, genügte freilich der Ausbau der Land- und Wasserwege und die Anlegung eines

Stapelmagazins in Kostajnica nicht, sondern auch mit dem Zollwesen der vorfranzösischen Zeit mußte aufgeräumt werden, das in dem venetianischen Dalmatien dem Proveditore Dandolo geradezu bestimmt gewesen schien, jeden Handel unmöglich zu machen. Die Oesterreicher hatten die schauerlichsten Mißbräuche nicht anzutasten gewagt, so daß fast jedes Kloster von den in eine Stadt eingeführten Waren Abgaben erhob und hier ein Beamter die Zungen des auf den Markt getriebenen Schlachtviehs, dort ein anderer ein Hundertstel der zum Verkauf kommenden Seefische für sich zu verlangen hatte. In Ragusa wurde in den letzten Jahren jeder einzelne Oelbaum besteuert, und jeder Untertan der Republik war verpflichtet, nach einer Preiserhöhung des Monopolsalzes für jedes Haupt seiner Familie zwanzig Karantani zu erstehen. Die Franzosen strichen die Binnenzölle gründlich zusammen und brachten die Abgabe auf eine einfache Formel, und wie sie die nur im Keim vorhandene Industrie Illyriens durch hohe Verzollung selbst der französischen und italienischen Waren zu schützen suchten, so wußten sie gleichfalls durch hohe Zölle zu hindern, daß die von Konstantinopel über den Pontus und die Donau nach Wien gelangte Baumwolle bei Straßburg nach Frankreich hineinschlüpfte, und bahnten so den Saumtierkarawanen den Weg, die Smyrna-Baumwolle durch die europäische Türkei nach den Illyrischen Provinzen schleppten. Da Triest, das sich in das Schicksal schwerer Schädigung durch die Kontinental Sperre mit Ragusa teilte, 1811 für Waren aus Bosnien über Illyrien nach Frankreich und Italien und 1812 ganz und gar Freihafen wurde, verfrachtete es im letzten Jahre der napoleonischen Herr-

schaft zweihunderttausend Ballen Baumwolle nach französischen Häfen, und da auch die neu errichteten Handelskammern und Handelsgerichte der Entfaltung des Wirtschaftsverkehrs zu gute kamen, führte Illyrien 1812 aus Oesterreich für fünfzehn Millionen Franken aus, während das Durchgangsgut zwischen Türkei und Frankreich nebst Italien und umgekehrt einen Wert von zwölf Millionen erreichte.

4.

Aber mit der Besetzung und Bestimmung Illyriens zu Zwecken des Krieges und Handels war es bei weitem nicht getan, denn im Dienst welcher Ziele immer die Prokonsuln Napoleons seine Hoheitszeichen in einem Lande aufrichteten, im Blut lag es ihnen, überall die Welt nach dem Bilde Frankreichs umzuschaffen; die Grundsätze und Einrichtungen der großen Revolution trieben ihre Ableger in jede Erde, über der die Trikolore wehte. Freudige und zuversichtliche Schöpfer aus dem Nichts machten sich die Franzosen auch in Illyrien an die Arbeit. Rücksichtslos die vermorschten, moosüberwachsenen Grenzschranken niederlegend, die Gau von Gau trennten, teilten sie das ganze Gebiet zwischen den Tiroler und den albanischen Bergen mit Zirkel und Maßstab in die Provinzen Krain, Kärnten, Istrien, Kroatien, Dalmatien, Ragusa und Cattaro, von denen die erste mit 423 000 Einwohnern die größte, die letzte mit 65 000 Seelen die kleinste war. Jede Provinz zerfiel in Distrikte, deren es zwanzig, jeder Distrikt in Kantone, deren es sechsundneunzig gab; die unterste Verwaltungseinheit bildete die Gemeinde. War diese Gliederung nach dem Muster

Frankreichs mit seinen Departements, Arrondissements, Kantonen und Kommunen durchgepaust, so entsprach der illyrische Intendant dem *Préfet* und der *Subdélégué* dem *Sous-Préfet*, und französischen Ursprungs war ebenso die Gemeindeverwaltung mit Bürgermeister, Beigeordneten und Polizeikommissar. Französisch endlich war der strenge Zentralismus, der bis 1809 das Leben Dalmatiens um Zara, nachher das Leben Illyriens um Laibach als Mittelpunkt kreisen ließ. In vielem waren der Zuständigkeit des Gouverneurs der Illyrischen Provinzen, dem ein Generalintendant und ein Justizkommissar zur Seite standen, Schranken gesetzt; außer in den Heeresangelegenheiten steckte Paris seine Nase besonders in die Finanzen; sobald eine Gemeinde jährlich mehr als lumpige zehntausend Franken ausgab, mußte ihr Haushalt von dem französischen Staatsrat selbst feierlich genehmigt werden.

Hatten die Oesterreicher in Dalmatien einen Anlauf zu etlichen Verwaltungsreformen genommen, um bald mit dem Fuß im Sumpf trübster Mittelalterlichkeiten stecken zu bleiben, so packten die Franzosen schonungsloser zu. Schon beim Einmarsch waren sie inne geworden, daß, was hier öffentliches Recht hieß, ein buntscheckiger Teppich unmöglichster Privilegien war. Auf den der Küste vorgelagerten Inseln herrschten sieben verschiedene Gesetzgebungen; auf dem Festland wiesen nicht zwei Städte die gleiche Rechtsordnung auf, und ein Bild der verrotteten Adelswirtschaft bot, hinterwärts von Spalato, die sechstausend Einwohner zählende Grafschaft Poljica mit ihrem Großgrafen, ihrem Kanzler, ihren Prokuratoren, ihrem Parlament und ihrer fünffach gestuften Be-

völkerung: Edelleuten, Freibauern, Kolonen, Sklaven und Fremden. Wenn denn auch das Oberhaupt der dalmatischen Zivilverwaltung, der Proveditore Dandolo, die Unmöglichkeit einsah, an Stelle dieses Wustes über Nacht die napoleonische Gesetzgebung einzupflanzen, und eines der vier Dekrete von Saint-Cloud 1806 vom *Code civil* nur das Familienrecht durchführen ließ, so wurden doch sofort Verwaltung und Gerichtsbarkeit getrennt, Prügelstrafe und Folter abgeschafft, Verteidiger im Strafverfahren gestattet, und während zur venetianischen Zeit in verpesteten Kerkerräumen auf der bloßen Erde Untersuchungsgefangene, Sträflinge und Geisteskranke zusammengepfercht waren, näherte sich jetzt auch die Strafvollstreckung den Begriffen der Menschlichkeit.

Auch von den Illyrischen Provinzen meinte Marmont, daß ein und dieselbe Gesetzgebung für kroatische Grenzer, Triestiner Kaufleute, Krainer Feudale, Adelsberger und Bleiberger Grubenarbeiter und dalmatische Seeleute unmöglich taue, und der Generalintendant Chabrol klagte, nach den Ursachen für die Widerstände gegen die französische Verfassung spürend, über die Unterschiede in Sitten und Gebräuchen, über die fast unnatürliche Verbindung „verschiedener Völker, die bisher eines dem anderen entgegengesetzt sind, die mehrere Sprachen sprechen und die wegen des früheren Verwaltungssystems fast keine Berührung untereinander haben“. Gleichwohl trat an der Wende der Jahre 1811 und 1812 der *Code pénal* und mit Ausnahme der Schwurgerichte, die einem eroberten Lande nicht anstanden, die ganze französische Gerichtsverfassung in Geltung; Friedensrichter begannen zu amten, Gerichte erster Instanz zogen an elf Orten ein,

und mit einem Appellhof wurden Laibach, Zara und Ragusa bedacht. Mit zusammengebissenen Zähnen erlebten die Adligen der dalmatischen Städte, die sich so lange als *magnifica comunità nobile* über dem verachteten Bürger- und Bauernpack gespreizt hatten, die krainischen Geschlechter, die noch 1790 vor Kaiser Leopold über die Gleichstellung des Adels und des Pöbels vor dem Strafgesetz entrüstet Beschwerde geführt hatten, und die kroatischen Grundherren, die bis dahin, in eigener Sache Kläger und Richter, sogar das Schwertrecht über ihre untertänigen Kmeten ausgeübt hatten, eine Justiz, die ohne Ansehung des Standes, Titels und Rocks Edelmann und Ackerknecht, Priester und Krämer gleich behandelte; welch ein atemraubender Umsturz, da die Gesetzgebung der dreifach vermaledeiten bürgerlichen Revolution die Paragraphensammlung des Ungarn Verbeci aus den Tagen der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. ersetzte, die noch immer den Obergespanen und Oberstuhlrichtern in Kroatien zur juristischen Verbrämung ihrer Willkür diente!

5.

Aber statt nur ihre Verwaltung und Gesetzgebung dem Lande wie eine fremde Maske aufzusetzen, suchten die Franzosen auch seine Wirtschaftskräfte zu entwickeln. Da es den Venetianern zur Wahrung ihrer Handelsvormacht auf der Adria nur darauf angekommen war, Oesterreicher und Türken von der dalmatischen Küste fernzuhalten, hatte Wohl und Wehe dieser Gebiete sie sehr kühl gelassen. Aber während ihre Verwalter hochmütig in steinernen Palästen saßen oder höchstens zu Schiff von Stadt zu Stadt reisten, erschien, sich um alles

kümmern, Marmont auch zu Lande bald hier, bald dort, und später prüfte General Lauriston im Auftrage Napoleons überall in den Illyrischen Provinzen die wirtschaftlichen Verhältnisse mit eigenen Augen. Obwohl die neuen Herren Illyrien in erster Reihe gar nicht als Ackerbauland betrachteten, verblüffte sie schon bei der Ankunft in Dalmatien der niedrige Stand der Landwirtschaft. Weniger als ein Sechstel des Bodens wurde bestellt, und wo der Pflug über die Scholle ging, war die Arbeitsart noch so urwüchsig, daß nur ein Sechstel von dem geerntet wurde, was eine gleich große Fläche in der Lombardei abwarf; der *Subdélégué* von Spalato nannte den Ackerbau in Frankreich „fast eine Kunst“, in Dalmatien „kaum ein Handwerk“, und Marmont stellte fest, daß „seltener Feldbau“ und „eine große Zahl kümmerlichen, schlechten Viehs“ den ganzen Reichtum der Bevölkerung bilde. Hier wurde angesetzt; Austrocknung der Sümpfe sollte den fruchtbaren Ackergrund mehren, Ermunterung zum Kartoffelbau durch Prämien dem Hunger wehren, streng durchgeführter Forstschutz die wohltätige Bewaldung des Karstes fördern und Bekämpfung der Tierseuchen die Viehzucht heben helfen.

Wenn aber Marmont wahrnahm, daß die Verwandlung der Wälder in Gebüsch mit dem Willen der Landeseinwohner vonstatten gegangen war, damit sie sich den Frondiensten für den Schiffsbau der venetianischen Marine entzögen, so hatten auch die Oesterreicher die sozialen Ursachen der wirtschaftlichen Not Dalmatiens um so eher erkannt, als 1797 die Bauern vielfach beim Zusammenbruch von Venedigs Macht das Joch des Grundherrn gewaltsam abzuwerfen suchten. Da die *lege*

Grimani von 1756 in den südslawischen Gebieten, die der Signoria durch die Friedensschlüsse von Karlowitz und Požarevac anheimfielen, den Boden zum Staatseigentum und seinen Bebauer zum erblichen Nutznießer des Ackers gegen Entrichtung des Zehnten gemacht hatte, erklärte der k. k. Gouverneur Goeß eine gedeihliche Besiedlung des Landes unter diesem Gesetz für undenkbar. Aber die Hofburg bekreuzigte sich vor jedem Versuch, dem auch noch so schwach der Brandgeruch eines Umsturzes der bestehenden Rechts- oder Eigentumsverhältnisse anhaftete. Die Franzosen hingegen trieben mit vollem Bedacht die revolutionäre Pflugschar in die von alters überkommene soziale Schichtung; nicht zum Scherz versprach ihr Statthalter in Dalmatien beim Amtsantritt eine gerechte Verwaltung, die nicht mehr die Bedrängten und Schwachen schinden und den Uebermut der Reichen und Mächtigen wecken werde. Das zweite der Dekrete von Saint-Cloud setzte die *lege Grimani* außer Kraft und die Bauern ins Eigentumsrecht des von ihnen bestellten Grundes ein, und wenn auch die des Besitzes ungewohnten armen Teufel vielfach ihre neue Habe mit Schulden belasteten und oft an den Wucherer verloren, und ein Nachtragsdekret von 1807 die Verkäuflichkeit des Bauernlandes mit viel kanzeleischem Drum und Dran erschwerte, so hatte die französische Gesetzgebung, indem sie durch den *Code civil* die Teilbarkeit des beweglichen Besitzes einführte, doch großen Einfluß auf die Entwicklung des kleinbäuerlichen Besitzes in diesen Gegenden.

Der üppig wuchernde Feudalismus in Kroatien gar erinnerte die Sachwalter der napoleonischen Herrschaft auf Schritt und Tritt an das Frankreich des fünfzehnten

Jahrhunderts. In ihren Denkschriften an den Gouverneur klagten die Beamten immer wieder, wie sehr das mittelalterliche Grundherrschaftssystem den Bauer zu Boden drücke, immer wieder entrüsteten sie sich über die Grausamkeiten, denen die Kmeten ausgesetzt seien, immer wieder hoben sie hervor, daß man des Adels Macht und Einfluß brechen und dem untertänigen Landvolk beistehen müsse. Sich der Masse anzunehmen, um sie an Frankreichs Sache zu fesseln, war ohnehin einer der Hauptgrundsätze der revolutionären und napoleonischen Ausdehnungspolitik, und wie die neuen Gebieter in den Illyrischen Provinzen durch Abschaffung der Zünfte und Ausrufung der Gewerbefreiheit dem Bürgertum zu dienen und die Lage der sich mit zwölf Kreuzer Taglohn durch hungernden Bergarbeiter in Adelsberg zu bessern suchten, so pflanzten sie entschlossen die Fahne der Bauernbefreiung auf. Die Frondienste persönlicher Art wurden ohne Entschädigung durch einen Federstrich erledigt, daneben die Ablösbarkeit der Feudalrechte ausgesprochen, die einer früheren Ueberlassung von Land entsprachen. Ein großer Teil der Roboten verschwand damit, während ein großer Teil der Abgaben blieb, und wenn sich der Magistrat von Karlstadt auch beschwerte, weil französische Offiziere in das Verhältnis zwischen Edelmann und Bauer zu Gunsten der Kmeten eingriffen, so mühten sich die Franzosen anderwärts um einen gewissen Ausgleich zwischen Grundherren und Grundholden, indem sie jene anwiesen, diese auch als Menschen anzusehen, und diese ermahnten, jenen die pflichtigen Leistungen nicht zu weigern; die Zumutung der ragusanischen Provinzialbehörden allerdings, durch Militäreinquantierung die Ko-

lonen zur Zahlung der schuldigen Zinsen an die Grundbesitzer anzuhalten, lehnte die Zentralbehörde an der Schwelle ab, und alles in allem schien über dem kroatischen Magnaten die Welt zusammenzubrechen, da er seine Bauern, die vordem wie die Spatzen abzuschießen seine ungestrafte, hochadlige Lustbarkeit gewesen war, auf Erfüllung ihrer Abgabepflicht gleich zu gleich vor einem bürgerlichen Gericht verklagen sollte!

6.

Als die Franzosen nach Dalmatien kamen, fanden sie für etwas über zweihunderttausend Katholiken zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe, an die dreitausend Weltgeistliche, Mönche und Nonnen, zwölfhundert Kirchen und Kapellen und vierundfünfzig Klöster, aber keinen Schimmer von Glaubensfreiheit vor, denn häufig maßten sich die römischen Priester das Recht an, die Orthodoxen, deren Zahl etwa fünfzigtausend betrug, zu taufen, zu begraben und ihre Register zu führen, und in Kroatien waren, von der Vogelfreiheit der Juden nicht erst zu reden, die Protestanten sogar vom Grundbesitz ausgeschlossen. Suchte Marmont auch die Gunst der einflußreichen Franziskaner, bekennd, daß seine Ernennung zum Protektor dieses Ordens ihm mehr Autorität über die dalmatischen Bauern verschafft habe als die Zahl seiner Soldaten, so tat doch die Einführung des Konkordats durch das dritte der Dekrete von Saint-Cloud, die 1806 für Dalmatien, 1809 für Illyrien ausgesprochene Auflösung der Bruderschaften, die Einziehung der Kirchengüter und die Anstellung der Geistlichen durch den Staat der Selbstherrlichkeit und Macht-

vollkommenheit der römischen Kirche nicht geringen Abbruch. Und wenn die Franzosen auch gelegentlich den Gegensatz zwischen Katholiken und „Griechen“ ausnutzten, indem sie einen meist aus Orthodoxen bestehenden Truppenteil in der Bucht von Cattaro als unzuverlässig zur Verwendung gegen die montenegrinischen Glaubensgenossen durch katholische Kompanien ersetzten, so zögerten sie doch keinen Augenblick, Freiheit der Glaubensübung und Gleichberechtigung der Bekenntnisse auf der ganzen Linie zu verkünden. Teils diese Grundsätze ins Leben zu übertragen, teils die Orthodoxen Illyriens dem Einfluß hier des Vladika von Montenegro, dort des Mitropoliten von Karlovci zu entziehen, bewilligten sie auch den Gläubigen der griechischen Kirche einen Bischof mit dem Sitz in Zara, und daß sich nach drei Jahrhunderten der Unduldsamkeit der erste Jude in Laibach niederließ, sprach nicht zuletzt beredt für eine gründlich umgekrempelte Zeit.

Vor der Ankunft der Franzosen waren in Dalmatien lediglich in einigen Klöstern einem winzigen Bruchteil des Nachwuchses die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens eingepaukt worden; Staats- oder Gemeindeschulen fehlten, denn die Oesterreicher hatten sie zwar einzuführen beschlossen, aber weder für den Bau der Schulhäuser noch für den Unterhalt der Lehrer Gelder locker gehabt. Auch im übrigen Illyrien sah es mit der Jugendbildung so windig aus, daß 1792 von den rund vierhundertneunzehntausend Einwohnern Krains und Istriens gerade dreitausend die Schule besuchten oder besucht hatten. Die Franzosen aber pflanzten erst in Dalmatien und durch die Verfügungen von 1810 und 1811

in den Illyrischen Provinzen überhaupt ihr heimisches Unterrichtssystem ein; jede Gemeinde sollte eine Schule für Knaben, jeder Kantonshauptort auch eine für Mädchen erhalten; außerdem wurden fünfundzwanzig Gymnasien und neun Lyzeen eröffnet, und neben der Kunst- und Gewerbeschule in der Hauptstadt hatten die Zentralschulen in Laibach und Zara, an denen Philosophie, Theologie, Medizin und Rechtswissenschaft gelehrt wurde, den Rang von Universitäten; über Botanik las dort Hladnik, dem eine fruchtbare und beachtete Laufbahn als Naturwissenschaftler bevorstand. In den Volksschulen wurde in der „Landessprache“ unterrichtet, auf Slowenisch in Krain und Kärnten und den anliegenden Teilen, auf Serbokroatisch in den anderen Gebieten Illyriens. Da dem bischöflichen Konsistorium die Leitung der Volksschulen entzogen und die Diözesan-Schuloberaufsicht erloschen war, waltete in Laibach als Inspektor des niederen Unterrichtswesens und zugleich als Direktor des Gymnasiums, an dem ebenfalls Grammatik und biblische Geschichte auf Slowenisch, die übrigen Gegenstände auf Französisch oder Italienisch vorgetragen wurden, der Dichter Valentin Vodnik seines Amtes; dem empfindlichen Mangel an Lehrbüchern in der Volkssprache abzuhelpfen, verfaßte er von einer ABC-Fibel bis zu einer Grammatik ihrer fünf, ähnlich wie der Direktor des Gymnasiums zu Ragusa, Francesco Appendini, 1808 seine „*Grammatica della lingua illyrica*“ in Druck gab.

Französisch freilich war nicht nur Kanzleisprache der Verwaltung und Befehlssprache des Heeres, sondern wurde auch sonst von den neuen Herren eifrig verbreitet. Daneben war, vornehmlich in den Küstengebieten, Italie-

nisch in Schwang. Da Dalmatien, solange es, bis 1809, als Teil des Königreichs Italien galt, die italienische Amtssprache hatte, suchte der Proveditore Dandolo an den von ihm geschaffenen Priesterseminaren statt der Volkssprache Italienisch einzubürgern, damit der Geistliche, wie es schon die Oesterreicher erträumt hatten, die Dalmatiner italianisieren helfe, aber auch in der illyrischen Zeit bediente sich mancher hohe Beamte wie der Generalkommissar der Polizei in Zivilkroatien im Schriftverkehr mit der Laibacher Oberbehörde des Italienischen, und Deutsch war zumal in den nördlicheren Gebieten gebräuchlich. Der slawischen Landessprache aber machte die Regierung Dalmatiens auch außerhalb der Schulen insofern Zugeständnisse, als ihr amtliches Wochenblatt, „*Kraljski Dalmatin*“, auf Italienisch und Serbokroatisch erschien und damit die erste kroatische Zeitung überhaupt wurde; der sie 1810 ersetzende „*Télégraphe officiel des provinces illyriennes*“ in Laibach kam wenigstens zwei Monate lang außer auf Französisch und Deutsch auch auf Slowenisch heraus und sollte durch eine serbokroatische Ausgabe ergänzt werden.

7.

Klare Begriffe über die Sprache der Einheimischen hatten die Franzosen allerdings kaum, ob der „*Télégraphe*“ sie auch darüber wie über die Geschichte, Bewohnerzahl und Dichtung der Südslawenländer zu unterrichten strebte. Als Napoleon den Frieden von Schönbrunn unterzeichnete, war ihm sogar das Wort Illyrisch noch fremd. Aber schon auf der Rückreise nach Paris brachte sein Trieb, unter die Oberfläche der Dinge zu tauchen,

Fachmänner in Bewegung, die ihm neben anderem Auskunft zu geben hatten, ob die Sprachen der Tschechen, Polen, Russen, Krainer und Kroaten alle slawisch seien und wie sich das „Illyrische“ vom „Slawischen“ unterscheide. Schon vordem hatte Marmont, wenngleich er ohne viel Verständnis von den Barbarenvölkern der „Montenegriner, Bocchesen und Griechen“ sprach, für Serbokroatisch Neigung gezeigt und unterstützte den Ragusaner Franziskaner Stulli 1810 bei Herausgabe seines italienisch-illyrisch-lateinischen Wörterbuchs. Da Appendinis Grammatik lehrte, daß alle Südslawen ein und dieselbe Sprache, eben die illyrische, redeten, und daß die Mundart Ragusas als gemeinsame Schriftsprache am geeignetsten sei, spielte der Marschall mit dem Gedanken, dem Serbokroatischen Ragusaner Prägung die Bahn in ganz Illyrien zu ebnen, und berief den Mönch Sivrić aus Ragusa zum Professor dieser Sprache an die Laibacher Zentralschule. Aber nicht nur erhob Sime Starčević, der sein 1812 erscheinendes „Neues illyrisch - französisches Wörterbuch“ vorbereitete, gegen das Ragusanische, da es voll fremder Formen und voll fremden Geistes stecke, lebhaften Widerspruch und empfahl den Volksdialekt der Lika als gemeinsame Sprache, sondern noch entschiedener widerriet der von dem Franzosen Marcel Serrat über den Wiener Universitätsbibliothekar angegangene junge Slowene Jernej Kopitar, der, auch ein Schützling des Barons Zois, in der österreichischen Hauptstadt seinen Studien oblag. Obschon er neben den Werken Schlözers, Herders und Adelungs auch die Schriften des „Vaters der Slavistik“, des Tschechen Josip Dobrovsky, kannte, der, in diese Gutachterfrage hineingezogen, die Süd-

slawen als ein Gesamtvolk und die Kroaten als Bindeglied zwischen Serben und Slowenen bezeichnete, lehnte Kopitar die Einheit der südslawischen Sprache ab, indem er zwei Gruppen, die štokawischen Serben und die kajkawischen Slowenen, unterschied und von den Kroaten die štokawisch redenden jenen, die kajkawisch sprechenden diesen zuzählte. Da er auch die Bulgaren unter die illyrischen Slawen rechnete, nannte er den Gebrauch des Wortes Illyrisch im Sinn der Franzosen einen Mißbrauch und ermahnte in Briefen an seine Laibacher Freunde die Slowenen inständig, doch ja nicht ihre Sprache zu Gunsten des Serbokroatischen aufzugeben. Auch Valentin Vodnik sträubte sich gegen die Vormacht einer Mundart über die andere und gegen die Erhebung des Serbokroatischen zur gemeinsamen illyrischen Staatssprache, denn ohne die grundsätzliche Einheit des Serbischen und Slowenischen zu leugnen, hielt er es für nötig, vor der Schöpfung einer gemeinsamen südslawischen Sprache die Unterschiede zwischen den Mundarten auszumerzen und abzuschleifen und die Rechtschreibung auf eine feste Grundlage zu stellen. So entglitt der niemals mit Eifer betriebene Plan einer einheitlichen slawischen Sprache für die Illyrischen Provinzen; wo die Franzosen schon in der Zunge der Bevölkerung reden mußten, behalf man sich mit den an Ort und Stelle gesprochenen Dialekten.

Aber daß sich die Franzosen überhaupt der verachteten Sprache namenloser slawischer Untertanen und Hintersassen annahmen, wirkte um so eher über die Grenzen Illyriens hinaus, als die deutsche Romantik, die zu Mundart und Sitte des einfachen Volkes wie zu einem frischen Waldquell niederstieg, auch die Geister in Oester-

reich zu umspinnen begann. Kopitar, der in dieser Zeit mit seiner „Grammatik der slawischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark“ das erste nicht zur praktischen, sondern zur wissenschaftlichen Verwendung bestimmte Buch über das Slowenische verfaßte und viel für die Ausgleichung der verschiedenen Dialekte seiner Heimat zu einer slowenischen Schriftsprache tat, war bis in jede Herzfalte hinein schwarzgelb gesinnt; der erste Slowene, der für alle Südslawen das Heil vom Hause Habsburg erhoffte, schrieb er 1810 seinem Freunde und Gönner Zois: „Oesterreich über alles, falls es nur will! Die südlichen Slawen würden alle lieber unser als russisch werden, ohne Rücksicht auf die Glaubens- und Sprachverwandtschaft, wenn man ihnen nur ein gutes Gesicht zeigte.“ Er träumte von der Gründung einer slawischen Akademie in Wien und begrüßte die Errichtung eines Lehrstuhls für Slawistik in Graz. Auch mit dem Agramer Bischof Vrhovac pflog Kopitar Verkehr, der ihm kroatische Volkslieder sandte und 1813 in einem Rundschreiben die Geistlichkeit seines Sprengels aufforderte, Lieder, Sprichwörter und anderes sprachliches Volksgut zu sammeln und so „die Kraft der Volkssprache zu fördern“. Unverhohlene Freude bereitete dem slowenischen Forscher das 1810 in Ofen gedruckte Heftchen, in dem Sava Mrkalj für eine reinere Sprache und einfachere Rechtschreibung im Serbischen eintrat, und daß im gleichen Jahre Uroš Nestrović, einst in Wien zum Juristen, in Breslau zum Philosophen herangebildet, Inspektor der orthodoxen Schulen in Südungarn wurde und sich sofort für die Sprache einsetzte, „die die Eltern mit ihren Kindern und die Kinder mit ihren Eltern

sprechen“, belebte in Kopitar die Hoffnung, daß Oesterreich sich auch in jener Hälfte des Staates auf die „fünf Achtel ungarischer Slawen“ gegen die „zwei Achtel Kalmücken-Magyaren“ stützen werde.

8.

So weckte die wohlwollende Duldung der Volkssprache durch die Franzosen bei den Südslawen Oesterreichs fast mehr Widerhall als in den Illyrischen Provinzen selber. Wie die Geltungsdauer der französischen Gesetze, knappe anderthalb Jahre, nicht ausreichte, seit Menschenaltern und Jahrhunderten überkommene Vorstellungen zu entwurzeln, so waren auch die Mittel zu gering, mit denen die Landeskinder Illyriens zur Freude am eigenen Volkstum erzogen werden konnten; von den Ausgaben des Jahres 1810 verschlang das Heer acht und die Verwaltung sechs Millionen Franken, während das Unterrichtswesen mit knapp dreiviertel Millionen abgepeist wurde. Entscheidender aber war ein anderer Mangel: die Gesellschaftsschicht fehlte, in der unter den Strahlen der napoleonischen Sonne der Sinn für das Nationale hätte aufblühen können. Von den beiden herrschenden Gruppen stand der Adel, soweit er überhaupt slawischen Blutes war, den eigenen Stammesgenossen entfremdet gegenüber, blieb unfähig, den nationalen Gedanken aus sich heraus zu entwickeln, weil sein Weltbild statt des geschlossenen Volksganzen nur ein Nebeneinander locker verbundener kleiner Herrschaften kannte, und folgte überdies verkiffenen Gesichts den Anschlägen der „Revolutionäre“ auf seine ererbten mittelalterlichen Vorrechte; verhängnisvolle Selbsttäuschung

Marmonts war es, wenn er glaubte, die hochmütige Aristokratie Krains durch Entgegenkommen gewonnen zu haben, denn als Intendant dieser Provinz wußte Graf Farguès zu berichten, daß man auf den Schlössern mit den feindseligen Gefühlen gegen die Regierung nicht hinter dem Berge halte. Mit Unwillen sah sich auch die Geistlichkeit in ihrer Allmacht geschmälert, witterte bei den „Jakobinern“ den Schwefelduft der Gottesleugnung und trug Reue und Leid um die gute, alte Zeit, da noch der Krummstab Leiber wie Seelen gelenkt hatte.

Eines wurzelfesten Bürgertums aber, das durch die Nabelschnur mit der Volksmasse zusammenhing und zum Träger der neuen Entwicklung berufen war, entbehrten die Illyrischen Provinzen. In ihrem nicht nur wirtschaftlich entwickeltsten Teil Slowenien, wo es noch am ehesten Ansätze zu dieser Klasse gab, wagte sich etwas wie Neigung für das Neue hervor; in Laibach wurde in der französisch-illyrischen Freimaurerloge „der Freunde des Königs von Rom und Napoleons“ der Geist des westlichen Rationalismus gepflegt, und ihr Mitglied Vodnik sang den Franzosen zu Ehren seine Ode „*Iliria oshivlena*“, „Das wiederbelebte Illyrien“: „Napoleon sprach: Illyrien, stehe auf!“ Aber auch diese Bewegung kräuselte gerade die Oberfläche eines stehenden Gewässers. Denn lange Zeitspannen des Feudalismus und Despotismus hatten auch die dünne gebildete Schicht so ausgedörret, daß unter ihr zuverlässige und verständnisvolle Diener der neuen Ordnung nicht aufzutreiben waren. Da der Versuch, höhere Verwaltungsbeamte aus dem Lande selbst zu gewinnen, kläglich mißlang, saßen überall Franzosen und Italiener, die sich durchweg aufopfernd ihrer nicht leichten Aufgabe

widmeten, aber doch Fremde blieben. Selbst wo das Bürgertum wie in den dalmatischen Hafenstädten über die Abschüttelung einer engherzigen Oligarchie frohlockte, zeigte es sich völlig von italienischer Bildung benommen; im ganzen Staatsgebiet wollten weder Bürger noch Beamte den „*Télégraphe*“ länger beziehen, als er von Anfang 1811 nicht mehr auf Italienisch erschien, und für den geplanten serbokroatischen Teil meldeten sich so spärliche Liebhaber, daß wahrscheinlich auch deshalb seine Herausgabe unterblieb.

Wenn in den Dorfgemeinden die Bürgermeister und Beigeordneten, die man doch aus den reichsten Einwohnern nahm, nach einem Intendantenbericht in Istrien, und sicher nicht nur dort, des Lesens und Schreibens unkundig waren, so hatten Jahrhunderte der Sklaverei die Masse des Landvolkes allzu sehr verdumft und verstumpft, als daß sie etwas von dem Segenshauch der neuen Zeit zu verspüren fähig war; mit dem Eigensinn störrischer Tiere sperrte sie sich gegen jeden Versuch, auch ihre dümmsten und schädlichsten Bräuche anzutasten. Dazu litt sie unter den Lasten, die der Krieg auf ihren Rücken wälzte; durch Requisitionen ausgesaugt, zu Vorspanndiensten gezwungen, des kärglichen Viehs beraubt, klagte der Bauer, daß er wie von Eroberern im eroberten Lande behandelt werde, und die Aushebung zum Heere trieb ihn vollends zur Auswanderung oder zum bewaffneten Widerstand. Während des Krieges Napoleons gegen Oesterreich im Jahre 1809 flackerte in Trau, Spalato, Sebenico und anderwärts der Aufruhr gegen die französischen Herren Dalmatiens auf, und wie die kaiserlichen Satrapen inne wurden, daß die Südslawen

Bosniens und der Hercegovina ihren dalmatischen Stammesbrüdern als Rückhalt dienten, so steckten auch oft die Dalmatiner mit den Montenegrinern unter einer Decke, die, von den zarischen Agenten in die Welthandel hineingehetzt, an der Seite der Russen gegen die Franzosen fechtend, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal mit ihrem Blut die Rechnung der Großen zahlen halfen. Als im September 1813 der Generalintendant Chabrol auf einem Ochsengespann Triest verließ, das nach der Räumung Laibachs für ein kurzes zur Hauptstadt Illyriens geworden war, flammte nicht allein in Istrien der Aufstand, sondern auch in der Bucht von Cattaro berannten die Bewohner, mit den Montenegrinern verbündet und von englischen Kriegsschiffen unterstützt, die französischen Kastelle, und in ganz Illyrien band man den österreichischen Truppen als Befreiern die Kränze des Willkommens.

Die Habsburger, denen der gesamte Flächenraum der Illyrischen Provinzen durch den Wiener Kongreß zugesprochen wurde, wischten mit großem Schwamm alles, was die Franzosenherrschaft gebracht hatte, wie ein paar beiläufige Kreidestriche von der Wandtafel. Zwar blieb neben Dalmatien, das einen eigenen Verwaltungsbezirk bildete, noch das Königreich Illyrien, aus den Gubernien Triest und Laibach und den Gebieten Krain, Kärnten, Görz, Gradiska, Küstenland und Istrien und bis 1822 auch aus Kroatien südlich der Save zusammengesetzt, bestehen, aber überall legten Adel und Geistlichkeit sich aufs neue den verschossenen Mantel ihrer alten Vorrechte und Würden stolz um die Schultern. Dem Priester wurden die Schulen überantwortet, der Bauer

verschwand aus dem Bereich des bürgerlichen Rechts, und der Gutsherr schwang die Peitsche der Domanialgerichtsbarkeit wieder über demütig gekuschte Untertanen. Hatte 1813 ein Manifest des provisorischen k. k. Generalgouverneurs von Illyrien, Lattermann, bestritten, daß von den Franzosen das Feudalsystem in seinem ganzen Umfang abgeschafft worden sei, so war es von den Oesterreichern jedenfalls bald in seinem ganzen Umfang wiederhergestellt. Die Schatten des Mittelalters hüllten abermals die Südslawen ein, deren Augen noch von dem ungewohnten Licht einer neuen Welt geblendet waren.

9.

Aber schienen die Franzosen wie ein Kranichschwarm über das Land Illyrien hingestrichen zu sein, vorderhand unsichtbare, doch desto unvergänglichere Spuren blieben ihm eingeprägt. Zum erstenmal erblickten in dieser Zeit Südslawen sich selbst im Spiegel des modernen Staats, zum erstenmal witterten Leibeigene und Erbuntertänige eine Ahnung höheren Menschendaseins, zum erstenmal zertrat ein kräftiger Fuß rücksichtslos die Scheidewände, Schranken und Schachteln, zwischen und in denen sich die feudale Welt einzukapseln liebte, und schuf ein offenes Feld, über das die scharfe Zugluft des neunzehnten Jahrhunderts frei hingegen konnte. Aber die Jahre 1809 bis 1813 umschlossen auch den ersten Versuch, durch Zerschlagung der Stände, Kasten und Korporationen des Mittelalters die feudale Gesellschaft zu der Vielzahl von Einzelwesen zu zerkrümeln, deren die Nation zu ihrer Formung als Rohstoff bedurfte. Endlich wurden nicht nur durch Erlöschen der venetianischen und ragusa-

nischen Selbständigkeit die Südslawen aus fünf in drei Herrschaftsbezirke, Oesterreich, Türkei und Montenegro, zusammengedrängt, sondern zum erstenmal in der Geschichte fanden sich auch in den Illyrischen Provinzen Serben, Kroaten und Slowenen unter einem Staatsdach vereinigt, fühlten sich unter Verwischung alter Ländermarken nicht mehr als Krainer, Görzer, Kärntner, Triestiner, Istrianer, Ragusaner, Dalmatiner, Grenzer, Kroaten und Serben, sondern als Einheit, als Illyrer behandelt und sahen die Sprache, die sie hinter dem Pflug, auf dem Markt und in der Schenke gebrauchten, mit fast amtlicher Würde umkleidet.

Da all das in seiner tiefgreifenden Bedeutung weniger den unmittelbaren Zeitgenossen als dem heranwachsenden Geschlecht ins Bewußtsein trat, blieb der 12. November 1809, an dem respektlose Fäuste den habsburgischen Doppeladler von der Front des Laibacher Rathauses herabholten, schon ein historisch sinnvoller Tag.

V.

Serbischer Staat und serbischer Geist

1.

Dumpe Ahnung, daß das Serbenvolk nach 1815 ebenso wenig auf die Stufe von 1804 zurücksinken könne wie in Europa überhaupt die Entwicklung auf das Jahr 1788 zurückzuschrauben war, rief in Miloš Obrenović einen der wenigen einflußreichen Führer, die vor der Rache der Sieger nicht das Land geräumt hatten, aus dem Hintergrund hervor.

Die Türken nahmen ihn um so lieber mit offenen Armen auf, ihm die Kreise Rudnik, Kragujevac und Čačak unterstellend, als ihnen daran gelegen sein mußte, nach anfänglichem Wüten die Raja, ihre milchende Kuh, zu beruhigen und, soweit sie nach „Deutschland“ geflüchtet war, zurückzuholen. Im Vertrauen auf ein besseres Geschick und voll Sehnsucht nach der Heimatluft kehrten auch Zehntausende unter die Herrschaft des Halbmonds zurück, um sehr bald furchtbarster Willkür anheimzufallen. Zur Not suchte der Spahi die Raja als seinen Kapitalbesitz zu schonen und zu schützen, aber sonst haftete jeden Tag ein anderer Schröpfkopf an dem aus-

gebluteten Leibe der Serbenmasse. Wegen der Kriegsrüstung der Pforte gegen Rußland und der Ansammlung eines Heeres im Paschaluk Belgrad wurden der *Haradž* auf dreizehn, die übrigen Abgaben auf hundert Piaster erhöht und alle erbarmungslos eingetrieben; dazu regnete es Erpressungen und Mißhandlungen jeder Art; kaum eine Woche, daß auf den Zinnen Belgrads nicht neue Serbenköpfe steckten, und nicht zum Spaß berichteten die österreichischen Grenzbehörden von der „teuflischen Tyrannei“ der Osmanen und den Mühen und Leiden des „bedrängten und ausgesaugten Landvolks.“

Aber als ein entschlossener Parteigänger, Hadži Prodan Gligorijević, die zahlreichen Hajdukenbanden, die durch die Wälder schwärmten, zusammenraffen und das Volk, das sein Wehe schrie, zum Angriff auf die verhaßte Fron aufrufen wollte, wehrte allzu bedachtsam Miloš nicht nur ab, sondern ließ gar den Türken bei Erstickung des Feuers seine tätige Hilfe. Auch als der bis zur Weißglut überhitzte Grimm der gefolterten Massen ihm selbst als anerkanntem Führer die Fahne des Aufstandes in die Hand drückte, der sinnbildlich mit der Abwürgung eines Steuereintreibers begann, legte er es mindestens so sehr auf das kluge Wagen wie auf das kühne Wagen an und zog von vornherein der Bewegung ihre Grenzen. Nach seinen Beteuerungen dachte niemand je an Auflehnung gegen den Sultan, nur den Schandtaten seines Statthalters galt aller Widerstand; während Schüsse gewechselt wurden, sparte er nicht mit Ergebenheitsbezeugungen, und eine von ihm ausgehende Bittschrift des Volkes an den Großherrsner rückte geflissentlich von dem revolutionären Trachten und Treiben Karadjordjes ab.

Gleichwohl erhob sich hinter den Erfolgen des Obrenović riesenhaft der Schatten des „schwarzen Georg“. Denn weder die schenckfreudige Unterstützung durch die Stammesbrüder in Oesterreich, die Geld, Waffen, Schießbedarf und auch Kämpfer zu den Rebellen schickten, noch die schlaue List, mit der Miloš die Eifersüchteleien unter den osmanischen Feldherren und Würdenträgern ausnutzte, sondern die Erinnerung an die in den Jahren 1804 bis 1813 bewiesene zähe Kraft der Serben lockerte die Unnachgiebigkeit der Pforte; mit dem Blut der Kämpfer des ersten Aufstandes war das Feld üppig gedüngt, auf dem der Leiter des zweiten Aufstandes seine Garben schnitt.

Die erbliche Fürstenwürde zwar, die eine Skupština der Aeltesten und Vorsteher Miloš 1817 feierlich übertragen hatte, war für Konstantinopel überhaupt kein Gegenstand der Ueberlegung, aber neben der Herabsetzung des *Haradž* auf drei Piaster erhielten die Serben das wichtige Recht, die den türkischen Herren geschuldeten Abgaben selbst einzusammeln; ihren Kaufleuten ward zugesichert, daß sie, geschützt vor Brandschatzung und Plünderung, im ganzen osmanischen Reich ihren Geschäften nachgehen dürften; vor allem übte fortan, wie den Dörfern der serbische *Kmet* vorstand, in jeder *Nahija*, jedem Kreis, neben dem türkischen Muselim und Kadi ein einheimischer *Knez* sein durch Sultansferman anerkanntes Amt aus. Da sich dank Milošs Geschicklichkeit diese serbischen Behörden seit 1821 getrauen konnten, auf eigne Faust Pässe auszustellen, Rechtsfälle zu entscheiden und Strafsachen zu untersuchen, so traten im Paschaluk Belgrad wenigstens, einem Gebiet von zwölf

Nahijen mit nicht ganz fünfhunderttausend Seelen, die ersten Umriss einer Selbstverwaltung aus den Blutnebeln einer grausamen Zeit hervor.

Doch ob die politischen Zügel loser schleiften, wirtschaftlich wuchtete der Türkendruck hart genug auf dem unterjochten Volke. Nicht nur mußte der serbische Bauer mit dem Ertrag seiner Mühen den in Belgrad Hof haltenden Vezier, einen Pascha mit drei Roßschweiften, samt seinen Stallmeistern und Troßknechten, Türhütern und Haremswächtern, Kebsweibern und Lustknaben üppig mästen, dafür vierhunderttausend Piaster jährlich, ungefähr ein Drittel der gesamten Einkünfte der Serben, hinschüttend, nicht nur zahlte der Kreis außer gehäuften Sporteln und Taxen dem Muselim zehntausend bis vierundzwanzigtausend Piaster im Jahr und versorgte ihn mit Heu, Holz und anderer Nahrung und Notdurft, sondern vor allem war, was immer in den 1396 Städten, Flecken und Dörfern an serbischer Raja lebte, einzig als Unterhaltsquelle einer dünnen Herrschicht von neunhundert Spahis auf Gottes schöner Welt. Zwar siedelten diese Grundherren nicht wie vordem mitten unter dem zinsenden und fronenden Landvolk, sondern saßen nur mehr in Belgrad, Užice, Čuprija und Šabac, zwar fuhren sie Mißhandlungen ihrer Bauern durch zügellose Soldateska mit der treuherzigen Begründung in die Parade, daß sie ohne Raja nicht sein könnten, zwar gab es im Belgrader Gebiet seit dem ersten Aufstand nicht mehr wie in anderen südslawischen Gegenden der Türkei *Čifliks*, Güter, von denen der Spahi seinen Zehnt einstrich und überdies der *Čitluk-Sahib* einen größeren Anteil bis zu einem Viertel abschöpfte, aber wenn der Grundholde

ein Zehntel des Getreides, die Ablösung des Obstzehnts, die Mahlsteuer, die Kesselsteuer, den Heuzehnt, die Abgaben vom Gemüsegarten, vom Most, vom Borstenvieh und den Bienenkörben entrichtet hatte, schmälerte noch jeder Todesfall eines Hausvaters, jede Heirat einer Haus-tochter durch außergewöhnlichen Zins an den Spahi seinen kümmerlichen Lebensunterhalt. Wurde dazu in Uzice wider das Herkommen der Zehent auch von Hanf, Kohl, Bohnen und Linsen oder von Wiesen und Wein-gärten verlangt, anderwärts eine Abgabe von jeder Spindel und jedem mit Riedgras gedeckten Dach ge-fordert, so zwang die Fronpflicht den Landmann, das Getreide oft Meilen weit an den Platz zu schaffen, wo es der Spahi zu verkaufen gedachte; im Kreis Požarevac bestanden Grundherren darauf, daß die Bauern das Zehentkorn säuberten, in Säcke verpackten, mahlen ließen und nach Belgrad verfrachteten. Ueber dem tief in die Seelen geätzten sozialen Haß zwischen dem Be-arbeiter und dem Nutznießer der Scholle kam es denn oft zu Zank und Streit, nicht selten zu Mord und Tot-schlag. Da die osmanischen Herren auch sonst mit Leben und Eigentum der verachteten „Walachen“ nicht glimpf-lich umsprangen, lagen noch der Kragujevacer Skup-ština von 1833 aus dem einen Kreis Kruževac Beschwerden über 29 Entführungen, 41 Vergewaltigungen, 74 Morde, 14 Enteignungen, 46 Mißhandlungen und 87 Erpressungen vor, und viel mehr Rühmens war von der Ordnung in den anderen Nahijen auch nicht zu machen.

2.

Obwohl sich so der Zündstoff nicht spärlich häufte, stellte Miloš von allem, was seinen Plänen Auftrieb geben

konnte, eine große revolutionäre Bewegung der Serben oder weiterhin der Südslawen fast am wenigsten in seine Rechnung. Wohl huschten in seltenen Augenblicken Träume von einem mächtigen serbischen Reich über seine Stirn, das, auch Bosnien, Hercegovina, Altserbien und Montenegro umschließend, nur durch einen gründlichen Umsturz der bestehenden Herrschaftsverhältnisse Wirklichkeit zu werden vermochte, aber im Alltag fehlte dem stets Geschäftsklugen jeder Nerv für so überschwengliche Gedanken, wie sie der frühere Mitropolit von Belgrad, Leontije, 1828 in einer Denkschrift dem russischen Staatskanzler Nesselrode entwickelte, daß nämlich Serbien, obwohl nur sechshundert deutsche Geviertmeilen groß, durch seine Lage zum Brennpunkt der slawischen Völker berufen sei. Nach seinem Aufstand hatte er nicht einmal gewagt, die großherrlichen Zugeständnisse auch für die sechs Kreise zu heischen, die vor dem Bukarester Frieden unter Karadjordje die Luft der Freiheit atmeten, aber nicht zum Paschaluk Belgrad gehörten; erst 1820 brachte er sie in Erinnerung, und als die Gunst der Ereignisse sie ihm nach Jahr und Tag zusprach und die osmanische Politik des Hinhaltens und Ausweichens sie ihm trotzdem vorenthielt, wiegelte er zwar, um zugreifen und einmarschieren zu können, die Bewohner des Kreises Banja auf, doch sorgfältig nur bis zu den mathematisch genauen Grenzen des ihm zugebilligten Gebiets. Auf der Skupština von Kragujevac, die vor diesen Ereignissen Rats pflog, stoben einem seiner Vertrauten, Avram Petronijević, die Feuerflocken der Beredsamkeit für eine Aufstürmung aller unterdrückten südslawischen Raja vom Munde; bleibe die Pforte hart-

näckig, dann die Fackel des Aufstandes nach Bosnien und Hercegovina geschleudert, dann zum Kampf heraus die Blutsbrüder in den Strichen von Niš, Leskovac und Vranja, von Skoplje und Pirot, von Küstendil und Vidin! Aber der Obrenović, der immer lieber mit der ruhigen Strömung schwamm, als daß er die Wasser staute und die Ufer überschwemmte, wehrte mit kühler Stirn ab.

Die Ohren spitzte er freilich, sobald es in seiner Nähe irgendwo im Gebälk des türkischen Reichs bedrohlich knisterte. In dem benachbarten Bosnien scherten sich von den *Begs*, den alteingesessenen Adelsgeschlechtern, den *Kapetani*, sechsunddreißig allmählich erblich gewordenen Herrschern über ein kleineres Gebiet und den *Ajani*, den gewählten Wortführern der städtischen Moslems, die einen so wenig wie die andern um den Pascha, der an Sultans Statt in Travnik saß und es nicht zu hindern wußte, daß das ganze Land eine Feudalanarchie, Sarajevo eine unabhängige Adelsrepublik war. Als sich die bosnischen Ritter unter Hussein Gradaščević, derart zu Unrecht Bestehendes zu Recht zu verewigen, gegen die gleichmachenden Reformen Mahmuds II. und die das Reich straff zusammenfassende Politik der Pforte erhoben, sah Miloš die Bewegung, unbekümmert um ihr Warum und Woher, nur auf den Nutzen oder Schaden für seine Pläne an und verstand es, wie stets auf beiden Achseln zu tragen; mit den Aufständischen liebäugelte er, zu ihrer Niederwerfung bot er dem Großherrn bewaffnete Hilfe an. Als dagegen nach dem Sieg des Sultans das Steuerjoch der Reformgesetzgebung den Nacken des geplagten Volkes wund scheuerte und dazu die Feudalen wieder der christlichen Bevölkerung die

Männer mißhandelten, die Weiber schändeten, die Häuser plünderten und das Vieh raubten, als endlich, in Verzweiflung hineingestoßen, die Raja unter dem Popen Jovica aus Derventa 1833 mit unzureichenden Mitteln zum ersten Mal gegen ihre Bedrücker aufstand, regte sich nichts in Milošs Brust für Erhebung und Erliegen der Blutsbrüder, und den auf sein Gebiet geflüchteten Rebellenführer in Ketten nach Konstantinopel zu schicken, war seinem weiten Gewissen ein Kleines und Leichtes.

Auch den südöstlichsten Flügel der langgestreckten Südslawenfront ließ der Wirbel der Begebenheiten, der in des Jahrhunderts drittem Jahrzehnt die Balkanvölker packte, nicht unberührt. Zu den Bulgaren sprach der große Aufstand der Griechen eine um so deutlichere Sprache, als ihre Besten ohnehin dem Geist des Hellenismus verfallen waren; schon unter die ersten Kämpfer für die griechische Freiheit mischten sich bulgarische Freiwillige zu Hauf, und da 1829 General Diebitsch durch ihre Gemarkungen seinen berühmten Balkanübergang ausführte, wiesen die Einwohner dem Russenheer die Wege und sicherten ihm die Verpflegung. In der Gegend von Kotel und Sliven rief gar ein kühner Freischärler Georgi Mamarčev die Volksmasse zu den Waffen, aber die Russen, sich auf den inzwischen abgeschlossenen Frieden zurückziehend, drohten ihre Kanonen auf die Bulgaren zu richten, wenn sie nicht Ruhe gäben. So spülte eine Auswanderungsbewegung, in ihren Folgen für das nationale Erwachen dieses Südslawenstammes ähnlich bedeutsam wie für die Entwicklung der Serben einige Menschenalter vordem der große Zug Arsenije Crnoje-

vićs nach Oesterreich, Zehntausende von Bulgaren nordwärts, wo sie in Rußland Wurzel schlugen oder auf walachischem Boden in Braila, Galac, Bukarest, Ploesti und Krajova Siedlungen gründeten. Aber wer immer unter den Bulgaren in der Brust der Seinen ein Flämmlein zu entzünden suchte, hatte als ermutigendes Beispiel vor Augen, wie sich die Serben bereits aus dem Größten herausarbeiteten, und der gleiche Glaube, dieselbe Rajastellung, das eine südslawische Blut und die schwer zu unterscheidende Sprache schien der Entstehung eines serbisch-bulgarischen Gemeinschaftsgefühls günstig. 1819 erinnerten die Mönche des Klosters Rilo, allerdings Bettelns halber, Miloš an die Brüderschaft zwischen Serben und Bulgaren; an der Schwelle des griechischen Aufstandes entfaltete der gerissene German, Mittelsmann zwischen Serben und Russen, eine serbisch-bulgarische Werbetätigkeit, steckte sich mit unruhigen Köpfen unter eine Decke, die auf einen Wink aus Serbien in Philippopel, Sofia und anderwärts auf bulgarischem Gebiet loszubrechen bereit waren, und empfahl dem Obrenović einen gewissen Stojan Čalik-Oglu aus Philippopel, mit dem Verträge abzuschließen seien, aber so, daß Bulgarien und Serbien immer denselben Herrscher hätten. Nicht lange danach vermeldete German aus Petersburg, daß sich hochmögende Russen vergeblich für den Krieg gegen die Türken und die Vereinigung Montenegros und der Gaue um Niš und Sofia mit Serbien eingesetzt hätten, und 1833 tat Miloš mit deutlicher Drohung der Pforte zu wissen, wie aus Bosnien und Hercegovina, Albanien und Montenegro, so kämen aus Makedonien und Bulgarien Abgesandte und Stimmen zu ihm, „daß sich alle gern

mir anschließen und mit mir vereinigen wollen". Als er im gleichen Jahr zum ersten Besuch nach Konstantinopel reiste, gab ihm auf bulgarischem Gebiet der begeisterte Empfang durch die Christen der Städte Svištov, Rustschuk, Kazanlük, Gabrovo und Nikopolje Gelegenheit, die Stimmung dieser südslawischen Raja für die auf dem Weg der Freiheit vorangegangenen Glaubens- und Volksgenossen abzulesen.

Wie sich schon 1805 der griechische Klephtenhäuptling Nikotsaras gerüstet hatte, dem „schwarzen Georg“ beizuspringen, so spannen sich ein Jahrzehnt später von dem griechischen Geheimbund der Hetärie zu den serbischen Emigranten in Rußland Fäden. Karadjordje, aus seiner Grazer Haft nach Bessarabien entlassen, brütete über den Plan eines gemeinsamen Aufstandes von Serben und Griechen — warum sollte das osmanische Joch nicht zu brechen sein, wenn sich nur die Christen der Hämushalbinsel allesamt erhoben! Aber da dem Slawen in der Türkei der Hellene einzig als der habgierige fanariotische Bischof und Pope übel bekannt war, entfachte die Sache der Griechen bei den Serben nur mäßige Begeisterung; Miloš, höchstens bedacht, an dem großen Freiheitsbrand des Nachbarvolkes sein Süpplein zu kochen, zuckte die Achseln, als ein Aufruf Alexander Ypsilantis ihn drängte, sofort seine tapferen Serben aufzubieten und sein Vaterland von den Barbaren zu säubern; auch das Versprechen, daß er den Titel Fürst von Serbien zu Recht erhalten werde, und ein dem Briefe beigefügter Vertrag, der Serbien und Griechenland durch ein Föderativband verknüpfen sollte, führte den gewitzten Wirklichkeitsmenschen nicht in Versuchung. Mit Unwillen sah er

serbische Freiwillige unter den Fahnen mit dem Andreaskreuz, seinen Grenzwachen schärfte er ein, den Uebertritt Aufständischer aus der Walachei zu verhüten, „damit sie kein Feuer anzünden“, und immer blieb, während in Europa eine mächtige Saite von den Heldentaten der Hellenen schwang und klang, das Oberhaupt der Serben taub für den Hall der Schüsse aus dem Süden, die doch ebenso wie ein halbes Menschenalter vorher Karadjordjes Taten einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Balkanvölker ankündigten.

3.

Denn Milošs Selbstsucht griff immer nach dem Nahen und Augenblicklichen, und weit mehr als mit den unterirdisch quellenden Kräften unterdrückter Raja rechnete er mit den gegebenen oberirdisch sichtbaren Mächten. Von ihnen hatte er mit der Türkei am unmittelbarsten zu tun. Was er zäh und schlau anstrebte, war die Lösung von, doch nicht der Bruch mit den türkischen Herren. Wie in seiner Umgebung einige Türkenfreunde alles von dem Wohlwollen Konstantinopels erwarteten, so nahm er selbst gern die Biedermannshaltung des bis in den Tod getreuen Untertanen an. Vor der Pforte machte er sich über Gebühr klein, gab sich als Verwaltungsmann ohne politischen Anstrich und Ehrgeiz, empfahl sich für die erbliche Fürstenwürde als schonungslosen Verhinderer und Niederkämpfer aller Unruhen gegen die Osmanen und ließ 1817 Karadjordje, der sich über die Grenze gestohlen hatte, meuchlerisch erledigen, nicht nur um einen Anwärter auf den ersten Platz im Lande beiseite zu schaffen, sondern ebenso sehr um den Türken einen Dienst zu

erweisen, die jetzt den getrockneten und ausgestopften Kopf des einst Gefürchteten als Triumphzeichen nach Stambul senden konnten.

Aber wo er einen Spalt in der Wand des türkischen Reiches zu erweitern vermochte, ohne daß seine Hand einen Schatten warf, tat er es. Als der Erbstatthalter von Skutari Mustafa Pascha während des bosnischen Aufstandes eine Erhebung gegen den Reformsultan ins Werk setzte, der sich mit den Paschas von Prizren, Priština, Tetovo, Skoplje, Peć, Djakovica, Vranja, Leskovac und Niš fast alle Gouverneure serbischer Gebietsstriche anschlossen, streckte Miloš ihm zweihundertfünfzigtausend Piaster vor, nicht ohne auch diesmal zugleich die Pforte über die Bewegung zu unterrichten. Nicht minder schlug er die Türken mit ihren eigenen Waffen, indem er, tief durchdrungen von der Weisheit des: Wer gut schmiert, der gut fährt! nach allen Richtungen und ohne Knauserei Bakschisch austeilte. Die in Konstantinopel seine Sache betreibenden Abgeordneten waren mit genauer Weisung versehen, niemandem vom Großvezier bis zum Türsteher das Seine vorzuenthalten, Millionen flossen im Lauf der Jahre in die stets offenen Taschen der türkischen Würdenträger, und oft schloß wirklich der goldene Schlüssel dort, wo jeder andere versagt hatte; der Sultan in Person wurde für die Zustimmung zur Erblichkeit der serbischen Fürstenwürde mit tausend Beuteln Gold gekauft und bekam obendrein ein Trinkgeld von tausend Ochsen. Wenn Miloš dem Belgrader Vezier nahte, küßte er ihm ehrfürchtig Rocksäum und Hand, aber in Wahrheit hatte er den Pascha wie viele andere Große und Spahis am Bündel nicht geringer Schuldverpflichtungen. Als

Zinsen strich der Gläubiger so viel Einfluß ein, daß er türkische Beamte nach Belieben anstellen und absetzen lassen konnte. Nach dem Tode Maraschlis suchte er sogar, freilich vergebens, seinen Kandidaten für den Belgrader Vezierposten durchzudrücken, aber warf sich der neue Herr, Abdurrahman, auch mehr in die Brust, so unterhielt der Serbe noch einen ganzen großen Klüngel von Söldlingen im Konak des Paschas wie in allen Schichten der türkischen Bevölkerung, und um bei den eigenen Behörden etwas zu erreichen, brachten Osmanen immer häufiger ihre Bitten bei Miloš an.

Bei allem betrachteten die Türken, mitsamt der starken Besatzung fünfzehntausend bis zwanzigtausend Köpfe im Paschaluk Belgrad, nach wie vor die Serben als etwas schlechthin Untenstehendes und Verächtliches; als bei einer Besprechung zwischen dem russischen Gesandten und den Pforte-Ministern serbische Vertreter zur Auskunft zugezogen wurden, übersahen die Osmanen ihren ehrerbietigen Gruß geflissentlich, wiesen ihnen kein Sitzpolster und behandelten sie überhaupt wie Luft. Um so aufrichtigeres Mißbehagen erregte es bei der muselmanischen Herrenkaste, daß auch die Serben sich ein Tuch turbanartig um den Kopf zu legen begannen, und als Miloš hundert für den Staatsdienst bestimmte junge Leute in europäische Tracht gesteckt hatte und einem osmanischen Machthaber zur Rechtfertigung die neuerdings gleichfalls fränkische Kleidung des Padischah erwähnte, bekam er die barsche Antwort, daß sie Raja seien, und deshalb diese Gewandung gegen den türkischen Glauben und die Herrlichkeit des Sultans verstoße. Mit zähneknirschendem Ingrimme aber blickten besonders die

Spahis auf die allmähliche Wandlung der Dinge; sie ahnten und spürten, daß sie vom Leib des serbischen Bauerntums, an dem sie wie Blutegel hafteten, abgeschüttelt werden sollten; in ihren Reihen standen die ehrlichsten Hasser Milošs, und mehr als einmal versuchten sie das serbische Volk gegen ihn aufzubringen.

4.

Wenn der Vezier Abdurrahman seine Abneigung gegen die österreichischen Serben nicht verhehlte, die „unter unserer Raja Aergernis erregen,“ so stammten in der Tat die gewandtesten Helfer Milošs entweder wie Sima Urošević, Stevan Radičević, die Brüder Aleksa und Stojan Simić und der bedeutendste, Dimitrije Davidović, aus Syrmien und dem Banat oder hatten sich doch wie Avram Petronijević und Cvetko Rajović an Schulen im Oesterreichischen umgetan; entsprungen aus Handelsneid, war es ein Stück Undankbarkeit gegen die „Prečani“, die „Drübigen“ jenseits von Donau und Save, daß bei den Konstantinopeler Verhandlungen über die Selbstverwaltung die serbischen Gesandten die Ansiedlung österreichischer Untertanen in Serbien, hauptsächlich in Belgrad, verboten wissen wollten. Miloš war sich ihrer Unentbehrlichkeit wohl bewußt, aber redete ihrer einer wie der Zemuner Geschäftsmann Miloš Urošević einer österreichischen Schutzherrschaft über Serbien das Wort, so erfuhr er kühle Abweisung. Zwar nicht, weil Maraschli Pascha dem Obrenović ans Herz gelegt hatte, „sich aller politischen Beziehung zu Oesterreich, England, Rußland, Frankreich und jedem fremden Staat zu entschlagen“, aber daß während des zweiten Aufstandes

Oesterreich die Grenzen gesperrt, den Waffenschmuggel unterbunden und Flüchtlinge unter Flintenschüssen zurückgejagt hatte, war noch unvergessen, und nie verwand Miloš tiefes Mißtrauen gegen die Hofburg und ihren Internuntius in Konstantinopel; nicht nur um sich bei den Russen einzuschmeicheln, sondern in ehrlicher Aufwallung versicherte er dem russischen Vertreter gelegentlich, falls Oesterreich unter welchem Vorwand immer ein Heer nach Serbien werfe, würden die Serben Schulter an Schulter mit den Türken Widerstand leisten.

Mit feiner Witterung fühlte Miloš heraus, daß sich ein großer Umschwung in Habsburgs Orientpolitik vollzogen hatte. Schon der Entschluß, einen gepanzerten Fuß auf deutscher, einen auf italienischer Erde stehen zu lassen, und die Unmöglichkeit, nach drei Seiten Kraft zu entfalten, zwang das Erzhaus zum Verzicht auf selbständiges Vorgehen im Osten; als 1830 für eine Einverleibung Montenegros an der Hofburg Stimmung aufschwirrte, verwies Metternich unwillig diese Pläne zur Ruhe. Aber vor allem ging es der k. k. Staatskanzlei darum, gegen den Umsturz, der seit den Pariser Carmagnolen- und Guillotinentagen leibhaftig durch die Gassen Europas schlich, die Mächte des Beharrens zusammenzufassen. Im Gebäude der Legitimität mußte jeder Stein auf dem andern bleiben, und wie Gentz im „Oesterreichischen Beobachter“ dartat, daß die Herrschaft des Sultans auf dem überall anerkannten Rechtstitel der Eroberung beruhe, so lehnte Habsburg die Sturmflagge, die es Jahrhunderte dem Abendland gegen die asiatische Barbarei vorangetragen hatte, ein für allemal in die Ecke; die an ihren Ketten feilende serbische

Raja wurde ihm zu nichtswürdigen Rebellen gegen die gottgewollte Obrigkeit, die wahrscheinlich von westlichen Demagogen verführt waren; sogar für den Aufstand der bosnischen Feudalen fanden österreichische Gespensterseher die Erklärung, daß in Sarajevo lebende Italiener, Franzosen und Engländer „ihre verpesteten liberalen Ideen“ ausgestreut hätten! Schrieben die serbischen Abgeordneten 1821 aus Konstantinopel über die Furcht der „Deutschen“, „daß, wenn wir Rechte erlangen, auch ihre Serben sie heischen“, so war wirklich den Wiener Machthabern die Unabhängigkeitsbewegung unter den Serben der Türkei auch wegen der Wirkung auf die eignen Südslawen ein Scheuel und Greuel; der Belgrader Vezier wußte Bescheid, der 1828 dem österreichischen General des Grenzkorps als Schreckschuß die Warnung zuschickte, daß einem Aufstand in Serbien den nämlichen Tag einer „in eurem Lande unter den Illyriern“ folgen werde.

5.

Wie die Sonnenblume der Sonne wandte sich dagegen die Hoffnung der Serben Rußland zu, schon weil durch ihre Erwähnung im Bukarester Frieden die Raja des Paschaluks Belgrad etwas wie eine internationale Rechtspersönlichkeit geworden war. Hatten serbische Abgeordnete noch im April 1814 den Zaren angefleht, ihr Volk zu befreien und mit dem moskowitischen Reich zu vereinigen, so setzte Miloš die üblichen Ergebnisversicherungen und Bittgesuche fort. Auf der Kragujevacer Skupština von 1825 rühmte er den „mächtigen russischen Imperator“ und pries seine väterlichen Ratschläge; die Versammlung selbst gab in feierlicher

Adresse im Namen des ganzen serbischen Volks zu Protokoll, daß sie „vor dem Thron unseres hochgeehrten Beschirmers, des allrussischen Imperators“, das Knie beuge und die Erde mit dem Antlitz berühre, und dem neuen Zaren Nikolaus I. ließ Miloš „nach dem Beispiel der übrigen Untertanen Rußlands“ in der Kirche zu Kragujevac den Treueid leisten. Während des russisch-türkischen Krieges von 1829/30 trug er den Generalen des Zaren seine Waffenhilfe an und spähte, abgewiesen, wenigstens für ihren Nutzen durch besondere Kundschafter in ganz Rumelien, Makedonien und Albanien die Bewegungen der osmanischen Heere aus; auch spielte er Lebensmitteltransporte, die er für des Sultans Truppen besorgte, regelmäßig den Russen in die Hände, sich so die Pforte verpflichtend, dem Petersburger Kabinett dienend und obendrein goldenen Gewinn einsackend.

Aber Rußland, das der Einflußerweiterung im Orient halber noch den Wiener Kongreß vergebens um ein Mandat zum Schutz der orthodoxen Christen in der Türkei angegangen hatte, stand im Zeichen der heiligen Allianz zum Balkan anders als vorher. Wollte es in den Fußtapfen einer Politik fortschreiten, die eines Tages das orthodoxe Kreuz auf die Kuppel der Agia Sofia zu pflanzen gedachte, so mußte es jeden Axthieb der aufständischen Raja gegen die Wurzeln der Sultansmacht begrüßen und zum mindesten heimlich die Rebellen fördern und aufmuntern. Wollte es aber im Bund mit Oesterreich und Preußen nach einem Wort Alexanders I. „Europas Schutzwehr gegen die Revolution“ bilden, so mußte es auf die in Wirkung und Ziel revolutionären Ausdehnungspläne im nahen Osten verzichten. In diesem

Zwiespalt taumelte die russische Balkanpolitik, ob sie gleich im Verhältnis zur Türkei alle Stufen vom Krieg bis zum Bündnis durchlief, unsicher hin und her. Bei der griechischen Erhebung vernahm der Zar mit dem einen Ohr die Einflüsterungen seines vertrauten Ratgebers Kapodistrias, daß jetzt der Augenblick da sei, aus Griechenland, Moldau-Walachei und Serbien unabhängige Fürstentümer unter deutschen Prinzen, also russische Schutzstaaten, zu machen, und hörte von der anderen Seite Metternichs Warnung, daß der Balkan von derselben revolutionären Krankheit ergriffen sei wie Neapel, Piemont und Spanien, und daß Rußland als Schirmherr der Legitimität in Europa zum Sultan stehen müsse. Da Alexander I. durch Vermittlung zwischen Griechen und Türken die überlieferte Orientpolitik mit der neuen Legitimitätspolitik zu verkoppeln suchte, scheute er doch auf der Petersburger Mächtekonferenz von 1824 vor dem schlaun Vorschlag des österreichischen Staatskanzlers, einen ganz selbständigen griechischen Staat zu schaffen, wie der Teufel vor dem Weihwasser zurück, denn lieber sollte jede Raja Raja bleiben, als durch volle Unabhängigkeit dem Einfluß Petersburgs zu entgleiten.

Auch als sich Nikolaus I., durch die Schwenkung in der Griechenpolitik Englands unter Canning geängstigt, von der britischen und französischen Tatenlust in östlichen Dingen anstecken ließ, 1826 die Pforte zum Vertrag von Akkerman zwang und zwei Jahre später die Waffen gegen sie ergriff, hinderte die neue Legitimitätspolitik die überlieferte Orientpolitik an ihrer rechten Entfaltung. Feierlich entschlug sich bei Kriegsbeginn der Zar jeder revolutionären Aufstachelung der Raja, und

vergeblich legte ihm nach Niederwerfung der Türkei Kapodistrias die Bildung von fünf Balkankönigreichen Dakien, Makedonien, Epirus, Hellas und Serbien mit Bulgarien und Bosnien nahe. Ohne des Schicksals der Rajavölker auch nur mit einem Brauenheben zu gedenken, beschloß das Petersburger Kabinett, daß die Teilung der Türkei den wahren Interessen Rußlands nicht entspreche, und mit dem Friedensschluß von Adrianopel im September 1829 begann Rußland seine Schutzherrschaft über das Osmanenreich, die vier Jahre später durch den Bündnisvertrag von Hunkiar Iskelessi noch fester gegründet wurde; die Welt riß Mund und Nase auf, als russische Bajonette am Bosphorus landeten, um den durch die ägyptische Rebellion wankenden Thron des Sultans zu stützen. Wenn je ein Keil in die heilige Allianz einzudringen drohte, steigerten die Pariser Julitage in Wien und Petersburg den Angsttrieb, vor dem Gespenst der Revolution unter dieselbe Bettdecke zu kriechen, wieder zum Höhepunkt. Da sich Metternich in dem heillosen Zeitalter der Demagogenränke, des Hambacher Festes und des Frankfurter Wachensturms wie nur je auf den russischen Knotenstock lehnen mußte, und dem Zaren das Frankreich der Julirevolution und das England der Reformbill Entsetzen einflößte, unterschrieben 1833 Franz I. und Nikolaus I., „*animés de cet esprit de conservation, qui préside à leur politique commune*“, in Münchengrätz einen Pakt zur Erhaltung des osmanischen Reichs unter der herrschenden Dynastie; ein Geheimzusatz sah ein gemeinsames Vorgehen bei einem dennoch eintretenden Umsturz vor. Träumte für diesen Fall Petersburg auch von einer Wiederherstellung des

byzantinischen Reichs und dachte Wien an die Errichtung sozusagen unabhängiger Kleinstaaten Serbien, Bosnien, Bulgarien, Albanien und Walachei, so band zunächst die Furcht vor revolutionären Erschütterungen und die Sorge um Wahrung des Bestehenden den beiden Mächten, die als Nachbarn der Türkei die nächsten Anwärter auf ihre europäischen Teile schienen, die Hände; in Münchengrätz tauschten Kaiser und Zar als Morgengabe den Verzicht auf die Balkanpolitik des zweiten Josef und die Orientpläne der zweiten Katharina aus.

In häufigen Mahnungen zur Ruhe offenbarte sich den Serben der neue Kurs in Petersburg; nach dem Kongreß zu Verona schärfte Geheiß des Zaren mit besonderem Nachdruck Miloš ein, er habe alles zu tun, um „die Pforte von der wahrhaften Unterwürfigkeit des serbischen Volks zu überzeugen“, und während des Krieges von 1828 und 1829 verdoppelten sich die Weisungen, unbedingt Ruhe zu halten. In allen Wandlungen aber blieb die serbische Frage für die russische Diplomatie ein wertvolles Mittel zum Zweck, ein Knüttel, den sie nach Bedarf der Pforte in die Räder stecken, nach Belieben wieder bei Seite legen konnte; besonders war der Artikel VIII des Bukarester Vertrags geeignet, das russische Einmischungsrecht in die Angelegenheiten der Balkanvölker immer wieder aufzufrischen. An der wahren Förderung des „stammes- und glaubensgleichen serbischen Volks“, dem häufig Brosamen des Wohlwollens vom Tisch der zarischen Macht zufielen, lag dem für Balkandinge zuständigen Asiatischen Departement im Petersburger Ministerium nur insoweit, als es russischen Plänen dienlich war. Was dem Obrenović das Ziel aller

Sehnsucht hieß, die erbliche Fürstenwürde, blieb den Sachwaltern der russischen Politik „*un objet secondaire*“; statt Miloš die unumschränkte Macht zu verschaffen, strebte die moskowitische Staatskunst danach, sie durch unabsetzbare Senatoren einzuengen oder lieber noch nach russischem Muster das einheitliche Bauernvolk in Stände: Geistlichkeit, Adel, Handwerker, Kaufleute, Ackerbauern, zu spalten, weil bei einer Teilung gegeneinander auszuspielender Gewalten der Einfluß der Russen besser verbürgt schien; General Diebitsch machte aus seiner Meinung kein Hehl, daß die erbliche Monarchie in Serbien für das Volk ein Gewinn, für die russische Machtstellung ein Verlust sei.

Unkenntnis und Nichtachtung der serbischen Verhältnisse war bei den leitenden russischen Männern weit häufiger als das Gegenteil. Hatte schon während des Wiener Kongresses der Staatsrat Nedoba den um Hilfgelder für den Aufstand bittenden Prota Nenadović angeschnarrt, daß in Serbien kein Mensch vertrauenswürdig, daß alle Spitzbuben seien, so pflegten später gern die zarischen Gesandten in Konstantinopel den Serben ihre Undankbarkeit vorzuhalten; Ribeaupierre schlug oft gegen die anspruchsvollen „Herren Serben“ einen höhnischen Ton an; was er für sie nach bestem Wissen und nach dem Wunsch des Kaisers erwirke, setzte er einem Abgeordneten Milošs auseinander, hätten sie mit Dank anzunehmen und nicht zu vergessen, daß sie Untertanen der Pforte seien, und als der Angefahrene einen seiner Gefährten ins Zimmer rufen wollte, tobte der Russe, er wolle weder ihn anhören „noch Marković noch Lazar noch weiß der Teufel, wie ihr heißt!“

Der Hinweis aus serbischem Munde, daß Belgien und Griechenland durch einen Aufstand etwas erreicht hätten, brachte Ribeaupierre vollends in Harnisch, weil der Geist der Revolution in die Serben gefahren sei, und es Revolutionäre und Gesinnungsgenossen der Franzosen unter ihnen geben müsse; sein Nachfolger Butenjev stellte mit schmerzbewegter Stimme fest, daß die serbischen Führer vom revolutionären Geist erfüllt seien wie die Polen, als Davidović die Ungeduld seines Volkes wegen der unerfüllten russischen Versprechungen zu erwähnen wagte. Daß 1829 Diebitsch mit seinem Vorschlag einer Aufteilung der europäischen Türkei, bei der Serbien entweder mit Bosnien, Albanien und Thessalien unmittelbar an Oesterreich fallen oder mit Albanien und Thessalien einen österreichischen Schutzstaat bilden, auf jeden Fall aber den Habsburgern hingeworfen werden sollte, beim Zaren nicht durchdrang, hatte denn mit Wohlwollen für die Serben nichts zu tun. Wie sich der Staatskanzler Graf Nesselrode über die Fernhaltung Milošs vom Türkenkrieg freute, weil er so weniger Ansprüche habe, so arbeitete das russische Ministerium, als die Regelung der serbischen Dinge endlich in Fluß kam, mit Eifer dagegen, daß die Serben mit dem Recht der Bischofswahl die Unabhängigkeit vom Patriarchat erlangten; in der Frage der Aussiedlung der Türken aus dem Paschaluk Belgrad drohte Rußland 1833 mit dem Verlust der kaiserlichen Gnade, falls die Moslems gewaltsam vertrieben würden, und während Miloš den Osmanen den Aufenthalt nur in der Festung, nicht auch in der Stadt Belgrad erlaubt wissen wollte, da Serbien sonst tot, dem vom Meer abgesperrten Montenegro vergleich-

bar sei und sich die Serben, in die Wälder zurückgeworfen, nicht zu zivilisieren vermöchten, opferte der Zar ungerührt durch seine Entscheidung zugunsten der Türken ein unzweifelhaftes Recht der Serben dem Sultan, dessen Freund und Beschützer er neuerdings war.

Nicht sehr fälschlich vermutete man in Oesterreich 1829, „daß Obrenović einige Besorgnis hegt, im Falle eines glücklichen Ausgangs des Krieges gegen die Pforte unter russische Herrschaft zu kommen“. Davon durchdrungen, daß das von Serbien Verlangte ihm im Bukarester Vertrag versprochen sei und außerdem den Preis für seine Bundesgenossenschaft darstelle, plagte sich Miloš in einem Brief an den in Konstantinopel unterhandelnden Davidović mit Zweifeln, „ob wir nicht der Mittelpunkt der Reibungen Rußlands mit der Pforte werden und dabei, wie es den Walachen ging, leiden und verfallen“, und ließ die Möglichkeit offen, daß solches in der Absicht „unserer Schützerin“ liegen könne. An der Politik Nesselrodes bekannte er so viel Ueberdruß zu haben, daß er ihm weder schreiben wolle noch könne; seinen Delegierten bei der Pforte teilte er 1832 verbissen mit, die Serben, sich selbst überlassen, würden zu tun suchen, was sie vermöchten; ende es nicht gut, so „solle die Welt sehen, wie Völker zu Grunde gehen, mit deren Schicksal sich Rußland befaßt!“; vor der Skupština des gleichen Jahres schob er für die Tränen und Seufzer der in den abzutretenden Gebieten Leidenden die Schuld auch Rußland zu, das sie seiner Politik opfere, und gallig klang später sein Hohn über die russischen „Maulwürfe“ in Stambul, die sich dem Sultan auf Kosten der Serben gefällig zeigten wollten.

War die russische Diplomatie auch noch so wenig geneigt, den Serben die volle Unabhängigkeit zu erwirken, da sie auf die Hilfe des Zarismus angewiesen bleiben sollten, so mußte sie doch etwas für sie heraus schlagen, schon damit sie sich nicht etwa über Petersburg hinweg mit den Türken verständigten. Der Vertrag von Akkerman brachte den Russen noch mehr als den Serben, da er jenen die Schutzherrschaft über Serbien sowie über die Moldau und Walachei bestätigte, diese mit dem billigen Versprechen einer Ausführung des Bukarester Vertrags binnen achtzehn Monaten abspießte. Aber der Artikel VI des Friedens von Adrianopel verpflichtete, was die Selbstverwaltung Serbiens, die Wahl des Landesoberhauptes, die Vereinigung der verschiedenen Steuern wie die Freiheit des Glaubens und des Handels anging, zur unverzüglichen Erfüllung der in Akkerman unterschriebenen Verheißungen und wurde durch einen *Hatti-Scherif* des Großherrn feierlich bekräftigt, der im Januar 1830 vor der Kragujevacer Skupština zur Verlesung kam. Als, ein Unerhörtes unter der Türkenherrschaft, am 16. Februar 1830 zum ersten Mal die Glocken von der Belgrader Mitropolitankirche froh ins Land schallten, läuteten sie eine neue Zeit ein; nicht umsonst stand beim Anhören des Ferman den Osmanen trotz der Winterkälte der Schweiß auf der Stirn, den Serben die Freudenträne im Auge. Vollends hatte der Vormacht des Halbmonds das Stündlein geschlagen, als am 30. November des Jahres unter großem Festgepränge, bei dem das erste serbische Militär in

europäischer Uniform aufzog, ein zweiter *Hatti-Scherif* nicht nur die Selbstverwaltung des Fürstentums Serbien unter türkischer Oberhoheit, sondern auch die Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenović kundtat.

Zwar bedurfte es noch zweier Jahre zähen Drängens und steten Zerrens, bis alles ins Lot kam und die Türken das flache Land und die Städte räumten, um sich in die paar Festungen zurückzuziehen, zwar schien des Markts und Feilschens um die Höhe der Ablösung für die überkommenen Abgaben kein Ende, zwar mußte Miloš sich durch einen Gewaltstreich in den Besitz der zugesicherten Gebietsteile außerhalb des Paschaluks Belgrad setzen, aber 1833 waren die Umriss des neuen Serbien aus dem Rohesten herausgehauen. Noch drückte der Obrenović bei seinem ersten Besuch in Konstantinopel im selben Jahr den Vasallenkuß auf den Schuh des Sultans, doch erblicher Fürst, der er jetzt war, durfte er das Verhältnis der Serben zur Türkei mit dem der Magyaren zu Oesterreich und dem der Polen zu Rußland vergleichen. Noch hatte das Land einen jährlichen Tribut von zweieindrittel Millionen Piaster an die Pforte zu zahlen, aber da Miloš in einer Kundgebung des Januar 1830, den Ereignissen nur wenig voran, betonte, daß künftig nicht mehr Veziere und Türken kommen würden, „unser Blut zu trinken und sich vom Schweiß der Armen zu mästen und ungerecht zu bereichern“, da er ausrief: „Das Land wird alles unser sein und jeder von seinem Eigen wissen, daß es wirklich sein ist und niemand es ihm nehmen kann“, sprach die gewaltige soziale Grundtatsache dieser Befreiung aus seinen Worten. Indem gegen eine Jahresabfindung von neun-

hunderttausend Piastern *Timars* und *Zijamets* verschwanden und die Spahis grollend das Land hinter sich ließen, vollzog sich eine weltgeschichtliche Expropriation der Expropriateurs. Der Bauer, eben noch ein Stück Sachwert des Grundherrn, ward freier Besitzer der Scholle, Zehentpflicht und Frondienst hatten sich über Nacht verflüchtigt, und keine Gewalt stand mehr zwischen dem Landmann und der Erde, durch die er seinen Pflug schob. Eine breite Lichtung war in den Urwald von Feudalismus gebrochen, der den ganzen Osten des Erdteils bis weit in sein Herz überwucherte.

7.

Aber Miloš, der „Gründer und Vater Serbiens“, hatte die unbeschränkte Macht der osmanischen Herren nur zurückgedrängt, um seine eigene unbeschränkte Macht zu errichten. Seine Regierungskunst war den Vezieren und Paschas abgelauscht, und in einem halb asiatischen Despotismus gefiel er sich wohl: er der gebietende Herr, alle andern stumme, kuschende Sklaven. Das Volk, in dessen Namen er gern vor den Türken auftrat, nannte er gutgelaunt ein Kind und sich seinen Vater, im Zorn schalt er es eine „undankbare Hündin“ und ein „Vieh ohne Schweif“, aber der vom Staat im Sinne des Abendlandes nichts wußte, dachte weder im Guten noch im Bösen je daran, daß die Masse Rechte haben oder heischen könne. Die Skupštinen, deren Zustimmung seinem Wort bei der Pforte Gewicht zu geben hatte, waren, ohne politische Obliegenheiten und Vollmachten, auch dann keine Volksvertretungen, als sie nicht mehr wie bis 1830 von seinen Bütteln zusammengetrommelt,

sondern von den Gemeinden nach Vereinbarung zusammengesetzt wurden. Auch der 1815 eingerichtete Oberste Verwaltungs- und Gerichtshof, *Veliki Sud Narodni*, sank sehr bald zu einer reinen Kanzlei Milošs herab, und der 1826 geschaffene Serbische Senat, *Sovet Serbski*, schief ein, ehe er seine Aufgabe, sich mit Angelegenheiten der inneren und äußeren Politik zu befassen, nur beginnen konnte. Ihr lang geübtes Geschick im Teilen und Herrschen auch an den Serben zu erproben, suchten die Türken zwar die Entwicklung der Kreisvorsteher und Aeltesten zu einer Oligarchie zu begünstigen, aber, mißtrauisch und wohl auf der Hut, erstickte Miloš alle diese Versuche im Keime, indem er die wichtigsten Posten mit seinen Brüdern, Verwandten und Günstlingen besetzte, die gefährlichsten Ehrgeizigen aus dem Wege räumte und die andern mit eiserner Faust niederhielt; Inhaber öffentlicher Aemter behandelte er wie seine Knechte, die ihm auf Geheiß sogar den Staub von den Schuhen wischen mußten. Wer denn etwas auf sich gab, drängte sich nicht zum Dienst des Fürsten, sondern wandte sich lieber dem Handel zu, und sehr zweifelhaftes Volk, Kirchendiebe, Brandstifter und frühere Sträflinge, gehörten zu den Biedermännern, die auf, sicher durch Miloš Einfluß übten, aber zu Unrecht klagte er, daß nur Landstreicher und Schiffbrüchige zu ihm kämen, denn für ehrliebende und rückensteife Männer war an seinem Hoflager in Kragujevac keine Stätte. In Ungnade fiel, wer statt bedingungslosen Gehorsams eine selbständige Meinung zeigte, und unbequeme Mahner wurden wie der Archimandrit Radojičić durch Meuchelmord zum Schweigen gebracht.

Denn ungehemmt durch eine Rechtsordnung oder einen Rechtsbegriff frönte Miloš frechster Willkür. Er war nicht nur so sehr Gebieter des Schicksals, daß von den Widersachern seiner Selbstherrschaft viele zu gelegener Zeit „von den Türken niedergemetzelt“ wurden, auf der Reise „unter Räuberhand fielen“ oder „vom Pferde stürzend das Genick brachen“ wie Sima Marković und Dragić Gorunović, Marko Abdulić und Nikola Nikolajević, Andrija Jokić und Mladen Milovanović, sondern auch seinen armen Schreiber Aleksa Popovski ließ er kaltblütig abschlachten, weil des Fürsten Tochter Sava ein Auge auf ihn geworfen hatte. Bei schlechter Stimmung des Herrn war niemand, nicht der Priester, nicht der Kreisvorsteher und nicht der Sekretär des Obersten Gerichts sicher davor, zur Bastonade über die Bank gespannt zu werden, und einer seiner Gläubiger aus Neusatz, der sich unterstand, wegen Beitreibung seiner Schuld nach Kragujevac zu kommen, wurde mit achtzig Stockschlägen reichlich ausgezahlt. Daneben fällt, auf keinerlei geschriebenes Recht gestützt, eine grausame Strafgerichtsbarkeit durch Milošs und seiner Satrapen Mund vom Fleck weg ihre Urteile. Gründete deren Härte zu einem Teil der Notwendigkeit, das Hajdukentum auszuräuchern, das, eine Landplage, ganze Dörfer entvölkerte, so wurden auch andere wirkliche oder vermeintliche Uebeltäter oft krumm und lahm geprügelt, das Spießbrutenlaufen war im Schwang, die Folter hatte Geständnisse zu erpressen oder als Strafe zu wirken, Verbrechen gegen die Majestät seiner Person ahndete der Obrenović zuweilen durch Händeabhacken und Zungeausschneiden, und Todesurteile unterschrieb er

mit der Weisung, daß der Hinzurichtende „unter Martern sterben“ solle.

Wenn über seine Lieblinge das Wort ging, daß viele Serbien so betrachteten „wie die Schweine den Wald, in dem sie Edelmast finden“, so schaltete und waltete Miloš selbst mit dem Lande gutgläubig wie mit einem Bauerngut, das ihm zugefallen war und möglichst viel abzuwerfen hatte. Schon dank seiner guten Beziehungen zu den türkischen Herrschern des Paschaluks wußte er als Pächter von Staatsdomänen und Staatsabgaben auf Kosten des Volkes seinen Beutel zu füllen; außer ihm hatte kein Christ *Spahiluks* inne, und die Kopfsteuer pachtete er 1826 von der Pforte um zweihundertfünfundvierzigtausend Piaster, um nahezu das Doppelte herauszuschlagen. Von allem den Ertrag steckte er in Handelsgeschäfte und hatte es leicht, sich zum ersten Kaufmann des Landes aufzuschwingen. Sich durch Gewaltmaßregeln billiges Vieh und wohlfeiles Futter verschaffend, durch willkürliche Festsetzung ihrer Verkaufspreise den Wettbewerb der andern Händler lähmend, suchte er den wichtigen Handel mit Schweinen, von denen zweihundertfünfundzwanzigtausend Stück jährlich nach Oesterreich gingen, ganz in seine Hand zu bringen. Während die türkischen Spahis ihre Eichenwälder den serbischen Bauern zur Schweinemast öffneten, behielt er die Forsten seiner Domänen dem eigenen Borstenvieh vor und nutzte obendrein für seine Geschäfte das Volk wie eine Schar Leibeigener aus; der Serbe mußte für ihn Bauholz fällen, Scheuern errichten, Vieh übernehmen, Schiffe aus der Donau in die Save ziehen, und aus Valjevo hatten geduldige Untertanen mit Pferden nach Kragujevac zu

kommen, um sein Getreide auszutreten. In einem Lande, in dem bares Geld knapp war und der übliche Tagelohn zu Belgrad drei Piaster betrug, stapelte Miloš so binnen kurzem zehn Millionen gemünzten Goldes und Silbers auf.

Unter solchem Druck stöhnte der arme Bauer, daß, was früher tausend Türken zugefallen sei, jetzt der Fürst und zwei, drei seiner Verwandten an sich saugten: „Sie haben alles für sich genommen und den andern nichts gelassen“; die ab und zu aufflackernden Unruhen verglichen türkische Würdenträger als Aufstände fürs Brot mit der Bewegung gegen die Dahijen. Aber solange Miloš durch zähes Markten um die Vorrechte seiner Familie das Serbenvolk, ohne es ernstlich zu wollen und klar zu wissen, auf der Bahn zur freien Selbstbestimmung vorantrieb, ging es zur Not noch an. Nachdem jedoch Serbien von einem geknechteten türkischen Paschaluk zu einer sich selber verwaltenden Provinz erhoben und die fronende und zinsende Raja in eine freie Grundbesitzerschicht verwandelt war, hatte der Obrenović seinen geschichtlichen Beruf vollendet. Den neuen Aufgaben, der Schaffung einer eigenen Rechtsordnung, der gesetzlichen Untermauerung des 1833 Errungenen und der staatlichen Sicherung des Eigentums, zeigte er sich um so weniger gewachsen, als er während der Entstehung des freibäuerlichen Besitzes selbst unter den Stärkeren vorneweg gewesen war, die dem Schwächeren den fruchtbarsten Grund nahmen. So warf ihn die Entwicklung wie eine ausgekernte Hülse beiseite. Aber wenn auch der Unwille der Bauernmassen den Widerstand gegen seine überalterte Tyrannei trug, so ging er doch nicht vom Volke, sondern von den Führern aus;

der Mileta Radojković, der, 1835 mit bewaffneten Haufen gen Kragujevac ziehend, dem Fürsten die Einwilligung zu einer Verfassung abpreßte, war Vorsteher dreier Kreise, und auch die Avram Petronijević und Toma Vučić, Djordje Protić und Stojan Simić, leitende Köpfe in den Wirren der folgenden Jahre, gehörten zu dem, was höhere Beamtschaft heißen konnte.

8.

Doch solange fremde Raubvögel über ihnen schwebten, vermochten die Serben ihr Nest nicht nach eigenem Gutdünken zu bauen. Die Verfassung von 1835, die, von Davidović ausgearbeitet, die oberste gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt auf den Senat oder *Savet* übertrug und eine vom Volk gewählte hundertköpfige Skupština mit dem Steuerbewilligungsrecht ausstattete, entsetzte nicht nur die Türkei, sondern erschreckte auch wegen ihres französisch-konstitutionellen Beigeschmacks die Garanten der europäischen Windstille Oesterreich und Rußland; auf ihren Einspruch mußte sie zu Milošs heimlicher Lust sofort eingescharrt werden. Da jedoch die zarische Diplomatie, die zwar keine Konstitution wollte, aber ein „Regulament“ brauchte, drängte, daß der im *Hatti-Scherif* von 1830 vorgesehene *Savet* aus unabsetzbaren Senatoren endlich erstehende, wurde ein Stück des großen Weltgegensatzes zwischen Petersburg und London auf dem Rücken Serbiens ausgetragen. Denn England, das, um die Sicherung seiner Etappenstraße nach der wichtigsten Kronkolonie Indien bedacht, Rußlands Gelüst nach Konstantinopel überall die Spitze zu bieten suchte, kam zu der Ueber-

zeugung, daß, wie der britische Konsul in Belgrad, Hodges, an Palmerston schrieb, auf der Erhaltung der serbischen Unabhängigkeit die Bewahrung aller Provinzen der europäischen Türkei vor „*Russian domination and control*“ beruhe, und bot dem Fürsten seine Hilfe an, falls er nur ein getreuer Vasall des Sultans bleibe. Miloš, der Gift und Galle gegen die erhabene moskowitzische Schützerin spuckte und Rußland ohne Umschweife seinen Feind nannte, nahm gern an, und linker Hand, rechter Hand schien alles vertauscht, da in Konstantinopel der Gesandte des liberalen Britenreichs für Wahrung, der Botschafter des despotischen Rußland für Einschränkung der fürstlichen Selbstherrschaft in Serbien eintrat. Aber die Russen saßen am längeren Arm des Hebels. Die „türkische Verfassung“, die den Serben 1838 aufgezwungen und durch das Senatsverfassungsgesetz des folgenden Jahres ergänzt wurde, stellte, ohne eine Volksskupština nur zu erwähnen, die Unabsetzbarkeit der Senatoren unter die Bürgschaft der Pforte und stützte so der Allmacht des Fürsten empfindlich die Flügel.

Als Miloš, weder fähig noch willig, seine Launen durch ein beschriebenes Blatt Papier einengen zu lassen, 1839 abdankte, folgte ihm nach dem raschen Tod des ersten Sohnes Milan sein zweiter Sproß Mihailo. Aber da nach der Ermordung Karadjordjes große innere Zwistigkeiten stets die dynastische Frage aufs Tapet bringen mußten, schien auch jetzt durch den ganzen Klüngel der Obrenović der neuen Ordnung so viel Gefahr zu drohen, daß die „Verfassungsschützer“, die „*Ustavo-*

branitelji“ ihre Hand von der Dynastie abzogen und nach der Vertreibung des Fürsten im September 1842 den Sohn Karadjordjes, Aleksandar, gegen manche Widerstände der russischen Schutzmacht, durch Skupstina-beschluß auf den Thron hoben. War der junge Herrscher auch selbst lässig und den Staatsgeschäften wenig zugehtan, so kam mit ihm doch ein neuer Geist in die Regierung und Verwaltung und ein neues Geschlecht ans Ruder, das, in der Luft werdender Freiheit aufgewachsen, Milošs halbasiatischen Despotismus nicht mehr beschönigend mit dem ganz asiatischen Despotismus der Türken vergleichen konnte. Allerdings waren auch die *Ustavobranitelji* weit davon entfernt, dem Volk eine Mitbestimmung an den Geschicken des Staates zu gestatten. Für den Aufstand von 1815 konnte einer der vermögenden Leute Serbiens zwölftausend Golddukaten spenden, schon seit 1816 nistete sich in den Städten und Marktflecken, Mittelpunkten des Handels und der Krämerei, ein gewisser Wohlstand ein, Belgrad zählte gegen nur sechzig Christen im Jahre 1815 über zweitausendfünfhundert *Haradž-Zahler* im Jahre 1823 und fast viertausenddreihundert im Jahre 1827, die österreichische Post nach Konstantinopel, die seit 1828 ihren Weg mitten durch Serbien nahm, und die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, deren Schiffe seit 1834 am serbischen Ufer entlang fuhren, verknüpften das Land etwas mehr mit dem Westen, auch wirkten die in Oesterreich und anderwärts herumkommenden Schweinehändler als Vermittler europäischer Gesittung und ersetzten als erste den Fes durch den abendländischen Filzhut, aber bei allem war das städtische Bürgertum noch sehr licht und locker. Die Bauernmasse

hingegen war zufrieden, daß die Aussaugung durch Miloš und die Seinen ein Ende hatte; ein politisch Lied von 1843 frohlockte,

daß der Serbe nicht zur Fron getrieben,
daß sein Acker ihm nicht mehr genommen
wird, sein Weinberg nicht und seine Wiese,
noch Obstgärten oder Wassermühlen,
daß jedweder seines Fleißes Früchte
erntet und dem freien Handel obliegt.

Da nach dem Wort eines der *Ustavobranitelji* die Behörde der Vormund, das Volk das Mündel war, zielten die neuen Herren danach, die soziale Lage des Mündels, des Bauern, zu sichern, und die Stellung des Vormundes, der Beamten, zu heben; sie wurden in nicht weniger als dreißig Rangklassen eingeteilt, mit goldenen Tressen beklebt und mit klingenden Titeln wie Wohlgeboren, Hochwohlgeboren und Hochgeboren behängt. Durch den Mangel an genügend vorgebildeten Anwärtern im Lande kamen viele Stammesgenossen aus dem Habsburgerreich zu Einfluß und Würden und verpflanzten die ganze schroffe Beamtenallmacht des österreichischen Vormärz nach Serbien. Aber obwohl die Kanzlei unumschränkt herrschte, und der Despotismus des Fürsten durch den Despotismus seiner oft wenig fähigen Amtsschreiberkaste abgelöst war, umschloß dieses Regime die Anfänge einer wirklichen Staatsverwaltung. Da durch die Verfassung von 1838 eine Gerichtsordnung Friedensrichter, Stadtgerichte und einen Appellhof schuf, da das Kreisgerichtsgesetz von 1840, durch Zusätze der folgenden Jahre ergänzt, die Grundrisse einer Straf- und Zivilprozeßordnung enthielt, da das bürgerliche Gesetzbuch von 1844, dem österreichischen Recht nachgebildet, auf den Code

Civil zurückging, ersetzten trotz aller augenfälligen Lücken auch in der Rechtsprechung ordentliche Gerichte, die auf Grund geschriebener Paragraphen entschieden, die einstige Willkür Milošs, und der Gedanke der Gesetzlichkeit drang in das öffentliche Leben ein.

9.

Auch einige wichtige Glieder der Kette, die das Serbentum geistig fesselte, fielen in dieser Zeit. Bei Beginn von Milošs Tätigkeit saß auf dem Bischofsstuhl in Belgrad und Užice ein Fanariot, der dem ökumenischen Patriarchat jährliche Abgaben zahlte und sich dafür durch Verschacherung der Pfarrstellen schadlos hielt. Wenn die serbischen Popen keineswegs Muster sittlichen Lebenswandels waren und namentlich unter den Mönchen Gestalten wie vom Galgen geschnitten herumwimmelten, so übten die meist nur griechisch redenden Bischöfe mit Krummschließen und Prügeln der besonderen Sünder eine grausame Strafgewalt über sie aus. Obwohl der Obrenović fromm bis zur Frömmerei war und seine Untertanen am liebsten mit dem Stock in den Gottesdienst getrieben hätte, trachtete er eifrig danach, die kirchliche Oberhoheit des Fanars abzuschütteln, und seine zähe Beharrlichkeit trug Früchte. Nachdem die letzten fanariotischen Bischöfe 1830 und 1831 den Platz geräumt hatten, legte 1832 das Konkordat zwischen dem Patriarchen und dem Fürsten die Besetzung der hohen Kirchenwürden völlig in die Hände des serbischen Volkes. Konnte der Belgrader Erzbischof, der sich Mitropolit von ganz Serbien nannte, nur mit Zustimmung des Patriarchats sein Amt verlieren, so bestand doch die

Grundlage für eine unabhängige serbische Nationalkirche, die sich, ohne Anspruch auf ein Eigenleben neben dem Staate, ähnlich wie die protestantische Staatskirche in deutschen Landen den weltlichen Gewalten unterordnete.

Hatten schon die meisten geistlichen Herren von der schweren Fertigkeit des Lesens und Schreibens nur einen schüchternen Begriff, so lag über der Volksmasse das Dunkel tiefster Unbildung, und selbst von den siebzehn Gerichtspräsidenten des Jahres 1844 waren drei Analphabeten, zehn vermochten gerade ihre Unterschrift zu geben, drei verfügten über etwas mehr als Volksschulbildung und nur einer war wirklich im Rechtsfach beschlagen. Zwar harrten die ungarischen Serben um Miloš von Anfang an unwillig, daß er den Museen Altäre errichte, und Davidovičs Eifer legte ihm die Gründung von Schulen für beide Geschlechter nahe, um „die ersten Mittel der Volksbildung zu schaffen und die Serben von den türkischen Gebräuchen zu befreien und europäischen Sitten anzunähern“. Aber für solche Ratschläge war der Fürst mindestens auf einem Ohre taub. Selbst nicht imstande, auch nur seinen Namenszug hinzumalen und bei Berichten und Zeitungen auf Vorleser angewiesen, nährte er in seinem Busen das mürrische Mißtrauen des echten Bauern gegen alle Gelehrsamkeit. Daß der Aufwührer Milivoje Popovič Djak ein Schriftkundiger gewesen war, vertiefte seine Abneigung gegen die gefährlichen Kenner der Buchstabenzeichen, und als sich Vuk 1820 erbot, ihm Lesen und Schreiben beizubringen, wußten die um Miloš ihn zu überzeugen, daß es ihm selbst wie dem Volke dienlicher sei, wenn er die Finger von dieser Teufelskunst lasse. Gleichwohl bequeme er sich dazu,

1832 in Kragujevac unter Leitung des Preußen Adolf Bermann eine Staatsdruckerei einzurichten, auf deren Pressen in sieben Jahren rund neunzig Bücher abgezogen wurden, und während es bis 1827 Schulen so gut wie überhaupt nicht gab, kam es seit der Mitte der dreißiger Jahre zur Eröffnung von Staatsschulen neben den Gemeinde- und Privatschulen, deren Belgrad auch eine deutsche aufwies. Belgrad erhielt ein sechsklassiges Gymnasium, Čačak, Šabac und Kragujevac Untergymnasien, deren Lehrkräfte durchweg „Prečani“ waren, während auch an den Volksschulen 1836 von neunundsechzig Lehrern sechsvierzig aus dem Habsburgerreich und nur dreiundzwanzig aus dem Fürstentum stammten. Unter dem Regime der *Ustavobranitelji* vermehrten sich zwischen 1839 und 1845 die Volksschulen von 84 auf 213, die Schüler von 2916 auf 6261, und die Schulgesetze des Jahres 1844 stellten das gesamte Unterrichtswesen auf eine gesunde Grundlage.

10.

Aber ob auch Belgrad 1841 eine Gesellschaft der Wissenschaften bekam und seit 1844 eine philosophische und juristische Fakultät beherbergte, der Schwerpunkt serbischer Geistesentwicklung lag nach wie vor bei den wirtschaftlich, darum kulturell höher stehenden Volksgenossen des österreichischen Kaiserstaates. In Wien hatte Dimitrije Davidović seit 1813 die „*Novine Serbske*“ herausgegeben, die sich, zwar in reiner Volkssprache verfaßt, dem Inhalt nach von den kurzlebigen Blättern der neunziger Jahre wenig unterschieden und, von einer argwöhnischen Zensur eingengt, über die serbischen Dinge

jenseits von Save und Donau kaum berichten durften. Auch die Hoffnung der Herausgeber, bei drei Millionen Serben in Oesterreich eine Auflage von tausend Stück zu erreichen, erfüllte sich nicht; am meisten Blätter bezog Pest, nämlich vierzehn, Pančevo erhielt nur zehn, in der Wolle gefärbte Serbenstädte wie Kikinda und Sombor nur je eins, ins ganze Fürstentum gelangten fünf Exemplare, nach Montenegro ein einziges für den *Vladika* selbst; am Ende sank die Zahl der Bezieher auf 147, und 1822 erstickte die Zeitung an der Teilnahmslosigkeit derer, für die sie geschrieben war. Ein Jahr, nachdem Davidović 1834 von Miloš die Erlaubnis herausgequetscht hatte, in Kragujevac das Amtsblatt „*Novine Serbske*“ herauszugeben, das zu bestellen alle Beamten durch Ukas verpflichtet wurden, gründete Teodor Pavlović in Pest, dem bewegtesten Tummelplatz serbischen Lebens und Strebens, den „*Serbskij Narodnij List*“ und legte nach seinem schnellen Eingehen 1838 für eine längere Spanne die „*Serbske Narodne Novine*“ auf. Dem Bildungstrieb der bürgerlichen Schicht des ungarischen Serbentums verdankte auch Novi Sad 1816 das serbische Gymnasium und 1831 eine kyrillische Druckerei, Vršac 1820 ein orthodoxes Priesterseminar, und wiederum in Pest erstand 1826 die *Matica Srpska*, die Bienenkönigin, den geistigen Honig aus dem gesamten Serbentum zu sammeln. Was denn den Musen diene, stammte fast alles aus diesen Gegenden, Lukijan Mušicki, der erste pseudo-klassizistische Kunstpoet der Serben, Milan Vidaković, der Schöpfer des serbischen Romans, als „serbischer Walter Scott“ gepriesen, Jovan Sterija Popović, Romantiker in seinen Erzählungen, Realist in seinen Bühnen-

stücken, und Sima Milutinović, der 1847 bei seinem Tode als größter serbischer Dichter betrauert wurde, war zwar aus Sarajevo gebürtig, doch schon als kleines Kind in die Donaumonarchie verpflanzt worden.

Da die Revolutionsfurcht Metternichs allen Völkern des Reichs eine Galeerenkugel ans Bein schmiedete, fanden sich auch die geistigen Selbständigkeitsbewegungen der Serben oft gehemmt; die weise Obrigkeit verhinderte 1830 die Gründung einer serbischen Zeitung, unterdrückte 1835 das Jahrbuch der *Matica Srpska*, löste 1831 die „Gesellschaft der Freunde der serbischen Literatur“ in Temešvar auf und strich 1842 für ein Jahr das verfängliche *Narodne* gleich National aus dem Titel von Pavlovičs Zeitung. Aber so viel Schaden der Entfaltung des Serbentums durch die Berührung mit dem habsburgischen Ungeist erwuchs, so viel Nutzen erblühte ihr aus der Berührung mit dem deutschen Geist. Beredt und laut sprach die Poesie Schillers, die Philosophie Hegels auch zu den Serben. Joakim Vujić, der seine Lebensbeschreibung in Pest auf Deutsch herausgab, wandte Stücke von Eckartshausen und Kotzebue ins Serbische, Jovan Hadžić übersetzte Lessings „Nathan“, und in serbischer Uebertragung erschienen nicht nur Wieland und Klopstock, Herder und Bürger, Goethe und Schiller, sondern auch Knigges „Umgang mit Menschen“ und Hufelands „Makrobiotik“. Lukijan Mušicki war in den deutschen Dichtern und Denkern wohl beschlagen, Milan Vidaković bot einen Abklatsch der deutschen Ritterromane, Djordje Maletić atmete nur in der idealistischen Gedankenwelt Schillers, Jovan Stejić war ein Schüler der Schüler Kants, Sima Milutinović, der seine „*Srbianka*“

und anderes in Leipzig drucken ließ, lernte Uhland und Jakob Grimm, vielleicht auch Goethe von Angesicht zu Angesicht kennen, und da Jovan Sterija Popović, dessen „Roman ohne Roman“ sich eng an Rabener anlehnte, auch ganz im Bann deutscher Bildung stand, führte er, als Sektionschef im Unterrichtsministerium das Schulwesen einrichtend, Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Schiller, Goethe und Kleist in die Oberklassen des serbischen Gymnasiums ein.

11.

Aber wenn die „*Serbske Narodne Novine*“ die eindringliche Mahnung ausgaben: „Lesen wir, Brüder, und lesen wir Serbisch!“, so fuhr die Entwicklung der serbischen Literatur immer wieder an dem Mangel einer serbischen Schriftsprache fest. Einige schrieben die „slawoserbische“ Kirchensprache, die weder altslawisch noch russisch noch serbisch war, andere mühten sich unter dem Einfluß Dositejs um eine Annäherung an die Volkssprache, ohne sie recht zu kennen, dritte mengten beides zu einem bösen Gemisch ineinander oder zeigten wie Mušicki eine unangebrachte Duldsamkeit wie für die Kirchen- so für die Volkssprache. Hier Unkraut zu roden und Saatgut auszustreuen, fühlte sich ein junger Serbe, Vuk Stefanović Karadžić, aufgerufen, der 1813 aus seiner den Türken zufallenden Heimat nach Wien kam. Sein Wesen blieb stets von einem frischen Hauch aus dem freien Serbien Karadjordjes durchweht, dem er als Schreiber, Lehrer und Zöllner gedient hatte, und da er dem kühnen Wagemut aus diesen Tagen im Umgang mit den österreichischen Volksgenossen die abendlän-

dische Bildung gesellte, vereinte er aufs glücklichste die Tugenden, die die beiden Flügel des Südslawentums, der östliche, mit der Tat kämpfende, und der westliche, im Geist ringende, einem Aufstrebenden an Morgengaben zu reichen hatten. Ein Stück vorweg genommener südslawischer Einheit war es, daß in der Kaiserstadt dem Serben von einem Slowenen, Vuk von Kopitar der Weg zu der großen Aufgabe seines Lebens gewiesen wurde. Stand aber Kopitar wie die anderen geistigen Erwecker des Slawentums an des Jahrhunderts Beginn tief im Schatten der deutschen Romantik, so sah sich Vuk bald noch unmittelbarer in den deutschen Bildungskreis gezogen; der als Dreißigjähriger 1817 eine Wienerin heimführte, trat Jakob Grimm sehr nahe, der auch von Mušicki als „wackerer, tapferer, ausgezeichnete Serbophile“ gepriesen, ihm ein unschätzbare Mitarbeiter wurde, saß Goethe in Weimar verehrend gegenüber, versah Ranke mit Stoff für seine 1829 erscheinende „Serbische Revolution“ und tat sich verschiedentlich in deutschen Städten wie Leipzig, Halle, Kassel, Göttingen und Berlin um. Dem Fuß, der gewohnt war, auf den Straßen des Abendlandes rüstig auszuschreiten, boten die Pfade der Heimat fast nur spitze Dornen und scharfe Steine; zwei Versuche Vuks, sich 1820 und 1828 bis 1831 in Serbien niederzulassen, scheiterten an allerhand Ränken und Anfeindungen. Deutschland aber reichte dem Doktor der Jenenser Universität, dem korrespondierenden Mitglied der Göttinger Gelehrten-gesellschaft, der thüringisch-sächsischen Gesellschaft für Altertums-kunde wie der Berliner Akademie der Wissenschaften mehr als einen grünen Kranz.

Der Stirn Kopitars, der bei den Slowenen die Mundart des einfachen Mannes zur Geltung zu bringen strebte, entsprangen die Leitgedanken, die Vuk aufgriff und ausführte. Einmal das Slawoserbische so auf die Kirche zu beschränken, wie die westlichen Völker Latein nur mehr im Gottesdienst kannten, und die „reine unverdorbene Sprache des serbischen Volkes“, „die Sprache der Ackerer und Pflüger“ mit allen Weihen der Schriftsprache zu versehen, dann nach der genial einfachen Losung: Schreibe, wie Du sprichst, und lies, wie es geschrieben steht! eine lauttreue Rechtschreibung zu schaffen, endlich die überflüssigen Buchstaben aus dem ABC hinauszwerfen, womit von Dositej bis Mrkalj schon mancher begonnen hatte, und durch neue ausdrucksvolle Lautzeichen zu ersetzen — das waren die drei Grundpfeiler der serbischen Sprach- und Schriftreform.

Da Vuk noch den süßen Wohlklang der Worte in Ohr und Herzen hatte, die von seiner Mutter Lippen geflossen waren, sprudelte in seiner engeren hercegovinischen Heimat der Quell, aus dem er schöpfte, aber unermüdlich sammelte und sichtete er auch in anderen Gegenden sprachliches Volksgut, das Schriftserbisch der Zukunft damit zu bereichern. Seine literarische Tätigkeit leitete er, von Kopitar auf Herders „Stimmen der Völker“ aufmerksam gemacht, 1814 mit dem Druck des ersten Heftes der serbischen Volkslieder ein und trug auf Jakob Grimms Rat später Volksmärchen und -erzählungen zusammen. Im gleichen Jahre faßte seine 1824 von Grimm übersetzte Grammatik „die Sprache jener Serben, die in Dörfern fern den Städten wohnen“, die Bauern-, die Volkssprache in Regeln. 1818 schüttete die erste Aus-

gabe des großen Wörterbuchs, das bestimmt war, „ein Triumph der serbischen Sprache“ zu werden und um das die übrigen slawischen Völker die Serben noch lange beneiden mußten, siebenundzwanzigtausend Wörter aus dem Volksserbischen hin, während die zweite Auflage schon siebenundvierzigtausend brachte, und mit seiner Uebertragung des Neuen Testaments, die in Bruchstücken 1824 zu Leipzig, vollständig 1847 zu Wien herauskam, machte Vuk die entscheidende Probe aufs Exempel. Wohl sah er sich gezwungen, Ausdrücke aus dem Slawoserbischen und Russischen mit einzuschmelzen, da die Volkssprache vor manchen feineren und neueren Begriffen stumm stand, und statt der einst befürworteten südlichen Mundart zwang sich der Dialekt der nordöstlichen Gebiete durch ihr politisches und kulturelles Uebergewicht von selber auf, aber im ganzen wich er um keine Spanne von der am Anfang seines Wirkens gezogenen geraden Linie ab.

Ob auch die habsburgischen Machthaber das zweite Heft der Volkslieder wegen der Heldensänge über Türkenkämpfe verboten und Metternichs Spürhunde mehr als einmal an seiner Tür schnüffelten, der heftigste Widerstand gegen Vuk und seine Reform brach aus den Reihen der eigenen Volksgenossen hervor. Die einen hingen aus Gedankenträgheit am Slawoserbischen, wie es sich seit nunmehr achtzig Jahren vom Vater auf den Sohn vererbt hatte; die anderen betrachteten die Kirchensprache als Unterpand des Glaubens, der gerade auf dem Felde der Schrift neuerdings angegriffen wurde; da 1828 die *Latinica* den Banater Serben mit Gewalt aufgezwungen werden sollte, und 1833 eine Verordnung des k. k. Generalkommandos für Syrmien und die Militärgrenze in gleicher

Richtung vorstieß, sahen viele Orthodoxe in Vuk einen Apostel der römischen Propaganda und bekreuzigten sich vor seinem aus der Lateinschrift übernommenen *Jota*, der „Teufelssichel“. Aber wenn die kirchliche Hierarchie den Reformier als Ketzer verdonnerte und seine Bibelübersetzung mit dem Bannfluch belegte, wenn die „*Svaburija*“, die serbische Beamtschaft in Ungarn, sein Werk verdamnte, und die Zensur im Fürstentum noch vor Gründung der ersten Zeitung die neue Rechtschreibung untersagte, so kämpfte auch eine bevorrechtete Schicht um ihre Stellung gegen die andrängende Volksmasse. In Vuks Wesen, der dem Tyrannen in Kragujevac sonder Scheu unerfreuliche Wahrheiten ins Gesicht warf, schlug durch, was an demokratischen Grundtrieben den Serben durch Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen war; ganz bewußt nahm er in seinen Schriften die „höhere Klasse“ hart mit, die sich dem Volk und seinen Bräuchen entfremdet habe, und feierte die „einfache Klasse“, die Volksnamen, -sprache und -wahrzeichen treulich hütete. Darüber hinaus war die Erhebung der, wie die Gegner höhnten, „Ochsenhirtensprache“ zur Schriftsprache eine demokratische Revolution ähnlich der Wendung, da in Deutschland Latein als Bildungssprache durch Deutsch verdrängt worden war. Statt daß der Bauer ehrfurchtsvoll den gelehrten Herrn anstarrte, der für ihn eine Geheimsprache redete und allein den Schlüssel zur Bildung besaß, hatte künftig keiner vor keinem etwas voraus; daß auch das Buch sich ausdrückte, wie dem Mann hinter dem Pflug der Schnabel gewachsen war, erschien als gewaltiger Aufstieg der bis jetzt im Dunkel lebenden Massen. Deshalb donnerten die Kartaunen

heftigen Gelehrtenzanks durch Jahrzehnte; um 1820 und noch einmal um 1840 hatte Vuk sich besonders wütender Angriffe zu erwehren, bei denen vor allem Jovan Hadžić grobes Geschütz auffuhr, aber als 1847 ein junger begabter Sprachforscher, Djura Daničić, die Fahne der Reform ergriff, und ein junger begnadeter Dichter, Branko Radičević, das Volksserbisch im Wohllaut seiner frühlingfrischen Verse aufklingen ließ, war trotz aller Nachhutgefechte mit den erbitterten Gegnern Vuks Sache siegreich entschieden.

Die Gestalt des dem Leben abgewandten Poeten im Elfenbeinturm war einem Volk, das so ums nackte Dasein die Ellbogen brauchen mußte wie die Serben, von Anfang fremd. Wie Dimitrije Davidovičs 1821 in Wien erschienene Serbische Geschichte, die erste in der Volkssprache verfaßte, die Zeitgenossen am Ruhm der Vorfahren zu entzünden unternahm, so schrieb Sima Milutinović eine Historie des Aufstands von 1815, trat an der Wende der dreißiger und vierziger Jahre als Barde der Verfassungspartei auf und hatte im Wirken mit Wort und Tat für die *Ustavobranitelji* in den Jovan Sterija Popović, Jovan Hadžić und Djordje Maletić Gefährten. Lukijan Mušickis patriotische Sehnsucht umfaßte das ganze serbische Volk „von der Stadt Ofen bis Njeguš“, Milan Vidaković verbreitete mit seinen Erzählungen historisches und nationales Gefühl, und die dramatische Dichtung des montenegrinischen *Vladika* Petar II. Petrović „*Gorski Vijenac*“ wirkte, aus der Tiefe des Volksgemüts geschöpft, mit der Schilderung eines serbischen Freiheitskampfes gegen die Türken mächtig auf das Volksgemüt zurück. Aber mit literarischer Adellung der

Volkssprache die Masse zum Träger des Geisteslebens machend, alle Serben unter das Dach einer Schriftsprache führend, die sprachlichen Volksschätze vom ganzen Siedlungsgebiet des Serbentums als gemeinsamen Besitz aufhäufend, half Vuk mehr als alle dem Nationalgefühl, das den Stempel der französischen Revolution und der deutschen Romantik trug, zum Durchbruch und arbeitete der serbischen Einheit gewaltig vor; „vielleicht den Hauptschöpfer des serbischen Nationalismus im neunzehnten Jahrhundert“ nennt ihn Skerlić, und wie der montenegrinische Dichterkönig das Volkstum über den Glauben stellte, nicht fragend, wie sich jemand bekreuzige, sondern wes Blutes er sei, und mit dem „Bergkranz“ das erste Werk gab, das der serbischen und der kroatischen Literatur eignete und beide verband, so hob, von gleichen Gefühlen bewegt, Vuk die südliche Mundart auch deshalb auf den Schild, weil man sich durch sie „mit unseren Brüdern römischen Glaubens einigen“ könne, und wie Sima Milutinović an die Abfassung einer bulgarischen Grammatik dachte und Jovan Sterija Popović Stoffe aus der bulgarischen Geschichte auf die Bühne brachte, so gab Vuk 1822 einige bulgarische Volkslieder in lauttreuer Rechtschreibung heraus und legte eine Abhandlung über die bulgarische Sprache in Druck.

12.

Eine fremde Herrenschaft, die Türken, und eine fremde Herrensprache, das Slawoserbische, hatte bislang die Masse des Volks von ihrer freien Entwicklung getrennt. Den Druck der Herrenschaft sprengte die Bewegung im Paschaluk Belgrad, den Wust der Herrensprache

räumte die Tätigkeit Vuks hinweg. Ein Menschenalter, nachdem der Aufstand Karadjordjes zusammengebrochen war, stand das Fürstentum als ein sich selbst verwaltes Gemeinwesen da, und wenn es im Vormärz einem westlichen Staat auch nur gleich wie eine Negerschnitzerei einem klaren Menschenantlitz, so war doch das Serbien Milošs der Anfang, das Aleksandars die Fortsetzung eines verheißungsvollen Wegs. Da Montenegro, in dem gerade der *Vladika* Petar II. zu Gunsten fürstlichen Selbstherrschertums mit grausamer Faust die altüberkommene Stammesverfassung zerbrach, am Umkreis des Serbentums gelegen und mit ein paar Nahijen und sechzigtausend Einwohnern allzu winzig, nicht zählte, war das Fürstentum, jetzt doppelt so groß als 1815, der erste dreiviertel freie südslawische Staat, bestimmt, zum Hoffnungsstern am Himmel aller Serben zu werden. Aber ein Menschenalter nach der Klage Schlözers, daß die Wissenschaft nicht einmal die serbische Volkssprache kenne, war auch diese Sprache nicht nur in der Grammatik und dem Wörterbuch Vuks scharf umrissen, sondern auch als Schriftsprache wirksamster Hebel für die Entfaltung der Serben zum nationalen Selbstbewußtsein geworden. Da Vuk in dem Volkstum Serbiens, Bosniens und der Hercegovina wurzelte, erhielt dieses Selbstbewußtsein einen balkanischen Stempel und wirkte fast wie eine Ausstrahlung des serbischen Staats ins Geistige.

Serbischer Staat und serbischer Geist — beide waren lebendig und wirklich und glichen dem Schlauch und dem Wein: jener fähig, diesen aufzunehmen, dieser willig, jenen zu erfüllen.

VI.

Die illyrische Leier

1.

Auch an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts entsprach die innere Gliederung Kroatiens noch ganz dem Mittelalter. Die Masse der Bauern führte, zinsend und fronend, ein mehr tierisch-pflanzliches denn menschliches Dasein; noch auf dem Sabor von 1836 wurde bewegliche Klage laut, daß auch zu reicheren, selbst adligen Dorfgemeinden die „Strahlen der Kultur“ nicht gedungen seien. Das spärliche Bürgertum der spärlichen Städte stand durchweg im Banne des deutschen Bildungsgedankens; in Agram, dem die josefinische Gesetzgebung für kurze Zeit sogar die deutsche Amtssprache aufgedungen hatte, waren die Straßen deutsch benannt, Deutsch erklang auf der Bühne und Kanzel wie in der bescheidenen Presse, und das Ursulinerinnenkloster zu Varaždin erzog den weiblichen Nachwuchs der begüterten Kreise in rein deutscher Art.

Der einzig entscheidende Teil des Gesamtvolkes und Träger der kroatischen Staatshoheit war nach wie vor unter den 762 172 Einwohnern Kroatien-Slawoniens der

19 740 Seelen zählende Adel. Seit stets und je fühlte er sich mit der magyarischen Magnatenschaft und Gentry als *una eademque nobilitas* eng verbunden; der katholische Glaube, die lateinische Amtssprache, die feudale Verfassung war beiden gemein, und wenn der Kampf gegen die gleichen Feinde, erst Venetianer, dann Türken, endlich Habsburger, sie noch fester verknüpfte, so kam ihnen ihr verschiedenes Volkstum kaum zum Bewußtsein, da die einen nicht nationalkroatisch und die anderen nicht nationalmagyarisch waren. Unbedenklich warfen sich denn die Stände Kroatiens den magyarischen Feudalherren an den Hals, als der Wind der neuen Zeit, josefinische Reform mit Bauernbefreiung und rechtlicher Gleichstellung der Protestanten, französische Revolution mit Aufständen des Landvolkes und Streichung der Feudalrechte, scharf um die Ecken Europas pfiß. Da sich Funken des großen Flammenbrandes, etwa in die geruhigen Länder der heiligen Stefanskronen hinüberwehend, desto leichter austreten ließen, je enger sich alle Nutznießer der Adelsvorrechte zu einer Einheit scharten, übertrug das Jahr 1790 die Steuerhoheit vom kroatischen Sabor auf den gemeinsamen Landtag und ordnete aus freien Stücken, was elf Jahre zuvor Maria Theresia vergebens versucht hatte, die kroatischen Gespanschaften der Pester Statthalterei unter.

Aber während zu diesem Zeitpunkt der kroatische Feudalismus unverändert in nationaler Dumpfheit und Stumpfheit hindämmerte, hatte der magyarische Adel gegen die josefinische Gesetzgebung, die zwar nicht die Verwaltung in den Dienst der deutschen Sprache, wohl aber die deutsche Sprache in den Dienst der Verwal-

tung stellte, den „Nationalgeist“ aufgeboten. Feuriger Eifer mühte sich um die Wiedergeburt eines Volkstums, das allgemein als dem Untergang verfallen galt; Dichter und Gelehrte wie Kazincky und Revay bliesen der bisher verachteten magyarischen Bauernsprache den literarischen Odem ein; Museen, Theater und Akademien erstanden als Trutzburgen nationaler Kultur, und während 1811 noch einzelne Gespanschaften der Einführung des Magyarischen ins öffentliche Leben widerstrebten, weil niemandem unter ihrem Adel die Muttersprache geläufig sei, und 1826 das Zempléner Komitat mit der Abschaffung des Lateinischen den Glauben bedroht sah, wurde zehn Jahre später Magyarisch zur Gesetzes- und Verhandlungssprache erhoben und rückte 1844 in sämtliche Rechte einer Amts- und Unterrichtssprache ein.

Der finno-tatarischen Rasse zugehörig, wie auf eine Insel im slawischen Meer verschlagen, ohne die Möglichkeit der Anlehnung an bluts- und sprachverwandte Nachbarn, verspürte das säbelrasselnde und sporenklirrende Magyarentum feudaler Ausprägung das Bedürfnis, fremdes Volkstum in den Grenzen seines Landes magyarisch zu machen; die herausfordernd kühne Losung: Ein Gott, ein König, ein Staat, ein Volk und eine Sprache von den Karpaten bis zur Adria! barg nicht nur für die Deutschen, Slowaken, Serben und Rumänen in Ungarn, sondern auch für die Kroaten in Kroatien schwere Drohung; schon wurde von einer magyarischen Aferwissenschaft die Spracheinheit der Kroaten und Slawonier bestritten, und 1841 schlug der „Himök“ vor, durch eine Eisenbartkur mit sechzigtausend Soldaten über Nacht ganz Ungarn zu einem Volk mit einheitlicher Sprache umzuschaffen. Wie die

kroatischen Gespanschaften 1808 für eine ungarische Militärakademie und 1827 für ein ungarisches Museum, als ginge es um den eigenen Rock und das eigene Hemd, freigebig in den Beutel griffen, so erwuchs auf dem Boden des kroatischen Ständewesens grundsätzlicher Widerstand gegen den Eroberungszug der magyarischen Sprache nicht. Seit dem Beschluß des Sabor von 1791, das Magyarische als wahlfreien Lehrgegenstand in den kroatischen Schulplan einzufügen, versprachen die kroatischen Vertreter auf dem gemeinsamen Landtag von Preßburg 1825, beschlossen die Abgeordneten auf dem kroatischen Sabor 1827 Einführung des Magyarischen als Lehrfach in den kroatischen Schulen überhaupt; 1830 forderten auf ihren Gespanschaftsversammlungen die Agramer für die Lehrer Kenntnis des Magyarischen, die Varaždiner Magyarisch als Pflichtfach schon in der ersten Klasse der Lateinschulen, die Križevacer Vertrautheit der zum gemeinsamen Landtag entsandten Saborabgeordneten mit Magyarisch, und auch später noch war nach der Meinung des Agramer Professors Moyzes, der den Wiener Polizeiminister Sedlnitzky mit vertraulichen Berichten über das öffentliche Leben Kroatiens fütterte, der größte Teil des Adels geneigt, der Durchdringung des Landes mit der magyarischen Sprache zuzustimmen, wenn nur nicht die eifersüchtig gehüteten *jura municipalia* in Gefahr geraten wären.

Aber da die halbvermoderten Eselshäute, die ihre Vorrechte in säuberlichen Paragraphen einfingen, auf Lateinisch abgefaßt waren, erschien den kroatischen Ständen der Versuch, diese Sprache auszuschalten, als Angriff auf ihre Privilegien. Diese Angst erhielt um so

eher Nahrung, als die verstaubtesten Zöpfe unter dem Adel des dreieinigen Königreichs in den Vorkämpfen der magyarischen Bewegung Bahnbrecher des sozialen Umsturzes witterten. Zwar spottete der Freiherr vom Stein, die magyarischen Unabhängigkeitskämpfe gegen Wien betrachtend, nicht zu Unrecht über die Freiheitsliebe einer Nation, die es dulde, daß ihrer acht Zehntel in Knechtschaft und Sklaverei lebten, denn kein Bürgertum mühte sich in diesem zurückgebliebenen Lande, Forderungen der Demokratie durchzusetzen, sondern der mittlere Adel suchte von Ueberlieferungen der Vorzeit abzustoßen, was ihm Verschuldung und Verfall brachte. Die Feudalverfassung gelinde der Geldwirtschaft anzupassen, war das Ziel; gegen die jeden Kredit lähmende Unveräußerlichkeit des adligen Grundbesitzes und die Vergeudung menschlicher Arbeitskraft durch den Robot ging der Kampf; der englischen Vorbildern nachstrebende Wortführer der Reformen, Graf Stefan Szechenyi, riet dem Adel Verzicht auf manche Vorrechte im Interesse des Adels, und selbst für den von radikalem Glorienschein umflossenen Kossuth war das verrottete Gespanschaftswesen die Grundlage ungarischer Freiheit und ihr Bollwerk der mittlere Adel, dem er, als sein beredtester Dolmetsch, eine vielleicht nicht herrschende, doch führende Rolle zugebracht hatte. Auch hielten in den dreißiger Jahren die Magyaren an der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit unverrückbar fest, und das Privileg der „jungfräulichen Schultern“, der Steuerfreiheit des Adels, auch nur einer Erörterung zu unterziehen, kam dem Kühnsten in seinen kühnsten Träumen nicht bei.

Doch beim kroatischen Adel war es eine stehende Redensart, daß Gott, Natur und Gesetz die Leibeigenschaft eingeführt hätten; gerade der Kleinadel, wegen seiner Armut zur Dingung von Tagelöhnern unfähig, währte sich ohne Ausnutzung seiner zins- und fronpflichtigen Hintersassen dem Untergang preisgegeben, und der jedem Fortschritt feindliche Ungeist des kroatischen Feudalismus trug 1825 den Delegierten zum gemeinsamen Landtag auf, ein Verbot der freien Siedlung der Bauern zu erwirken, damit die Entwicklung zur Industrie unmöglich gemacht werde. Diesen bis ans Kinn im Sumpf des Mittelalters steckenden Edlingen erschien die göttliche Ordnung im Wanken, wo die Magyaren das Ablösungsrecht für die erbuntertänigen Bauern verlangten, deren elende Lage seit Maria Theresia unverändert geblieben war; ihnen ging die Welt aus den Fugen, so der Kmet die Möglichkeit erhielt, die Verpflichtung zur Lieferung von einem Neuntel des Ernteertrages und zur Leistung von über hundert Robottagen jährlich abzuschütteln. Gegen die Befreiung ihrer Bauern wehrten sich also die feudalen Ausbeuter der Kmeten, wenn sie sich für die Heiligkeit und Unantastbarkeit der *jura municipalia* zur Wehr setzten, und soweit zu den Ständen des Königreichs Kroatien - Slawonien - Dalmatien auch die Spitzen des Klerus gehörten, sperrten sie sich, nachdem der Sabor von 1790 eine rechtliche Gleichstellung der Orthodoxen mit den Katholiken gebracht hatte, mit Händen und Füßen gegen das magyarische Verlangen, den Protestanten auf kroatischem Boden Glaubensfreiheit und Bürgerrecht zu gewähren.

Schon 1790 hatten die kroatischen Abgeordneten die magyarische Protokollsprache für den Landtag mit der mißtrauischen Begründung abgelehnt, daß man sie, des Magyarischen Unkundige, aus den gemeinsamen Aemtern verdrängen wolle; 1807 sträubten sie sich, auf ihre altererbten Rechte pochend, gegen die gleiche Forderung und verwahrten sich 1825 in Preßburg gegen den Begeh, Magyarisch binnen zehn Jahren in allen Ländern der Stefanskronen zur Amts- und Unterrichtssprache zu machen. Aber nicht daß Magyarisch aufgezungen, sondern daß Latein verdrängt werden sollte, war das Gravamen der Kroaten. Schon auf dem Varaždiner Landtag von 1805 hatten sie beschlossen, daß „in diesen Königreichen“ niemals irgendeine andere Sprache amtlich gebraucht werden dürfe außer Latein, „denn in dieser Sprache, die genau so altüberliefert ist wie auch dieses Königreich und seine Verfassung, sind alle Gesetze und Aufzeichnungen verfaßt, und wenn sie abgeschafft würde, müßte die Kultur und die Nation verfallen, die dann am Ende nicht mehr ihre eigenen Rechte und Gesetze verstehen würde“. Da aber die Verteidiger der *jura municipalia* in der Abwehr des Magyarischen dem Lebendigen nichts Lebendiges, sondern ein Totes, Ciceros verdorrte Sprache, entgegenstellten, blieb ihre Bewegung wie jeder ständische Kampf auf die dünne Herrschicht an der Oberfläche des kroatischen Volkes beschränkt; einen Rückhalt im Mutterboden der Masse vermochten sie weder ob ihrer mittelalterlichen Gesinnung zu suchen noch ob ihrer mittelalterlichen Losung zu finden, und da überdies der Gesichtskreis dieser Adligen durch die Grenzen

der Gespanschaft eingeeengt war, stand ihre Sache nicht gerade aussichtsreich, als ihr in den dreißiger Jahren unerwartete Hilfe kam.

2.

Weniger die politische Wiederbelebung der Nationalitäten, die von der französischen Revolution Antrieb empfing, als die literarisch-kulturelle Wiedergeburt des Volkstums, die von der deutschen Romantik ausging, ließ auch die Slawen des Habsburgerreiches nicht unberührt. Das unklare und gefühlsselige, der Vorzeit zugewandte Schwärmertum, in dem der erwachende Nationalismus des deutschen Volks eher Formlosigkeit denn Form wurde, fand bei den österreichischen Slawen um so leichter Widerhall, als sich das Los dieser Stämme, zerstückelt und fremder Herrschaft ausgeliefert, von dem Schicksal der staatliche Einheit erst dumpf erträumenden Deutschen wenig unterschied. Aehnlicher Gefühlsstimmung entsprangen ähnliche Sinnbilder: dort die Eiche, hier die Linde, dort Teutonia, hier Slavia, dort Alldeutschland, hier Allslawien. So kamen die drei großen Begründer der Slawistik, neben dem Slowenen Jernej Kopitar der Tscheche Josef Dobrovsky und der Slowake Josef Safarik, aus der Schule der deutschen Romantik, und auch dem ersten Wegweiser eines rein geistigen Panslawismus, dem Slowaken Jan Kolar, floß Wesentlichstes aus den deutschen Quellen. Vier Jahre an der Universität Jena dem Studium der protestantischen Gottesgelahrtheit hingegeben, wurde er mächtig von den Gedanken bewegt, die an diesem Stammsitz des romantisch-burschenschaftlichen Nationalismus durch die Luft schwirrten; die Lehre, daß sich Sachsen, Hessen, Franken, Schwaben, Preußen,

Oesterreicher, Bayern zunächst und allein Deutsche nennen sollten, erweckte in seiner Vorstellungswelt den Wunsch, daß sich alle Slawen, statt gesondert als Tschechen, Slowaken, Polen, Illyrier und Russen aufzutreten, in erster Reihe als Slawen fühlen möchten. Leidenschaftlich verkündete er nach der Rückkehr in die Heimat diese Erkenntnis nicht nur in der Schrift „Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation“, sondern ließ das Lob der über ganze Erdteile erklingenden slawischen Sprache auch in gereimter Rede in „*Slavy Dcera*“ ausströmen. In Oesterreich, wo allgemach das neunzehnte Jahrhundert auch in den Adern der unterdrückten, schlafgewohnten Völker zu pochen begann, horchte ein guter Teil der slawischen Jugend bei diesen neuen Glockentönen auf.

In die Luftwirbel der deutschen Romantik und in den Bannkreis Kolars geriet Ljudevit Gaj, 1809 als Sohn eines Apothekers deutscher Abstammung im kroatischen Zagorje geboren, als er zum Studium der Rechtswissenschaften die Universitäten des Kaiserstaates bezog. In Wien raffte er, schon von großen Aufgaben träumend, geschichtliches Wissen an sich; in Graz, dem Guckloch in die Welt für die Südslawen, erwärmte er sich mit anderen jungen Akademikern aus den serbischen, kroatischen und slowenischen Reichsteilen im „*Ilirski Klub*“ für die reine Volkssprache, begeisterte sich für die Volkslieder in Vuks Sammlung und begann kroatische Sprichwörter und Strophen zu sammeln; in Pest, dem Sitz der „*Matica Srpska*“, tummelte er sich in einem Schwarm zukunfts-freudiger Serben und Kroaten, stieß auch auf Bulgaren

und rieb sich vor allem im Verkehr mit Kolar, dem Prediger der protestantisch-slowakischen Gemeinde, die Augen klar. Von ihm nahm der junge Kroat die Einteilung der Slawen in vier Hauptstämme, Russen, Polen, Tschechen und Illyrier, an und lernte, wie das Pferd nicht am Schwanz, sondern am Kopf aufzuzäumen, wie bei der Rechtschreibung die nationale Erneuerung zu beginnen war. Um ein Volk, unter dem nach Antun Mažuranićs bitterem Wort die Mehrzahl der Gebildeten von ihrem Kroatentum nichts wußte und der Rest die Stammesgenossen aus anderer Gegend als Kroaten nicht anerkannte, zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen, mußte die Willkür schwinden, kraft deren jeder Schriftsteller über seine eigene Rechtschreibung verfügte und auch ihr nicht immer treu blieb, und die Schranke fallen, die durch drei verschiedene Mundarten, nach Wiedergabe des Fragewortes was mit *kaj*, *ča* oder *što* benannt, in der Literatur Kroaten von Kroaten trennte.

Durch neue einfache und einheitliche Rechtschreibung zuerst zu „den nächsten Brüdern der Kroaten, den Slawoniern, Dalmatinern, Steirern, Krainern und Kärntnern“ den Weg zu finden, warf Gaj, gegen die Geringschätzung des Kroaten für die eigene Sprache angehend, 1830 in Pest ein Werkchen heraus, das kroatisch und deutsch als „Kurzer Entwurf einer kroatisch-slowenischen Orthographie nach philosophischen, nationalen und ökonomischen Grundsätzen“ erschien. Als er, seit 1831 in Agram ansässig, 1835 mit der Zeitung „*Horvatsko-Slavonsko-Dalmatinzke Novine*“ und ihrer literarischen Beilage „*Danicza*“ der „wortreichen und süßen Muttersprache, der Sprache, die uns mit achtzig Millionen

unserer Brüder verbindet“, Bahn zu brechen begann, bediente er sich freilich noch aus Scheu vor zu stürmischen Neuerungen wie der alten Rechtschreibung so der kajkawischen Mundart, die im nordwestlichen Kroatien im Schwange war und, auf der Goldwage des Sprachforschers gewogen, zum Slowenischen gehörte. Aber innerlich spürte Gaj längst, daß Štokawisch zur gemeinsamen kroatischen, ja, serbisch-kroatischen Schriftsprache berufen war, denn mit Recht galt es ihm nicht nur als die wohl lautendste und höchst entwickelte, sondern auch, in einem Teil Kroatiens, in Slawonien, Südungarn, Serbien, Bosnien, Hercegovina und Süddalmatien gesprochen, als die meistverbreitete Mundart. Da er, bemüht, das dünne Rinnsal kroatischen Nationalgefühls in ein größeres Strombett zu leiten, neben der literarischen und kulturellen Wiedergeburt des kroatischen Stammes die ideelle Einheit des illyrischen Volkes im Rahmen der allslawischen Harmonie auf seine Fahne schrieb, das Kroatisch-Slawonisch-Dalmatisch im Kopf seiner Zeitung durch Illyrisch ersetzte und sie 1836 „*Ilirske Narodne Novine*“ hieß, tat er auch entschlossen den letzten Schritt von der alten zur neuen Rechtschreibung und vom Kajkawischen zum Štokawischen.

Schon der Aufruf von Gajs erstem Blatt hatte sich an das „berühmte slawische Volk in den südlichen Gegenden wie Kroaten, Slawonier, Dalmatiner, Ragusäer, Serben, Krainer, Steirer, Istrianer und Bosniaken“ gewandt, und sein Kampflied „Noch ist Kroatien nicht verfallen“, der bekannten Polenhymne nachgebildet, war ein Appell gewesen, der alle Kroaten, des „alten Ruhmes treue Brüder“, aus der Lika und Krbava, Krainer, Steirer

und Görzer, Slawonier, Bosnier, Serben, Istrianer und Dalmatiner, in einen Kreis rief. Doch jetzt erst erschien ihm in der „*Danica*“ das Dreieck zwischen Skutari, Varna und Villach als die im Arm der Jungfrau Europa liegende illyrische Leier, deren verstimmte, unharmonische Saiten: Kärnten, Görz, Istrien, Krain, Steiermark, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Ragusa, Bosnien, Montenegro, Serbien, Bulgarien und Niederungarn es zu mächtigem Zusammenklang zu stimmen galt. Die erste umfassend kühne Ideologie des Südslawentums rauschte in diesen Sätzen auf; einen großen Weingarten zu bestellen und daraus einerlei Wein zu ziehen, setzte sich Gaj zum Ziel; seinen beiden Blättern bescheinigte Pavao Štamatović, daß man sie rechtens „südslawische Zeitungen“ nennen könne.

Wenn schon vordem Djuro Šporer-Matić 1823 für die literarische Einigung der südslawischen Stämme auf dem Boden des Štokawischen eingetreten war und Djurkovecki 1826 in seiner kroatischen Grammatik einheitliche Rechtschreibung und Schriftsprache auch für die Stammesbrüder griechischen Bekenntnisses gefordert hatte, so verstand bereits Pavle Ritter Vitezović 1700 in seiner *Croatia rediviva* unter Kroatien alles Gebiet, was die Römer Illyricum nannten; Andrija Jambrešić begriff in seinem 1742 zu Agram erschienenen lateinisch-illyrisch-deutsch-magyarischen Wörterbuch für den Schulgebrauch unter Illyricum „Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Bulgarien und Serbien“, und als Šporer-Matić 1815 die Herausgabe einer kroatischen Zeitung überlegte, riet ihm Kopitar zu dem illyrischen Namen, da er an „alle südslawischen Völker“ denken müsse und weder der Dalmatiner noch

der Slowene noch der Istrianer noch der Slawonier, geschweige die „Südslawen“, nämlich Serben und Bulgaren, der kroatischen Nationalität beitreten würden. Aber war von Gajs Lehre nichts neu und nichts in harter Gedankenarbeit von ihm selbst errungen, so hatte er vor anderen die Gabe voraus, das, was bei ihnen tote Gelehrsamkeit blieb, in lebendige Kraft aufzulösen. Recht mittelmäßig als Dichter, sehr durchschnittlich als Schriftsteller, ganz bedeutungslos als Denker, übte er durch seine Gegenwart schon und erst recht durch seine Rede auf seine Alters- und Zeitgenossen unwiderstehlichen Zauber aus; einem Magneten verglich ihn Kolar, der von allen Seiten die Jugend an sich ziehe, und in der Tat hub, nachdem der feurige Streiter seine Fahne einmal entrollt hatte, schrankenloses Schwärmen an. Alles, was jung war, scharte sich entflammt um ihn; alles warf sich in die *Surka*, den verschnürten kroatischen Nationalrock, und schmückte sich mit Halbmond und Stern als dem illyrischen Wappen; alles schüttete sein Herz in der auf einmal entdeckten kroatischen Muttersprache aus; alles stürmte, da diesem Geschlecht die ungebundene Rede zu nüchtern dünkte, zu schwungvollen Versen in die Saiten. Eine ganze Plejade von Dichtern oder zumindest erglühten Jünglingen, die vom Kuß der Muse gestreift zu sein wähten, schien jäh aus dem Boden gestampft. Da war Stanko Vraz, ein Slowene aus der Steiermark, der sich wie viele seiner engeren Landsleute den Kroaten sprachlich, ethnisch und kulturell näher verwandt fühlte als den Krainern und auf Kroatisch mit so beredtem Dichtermund wie keiner für den Illyrismus warb, Ivan Mažuranić, der als Anhänger eines strengen Klassizismus begann

und 1846 mit einem großen Wurf, dem Epos „Smail Aga Ćengićs Tod“ den vollsten Kranz seiner Poetenkunst errang, Pavao Stooš, junger Geistlicher, der im „Bild der Heimat“ dem sich seiner Herkunft und Sprache schämenden Kroaten den Spiegel vorhielt, Dimitrije Demetar, der trotz griechischer Abstammung Hoffnungen und Entwürfe der Illyrer in den Feuerschein hellster Begeisterung rückte, Ivan Trnski, unter den Mitarbeitern der „Danica“ der eifrigsten einer, der aus der Stimmung des ganzen Geschlechts heraus der Jugend einen Pään sang, Ljudevit Vukotiniović, der, Schöpfer von Gedichten und Erzählungen, auch wacker auf archäologischem, geographischem, botanischem, mineralogischem, geologischem und zoologischem Felde ackerte, Vjekoslav Babukić, Verfasser einer 1836 gedruckten Grammatik der štokawischen Mundart, feinster Kenner der „illyrischen Sprache“ und ihr erster Professor an der Agramer Rechtsakademie, Mato Topalović, der im slawonischen Osijek die Flamme zu schüren suchte, Dragutin Rakovac, der zuerst in einem Festspiel bei Einführung des Banus Vlašić den Geist der Heimatliebe beschwor — in ihnen allen gährte und brauste der Erneuerungsdrang eines lange niedergehaltenen Volkstums; Kroate zu sein, Illyrer zu heißen, Südslawe zu werden, war Sinn und Inhalt ihres nicht immer klaren, doch stets ungestümen Strebens.

3.

Als sich Gaj 1833 auf den Weg nach Wien machte, von Kaiser Franz die Erlaubnis zur Herausgabe seiner Zeitung zu erbitten, kam er in Preßburg mit den kroatischen Abgeordneten des gemeinsamen Landtags Janko

Graf Drašković, Baron Ludwig Bedeković, Antun Kukuljević und Hermann Bužan zusammen und sprach zu ihnen von der neuen Rechtschreibung, der Anpassung der Grammatik an den Geist der slawischen Sprache, der Ersetzung des Kajkawischen durch das Štokawische, der Gründung einer politischen Zeitung und der Errichtung einer eigenen Druckerei in Agram. Zum erstenmal schnitten sich an diesem Tag die Kreise der Adelsvertreter, die für das Recht des Lateinischen fochten, und der Illyrer, die für das Kroatische die Ellbogen rührten; der Boden, auf dem sich beide fanden, war die scharfe Abwehr des Magyarischen. Damit wehte ein Hauch illyrischen Geistes in die verstaubte Gedankenwelt der kroatischen Stände; ihren klügeren Köpfen begann bald Ahnung dessen aufzudämmern, daß die dreisten Ansprüche des magyarischen „Nationalgeistes“ am ehesten durch Erweckung des kroatischen „Nationalgeistes“ abzuschlagen waren. Schon vor dieser Zusammenkunft hatte auf dem kroatischen Sabor von 1832 Baron Rukavina als erster seit Jahrhunderten eine Rede auf Kroatisch gehalten. Jetzt nahm sich Graf Drašković, k. k. Kämmerer, Oberst in der ungarisch-kroatischen Landwehr, Mitglied der Magnatentafel des gemeinsamen Landtags und in allem ein großer Herr, trotz seiner grauen Haare mit dem Feuereifer eines Jünglings der Sache an. Die Gedanken des neueren Nationalismus, den er in Westeuropa an der Quelle kennen gelernt hatte, entwickelte er 1834 in seiner „Dissertatio“, der ersten kroatisch geschriebenen politischen Kampfschrift, suchte vier Jahre später in einem deutsch verfaßten Büchlein „Ein Wort an Illyriens hochherzige Töchter“ die kroatischen Frauen aufzurütteln,

und als zu Beginn der vierziger Jahre wie in Ungarn so auch in Kroatien regelrechte Parteien auf dem Plan erschienen, hißte die Gruppe, die sich mit ihm gegen die Magyarisierung kehrte und wehrte, die Nationalpartei, kühnlich die illyrische Fahne. War hier der Illyrismus zur politischen Bewegung geworden, die dieselben Schlagworte und Sinnbilder brauchte wie die literarisch-kulturelle Erhebung, so ruhte er doch auf anderen Schultern und ging andere Wege als die Wiedererwecker des kroatischen Volkstums im Gefolge Ljudevit Gajs.

Zwar unterstützte die „Illyrische Nationalzeitung“, so gut sie konnte und durfte, die Bestrebungen der Nationalpartei, aber sonst übten die jungen Illyrer auf den Gang der politischen Dinge wenig Einfluß aus, denn der Apothekerssohn und seine bürgerlichen Jünger standen in dem Feudalstaat Kroatien außerhalb des Zauns, hinter dem die Inhaber politischer Rechte ihre Turniere ausfochten, und ein dritter Stand, in dem sein Wort hätte zünden können, fehlte als Masse in dem wirtschaftlich unentwickelten Lande. Blieb derart der politische Illyrismus nicht nur regional, sondern auch ständisch beschränkt, sich nur in Zivilkroatien entfaltend und nur in Adel und Geistlichkeit wurzelnd, so erfaßte er bei weitem nicht alle Vertreter der *Natio Croatica*. Noch vor der Nationalpartei hatte sich die altkroatische Partei gemeldet, die im engsten Anschluß an die Magyaren das Heil erblickte und deshalb die magyaromanische, im Volksmund und allgemein die magyaronische Partei hieß.

Wohl hallten die engen Wände, zwischen denen sich auf Gespanschaftsversammlungen und Landtagen das politische Leben Kroatiens abspann, in den vierziger

Jahren vom leidenschaftlichen Lärm der Kämpfe zwischen Magyaronen und Illyrern wider, aber in einer so stillstehenden Welt waren abseits der nationalen Frage die Gesichtszüge beider im Grunde feudaler Parteien eher verwischt denn scharf ausgeprägt. Zwar schien alles, was ähnlich wie die ungarischen Reformer das Rad der Wirtschaftsentwicklung vorwärts zu drehen strebte, zu den Illyrern zu halten. Als erste Behörde beschloß der Karlstadter Handelsausschuß Annahme der kroatischen Geschäftssprache; das Gesuch Gajs um Druckerlaubnis für sein Blatt unterstützte die Varaždiner Gespanschaft auch mit dem Hinweis, daß eine Zeitung zur Förderung der Industrie diene; in seiner Streitschrift forderte Graf Drašković zur Ausschaltung fremder Gewinnjäger Belebung des heimischen Gewerbes und Handels und wünschte später in jedem Heft der „*Danica*“ einen industriellen Beitrag zu finden; in der von den Illyrern gegründeten Agramer Lesehalle wurde die Möglichkeit der Verfrachtung kroatischen Weins auf dem Seeweg nach New-York, London und Odessa behandelt und ein Preis für Bücher volkswirtschaftlichen Inhalts ausgeschrieben, und die „Gesellschaft zur Hebung und Verbesserung des Ackerbaus in Kroatien“, später „Landwirtschaftliche Gesellschaft“ genannt, war ein Kind der gleichen Bewegung.

Doch wenn die Magyaronen, die gern mit den üblichen vormärzlichen Forderungen: Volksvertretung, Pressefreiheit und Schwurgerichte liebäugelten, auf der anderen Seite den kleineren Standesgenossen Grauen vor dem Illyrismus einzuflößen suchten, weil er die „*plemenščina*“, die Adelsvorrechte bedrohe, so war das bewußte Ueber-treibung, und mit mehr Recht schon nahm die magyaro-

nische Literatur „Pfaffen und Illyrer“ als Hinderer des Fortschritts aufs Korn. Indem Rakovac in seinem „Kleinen Katechismus für große Leute“ darlegte, daß magyarisches, nicht kroatische Gespanschaften die Aufhebung der adligen Steuerfreiheit verlangten, Šulek betonte, daß die Kroaten jeden Verdacht, nach neuer Verfassung zu streben, entschieden abwiesen, und Gaj sich 1843 in der Bezugseinladung für die „*Novine*“ fast rühmte, daß die illyrischen Patrioten als hartnäckige Feinde des Fortschritts galten, nährten und förderten sie diesen Ruf. In der illyrischen Partei selber ward noch leiser getreten; in der heftig umstrittenen Frage der Stimmberechtigung des Bauernadels, der von Magyaronen wie Illyrern leicht mit klingenden Dukaten, gebratenen Ochsen und gefüllten Weinfässern zu haben war, wehrten sie sich mit Zähnen und Nägeln gegen jede Erweiterung des Kreises der politisch Privilegierten, und selbst so aufgeweckten Vorkämpfern des politischen Illyrismus wie Ivan Kukuljević kam eine Gleichstellung des Bürgers mit dem Adligen nicht in den Sinn, wenn er auch die Rechte der bis dahin nur mit einer Stimme auf den Landtagen vertretenen Städte maßvoll ausdehnen wollte. Riet der Führer der Partei, Graf Kulmer, gelegentlich sogar zu Versöhnung und Ausgleichung mit den Magyaronen und redete er einer „Vereinigung mit der konservativen Partei“ Ungarns das Wort, so zielte die landläufige Taktik der Illyrer auf die Gunst der Hofburg.

4.

Die ersten Schritte des Illyrismus hatten die Habsburger mit einem gewissen Wohlgefallen betrachtet, nicht weil es sich um eine nationale Bewegung handelte,

für die dem Erzhaus jedes Verständnis abging, sondern weil er sich gegen die Magyaren wandte, die mit ihren Selbständigkeitsgelüsten für Wien eine stete Quelle des Verdrusses waren. Auch erschien, wie es 1836 ein Bericht des Polizeiministers Sedlnitzky deutlich machte, den Machthabern des Kaiserstaates der Illyrismus als geeignet, die slawischen Nachbarvölker, „Servianer, Bosniaken, Hercegoviner, Montenegriner und Türkisch-Kroatien für Oesterreich zu stimmen und anzuziehn“. So hatte Franz I. Gajs Klagen über die magyarischen Vergewaltigungsversuche mit leutseligem Lächeln angehört, und Ferdinand I. sandte dem illyrischen Apostel, der gern die „unzerbrüchliche Treue, Liebe und Anhänglichkeit der mit dem Allerhöchsten Interesse unzertrennlich verknüpften kroatischen Nationalität“ unterstrich, zum Zeichen seiner Wohlaffectioniertheit einen kostbaren Fingerring. Aber die illyrischen Schwärmer trugen zu viel Frühling und Sturm im Herzen, um nicht am Ende der mißtrauischen Polizei eines Staates, der so auf Windstille bedacht war wie das Oesterreich Metternichs, unangenehm aufzufallen. Als Gaj 1840 nach Rußland reiste, um für seine literarisch-kulturellen Pläne bei dem größten Sohn der Mutter Slavia Gelder aufzutreiben, erhielt er zwar von den Slawophilen Moskaus durch öffentliche Sammlung fünfzehntausend Rubel, ward aber durch die kühlest Abweisung der amtlichen Stellen Petersburgs bitter enttäuscht, denn das Streben der katholischen Kroaten focht an sich den ganz auf Orthodoxie und Russentum eingeschworenen Zaren Nikolaus I. wenig an, und überdies vernahm der Selbstherrscher auch von den russischen Gelehrten, dem Panslawisten Pogodin an der

Spitze, ernste Warnung vor dem revolutionären Wesen der „unter den österreichischen Slawen von Šafarik und Kolar geweckten literarischen Bewegung“. Gleichwohl gab Gajs Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Odessaer „Gesellschaft der Geschichtsfreunde“ den Magyaronen ein Mittel an die Hand, hinter seiner Wirksamkeit das Schreckgespenst des Panslawismus aufsteigen zu lassen, und auch die lächerliche Mär, daß er die südslawischen Landstriche Oesterreichs mit Serbien zu einem illyrischen Reich verbinden wolle, wurde in einer argwöhnischen Zeit von denen, die schlechten Gewissens waren, als bare Münze hingenommen. Vollends legte Metternich die Stirn in Sorgenfalten, als gleichzeitig aus Petersburg von dem russischen Staatskanzler Nesselrode und aus Sarajevo von dem türkischen Pascha Mehemed Vedžihi und dem katholischen Bischof Barišić Warnungen einliefen, daß ein gewisser Gaj gegen den Sultan, der eine der unantastbaren Säulen des europäischen Legitimitätssystems war, Aufruhr rüste; der Zusatz des gläubigen Gottesmannes, daß der Verdächtige zu solch finstern Zweck von Thiers, dem Minister des „revolutionären“ Bürgerkönigs, eine Million Franken empfangen habe, schien um so begründeter, als die Illyrer Käppchen in der verwünschten Farbe der Jakobinermütze zu tragen pflegten! So spürten die k. k. Naderer hinter Stanko Vraz her, der 1841 als wohlgemuter Literaturzigeuner auf der Suche nach Volksliedern Krain durchzog, und als 1842 nach magyarischem Beispiel die Wahl der Agramer Gespantschaftsbeamten zu Straßenaufläufen und einer Prügelei zwischen Illyrern und Magyaronen führte und auch später die aufgepeitschten Leidenschaften kaum durch die Bajo-

nette der kaiserlichen Weißröcke im Zaum zu halten waren, erstreckte sich der Unmut der Machthaber von den jungen Windhunden des literarischen Illyrismus auf ihre würdigen politischen Namensvettern; eine allerhöchste Verordnung vom 11. Januar 1843 untersagte den Gebrauch der Worte illyrisch, Illyrismus und Illyrien, so daß sich Gajs Blatt „Nationalzeitung“ und die illyrische Partei Nationalpartei nannte.

Aber einmal überzeugten die gereimten und unge-reimten Ergebenheitsbeteuerungen für die angestammte Dynastie, von denen Gajs Zeitung strotzte, die Hofburg, die lange in dem Streit zwischen Magyaronen und Illyrern den lachenden Dritten zu spielen suchte, daß von diesen wirklich keine ernste Gefahr drohte; dann schien es auch unklug, durch gänzliche Unterdrückung des Illyrismus, den Wien unter Augen hatte, zügeln und gängeln konnte und für seine Zwecke zu verbrauchen imstande war, dem argwöhnisch betrachteten „Serbismus“ die Hasen in die Küche zu treiben; Agram als Anziehungs- und Mittelpunkt für die Südslawen war hundertfach rätlicher denn Belgrad. So wurde denn im Januar 1845 der Name Illyrer zum literarischen, nicht zum politischen Gebrauch wieder zugelassen, und Gaj knüpfte zu Metternich derart bedenkliche Fäden, daß er dem Staatskanzler von zwei Reisen nach Serbien Berichte über die politischen Zustände des Fürstentums übermittelte und im Herbst 1847 durch einen Jahressold an die habsburgischen Interessen gebunden wurde. Schon vorher hatte die Regierung den blutigen Zusammenstoß mit dem Militär, der im Juli 1845 die Wahl des Magyaronen Žuvić zum Agramer Vizegespan begleitete, als Anlaß genommen, ihre Gunst

auch *in politicis* den Illyrern zuzuwenden. Da künftig nur Kroaten, der „illyrischen Sprache“ mächtig, zu Zensoren bestimmt werden sollten, und da zu königlichen Kommissaren, Handlangern des Wiener Absolutismus, in mehreren Komitaten Nationalparteiern bestellt wurden, durften die Illyrer aufjubeln: *Aula est pro nobis!*, denn die Magyaronen hatten mit Verlust der Gnade des Herrschers Wind und Wetter hoffnungslos gegen sich und waren im politischen Kampfspiel so bis zur Tölpelhaftigkeit ungeübt, daß sie, die Gespanschaftsversammlungen aus Unmut über einen königlichen Entscheid meidend, sich freiwillig ausschalteten.

5.

Doch ob gegen die Hofburg, ob mit der Hofburg, die illyrische Partei hatte selbst bei der Verfechtung ihrer eigensten, der nationalen Forderungen einen kurzen Atem, weil mit ihr politisch überlebte Stände wie Adel und Geistlichkeit einen Gedanken vertraten, der nur, auf der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen fußend und den Gesamtwillen der im Staat zusammengefaßten Gemeinschaft ausdrückend, in den Händen seines historisch berufenen Vertreters, des Bürgertums, lodernder Feuerbrand zu sein vermochte. Feudalrechte und Volkssprache, Nationalbewußtsein und Ständeschranken gingen in alle Ewigkeit schlecht zusammen, und auch die Abschließung und Einkapselung in Gespanschaften hinderte eine machtvolle Bewegung, fähig, alles mitzureißern, was Kroat hieß. Wohl setzte sich Graf Drašković 1834 aus Stammesgemeingefühl in seiner Streitschrift für Abschaffung der Militärgrenze und Vereinigung Kroatiens

wie mit Dalmatien und Bosnien so auch mit Krain, Kärnten und Steiermark zu einem Großillyrien mit illyrischer Amtssprache ein, aber wenn das Agramer Komitat 1842 den Abgeordneten zum gemeinsamen Landtag die Weisung mitgab, die der Sabor von 1845 zum Beschluß erhob, daß die Zusammenlegung Kroatiens mit Dalmatien, der ganzen Militärgrenze, Fiume und dem Küstenland anzustreben sei, so standen eher staatsrechtliche als nationale Gründe an der Wiege dieses Verlangens. Und da die Magyaren stets ungescheuter Slawonien als Teil Ungarns behandelten und statt von dem Ganzen nur mehr von den drei Gespanschaften Požega, Virovitica und Syrmien redeten, da sie sich des kroatischen Küstenstrichs von Senj bis Fiume mit Hinweis auf eine Verfügung Maria Theresias zu bemächtigen suchten, da sie sich besonders strapazierten, nicht nur das Turopolje von der Agramer Gespanschaft, sondern das gesamte kroatische Gebiet rechts von der Save wie zur Franzosenzeit vom Stammland zu trennen, um es ihrer Verwaltung zu unterstellen, drängten schon solche Zerstückelungsabsichten den Kroaten den Wunsch nach Einigung auf.

Mit der Volkssprache befaßte sich der Sabor von 1840 zum erstenmal und verlangte Lehrstühle des Kroatischen in der Agramer Akademie und auf den Gymnasien, aber seine Erhebung zur Amtssprache kam schon deshalb nicht zur Erörterung, weil den Gebildeten eine zur Führung der Geschäfte ausreichende Kenntnis der Muttersprache durchweg mangelte. Wohl war es ein großer historischer Augenblick, als am 2. Mai 1843 im Landtag Ivan Kukuljević in kroatischer Rede die

Mündigkeitserklärung seines Stammes feierlich vor aller Welt zu Protokoll gab, mahndend, Kroatisch nicht als Sprache für Gesinde und Pachtbauern zu betrachten, sondern ins öffentliche Leben hineinzutragen, sofern man nicht bleiben wolle, was man bisher gewesen sei, „nicht ein Volk, sondern eines Volkes Schatten nur“. Aber ob der Ueberschwenglichkeiten des „unerfahrenen, jungen Mannes“, dem der ungelehrte Kleinadel zujuchzte, zuckten die großen Herren mit dem Banus an der Spitze nur die Achseln, denn da neuerdings auf dem gemeinsamen Landtag die Magyaren die Kroaten schon nach den ersten lateinischen Worten durch wüsten Lärm zu Magyarisch zu zwingen suchten, war für einen beträchtlichen Teil der kroatischen Patrioten die lateinische Verhandlungssprache mit dem Begriff der Municipalrechte fester verwachsen denn je. Noch 1843 bat das Viroviticer Komitat den König um ewige Erhaltung des Lateinischen als diplomatischer Sprache für die slawonischen Gespanschaften, noch 1845 legte sich der kroatische Sabor abermals auf die lateinische Amtssprache fest, und erst der Oktoberlandtag von 1847 faßte, auf Lateinisch, den bedeutsamen Beschluß, die *lingua croatico-slavonica* zur *lingua nationalis horum regnorum* zu machen und als Unterrichtssprache in allen höheren Schulen einzuführen.

6.

Im zweiten Jahrgang der von Stanko Vraz herausgegebenen Zeitschrift „Kolo“ schränkte 1842 Ljudevit Vukotinović, da die politische Bewegung Kroatismus heiße, die Bedeutung des Illyrismus auf das Literarisch-

Kulturelle ein und tat dar, daß, genau wie die Württemberger und Sachsen im konstitutionellen Sinne Württemberger und Sachsen, im nationalen Sinne Deutsche genannt würden, so auch die Kroaten staatlich Kroaten, volklich Illyrer seien. Aber mochte für den Illyrismus noch so glühende Begeisterung, noch so hinreißende Ueberzeugung werben, so war er doch selbst im Mutterlande des Gedankens mehr Rauch als Feuer. Zwar öffnete die erste der Lesehallen, die den Aufstieg aller slawischen Völker begleiteten und in geknebelter Zeit die einzige Möglichkeit zur Zusammenfassung der Illyrer boten, 1839 in Varaždin ihre Pforten; von der Agramer Lesehalle ging der Plan aus, die Bühne, wie Demetar sagte, „als ein geschätztes Mittel zur Verbreitung von Bildung“ zu erobern und nicht mehr mit den seltenen kroatischen Darbietungen des deutschen Theaters zufriedener zu sein; reichlich strömten freiwillige Beiträge, und 1840 begannen, mangels kroatischer Schauspieler zunächst durch eine serbische Truppe aus Neusatz, die ersten regelmäßigen Vorstellungen im neuen Kroatisch mit Kukuljevićs Drama „Ivan und Sofie“; ebenso unter Patenschaft der Agramer Lesehalle und unter dem Vorsitz von Gaj selbst tat sich die „*Matica Ilirska*“ auf, um der nationalen Idee durch Verbreitung wohlfeiler Werke vorwärts zu helfen, und 1842 gaben Ivan Mažuranić und der Arzt Dr. Užarević, in kurzer Zeit fünfundvierzigtausend Wörter sammelnd, ein großes deutsch-kroatisches Lexikon heraus. Alle diese unleugbaren Erfolge maßlos überschätzend, glaubten die jungen Illyrer der herrlichen südslawischen Zukunft nur zu gewiß zu sein; wie etwas Selbstverständliches warf Gaj in den Kreis seiner Jünger

das stolze: „Von jetzt ab wird jedes Kind mir geboren!“ Aber auch in seiner hohen Zeit, da er voller Wimpel und Musik war, blieb der Illyrismus weit davon entfernt, wirklich Massen zu fassen. Blut und Atem empfang er von der dünnen Bildungsjugend des noch unentwickelten Landes; Dichter und Literaten, Universitätshörer und Priesterseminaristen, Advokaturkonzipienten und Gespannschaftsjuraten formten das schwache Fähnlein seiner Anhänger, und so wenige waren ihrer, daß sich fast alle kannten und mündlichen oder brieflichen Verkehr pflogen; „*Novine*“ und „*Danica*“ kamen niemals auf sechshundert Bezieher, und als Vraz die Zeitschrift „*Kolo*“ herausgab, verkaufte die Matica vom ersten Heft neunzig, vom zweiten siebenundvierzig und vom dritten zwanzig Stück!

An den Brüsten der deutschen Romantik war der Illyrismus gesäugt, wenn auch nicht von jedem seiner Köpfe wie von Vukotinović zu sagen war, daß er kraft deutscher Erziehung seine Vorwürfe deutsch erfasse und durchdenke und dann erst ins Kroatische übertrage. Gaj gab selbst seine berühmte Kroatenhymne erst auf Deutsch als „Wiederbelebung Croatiens“ in Druck; Vraz war mit der deutschen Dichtung ganz auf du und du; Kukuljević lehnte sich bei seinen Bühnenspielen eng an Körner und Kotzebue an und folgte in seinem „Was ist des Slawen Vaterland?“ Wort für Wort dem Liede Arndts; Demetar schrieb, Schillers „Kabale und Liebe“ vor sich, den Text zur ersten Oper des ersten illyrischen Komponisten Vatroslav Lisinski; Schiller, Goethe, Seume, Graf Friedrich Stolberg wurden auch sonst mannigfach von illyrischen Poeten wie Trnski, Mihano-
vić, Antun Nečić, Stjepan Marjanović und Ferdo Rušan

nachgedichtet. Sehr oft war die deutsche Bildung ein dicker Wall, durch den sich der nationale Gedanke mühevoll und langsam seinen Weg zum kroatischen Herzen bohren mußte; in ihren offenerzigen Tagebüchern verzeichnete Dragojla Jarnevićeva, die „kroatische George Sand“, die bedeutendste der Frauen, die wie die Schwestern Krizmanić, Javna Cacković, Josefina Vančas und Marija Matinićeva vom Illyrismus an sich gezogen wurden, getreulich die innere Wandlung von deutscher Gesittung zu nationalkroatischer Kultur und illyrischer Wiedergeburt. Die Angehörigen der älteren Generation freilich waren fast sämtlich gegen solche Entwicklung gefeit; ihnen galt in den Versen von Pavao Stooš die Klage der „betäubten Göttin des kroatischen Landes“:

Andres Volk erfreut sich seiner,
aber mein Sohn schämt sich meiner.
Da schon seine Sprache der Kroat vergißt,
möcht' er, daß er andren Volkes ist.
Viel' verschmähn ihr Volkstum; Scham sie brennt,
wenn der Fremde sie Kroaten nennt;

sie spotteten nur über die „Illyromanie“, und die beiden deutschen Zeitungen Agrams erwähnten die ganze illyrische Bewegung in den beiden ersten Jahren nicht mit einem Sterbenswörtchen.

Nach Dalmatien als einem alten kroatischen Sprach- und Stammland blickten die Illyrer von Anbeginn mit besonderen Hochgefühlen; schier über Gebühr huldigten sie der ragusäischen Dichterschule, deren Hauptwerk, den „Osman“ des Gundulić, die „*Matica Ilirska*“ als erste ihrer Ausgaben neu auflegte. Auf einer Fahrt durch

die wichtigsten dalmatinischen Städte gelang es Gaj im Jahre 1841 mit seiner bestrickenden Art, Seelen zu fangen, und auf dalmatinischem Boden, wo er seinen Leutnantssäbel durch Zaras Gassen schleppen ließ, empfangend ein wenig später Petar Preradović, für die nächsten Jahrzehnte der vorderste unter den Dichtern seines Stammes, den entscheidenden inneren Ruck vom Deutschtum zum Kroatentum und veröffentlichte in der dort erscheinenden „*Dalmatinska Zora*“ die ersten seiner leidenschaftlichen Weckrufe. Aber nicht nur glaubte von Fiume aus eine besondere Schule unter Frano Kurelac, dem die Agramer Richtung zu wenig volkstümlich und zu deutsch war, mit einer dem Kajkawischen angenäherten Schriftsprache die kroatische Wiedergeburt besser zu fördern, sondern vor allem standen den 490 482 Slawen in Dalmatien samt Küstenland 398 000 wirkliche oder vermeintliche Italiener gegenüber, und mit romanischer Kultur waren samt und sonders die Gebildeten durchtränkt. Die allerwenigsten blieben wie Tommaseo, aus dem Schwarm aufragender italienischer Geistesarbeiter südslawischen Blutes, unter der neuen Haut ihres Ursprungs eingedenk; da es nach Stjepan Mitrov Ljubišas Bekundung 1848 an der ganzen Küste zwischen Antivari und Zara „in der gebildeten Schicht nur sieben Leute“ gab, „die das Bewußtsein ihres Namens und ihrer Herkunft nicht vergessen hatten“, blieb Dalmatien für die Aussaat des illyrischen Gedankens steiniger Fels.

7.

Als Fleisch von ihrem Fleisch und Geist von ihrem Geist sahen die kroatischen Illyrer die Serben an. Schon

1833 schrieb Vukotinić, der als Jurat auf dem Preßburger Landtag weilte, daß es „der Wunsch jedes ehrlichen Kroaten sei, sich mit den Serben zu vereinigen“; Mato Topalović meldete Gaj schwärmerisch, daß nur sein Leib in Kroatien sei, seine Seele indessen auf den Bergen Bosniens, Serbiens und Bulgariens umherirre, schauend, was dort geschehe; Demetar besang die Verkündung der serbischen Verfassung von 1839 als „Troost für Illyrien“:

Was dir der übermächt'ge Feind,
Illyrien, einst entriß,
Serb' und Kroat geeint
bringt es zurück gewiß!

aus Vuks Volksliedersammlungen druckte die „Danica“ häufig ab, und seine Schriften wurden „in jedem Winkel“ des Agramer Priesterseminars, dessen Zöglinge 1840 auch den Vidovdan feierten, so eifrig wie heimlich gelesen; Urban Jarnik pries „unseren berühmten illyrischen Anacharsis“ Dositej Obradović; Vjekoslav Babukić trug sein Leben lang Dositej im Herzen und trat als Herausgeber von Vitezovičs „*Odiljenje*“ dafür ein, daß sich die Kroaten neben der Latinica an die Kyrillica gewöhnten. Berlić, Verfasser einer 1830 erschienenen Grammatik der illyrischen Sprache, war gar für Annahme des kyrillischen Alphabets durch sämtliche Illyrer, Graf Drašković schrieb sein Tagebuch Kyrillisch, und Gaj dachte einen Teil seiner Zeitung in dieser Schrift zu drucken.

Aber wenig Widerhall fand Vukotinićs schönes Wort: „Unser Nachname ist Illyrer, unsre Taufnamen sind verschieden: Kroaten, Dalmatiner, Slawonier, Crnagorcen, Bosnjaken, Serben und so weiter“, denn älter und verwurzelter als bei den Kroaten, hatte sich das National-

gefühl der Serben schon so kräftig durch die Tat offenbart, daß sie der literarischen Zeichensprache entraten konnten, und seit Karadjordje war ihr Name zum alten Ruhm so mit jungem Lorbeer gekrönt, daß sie keinerlei Lust verspürten, ihn gegen die blutlos ausgeklügelte Gelehrtenbezeichnung Illyrer auszutauschen. Zwar begrüßte unter den ungarischen Serben der alte Sava Tekelija, bekannt seit dem Kirchen- und Nationalkongreß von 1790, Verfasser deutscher und lateinischer Abhandlungen über die Erziehung der serbischen Jugend und die Abkunft der Walachen, Gaj in freudigen Versen; Dimitrije Tirol, der 1828 in Temešvar eine nur kurzlebige „Gesellschaft der Freunde der serbischen Literatur“ gegründet hatte, folgte ihm, und Dr. Petar Jovanović, Direktor des serbischen Gymnasiums in Neusatz, gab in den vierziger Jahren die „*Bačka Vila*“ mit illyrischer Färbung heraus. Auch spendete Fürst Miloš für die „*Matica Ilirska*“ hundert Dukaten, seine Nichte Anka Jevrema Obrenovića nannte sich „eine Illyrerin aus Serbien“, und 1843 wurde Gaj in Belgrad vom Fürsten Aleksandar ebenso freundlich aufgenommen wie fünf Jahre vorher in Cetinje von dem montenegrinischen Vladika Petar II., dessen kleines, doch reisiges Land er als serbisches Sparta gepriesen hatte. Aber in den Belgrader „*Srpske Narodne Novine*“ ging von Neusatz aus der um den geistigen Aufstieg des Südslawentums sehr beflissene und wohl verdiente Sekretär der „*Matica Srpska*“ Teodor Pavlović gegen den Illyrismus heftig an und empfahl, wie Jovan Subotić im „*Letopis*“ von 1839, den Gebrauch des serbischen Namens für alle Südslawen, da auch Kroaten und Slowenen nur Serben westlichen Bekenntnisses seien; Sima Milutinović

warnte, obwohl er Gaj zu Ehren seine Leier zu einer Ode gestimmt hatte, die kroatischen Brüder vor Aufgabe des eigenen zugunsten eines fremden Namens; der Berufenste, Vuk Karadžić, nannte es „töricht, wenn wir zustimmen wollten, daß wir unseren berühmten Namen aufgeben und einen anderen, toten annehmen, der heute an sich nichts bedeutet“, und wie sich eine illyrische Lesehalle in Belgrad nicht lange zu halten vermochte, so schlug die illyrische Bewegung im Fürstentum nirgends rechte Wurzel.

Da die katholischen Klöster in Bosnien einen Teil ihrer begabteren Zöglinge zur besseren Ausbildung in das Habsburgerreich zu senden pflegten, geriet der Franziskaner Martin Nedić auf dem ungarischen Seminar zu Waizen in den Bannkreis des Illyrismus, besang in einem 1835 zu Karlovci herausgegebenen Epos Elend und Plage der armen bosnischen Raja und verherrlichte in späteren Versen den „honigsüßen Namen Illyrer“. Nicht minder verspürte der junge Fra Grgo Martić auf dem Seminar zu Stolni Biograd einen starken Hauch des Illyrismus und sah bald seine Erstlinge in „*Danica*“ und „*Kolo*“ gedruckt. Am unbedingtsten aber verfiel Fran Jukić, der die Kutte des gleichen Ordens trug, dem Zauber Gajs, dessen Bekanntschaft er 1838 machte; bei einem Besuch in der kroatischen Hauptstadt vier Jahre nachher war er von den vermeintlichen Fortschritten des Illyrertums hingerissen und fand zu Unrecht ganz Agram illyrisch; in jeder Falte seiner glühenden Seele Illyrer, sandte er aus dem heimischen Kloster zu Fojnica nicht nur den Zeitschriften der Bewegung Beiträge meist geographischer und geschichtlicher Art, sondern suchte auch unter den Franzis-

kanern die neue Rechtschreibung einzubürgern und illyrische Literaturzirkel zu gründen; selbst von Träumen einer politischen Umwälzung, eines Aufstandes gegen die verhaßten osmanischen Zwingherren, wetterleuchtete es in seiner Brust. Aber da nicht nur seiner Heimat die unerbittliche Faust der türkischen Paschas und bosnischen Feudalen würgend an der Kehle saß, sondern ihm auch seine in Italien erzogenen, dem Nationalgedanken unzugänglichen Confratres, an der Spitze der italianisierte Bischof Barišić von Sarajevo, mit Verleumdungen und Anzeigen hart zusetzten, mußte er einsam, ein Rufer in der Wüste bleiben.

8.

Von den Kärntner und Steirer Slowenen, die an sich dem Brennpunkt des Illyrismus nahe wohnten, nahmen außer dem Poeten Stanko Vraz Historiker wie Trstenjak und Caf den illyrischen Feldruf auf. Aber diese slowenischen Illyrer blieben Einspänner, und in das Herzland Sloweniens, Krain, vermochte der Illyrismus seine Wurzeln erst recht nicht zu treiben, weil es bereits eine literarische Ueberlieferung sein eigen nannte. Wenn zu Beginn des Jahrhunderts die Geistlichkeit, dem Jansenismus hold, für die religiöse und moralische Hebung der Volksmasse mancherlei getan hatte, so trat um die Zeit, da Gaj seine Fahne entfaltete, mit dem Kreis um den Musenalmanach „*Kranjska Zhebeliza*“ der dritte Stand in die Literatur ein. In einem Lande ohne einheimischen Adel und mit ganz verdeutschem Bürgertum, das unter 450 082 Einwohnern 446 542 Slawen zählte, aber nicht eine einzige rein slowenische Volksschule aufwies, wollten die jungen Schwärmer und Eiferer um die „Krainische

Biene“, deren Haupt der rührige Laibacher Bibliothekar Matija Čop war, nicht volkstümlich im Sinn der Bauernschaft sein, sondern die Nationalisierung der Bildungsschicht betreiben; auch Vraz hatte erwähnt, daß man etwas brauche, „was die Nationalität im Mittelstand weckt“. Auf dieser Grundlage erhob sich France Prešeren, der in der Literatur wie der Philosophie der Deutschen gleich gut zu Hause war, zur Höhe echten und erhabenen Dichtertums. Hörte Matez Ravnikar auf Kopitars Rat, „keinen Satz zu schreiben, ohne überzeugt zu sein, daß ihn jeder Bauer versteht“, und suchte er in der Einleitung zu einer Uebersetzung von Christoph Schmid's Erzählungen aus der Heiligen Schrift durch Reinigung der Muttersprache und Uebernahme von Wörtern aus anderen slawischen Mundarten eine neue slowenische Schriftsprache zu schaffen, so hatte Prešeren es der Goldschmiedearbeit beider zu danken, daß ihm die einfache Volkssprache zum Rohstoff und Werkzeug großer Kunst-dichtung wurde. Der Mundart, von der er selbst kündete:

Deutsch sprechen in der Regel hierzulande
die Herrinnen und Herren, die befehlen,
slowenisch die, so von dem Dienerstande,

durch sein poetisches Werk dauernden Platz in der Literatur erkämpfend, vollbrachte auch er, der die „slowenische Erde“ besang, das „teuerste Land, das kaum jetzt Gräber für uns hat“, ein Stück nationaler Aufrüttelung seines Stammes. Aber nicht nur, weil er selbst Slowenisch in bleibende Werte prägte, widerstand er den Lockungen Gajs, sondern auch, weil er, ganz für organische Entwicklung eingenommen, im Illyrismus eine mechanische Konstruktion *a priori* sah. So prallte es an

ihm ab, wenn Vraz dartat, daß sich Kroaten und Slowenen nicht ferner stünden als Hannoveraner und Sachsen, und wenn Vukotinović für die kroatisch-slowenische Einheit eiferte; er wollte nicht einmal seine Verse in der „*Danica*“ abgedruckt sehen, und ärgerlich schalt Gaj auf die „Krainier Separatisten“.

Berichtete der Kreishauptmann Waldheim in dem steirischen Cilli, in seinem Amtsbereich bestehe für den Illyrismus so wenig Anklang, „daß sogar die zum nämlichen slawischen Volksstamm, den Slowenen, gehörigen Krainer von den Wenden als Fremde angesehen und mit keinem günstigen Auge betrachtet werden“, so klappten in der slowenischen Literatur nicht nur die Unterschiede zwischen den Stammesmundarten. Zu dem altüberlieferten ABC Bohoričs hatte Franc Metelko versucht, die Schriftsprache auf den lautlichen Grund des Unterkrainger Dialekts zu stellen, und 1824 entwarf Peter Danjko in seinem „Lehrbuch der windischen Sprachen“, von der oststeirischen Mundart ausgehend, noch eine abweichende Rechtschreibung. So liefen drei Alphabete, die *Bohoričica*, *Metelčica* und *Danjčica*, nebeneinander her, als der Illyrismus den Slowenen die Annahme seiner, der Gajischen Rechtschreibung nahelegte; 1839 ließ Vraz einen Band slowenischer Volkslieder als erstes Buch in der *Gajica* drucken. Als nach manchen durch die argwöhnische Zensur vereitelten Versuchen 1843 Dr. Janez Bleiweis in Laibach die „*Novice*“, ein Fachblatt für Bauern und Handwerker, herauszugeben begann, das schon im zweiten Vierteljahr achthundert Bezieher zählte, warf sich die Frage einer gemeinsamen slowenischen Rechtschreibung von selbst auf, da die Zeitung allen Slowenen zugedacht

war und in sämtlichen Teilen ihres Stammesgebiets Mitarbeiter hatte. Nach fast zwei Jahrzehnten Wiener Aufenthalts war Bleiweis so von deutscher Bildung durchdrungen, daß er sich erst mühsam in die Muttersprache hineinarbeiten mußte; auch war er kein Fürsprecher höherer Geistigkeit, sondern ein hausbackenes Gemüt, ein, wie er wohl genannt wurde, „Kopitar ohne Genialität“, aber beraten von einigen Klerikern, die auf dem Karlstadter Seminar Gajs Bann verfallen waren, und durch die Bedürfnisse des Alltags gezwungen, führte er 1846, obwohl zeitlebens geharnischter Gegner der illyrischen Ideen sonst, die *Gajica* in seinem Blatte ein. Damit war dieser Rechtschreibung der Boden in Slowenien erobert und für die geistige Einheit zunächst der Slowenen der Grund gelegt. Sie national wachzurütteln, trugen die schmetternden Gesänge bei, die Ivan Vesel Koseski in den „*Novice*“ anstimmte; in Begrüßungsversen für Kaiser Ferdinand, der 1844 Laibach besuchte, erklang zum ersten Mal der Begriff Slovenija, und da auf Bleiweis' Betreiben im folgenden Jahre bei der Jubiläumsfeier eines Geistlichen ein slowenisches Zweckgedicht Prešerens laut aufgesagt wurde, und 1846 die Schauspielerinnen des deutschen Theaters zu Laibach unter gewaltigem Beifall der Hörer ein slowenisches Lied einschoben, verfielen die k. k. Behörden sofort auf den abgeschmackten Gedanken, daß der harmlose Leiter der harmlosen „*Novice*“ von den Moskowitern mit „silbernen Rubeln“ gekauft sei.

9.

Nicht umsonst reichte die illyrische Leier Gajs bis zum bulgarischen Varna. Im „*Kolo*“ machte Vraz seine Leser

mit den Bulgaren bekannt, indem er nicht wenige ihrer Volkslieder abdruckte, Stoos rief in einem seiner beliebtesten Gedichte in den illyrischen Reigen auch „die Bulgaren, Recken voller Waffenruhm“, und in einem Lied Ivan Mažuranić standen brüderlich nebeneinander gesellt

Serbe, Bulgare, Kroat
und mit ebnem Feld das Banat.

Aber wenn den Weckrufen des Illyrismus von dem östlichsten Stamm des Südslawenvolkes kein Widerhall kam, so dehnte er doch schon die Glieder im ersten Erwachen. Die Bulgaren im osmanischen Reich, die der Franzose Blanqui 1841 auf einer Reise durch ihr Gebiet als „bescheiden, klug, sparsam und besonnen“ erkannte und als „Deutsche der Türkei“ bezeichnete, standen zwar zu sehr unter dem unmittelbaren Druck der fremden Herren, als daß sich der nationale Funke von selbst in ihrer Seele hätte entzünden können. Aber in Rumänien saßen, in Bukarest, Krajova, Galac und Braila, einige Zehntausende ausgewanderter Bulgaren, die ähnlich wie ihre Stammesgenossen in Rußland, namentlich zu Odessa und Kischinew, nicht nur eine Mittelschicht von Krämern und Handwerkern, sondern auch eine Oberschicht vermögender Großhändler und Bankleute aus ihrem Schoß entwickelt hatten, und selbst die bulgarischen Siedlungen in Konstantinopel und Smyrna boten als Sammelplätze städtischen Gewerbes und wachsenden Wohlstandes besseren Boden für geistigen Aufstieg als die unbewegte bäuerliche Masse zwischen Donau und Marica. Schienen diese Träger von Besitz und Bildung unter den vergriechenden Wirkungen der fanariotischen Klerisei auch

unrettbar dem Hellenismus verfallen, so wirkte 1829 doch das Werk eines jungen Ukrainers aus Ungarn, Venelin, der durch bulgarische Emigranten in Bessarabien auf das Problem ihres Volkes gekommen war und sich mit Vergangenheit und Gegenwart der Bulgaren historisch auseinandersetzte, wie der Funke ins Pulverfaß; Georgi Pesakov feierte später diesen Fremden in einer Ode als den „Erneuerer bulgarischen Volkstums“, und in der Lebensbeschreibung des früh Verstorbenen rühmte Palauzov ihm nach, daß er „unsere Bulgaren“ aus Jahrhunderte währendem, tiefem, totenähnlichem Schlaf aufgeweckt habe. Vor allem fühlte unter dem Einfluß Venelins der Großkaufmann Vasil Aprilov in Odessa, bis dahin eifriger Mäzen griechischen Geistesstrebens, in seiner Brust die Neigung für den eigenen Stamm entbrennen und tat sich mit einigen Gleichgesinnten zusammen, um durch Gründung von Unterrichtsanstalten nationalen Gärstoff ins Volk zu tragen. Auf ihr Betreiben erstand 1835 in Gabrovo die erste bulgarische Schule nach westeuropäischem Vorbild, in der in neubulgarischer Sprache gelehrt wurde. Ihr Leiter, Neofit Rilski, hatte, obwohl geistlichen Standes, den inneren Beruf, Bahnbrecher weltlicher Bildung zu sein, denn aus seiner Feder gingen nicht nur eine bulgarische Grammatik und ein bulgarisches Wörterbuch hervor, sondern seinem Munde entströmte auch die Mahnung an die Blutsbrüder, zuerst Schulen, dann Kirchen und Klöster zu bauen, zuerst auf bulgarisch die unentbehrlichen Lehrbücher, dann das Alte und Neue Testament zu drucken. Während sich nach dem Muster von Gabrovo Volksschulen bald in Kotel, Kazanluk, Sistovo, Trnovo, Sofija, Stara Zagora, Schumla,

Plevna, Rustschuk und Kalofer erhoben und die vierziger Jahre auch schon die Grundrisse von Gymnasien und Mädchenschulen aufwiesen, stellte 1838 der Archimandrit Teodosi Sinaicki in Salonik die erste bulgarische Druckpresse auf, die in den fünf Jahren ihrer Tätigkeit allerdings nur vier Bücher herausbrachte. Dafür ließ Fürst Miloš, der auch Neofit Rilski gern als Bischof von Šabac gewonnen hätte, in der serbischen Staatsdruckerei sieben bulgarische Bücher herstellen.

Ganz auf die Zwecke der Volksbildung zugeschnitten, verleugneten die ursprünglichen Erzeugnisse der neubulgarischen Literatur ihren lehrhaften Wesenszug nicht. Aprilov selbst gab 1841 die „*Dennica bolgarskago obrazovanija*“, der Archimandrit Neofit Hilendarski ein Buch über Kindererziehung, der Lehrer Fotinov eine allgemeine Erdbeschreibung heraus. Seit 1844 erschien in Smyrna unter Fotinovs Leitung die Zeitschrift „*Ljuboslovije*“, die Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Sittlichkeit behandelte, und 1846 trat Bogorov, der schon vorher achtzig bulgarische Volkslieder und Sprichwörter und eine bulgarische Grammatik hatte drucken lassen, in Leipzig mit der ersten bulgarischen Zeitung „*Bolgarski Orel*“ auf den Plan; „wie die Walachen, Serben und Griechen“, steckte er das Ziel, „ihre Freiheit erobert haben, um mit den andern europäischen Völkern in Wissenschaft, Bildung usw. zu wetteifern, so müssen auch wir Bulgaren anfangen, uns als Volk zu fühlen, das die gleichen Rechte mit den andern europäischen Völkern hat“; auch als der „Bulgarische Adler“ 1847 als „*Carigradski Vestnik*“ nach Konstantinopel übersiedelte, führte das Blatt seine Aufgabe getreulich weiter.

Ob so der Illyrismus die Bulgaren nicht erreichte und die Serben nur streifte, die Slowenen zur Abwehr reizte und auch die Kroaten nicht in den Tiefen packte, war er dennoch nicht nur Wind, der eine Harfe zum flüchtigen Tönen bringt. Zwar vermochte er als Spiel politischer Kräfte in Kroatien das ständisch-feudale Urwesen des Landes nicht umzuwälzen, aber er schuf doch die erste Voraussetzung dazu, indem er das tote Latein in die Rumpelkammer warf und die lebendige Volkssprache in die Aemter einführte, und arbeitete dem revolutionären Werk der nationalen Befreiung vor, indem er die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller kroatischen Gebiete deutlich machte. Dem literarischen Illyrismus wiederum blieb das große Kunstwerk aus, das überzeugender gepredigt hätte als hundert wortreiche Aufrufe, aber mit der neuen Rechtschreibung und der einheitlichen Schriftsprache legte er nicht nur geistige Grenzschränken zwischen Kroaten und Kroaten nieder, sondern schlug auch zu den Serben eine Brücke. Gaj und Vuk ergänzten sich. Nachdem ihr Werk auf feste Grundmauern gestellt war, hatte den auch die Literatur durchhallenden Wirkklang der Mundarten eine einzige serbokroatische Schriftsprache abgelöst, die in Belgrad und Agram mit anderen Lautzeichen, doch mit nur geringen dialektischen Unterschieden geschrieben wurde. Stand von dieser Seite der literarischen Einigung der Serben und Kroaten ein wesentliches Hindernis nicht mehr im Wege, so zündete mit dem Illyrismus überdies wo nicht in den Massen, so doch in den Köpfen derer, die sich zu Führern der Massen berufen

glaubten, zum erstenmal der große Gedanke der Volkseinheit aller Stämme zwischen Villach und Varna, zwischen Triglav und Pontus.

Das Gefühl, daß Serben, Kroaten, Slowenen und Bulgaren „Illyrer“, daß sie alle Südslawen waren, konnte in den besten Geistern nicht mehr verlöschen, und wenn der nächste Frühlingswind das Eis zum Bersten, die Massen in Bewegung brachte, war die Losung da.

VII.

Für Freiheit und Volkstum

Als im Mai 1848 „von den Serbiern, den Walachen, den Völkerparteien in Ungarn“ die Rede ging, wies Varnhagen von Ense, wie in seinen Tagebüchern zu lesen steht, darauf hin, daß die Erschütterungen der Welt nicht nur den Zweck hätten, „uns möglichst prompt einige liberale Formen zu liefern“, sondern daß das Schicksal überall „die Grundsuppe des Volkstums“ aufwühle und eine neue Gestaltung aller Staaten und aller Staatenglieder unternehme. In der Tat stellte das Revolutionsjahr für Deutschland die politische, für Frankreich die soziale, für Oesterreich dagegen die nationale Frage in die leidenschaftlichste Erörterung, und von allen niedergehaltenen Nationalitäten des Habsburgerreichs wiederum kochte „die Grundsuppe des Volkstums“ bei keiner brodelnder auf als bei den Südslawen.

1.

Zwar hallte der Ruf nach konstitutionellen Freiheiten auch von dem Glockengestühl ihrer Türme. Als das neue und unerhörte Geschehn in Paris, Berlin und Wien die Serben Südungarns aufstörte, heischte das Volk in

Semlin die Abschaffung der Pachtabgaben, der Verzehrsteuer, der Militärpässe und sogar des Gemeindegewerbesteuerhauses, in Pančevo erhob sich die Bürgerschaft gegen eine Steuererhöhung und wider einen verhaßten Militärkommissar, und allenthalben wurden die verzopften und verhockten Stadtbehörden davongejagt und durch Anhänger des „Zeitgeistes“ ersetzt. Bei den Kroaten forderte Ivan Kukuljević am 17. März vor dem Agramer Magistrat die Rechte, die den Magyaren geworden seien, auch für die Bürger der kroatischen Hauptstadt: Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Niederlegung der Roboten, Vertretung des Volks ohne Unterschied der Stände in einem gesetzgebenden Körper und Bildung einer Nationalgarde, und acht Tage später sprach sich eine von Gaj und Kukuljević einberufene große Versammlung für verantwortliche Volksregierung, Parlament, Beseitigung der Leibeigenschaft und der Adelsvorrechte aus. Nicht minder klangen, vielleicht etwas gedämpfter, die Märzforderungen und Märzerrungenschaften bei den Slowenen an. Aber schon an der Schwelle ihrer Bewegung taten die Südslawen dar, daß sie die Losung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht allein auf den Einzelmenschen, sondern auch auf die Volkseinheit angewandt wissen wollten; Šuleks Stichwort: Freiheit im Volkstum und Volkstum in der Freiheit! fand nicht nur bei den Lesern seiner Abhandlungen in den Agramer „*Narodne Novine*“ begeisterten Widerhall, und auf der ganzen Linie ward der Kampf für die nationale Existenz eines Volkes gerüstet, das allgemach zur Bedeutung seiner Geschichtlichkeit erwacht war.

Als wesentlichstes Unterpfand nationalen Daseins erschien die Volkssprache, die so lange als Aschenbrödel in die Küche verbannt gewesen war, aber in dem großen Hochzeitsjahr 1848 wie eine Prinzessin geschmückt und ins Brautgemach geleitet werden sollte. Die ersten Wünsche der ungarischen Serben schon zielten auf den freien Gebrauch ihrer Sprache bei der Behandlung ihrer inneren Angelegenheiten; bald flogen in Gemeinden hier und da die Kirchenbücher in die Flammen, weil seit einigen Jahren harter Zwang nur mehr magyrische Eintragungen duldeten, und als am 13. Mai rund fünfzehntausend Menschen in Karlovci, dem rebenumkränzten Donaustädtchen und alten Bischofssitz, zusammenströmten und unter Leitung des Mitropoliten Rajacić anstatt auf einem der überlieferten National- und Kirchenkongresse ihr Herz ausschütteten, war die Erhebung des Serbischen zur Würde einer Amtssprache bereits eine kaum noch zu erwähnende Selbstverständlichkeit. Die Agramer Versammlung vom 25. März verlangte die Einführung der Volkssprache auch in die Kirche, wie sie seit kurzem in Verwaltung und Schule herrschte; der zwölfte der von einem Ausschuß des kroatischen Landtags zusammengestellten Programmpunkte legte im Juni 1848 fest, daß als Amtssprache dieser Königreiche ausschließlich die Volkssprache zu gelten habe; die Bewohner Syrmiens schickten eine der zeitüblichen Abordnungen nach Wien und heischten den Gebrauch der Volkssprache in der Verwaltung; auch den Militärgrenzern, die bisher deutsches Befehlswort in stummem Gehorsam gehalten hatte, verhiß ein Aufruf des Banus vom 10. Juli den Einzug der eigenen Sprache

in Amt und Gericht, und so eifersüchtig gebärdete sich junger Nationalstolz, daß ein Antrag auf dem Agramer Sabor die zum Wiener Reichstag entsandten Vertreter verpflichten wollte, zurückzukehren, falls es nicht zugelassen werde, daß sie dort kroatisch redeten. Aus Laibach erging ebenfalls schon im März, von Dr. Bleiweis und anderen im Namen Krains unterzeichnet, eine Bittschrift an den Kaiser, die für die heimische Mundart dieselbe Achtung in Anspruch nahm, wie sie das Deutsche genoß, und im „*Slovensko društvo*“, das in der krainischen Hauptstadt entstand, und in ähnlichen nationalen Gesellschaften, die sich zu Klagenfurt, Görz und Triest bildeten, wurde der Aufstieg des Slowenischen in den Kreis des Unterrichts, der Verwaltung und Rechtsprechung mit am unbedingtesten und häufigsten verfochten.

Aber da zur Volkssprache ein fest umgrenztes Gebiet gehörte, auf dem sie ihre Hoheitsrechte unbestritten auszuüben vermochte, sprang bei jedem der drei süd-slawischen Stämme in Oesterreich der Wunsch nach Schaffung oder Sicherung einer eigenen nationalen Verwaltungseinheit lebendig auf. Sehr bald waren bei den Serben die Forderungen der kirchlichen und weltlichen Autonomie auf aller Lippen; die Mai-Skupština zu Karlovci erklärte „die serbische Nation für politisch frei und selbständig unter dem Hause Oesterreich und der gemeinschaftlichen Krone Ungarns“; es geschah, wie es der Dichter Ljubomir P. Nenadović sang:

Ein Patriarch ward ausgerufen,
Ein Vojvode ward geschaffen;
Für Volkstum und für Freiheit
Erhoben sie die Waffen!

Zum Patriarchen wurde der Mitropolit Josip Rajačić gewählt, der großen Einfluß auf das Volk besaß, zum Vojvoden der Oberst des Oguliner Grenzregiments Stevan Šupljikac erkoren, der mit seiner Truppe in Italien stand. Umfaßte die Vojvodenschaft nach flüchtigem Entwurf Syrmien, Bačka, Baranja und Banat nebst den zugehörigen Teilen der Militärgrenze, so sah eine sorgfältig ausgearbeitete Verfassung, die im Frühjahr 1849 ein besonders eingesetzter Ausschuß zu Papier gebracht hatte, dieselben Bereiche vor; sie betrachtete die Vojvodina als „selbständigen, unteilbaren, den anderen österreichischen Staaten gleichberechtigten Staat“, der die Wahl des Vojvoden durchs Volk vornahm, das allgemeine Wahlrecht zum Sabor besaß, Novi Sad als Mittelpunkt und Fahne und Wappen mit dem Fürstentum Serbien gemein hatte.

Was alles an Träumen von Zusammenfassung der kroatischen Lande den Illyrern als Luftspiegelung vorge-schwebt hatte, kam jetzt in Erdennähe. Die Agramer Volksversammlung vom 25. März war für die administrative Zusammenlegung Kroatien - Slawoniens mit Dalmatien und Fiume und den kroatischen Strichen der Militärgrenze, die den größten Teil des kroatisch-slawonischen Gebiets umfaßte; Sulek forderte sogar die Einbeziehung „Türkisch-Kroatiens“, des bis Una und Bihać reichenden Stücks von Bosnien. Als dann der Oberst des ersten Banal-Grenzregiments, Baron Jelačić, in nationalkroatischen Kreisen so beliebt, daß schon 1847 Pavao Stooß in einem Carmen Gott angerufen hatte, ihn „zur Höhe des dreieinigen Königreichs“ emporzuführen, im März 1848 wirklich mit der Banuswürde betraut

wurde, sandte er in einem Aufruf seine brüderlichen Grüße den Volksgenossen in Dalmatien, im kroatischen Küstenland, in Fiume und der kroatisch-slawnischen Militärgrenze, bedauerte beim Zusammentritt des Landtags die Abwesenheit der Dalmatiner und gliederte, als im Herbst der Entscheidungskampf begann, das Medjumurje zwischen Mur und Drau „für ewige Zeiten“, die freilich durch die Ungunst des Schicksals nur vier Wochen währten, dem Varaždiner Komitat an. Nicht minder entschieden schrieb man in Laibach und wo es sonst unter dem slowenischen Volk gärte, die Vereinigung aller Slowenen in Krain, Kärnten, Steiermark, Görz, Istrien und Triest in eine Verwaltungseinheit mit einem besonderen Landtag auf seine Fahne, und die Verwegensten träumten überdies von einer Einfügung der Stammesbrüder in Venetien und Ungarn in dieses „Königreich Slowenien“ oder wie es heißen sollte.

2.

Aber ob auch die Revolution der Südslawen nicht voll Ehrfurcht um der Urväter Hausrat herumging, und den Besten und Kühnsten die hohe Zeit ihres Volkes gekommen schien, brach doch bei diesen jungen, unentwickelten Stämmen nirgends in der Breite und Tiefe das unwiderstehliche Nationalgefühl durch, das die älteren, größeren Völker Europas auf der Schicksalsbahn voranriß. Auf dem üppigen Boden der gesegneten Gaue Südungarns fühlte sich vielfach der serbische Bauer und Bürger wirtschaftlich so wohl, daß ihm die nationale Frage nicht auf den Nägeln brannte; Serbe war man, weil man zur serbischen Kirchengemeinschaft gehörte.

Da so das Nationale noch immer religiös betont war, trat wie von selbst die einzige entwickelte und einflußreiche Bildungsschicht, die Geistlichkeit, an die Spitze der Bewegung, falls sie sich nicht überhaupt fernhielt; auf der Mai-Skupština in Karlovci war von den Erzpriestern nur einer zugegen, und der Bischof von Temešvar, Živković, hatte die Entsendung von Abgeordneten aus seinem Sprengel rund heraus verboten. Aber auch soweit sie wie der Patriarch Rajačić den Ereignissen Ziel und Richtung zu geben suchten, wurzelten die Diener der orthodoxen Kirche mehr im achtzehnten denn im neunzehnten Jahrhundert; der Nationalismus neuerer Prägung war ihnen, wie der „*Vestnik*“, das Amtsblatt der serbischen Erhebung, klärlich auswies, ein Buch mit sieben Siegeln, und was sonst überall den revolutionären Kampf für den nationalen Gedanken belebte, der demokratische Atem, fehlte ihrer leise tretenden Behutsamkeit ganz und gar. Mehr von den allgemeinen Leitideen des Jahres 1848 war eine Gruppe junger Leute erfaßt, die in Karlovci die Gesellschaft „*Srpski Napredak*“ unter Dr. Danilo Medaković, einem früheren Besucher deutscher Hochschulen, gründeten und das Blatt „*Napredak*“ herausgaben, das eine Zeitlang, um dem Zugriff des Feindes rasch entweichen zu können, auf einem vor Neusatz vertauten Schiff gedruckt wurde. Ließen sich die Nachläufer Rajačićs als Kirchlich-Nationale bezeichnen, so konnten die Anhänger Dr. Medakovićs als Fortschrittlich-Nationale gelten, aber nach Zahl und Einfluß waren sie weit schwächer; vielfach mangelte gerade der Ober- und Mittelklasse jene Opferwilligkeit, mit der die Führer gerechnet hatten; Jovan Sterija Popović malte später

in seiner Komödie „*Rodoljupci*“ das Urbild des vorsichtigen Patrioten, der die serbische Kokarde unter den Kleidern und auf dem Rock die magyarischen Farben trug.

Ueber den „voraussetzungslosen Radikalismus“ des Agramer Landtags, der alle bestehenden Verfassungszustände bekämpfe, sich gegen jede überlieferte politische Sitte richte, die bisher gültige Gliederung des Staates verwerfe und eine vollständige Aenderung der Karte Oesterreichs verlange, geriet noch in der Rückerinnerung der bedächtige österreichische Geschichtschreiber Springer ganz aus dem Häuschen, aber trotz allem prallte auch der Weckruf des kroatischen Nationalismus nicht selten an taube Ohren. Unbekümmert um die Paukenschläge von Norden schief Dalmatien seinen festen und gesunden Schlaf. Vergebens hob eine Proklamation der Stadt Agram an alle dalmatinischen Gemeinden hervor, was sie verbinde, „ein Stamm, eine Sprache und eine Geschichte“, und auf die Bemühungen eines in Kroatien ansässigen Dalmatiners, Vladislav Vešić, seine Heimat wachzurütteln, raffte sich der einzige Ort Obrovac zu einem Glückwunsch an Jelačić auf; auch seine Mahnung an etliche kroatische Patrioten daheim, sich ans flache Land zu wenden, da die Städte rettungslos dem Italienerthum verfallen seien, verpuffte wirkungslos, und das Recht auf italienische Verhandlungssprache war es, was sich die Abgeordneten Dalmatiens auf dem Wiener Reichstag zu sichern strebten. Auch im kroatischen Küstenland saß der italienische Firnis allzu dick und fest über der slawischen Grundfarbe. Es kostete allerlei Schweiß und Zwang, in Buccari die italienische Magistratssprache durch Kroa-

tisch zu ersetzen, und nicht weniger heftig sperrte sich Fiume gegen den unerhört neuen Geist. Aehnlich sahen sich die siebzigtausend kajkawisch redenden Kroaten im Medjumurje durch eine Erziehung von Menschenaltern und durch die Lage vieler ihrer Felder, Weinberge und Wälder nach Ungarn gezogen. War in der Militärgrenze in den Banalregimentern noch am ehesten das Volksbewußtsein rege, so blieb in Slawonien wie auch in der illyrischen Zeit der magyarische Einfluß nicht gering; ein Baron Prandau, ein Graf Pejačević, ein Pfarrer Tallian hielten den Magyarern die Stange, das Viroviticer Komitat fiel den Magyarern in die Hände, seine Hauptstadt Osijek wählte Abgeordnete in den Pester Reichstag, und es bedurfte erst einer Eilreise des großen Menschenbezauberers Jelačić durch seinen Machtbezirk, um Slawonien für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Aber selbst im eigentlichen Kroatien hatte der Gegner seine Stützpunkte; wegen Widerspenstigkeit gegen die Weisungen des neuen Banus wurde der Obergespan des Agramer Komitats samt seinen Beamten seines Postens enthoben, und später mußte gegen die Magyarern scharf ins Zeug gegangen, gegen Emigranten sogar die Güterkonfiskation verfügt werden.

Am geringsten hatten die Slowenen den Sinn für politische Angelegenheiten im allgemeinen und für nationale Bestrebungen im besondern entwickelt. Die im Wiener Reichstag sitzenden Vertreter Krains und der slawischen Teile Kärntens und Steiermarks waren hauptsächlich auf ihre Stellung zur Bauernbefreiung hingewählt worden, traten im Parlament keineswegs als nationale Gruppe auf und stimmten nicht in einer Frage

einträchtig zusammen. Vielfach pochte ausgemachte Sonderbrötelei auf verstaubte Rechtstitel: Hie Krain! Hie Kärnten! und erstickte das slowenische Gemeinschaftsgefühl im Keim; vielfach lähmten Schwäche und Unentschiedenheit die nationale Politik der Slowenen, so wenn der Kärntner und der Steirer Landtag ohne Widerspruch seiner slowenischen Mitglieder die Unteilbarkeit dieser Herzogtümer beschließen und derart die Forderung einer Zusammenfassung aller slowenischen Landesteile durchkreuzen konnte.

Bei jedem der drei Stämme bewiesen denn jene Volksgenossen auf nationalem Felde am meisten Rührigkeit und Einsicht, die, fern vom gemächlichen Fluß des Geschehens in der Heimat, in größeren Städten der Fremde von den revolutionären Wirbeln gepackt wurden. In Pest, das stets aus allen Marken des Serbentums, auch aus Bosnien und dem Fürstentum Zustrom hatte, flatterte die erste serbische Petition des Märzens auf; zugleich beschloß der in Preßburg studierende tatkundigste Vortrupp der serbischen Jugend, als Sendboten durch die serbischen Lande zu schweifen und für die serbischen Rechte zu werben und zu wirken; dem jungen Dichter Bogoboj Atanacković wurde die obere Bačka, dem jungen Juristen Svetozar Miletić der Distrikt der Šajkašen, der Grenzer der Donauflottille, seinem Freunde Jovan Živković Syrmien als Arbeitsgebiet zugeweiht. Die Ereignisse in Kroatien befeuerte und beflügelte ein Aufruf der slawischen Hochschüler Wiens an das kroatische Volk, sich für Freiheit und Volkstum in die Schanze zu schlagen und einem Verwaltungsausschuß, bestehend aus Gaj, Kukuljević und Vraničanin, die

Macht zu übertragen, und die von Slowenen in Wien und Graz gegründeten Gesellschaften, die beide den Namen „Slovenija“ trugen und deren erste von dem jungen Sprachforscher Dr. Miklošić geleitet wurde, sahen und formulierten in nationalen Dingen weit klarer und schärfer als alles, was in Laibach und der Heimat sonst Träume spann und Pläne schmiedete.

3.

Wenn selbst ein entwickelteres slawisches Volk wie die Tschechen seine nationalen Ansprüche bald mit dem natürlichen Recht, dem Kinde der Revolution, bald mit dem historischen Recht, dem Bastard der Legitimität, begründete, lag den Südslawen eine ausschließlich revolutionäre Rechtfertigung ihrer Forderungen noch ferner. Die Slowenen allerdings vermochten sich beim besten Willen nicht auf das historische Recht zu berufen, denn der Hinweis auf alte Pergamente konnte nur ihre Trennung in geschichtlich überlieferte und anerkannte Verwaltungseinheiten wie die Herzogtümer Krain, Kärnten, Steiermark und die gefürsteten Grafschaften Görz und Gradiska samt ihrer Auslieferung an deutsche oder italienische Mehrheiten verewigen. Neben dem Tschechen Palacky gab darum im Verfassungsausschuß des Kremsierer Reichstags der Slowene Dr. Kavčič den entschiedensten Anwalt des nationalen statt des historischen Prinzips ab; weil die „unnatürliche Landesverbindung“ ebenso ein Fluch sei wie eine unnatürliche Ehe, schlug er eine Neugliederung Oesterreichs in vierzehn Nationalprovinzen vor, von denen zwei, die erste Slawisch-Steiermark, Krain und Küstenland, die andere Dalmatien umfassend, südslawisches Ge-

prägen trugen; Kroatien und Slawonien und die serbischen Striche Ungarns berührte sein nur auf das eigentliche Oesterreich zielender Entwurf nicht. Die geistlichen Wortführer der serbischen Bewegung dagegen zogen einzig und allein das geschichtliche Recht heran; keinem der Redner der Karlowitzer Mai-Skupština kam es bei, was dieser Frühling doch auf die Lippen legte, die Grundsätze der Demokratie, das Nationalitätenprinzip oder die unveräußerlichen Menschenrechte anzurufen; die Rede ging nur von den alten Privilegien und Pergamenten, die der Protosindjel Kačanski aus einem Kästchen holte und dem staunenden Volke vorwies. Auch was der von der Tagung eingesetzte Hauptausschuß in Druck gab, die „Aufklärung über die Forderungen des serbischen Volkes in Oesterreich“, war, nicht einmal gestreift von einem Hauch des Revolutionsjahres, eine durch und durch historische Abhandlung über die historischen Rechte des serbischen Volkes und die von ihm dem Hause Habsburg geleisteten historischen Verdienste, und als der junge Djuro Strati-mirović, einst k. k. Husarenleutnant, jetzt General des Serbenheeres, im Winter 1848 in Wien verhandelte, um die vor Zeiten von den Kaisern verheißene *Patriarchae et Vojevodaee libere eligendi potestas* verbürgt zu erhalten, fußten seine Forderungen auf den Verträgen von 1690 und 1691. Das altehrwürdige Staatsrecht wurde auch den Kroaten wie ein Tabernakel vorangetragen; der Agramer Landtag führte in seinem „Manifest des kroatisch-slawonischen Volkes“ das historische Recht: König Koloman, das Jahr 1526, die pragmatische Sanktion und die *constitutiones et articuli Slavoniae* ins Treffen. Immerhin erklärte er zugleich das natürliche Recht als „das größte

Recht, denn in der Natur ist Grundlage und Grundpfeiler jeden Rechts“; das Schriftstück erinnerte daran, daß das natürliche Recht, bis jetzt auf den Einzelnen beschränkt, sich in neuerer Zeit auf ganze Völker auszudehnen beginne und hob deutlich hervor, „daß es noch ein Volksrecht gibt, nach dem jedes Volk als Gesamtheit Recht auf Freiheit und vollendete Gleichheit unter den übrigen Völkern hat“. Ebenso stand Kukuljević mit einem Fuß auf dem Boden des historischen, mit einem auf dem des natürlichen Rechts, wenn er in den „*Novine*“ von der Regierung erwartete, „daß sie uns so schnell wie möglich jene Gegenden beigesellt, die nach Geschichte und Gesetz oder aber nach Blut und Abstammung unserem Staat oder unserem Volk angehören“. Sulek aber, fortgeschrittener als alle, warf die Frage auf, mit welchem Recht der Zusammenschluß von Kroaten und Serben gefordert werde, und antwortete kühnlich: „Mit demselben Recht, mit dem sich Italien zusammenschließt, mit dem sich Deutschland eint, mit dem sich Siebenbürgen an Ungarn bindet; also mit dem nationalen Recht!“

4.

Denn Unentwickeltheit hin, Rückständigkeit her, für Stunden wenigstens strahlte in diesem Jahr die Sonne der Demokratie in ganz Europa stark genug, um auch im Südosten des Erdteils die Eiswände wegzutauen, die unter dem alten Regime Stand, Glaube und historische Ueberlieferung zwischen den Teilen ein und desselben Volkes errichtet hatten; die Losung fiel: Freiheit und Volkstum!, und der Gedanke des einigen Südslawentums richtete sich wie ein gewappneter Ritter rüstig empor. Sofort im März änderten die „*Serbske Narodne Novine*“

in Pest ihren Namen in „*Sveobšte Jugoslovenske i Serbske Novine*“, und nicht nur die Dichter träumten den süd-slawischen Traum wie Branko Radičević, der in seinen berühmten Strophen: „Sturm, Serbe!“, der serbischen Marseillaise von 1848, seine Stammesgenossen aufrief, dem Bruder Kroat die Hand hinstrecken und gemeinsam auf den Magyaren loszuschlagen, denn als nach den Märzereignissen Serben wie Kroaten Abordnungen nach Wien sandten, traf Rajačić in der Hauptstadt mit Gaj und Kukuljević zusammen und verband sich mit ihnen durch den Beschluß, daß beide Stämme gemeinsam ihre Sache führen und der eine dem andern beistehen wolle. Auf der entscheidenden Versammlung in Karlovci am 13. Mai wimmelte es auch von Kroaten, und begeistert beschloß die Skupština ein Bündnis mit „den Brüdern gleichen Blutes und gleichen Stammes“ auf der Grundlage der Freiheit und vollkommenen Gleichheit; eng war die Vojvodina an das dreieinige Königreich Kroatien-Slawonien - Dalmatien anzuschließen; Agram sollte ein gemeinsames serbisch-kroatisches Ministerium und einen gemeinsamen serbisch-kroatischen Landtag bekommen, dessen Präsident der Banus von Kroatien, dessen Vizepräsident der Vojvode der Vojvodina wäre. Da Kroaten sogar an den Beratungen des Hauptausschusses teilnahmen, hatte Kukuljević Gelegenheit zu der stürmischen Erklärung, daß es zwar Rom und Byzanz gelungen sei, Serben und Kroaten zu trennen, daß aber jetzt starke brüderliche Bande beide verknüpften und nichts auf der Welt sie mehr auseinanderreißen könne; Rajačić schrieb an Jelačić, daß der Serbe fortan mit dem Kroaten „als Bruder mit dem Bruder“ leben wolle, und zu der feier-

lichen Amtseinsetzung des Banus erschien, jubelnd begrüßt, der Patriarch mit Gefolge in Agram, und während schon beim Einzug Jelacićs die bis dahin nicht geschaute Eintracht zwischen katholischer und orthodoxer Geistlichkeit Freudenausbrüche hervorrief, vollzog nunmehr der serbische Kirchenwürdenträger die Weihe an dem kroatischen Führer, dieses Ereignis als „das gute Glück und die herrliche Zukunft der südslawischen Völker“ ausdeutend. Vorher bereits hatte der Banus in seinen Aufrufen nie vom kroatischen, stets nur von „unserem Volk“ gesprochen, weil er beide Stämme als ein Volk ansah und mit anderer Benennung die Einigkeit zu stören fürchtete; jetzt verlangte der am 9. Juni von Ivan Mažuranić verlesene Bericht des Landtagsausschusses ein engeres politisches Bündnis nicht nur mit Dalmatien und der künftigen serbischen Vojvodina, sondern auch mit den benachbarten slowenischen Gebieten; die Vorstellung des Sabor an den König heischte eine nähere Verknüpfung „mit den übrigen südslawischen Gebieten des großen Kaiserreiches“, nämlich mit der serbischen Vojvodina und mit Untersteiermark, Kärnten, Krain, Istrien und Görz, und die Denkschrift des Landtags an den mit der Vermittelung zwischen Kroaten und Magyaren betrauten Erzherzog Johann legte rund und nett die Feststellung hin: „Wir sind mit den Serben ein Volk, so eng verbunden, daß uns nichts auf der Welt mehr trennen kann.“ Wohl blieben Unstimmigkeiten nicht aus. Hier und da nahm religiöse Beschränktheit willig Zuflüsterungen des schlaunen Gegners auf, daß es bei der Verbrüderung mit den Orthodoxen auf den Untergang des katholischen Glaubens abgesehen sei, und von Ungeduld und Unmut über das Zögern

der Kroaten gesengt, stellte Rajačić Mitte August Jelačić vor die Frage, wann er mit dem Kampf gegen die Magyaren Ernst zu machen gedenke. Aber als im September der Banus wirklich losbrach, bekannte das Manifest seiner Kriegserklärung feierlich: „Wir wollen unsere Sache nicht von der unserer bluts- und stammverwandten serbischen Brüder in Ungarn scheiden“, und den Magyaren, die im Winter einen Friedensfühler zu den Serben ausstreckten, antwortete Rajačić in einem fehlerhaften, aber unzweideutigen Deutsch, „daß wir uns in keine Friedensunterhandlungen ohne den Croaten und Slavoniern und Ihren Banus einlassen können“.

Ließ der Versuch des kroatischen Landtags, den westlichen Flügel der südslawischen Front näher an sich heranzuziehen, einflußreiche Führer des slowenischen Stammes wie Dr. Bleiweis und Bischof Slomšek kalt, so weckte doch die nationale Bewegung des kroatischen Nachbarn auch in Krain nicht wenig Teilnahme und Begeisterung. Nicht nur stolzierten entflammte Jünglinge im kroatischen Schnürrock und mit der illyrischen Kappe umher, auch „*Slovenija*“, das Vereinsblatt des „*Slovensko društvo*“, die erste wahrhaft politische slowenische Zeitung, feierte Jelačić als den „südslawischen Stern“, als „einen besseren Helden denn Kraljević Marko, einen stolzeren Ritter denn Miloš Kobilić“; in Gajs „*Novine*“ verbreitete sich ein Slowene über die Notwendigkeit, die chinesische Mauer niederzulegen, die die Kroaten wie Ausländer von den Slowenen trenne, und heischte Beseitigung der Zollgrenze zwischen beiden Gebieten. In der Wiener und Grazer „*Slovenija*“ war der politische Illyrismus Trumpf und zählte besonders auch in Oststeiermark und Kärnten

Anhänger; hier warb neben Andrej Einspieler der Kaplan Matija Majar für den Gedanken der südslawischen Einheit; eine Denkschrift, von ihm aus Klagenfurt in Umlauf gesetzt und aussprechend, daß sich alle Slowenen als ein Volk betrachteten, einen Landtag abhalten und „mit den Brüdern in Kroatien, Slawonien und Dalmatien in ein engeres Bündnis treten wollten“, bedeckte sich in kurzem allein in Steiermark mit mehreren tausend Unterschriften. Und während auf der Eröffnungssitzung des Agramer Sabor, von der Grazer „*Slovenija*“ entsandt, Dr. Kočevar die Kroaten als „Stütze des Südslawentums“ begrüßte und den Anschluß der Slowenen an sie für unausweichlich erklärte: „Ohne den Bestand des dreieinigen Königreichs hat auch Slowenien keinen Bestand und keine Zukunft“, sang Vesel-Koseski hingerissen sein „*Naprej, Slavenski Jug!*“ „Vorwärts, slawischer Süden!“

Von einem literarischen Schlagwort, das er bei den Illyrern gewesen war, hatte sich der südslawische Gedanke zu einer geläufigen politischen Losung gewandelt. Der Ende 1848 in Agram gegründete Verein „Slawische Linde im slawischen Süden“ arbeitete an der engsten politischen Verbindung der Kroaten mit den Slowenen und der serbischen Vojvodina und umriß als sein Ziel, „den Grundsatz der Freiheit des südslawischen Volkes im einheitlichen freien österreichischen Kaisertum zu verwirklichen und zu wahren“; die dort seit Anfang 1849 in deutscher Sprache erscheinende „Südslawische Zeitung“ machte sich zur Aufgabe, „das treue Organ der Südslawen zu sein“, die sie in jedem Betracht als ein einziges und einiges Volk behandelte, und ihr serbokroatisch geschriebenes Gegenstück, „*Slavenski Jug*“, trug auf Bildung

eines Nationalrats von Serben, Kroaten und Slowenen an, um über die Einigung der südslawischen Lande zu beraten und zu beschließen. Auch auf dem Slawenkongreß, den Ivan Kukuljević im März zuerst angeregt hatte und der im Juni zu Prag tagte, traten die Südslawen als besondere zweiundvierzig Köpfe zählende Abteilung auf. Der serbische Hauptausschuß in der Vojvodina hatte neben anderen den Protosindjel Nikanor Grujić, den Almanachherausgeber Pavle Stamatović und den Dichter Dr. Jovan Subotić entsandt; Vuk Karadžić fehlte nicht; aus der kroatischen Abordnung ragten die Dichter Vraz und Topalović und der Komponist Lisinski hervor; von den fünf Slowenen war der junge Gymnasialkatechet Anton Globočnik am bekanntesten. Den Leitsätzen der Karlowitzer Mai-Skupština und des Agramer Sabor getreu, verkündete Subotić im Namen der südslawischen Gruppe unter Zustimmung des Kongresses das Prinzip, daß sich jedes Volk im Rahmen der österreichischen Monarchie selber organisiere. Ein solches Volk waren die Südslawen, stolz flatterte die weißblaurote Trikolore, mächtig tönte die illyrische Leier.

5.

Ihr Klang drang den Südslawen außerhalb des Habsburgerreichs nicht nur bis ans Trommelfell. Mit vollem Recht nahm der Vorsitzende des Hauptausschusses in Karlovci den Titel *Vrhovni Vožd*, Oberster Führer, an, denn da Karadjordje ihn einst getragen hatte, sollte er jetzt eine Aufforderung für die Bewohner Bosniens, Serbiens und Bulgariens sein, sich der Bewegung ihrer Blutsbrüder anzuschließen. In Bosnien gährte es bereits. Schon im April fanden Popen aus dieser türkischen

Provinz den Weg zu Jelačić und baten als Sprecher der unterjochten Raja um Waffenhilfe gegen den Großherrn, aber Verdacht schöpfend, zog der osmanische Gouverneur Tahír Pascha so viel Truppen zusammen, daß allein ihre Zahl den Gedanken an eine Erhebung in den Köpfen erstickte. Auch der montenegrinische Vladika Petar II. Petrović, ein Dichter und ein Held, meldete sich zur Stelle, denn als im Mai Gerüchte surrten, daß die Venetianer Aufrichtung ihres früheren Staates mit Dalmatien und Cattaro anstrebten, mahnte er die Bochesen und Ragusäer, sich treu hinter Jelačić zu scharen und verhiess ihnen bei einem Einfall des Feindes den Beistand, bei einer Neigung zur Fremdherrschaft die Rache Montenegros. Zweimal bot er im Laufe des Jahres dem Banus kampfgeübte Hilfstruppen schwärmerisch an: „Dich hat das Schicksal an die Spitze der südlichen Slawen gestellt. Das ganze Volk hält die Augen auf Dich gerichtet und streckt die Hände nach Dir aus wie nach dem vom Himmel gesandten Messias.“ Doch Jelačić bat ihn nur, über seinen Antrag weghörend, die Bochesen im Gehege der Gesetzlichkeit zu halten.

Zwischen der Jugend des Fürstentums Serbien und der serbischen Teile Ungarns hatten sich kurz vor der Pariser Februarrevolution die ersten Fäden geknüpft. Schon in den dreißiger, erst recht in den vierziger Jahren entstanden akademische Vereine der ungarischen Serben in Preßburg, Pest, Prešova und Szegedin, deren Zusammenkünfte von Ueberschwenglichkeiten in gebundener und ungebundener Rede für die Zukunft des Serbentums und Slawentums widerhallten. Um die gleiche Zeit verspürte das vormärzliche Belgrad durch junge Serben aus dem

Fürstentum, die in Heidelberger und Freiburger, Hallenser und Leipziger Hörsälen gesessen hatten, einen schwachen Hauch vom Geist des jungen Deutschland; in der 1847 gegründeten „*Družina Mladeži Srbske*“ fand sich unter der Leitung Jevrem Grujićs alles zusammen, was unter dem heranwachsenden Geschlecht nationale und liberale Ideale im Herzen trug. Da im Januar 1848 die „*Družina*“ in unterirdischen Verkehr mit den Jugendgruppen „drüben“ trat, ergab sich zum erstenmal eine Art geistiger Einheit zwischen der Jugend der, wie man damals sagte, „beiden Serbien“. In diesem Belgrader Zirkel entfachte die Kunde von der Revolution helle Begeisterung und gebar den Entschluß, nicht nur den Brüdern jenseits von Save und Donau zu helfen, sondern auch durch den ganzen slawischen Süden hin einen Aufstand sämtlicher Volksgenossen zu rüsten; der Dichter Matija Ban machte sich, freilich ohne Erfolg, zu diesem Ende auf eine geheimnisvolle Reise nach Karlovci, Agram, Dalmatien und Cetinje.

Auch in der Volksmasse des Fürstentums keimte triebhaft Neigung und Hilfsbereitschaft für die um ihr nationales Sein ringenden Brüder im Nachbarreich, aber zur Formung einer öffentlichen Meinung war die Bauernschaft zu unentwickelt und niedergehalten. Als am 1. Juni in Kragujevac wieder eine Skupština zusammentrat, zu der auf je zweihundertfünfzig Steuerköpfe ein Abgeordneter gewählt war und an der Bischof und Mitropolit, Präsident des Appellations- und des Kassationshofes und Vorsitzender des geistlichen Gerichts, die Kreisvorsteher sowie ein Bezirksvorsteher und ein Geistlicher aus jedem Kreis als Virilisten teilnahmen, sprengte zwar zum erstenmal der Ruf nach Preß- und Lehrfreiheit

und jährlicher Einberufung der Versammlung den Rahmen der engsten Kirchturmswünsche und -beschwerden, doch nach rascher Entlassung der Skupština, deren Mehrheit hinter dem frondierenden Toma Vučić stand und schon deshalb unbequem war, gelang es der Regierung mühelos, dem Volk bei seiner politischen Unreife einzureden, daß der Serbe alle Freiheiten, für die sich das Abendland erhoben habe, längst sein eigen nenne. Aber verstummten auch die ersten Säuglingsschreie des Liberalismus schnell, im Nationalen fand jeder Erfolg und jedes Mißgeschick der ungarischen Serben bis ins Herz der Šumadija hinein Widerhall. Der historische 13. Mai sah in Karlovci Volksgenossen aus dem Fürstentum zu Hauf, darunter den Erzpriester Matija Nenadović, den Lyzeumsdirektor Zaharijević und die Professoren Matić, Nikolić und Kosta Branković, von denen dieser, allerdings aus Neusatz gebürtig, in den Hauptausschuß gewählt wurde. Als eine von der Versammlung bestimmte Abordnung auf dem Wege zum Kaiser nach Innsbruck über Semlin reiste, stand am serbischen Ufer viel Volks aufgereiht, Salut der Geschütze grüßte von der Festung Belgrad, und früh mischten sich unter die Scharen Stratimirovićs Freiwillige aus Serbien. Der Staatsrat Knićanin, in Kragujevac beim Ausgleich der Regierung mit Vučić seinem Gegner geopfert und zum Rücktritt gezwungen, überschritt, seines Amtes und seiner Pflicht ledig, mit neuen Kämpfern die Save, erhielt vom Hauptausschuß den Oberbefehl über die serbischen Streitkräfte und erwarb sich unter den „Drübigen“ so reiche Volkstümlichkeit, daß er nach dem jähen Tode von Šupljikac ernstlich nach dem Vojvodensposten trachten konnte.

Auf die Dauer vermochte die fürstliche Regierung die Ereignisse nicht mit verschränkten Armen zu begleiten. Aber wenn Ilija Garašanin an Stratimirović schrieb: „Wir betrachten die Sache unserer Brüder gleichen Stammes, der dortigen Serben, als unsere eigene und werden keinerlei Opfer, nicht moralische und nicht materielle, scheuen, um euch beizustehen,“ so entschieden doch andere als Gefühlsgründe das Verhalten der Belgrader Machthaber. Gebot der Staatsklugheit schien es, den Zwistigkeiten mit Vučić, die die Volksmasse mit Unruhe anzustecken drohten, durch äußere Erfolge zu begeben. Dazu witterten die vertriebenen Obrenović seit den ersten Schlägen der europäischen Revolution Morgenluft; Miloš rühmte sich, binnen sechs Wochen in Serbien am Ruder zu sein, und wirklich begann sich unter den Serben der Vojvodina Neigung für ihn zu entwickeln. Zwar wurde er, sich seinem früheren Fürstentum bis Agram nähernd, auf Weisung von Belgrad durch Gaj festgenommen, nicht ohne von dem Kroatenführer erpresserisch um einige tausend Gulden erleichtert zu werden, und sein Sohn Mihailo, bis Neusatz vorgedrungen, mußte angesichts der ablehnenden Stellung der Mehrheit des Hauptausschusses das Feld räumen, aber den Vorgängen aus der Nähe zu folgen, indem sie an ihnen teilnahm, war dennoch für die Belgrader Regierung das Sicherste.

Als Vasall der Pforte und Klient des Zarismus vermochte Serbien selbständig zunächst keine auswärtige Politik zu treiben, sondern mußte der Stimmung beider Mächte Rechnung tragen. Das Wohlwollen des Sultans war für den Karadjordjević von äußerster Bedeutung,

da er seit 1847 für seine Dynastie die Erbllichkeit zu erreichen strebte; die Pforte aber, unbeschadet ihrer eingewurzelten Abneigung gegen ein von den Slawen gelenktes Oesterreich, stand zu den Geschehnissen im Habsburgerreich nicht warm und nicht kalt. Die gute Laune des Petersburger Kabinetts hinwiederum hatte die serbische Regierung trotz aller Mühe nicht erlangen können; Nikolaus I. blickte mit kühlen Augen auf Serbien, und die geheimen Pläne der Belgrader Machthaber konnten um so weniger auf russische Unterstützung zählen, als sich Zar und Sultan in dem Wunsch trafen, die Ruhe und Ordnung im Südosten Europas um jeden Preis zu bewahren. Aus diesem Grunde sprachen sich wohl beide Schutzmächte gegen die Rückkehr der Obrenović aus, aber bei einer Versammlung der Beamten, Bürger und Zünfte in Belgrad am 15. Mai waren der russische Konsul Danilevski und der osmanische Muhafis der Festung Mehemed Pascha zwei Seelen und ein Gedanke in dem Eifer, das Ruhebedürfnis ihrer Höfe den Serben recht deutlich zu machen. Auch die französische Republik, die sich dem nahen Osten zuzuwenden begann und mit den Magyaren liebäugelte, riet zur Neutralität, und England, das ein unter slawischem Einfluß stehendes Oesterreich und die panslawischen Umtriebe in Belgrad fürchtete, war geradezu für eine Annexión Serbiens durch die Habsburger eingenommen. Als die fürstliche Regierung gleichwohl die für Unterstützung der Stammesbrüder sprechenden Gründe höher einschätzte denn selbst das Wohlwollen der Schutzmächte und Knićanin bei seinem Abenteuer kaum mehr verhüllte Hilfe leistete, runzelten sich in Petersburg zornige Brauen, weil für den Schirm-

herrn jeglicher Legitimität in Europa Serbien damit auf die schiefe Ebene der Revolution glitt; nach Behauptungen der Pforte versprach ihr Rußland sogar, auf Wunsch dreißigtausend Mann nach Serbien zu senden, um gemeinsam mit den türkischen Truppen den serbischen Ausschweifungen ein Ende zu bereiten.

Als aber der ruhige Verlauf der Kragujevacer Skupština auch dem Aengstlichsten gezeigt hatte, daß revolutionärer Zündstoff in Serbien nicht aufgestapelt war, wandte sich das Blättchen etwas, und immer ungescheuter durfte die Belgrader Regierung, ohne den moskowitischen oder osmanischen Zorn besorgen zu müssen, die Unterstützung der Vojvodina-Serben betreiben. Die Freiwilligen strömten über die Save, so daß Knićanin bald zwölftausend „Servianer“ unter seinem Befehl hatte, und waren es auch alle verwegene Gestalten in Volkstracht mit langer Flinte, zwei Pistolen und den Jatagan im Gürtel, so doch nicht mehr nur wie im Anfang abenteuerhungrige junge Burschen, die außer dem Leben nichts zu verlieren hatten, sondern auch Hausväter und gesetzte Männer in Amt und Würden, die lediglich nationale Begeisterung hinaustrieb. Dazu ward das Fürstentum die Waffenschmiede für die Wojwodschaft, der es bis zum November 4700 Gewehre und reichlichen Schießbedarf lieferte; Geldsendungen gingen gleichfalls hinüber, wenn auch die Frage der Besoldung der Freiwilligen fast zu einem Zerwürfnis zwischen Belgrad und Karlovci führte, und trotz „*Vestnik*“ und „*Napredak*“ wurden „*Srpske Novine*“, das Amtsblatt der serbischen Regierung, in mehreren tausend Stück abgezogen, die gelesenste Zeitung auch für die Serben links von Donau und Save. Seit

vollends gegen Ende 1848 die Belgrader Machthaber von ihrem Bündnis mit Rajačić und Stratimirović die letzten Schleier sinken ließen, unterhielten sie in Stojan Simić einen besonderen Bevollmächtigten im Hauptquartier, und wie von Anbeginn der Beistand des Fürstentums der Bewegung in der Vojvodina erst die rechte Lebenskraft eingehaucht hatte, so wies jetzt Serbien in vielem den Ereignissen den Weg; der Patriarch erschien alle Augenblicke in Belgrad, und vor jedem wichtigen Schritt wurde, so es irgend ging, der Rat der serbischen Regierung eingeholt — nicht umsonst zahlten die siebenhundert Serben des Fürstentums, die eine Witwe beweinte, und die vielen Hunderte anderer, deren daheim kein Weib harrte, mit ihrem Leben.

6.

Im Auf und Ab der Ereignisse wirrte manchen Blick das Irrlicht der Errichtung eines südslawischen Staates auf Kosten Oesterreichs, über Oesterreich hinweg. Einer der jungen Sendboten, die im Frühling 1848 von Preßburg aus mit der Botschaft des Aufruhrs unter dem Mantel in die Lande gingen, Pavle Čavlović, raunte im Fürstentum in gläubige Ohren, daß Oesterreich paralytisch und der Augenblick gekommen sei, Serbien, Bosnien, Bulgarien, Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Südungarn zu einem südslawischen Königreich unter den Karadjordjević zusammenzuschmieden. Selbst durch die Köpfe der Belgrader Machthaber huschte gelegentlich die vage Vorstellung von einem nahen Zerfall der Habsburgermonarchie und von einer Vereinigung der Vojvodina mit dem Fürstentum. Als im Oktober der serbische Vertreter in Konstantinopel deshalb dem Großvezier auf den

Zahn fühlte, wies die Pforte die Möglichkeit nicht an der Schwelle ab, fraß sich aber bald wieder in die Angst vor Entstehung „einer Art neuen Aegyptens“ hinein, einer Südslawischen Konföderation, durch die sie Bosnien und Hercegovina, Altserbien, Serbien und Bulgarien unter dem Szepter des Fürsten Aleksandar vereinigt sah. Wenn schon im August Serben von „drüben“ bei dem türkischen Befehlshaber der Feste Belgrad die Meinung seiner Regierung über einen Anschluß der Vojvodina an das Fürstentum unter Oberhoheit der Pforte zu erforschen suchten, so nannte es im Oktober selbst der Patriarch in einem Bittgesuch an den Belgrader russischen Konsul vorteilhafter für die Serben der Vojvodina, „gleich dem Fürstentum Serbien unter russischer Schutzherrschaft das türkische Joch zu schleppen als das magyarische“. Aber der gestaltlose Nebel solcher Pläne ballte sich so wenig zu fester Form wie die Absichten der durch die auswärtigen Erfolge ermutigten serbischen Regierung, die Verfassung von 1839 abzuschütteln und sich der Oligarchie des Senats durch Schaffung einer „Deputiertenkammer“ zu entledigen. Gerade Rajačić suchte seinen Widersacher Stratimirović, der die Losung ausgab: Erst Serbe, dann Oesterreicher! und über die deutsche Briefsprache der Führer schmälte, als Gegner Oesterreichs und der Dynastie hinzustellen und mattzusetzen, und diese Anschwärzung, ob begründet oder nicht, genügte, um die Belgrader Aemter von dem Verdächtigten sichtbar abrücken zu lassen. Knićanin erfuhr von dem Minister Stefanović Tenka, daß Stratimirović die serbische Regierung zu kompromittieren drohe, da er dem Volk eine bevorstehende Vereinigung mit dem Fürstentum vor-

gaukele, und Aleksandar und seinen Vertrauensmännern kam es durchaus nicht bei, „einen offenen Aufrührer zu unterstützen, der gegen den Kaiser und die Monarchie ist.“ Bei den Kroaten erklärte Vukotinović in dem Rechenschaftsbericht der zum Wiener Reichstag entsandten Abgeordneten, kein Oesterreich sei besser als „die Wiederherstellung des alten, wo der Slawe nichts galt,“ und selbst Jelačić mochte sich in seltenen, unbewachten Augenblicken bei dem Traum von einem großen Südslawenreich ertappen, aber auf der ganzen Linie erhoben sich die Südslawen nicht für die Zerstörung, sondern für die Umbildung der Donaumonarchie; ihre nationale Emanzipation erwarteten sie durch und in Oesterreich. Auch die anderen Slawen im Habsburgerstaate, vornean die Tschechen, begriffen früh und richtig, daß die Frage der Sphinx an das alte Erzhaus gestellt war und daß für dieses national buntscheckige Reich die Revolution nicht nur den Kampf um den Aufstieg des Volkes zu Verwaltung, Gesetzgebung und Staatsführung umschloß, sondern auch die Umschmelzung der überlieferten Kron- und Erbländer zu einem wirklichen, lebensfähigen Staat bedeutete. Deshalb war Palackys Leitgedanke, das Reich so aufzubauen, „daß die Völker gern in Oesterreich existieren“; deshalb entwarf er im Kremsierer Verfassungsausschuß einen Grundriß mit Einteilung des Staates in acht Ländergruppen, deren vierte, die illyrische, Slawonien, Slawisch-Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland und deren sechste, die südslawische, Dalmatien, die Vojvodina, Kroatien und merkwürdig genug abermals Slawonien umspannte; deshalb forderte der Agramer Sabor, daß für die gemeinsamen Angelegen-

heiten wie auswärtige Politik, Heer, Finanzen und Handel ein allgemeiner österreichischer Reichstag zuständig, in allem andern aber jedes Volk mit eigener Regierung und eigenem Landtag unabhängig sein solle; deshalb griffen die Belgrader „*Srpske Novine*“ das Schlagwort auf: Umwandlung des deutschen in ein slawisches Oesterreich!, und deshalb übertrug Šulek in den Agramer „*Narodne Novine*“ den Südslawen die Aufgabe, „als erste die Idee des Föderativstaates zu verwirklichen.“

7.

Aber da Politik wie Krieg „eine Bewegung im hemmenden Element“ ist, vermochte sich nur ein Kurzsichtiger wie Dr. Jovan Hadžić noch angesichts der Mai-Skupština in den Wahn zu wiegen, daß die Serben Treue zum Herrscherhaus, Freundschaft mit den Magyaren und Bündnis mit den Kroaten friedlich auf einem Beet nebeneinander züchten könnten. Dasein und Ansprüche der Magyaren allein bewirkten, daß sich für die Südslawen die Sachen hart im Raume stießen. Zwischen den Serben und Kroaten, die sich zum nationalen Selbstbewußtsein durcharbeiteten, und den Magyaren, die ihre Herrschaft wie eine dräuende Trutzburg aufzurichten trachteten, spannte es sich schon kurz vor der Märzrevolution ganz bedenklich. Verächtlich wie nur je sah der Sohn Arpads auf den Serben herab; das Hohnwort: *Vad racz!* Der Raize ein Wilder! erledigte alle Einwände, und mancher rohe Patron von Stuhlrichter unternahm es, arme Teufel von serbischen Bauern, bei denen sich ein Kalender in ihrer Sprache vorfand, durch fünfzig Stockprügel zu der überlegenen magyarischen Kultur zu bekehren. Gegen

die Kroaten hatte der ungarische Landtag von Januar und Februar 1848 heftige Worte ausgestoßen; in der historischen Wirklichkeit existiere Kroatien gar nicht, gegen Slawonien müsse man imperatorisch vorgehn, die Wünsche der Südslawen dürfe man keiner Antwort würdigen; der Entscheid war gefallen, daß in kurzem die magyarische Amtssprache in Kroatien einzuführen sei, und die neue ungarische Wahlordnung behandelte, über die alte Einheit Kroatien-Slawonien hingehend, die slawonischen Gespanschaften einfach als magyarische Komitate. Als Metternichs System zusammenprasselte, waren die fanatischen Führer des Magyarentums sofort entschlossen, der an- und eingeborenen „Suprematie der magyarischen Rasse“ zum herrlichsten Triumph zu verhelfen, indem sie Ungarn ganz unabhängig und ganz magyarisch machten und Befreiung für sich, Unterdrückung für ihre Völker durchsetzten. Da sie aber dem Trug nachgingen, daß sich die Nationalitäten mit den individuellen Freiheiten begnügen würden, und die nicht-magyarischen Völker unter der Stefanskronen noch auf Zubilligung nationaler Rechte hofften, brachte der erste Taumel des Revolutionsfrühlings fast etwas wie eine Verbrüderung zwischen Magyaren und Südslawen. Als die Serben ihre alten Privilegien hervorkramten, strichen sie in dieser gelösten Stimmung manche ihrer verbrieften und versiegelten Rechte vom Wunschzettel, so daß alle ihre ersten Petitionen durch ein Uebermaß an Bescheidenheit rührten. Die Abordnung Neusatzer Bürger, die auf der Fahrt nach Wien am 8. April vor dem ungarischen Landtag zu Preßburg erschien und allerdings schon nach Patriarchat und Wojwodschafft Begehrt trug, erklärte durch

den Mund ihres Sprechers, des Advokaten Aleksandar Kostić, die Bereitwilligkeit der Serben, für die Krone Ungarns Gut und Blut hinzugeben, aber Kossuth erwiderte schroff, daß er nur eine, die magyarische Nation, daneben lediglich anderssprechende Volksstämme in Ungarn kenne, und drohte in jäher Aufwallung, daß das Schwert die Frage entscheiden werde. Aehnlich bedeutete Feldmarschalleutnant Hrabrovski, von der Pester Regierung zum außerordentlichen Kommissar in Kroatien bestellt, in Peterwardein einer Deputation, die sich auf die Privilegien der serbischen Nation berief, daß er auf der Karte der Monarchie, soweit Oesterreich und Ungarn reichten, keine serbische Nation finden könne: „Drüben über der Donau ist ein Serbien, und wer ein Serbe sein will, gehe hinüber!“, und im ungarischen Reichstag drückte Kossuth jedem, der auf dem Territorium Ungarn ein besonderes Reich gründen wolle, das Schandmal des Rebellen auf, dem man nur mit dem Strick des Standrechts antworten könne. Mit diesen Worten und den Taten, deren Vorhut sie waren, gab es kein Verhandeln und Vermitteln. Da Kossuth nach der Bekundung des ungarischen Revolutionsgenerals Görgey den höllischen Gedanken wälzte, die Banater Serben mit Stumpf und Stiel auszurotten und das Land mit Honveds zu besiedeln, brach der Rassenkrieg in all seiner nackten Scheußlichkeit aus. Mit und ohne Standrecht wurde gemordet, geschändet, gesengt, zerstört und verwüstet, und immer sagte eine Partei der anderen unmenschlichere Greuel nach.

An „die geliebten Brüder, die Kroaten“ erging nach den ersten Glockenschlägen der Revolution eine Botschaft

der Magyaren, in der die kroatische Sprache für Gemeinden, Munizipien und Komitate zugestanden, für Gesetzgebung und Staatsgeschäfte jedoch das Magyarische vorbehalten wurde. Solches Ansinnen lehnten die Kroaten ab. In den „*Narodne Novine*“ erläuterte ihr gewandtester und erhelltester politischer Schriftsteller Šulek die sozial schädlichen Wirkungen einer ungleichen Stellung des Kroatischen und Magyarischen dahin, daß die Magyaren sich bei dem freien Gebrauch ihrer Muttersprache bilden und aufklären könnten, „und wir blieben dumm; deshalb blieben sie die Herren und wir die Knechte. So würden die alten Zeiten wiederkehren, da jene Knechte und Bettler waren, die kein Latein verstanden. So würde die alte Aristokratie wiederkehren, nur daß sie fürder nicht aus mehreren Stämmen, sondern aus einem, dem magyarischen, bestände“. Er stellte den Magyaren frei, die Gleichheit aller Nationalitäten unter der ungarischen Krone zu verkünden, und der Frieden sei da. „Oder können sie sich auch jetzt noch darauf berufen, daß sie das herrschende Volk sind, jetzt, da sie selbst Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als das Hauptprinzip ausgesprochen haben? Was ist das für eine Gleichheit zwischen Magyaren, Serben, Slowaken und ungarischen Deutschen?“ Da schon im Januar 1848 die Komitatsversammlung zu Varaždin die Trennung von Ungarn angeregt und die anderen Jurisdiktionen aufgefordert hatte, beim König wegen Errichtung einer kroatisch-slawonischen Statthalterei und Erklärung der Banaltafel zum obersten Gerichtshof im Lande vorstellig zu werden, und da Jelačić sich einen Volksbanus nannte, aus dem Vertrauen des Volkes seine Kraft zu schöpfen vorgab und Ausdruck des

Volksgedankens und -willens zu sein strebte, war er der Sachwalter des ganzen national erwachten Kroatementums, als er am 19. April alle Behörden der Vereinigten Königreiche anwies, von niemand außer ihm selber amtliche Aufträge anzunehmen; er bekundete damit offen, daß die Kroaten das Pester Ministerium nicht anerkannten, und trat in seiner Proklamation an das Volk und bei der Eröffnung des Sabor mit der Verheißung hervor, daß das Verhältnis zu Ungarn auf die Grundlage der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gestellt werden müsse. Der Landtagsausschuß empfahl ebenso in seinem Bericht die Nichtanerkennung des ungarischen Ministeriums und schlug einen „Freundschaftsbund mit den im benachbarten Ungarn lebenden Völkern im Sinne der pragmatischen Sanktion auf der Basis der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Nationalitäten“ vor. Wohl widerrieten in den Saborverhandlungen einige Abgeordnete einer allzu jähren Scheidung von Ungarn, weil man die dort wohnenden slawischen Völker sonst ihrem Schicksal überlasse, andere neigten wegen der finanziellen Schwäche Kroatiens zu einer gewissen Gemeinschaft mit Ungarn auf dem Gebiete der Gesetzgebung, aber selbst gemildert und abgeschwächt war der Standpunkt der Kroaten und der Anspruch der Magyaren nicht miteinander zu vereinen. Als Jelačić die „politisch Malkontenten“ in seinem Machtbereich mit dem Standrecht bedrohte, warf er Pest offen den Fehdehandschuh hin, und fast gehörte es zum selbsttätigen Ablauf der Geschehnisse, daß der Banus am 11. September mit dem Uebergang über die Drau den Rubikon überschritt und die Entscheidung der Waffen anrief. Mochte der Tagesbefehl an

sein Heer unterstreichen, daß der Krieg nicht dem gesamten magyarischen Volke, sondern nur „einer verblendeten Partei“ gelte, und mochte es Kossuth belieben, in der südslawischen Bewegung nichts als „eine Machination der reaktionären Partei“ zu sehen, so zog der Aufeinanderprall der Magyaren und Kroaten doch eine kaum minder schreckliche Spur von Blut und Grausamkeit nach sich als die grimme Wut, mit der Magyaren und Serben ineinander verbissen waren.

Neben verschwenderischem Gebrauch von Gewalttat jeder Art ließen die Magyaren auch alle anderen Minen springen, um ihrer Sache den Erfolg zu sichern. Als Miloš Obrenović dynastischen Umsturz in Serbien plante, erhielt er von Kossuth sofort einen Vorschuß von sechstausend Dukaten, die allerdings durch einen Irrtum in die Taschen Knićanins flossen. Auch die Pforte wurde von Abgeordneten der magyarischen Revolutionsregierung bearbeitet, so daß sie ihre den Serben halb und heimlich versprochene Hilfe nicht leistete. Nur ein Mittel stand, so lange die grünweißrote Fahne wehte, nicht im Wörterbuch der magyarischen Machthaber: Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Südslawen; der ungarische Gesandte in Paris, Teleki, der im März 1849 über den Polen Szartoryski die Zustimmung seiner Regierung zur Unabhängigkeit Kroatiens und zur Gründung der serbischen Vojvodina andeutete, ward von Kossuth aufs heftigste Lügen gestraft. Erst als den Uebermütigen das Wasser bis zum Kinn ging, raffte sich der ungarische Reichstag zu einer feierlichen Anerkennung des gleichen Rechts aller Nationalitäten auf, aber hörte auch im Fürstentum der eine oder andere Mann von Einfluß das Gerede von einer serbisch-unga-

rischen Allianz wenigstens mit höflichem Ohr an. so stand zwischen solch glattem und verheißungsvollem Wort und den Vojvodina-Serben der Wald von Galgen, an denen, von den formlos Hingemordeten ganz zu schweigen, vierhundertsiebenundsechzig „Rebellen“ geendet hatten. Auch war die serbische Scheu vor den mit Geschenken nahenden Danaern nicht grundlos: als Andrassy, zum Botschafter in Konstantinopel ernannt, dem Minister des Auswärtigen Batthyany zu einer Proklamation an die Serben und Kroaten riet, um sie über die Wahrung ihrer Freiheiten und Rechte zu beruhigen, fügte er hinzu, daß eine solche Kundgebung zu nichts verpflichte, denn bleibe Ungarn Sieger, vermöge es alles zu modifizieren und im andern Fall sei ohnehin nichts verloren.

8.

Nicht minder kamen die Südslawen zu einer Auseinandersetzung mit den Deutschen, da beider Lage verschiedene Weltanschauung gebar. Schwach und niedergehalten, gegen eine Uebermacht aufstrebend und darum das Ethos voranstellend, wollten die österreichischen Slawen, als deren beredte und geschickte Wortführer die Tschechen galten, die Beziehungen der Völker auf dem Boden des Rechts neu aufbauen und verfochten Grundsätze, die in der großen europäischen Katastrophe siebenzig Jahre später als Sehnsucht und Wille die Brust der Besten bewegten. Auf dem Prager Slawenkongreß nannte Palacky den Spruch:

Was du nicht willst, das man dir tu,
das füg' auch keinem andern zu!

die göttliche Quelle jedes Rechts und jeder Gerechtigkeit. In einem Aufruf des Kongresses wandten sich die Slawen gegen Herrentum und Unterjochung, da die Natur weder edle noch unedle Völker kenne, hießen das „gleiche Recht aller Menschen auf Humanität“ das höchste göttliche Gesetz, verwarfen eine Politik, die, mit Ländern und Völkern wie mit Sachen verfahren, ohne Rücksicht auf Herkunft und Sprache, Natur und Neigung der Völker und unbekümmert um ihr Recht auf Selbständigkeit die Länder teile, und verhehlten ihre Hoffnung nicht, daß jetzt die Staaten wenn nicht neue Grenzen, so doch neue Grundsätze erhielten. Zu diesem Ende das Habsburgerreich in einen Bund gleichberechtigter Völker zu verwandeln, bezeichnete Palacky als „die rechtliche und sittliche Grundlage des österreichischen Staates“ den „Grundsatz der völligen Gleichberechtigung und Gleichbeachtung aller unter seinem Zepter vereinigten Nationalitäten und Konfessionen“. Mit dieser Auffassung, die das Moment des Rechts in alle staatliche Ordnung zu tragen suchte, hatten sich auch die Südslawen vollgesogen. Am 22. Mai verhiess eine Proklamation des Karlowitzer Hauptausschusses an die „deutschen Brüder“, daß die serbische Nation Gut und Blut einsetzen werde, um ihre Nationalität zu bewahren und zu befestigen, daß sie aber zugleich eine jede Nationalität für unverletzlich erkläre. „Die serbische Nationalität“, klang es wie ein stolzer Drommetenstoß, „fühlt sich auch berufen, eine höhere Idee des Völkerlebens zu verwirklichen, die von der bisher geltenden engherzigen Fürstenpolitik erdrückt wird. Gleichheit der Menschen hat diese proklamiert, zur Gleichheit der Nationen konnte sie sich nicht erheben, Gleichheit der

Religionen hat sie mit schwerer Mühe begriffen, Gleichheit der Nationalitäten vermochte sie nicht zu begreifen. Die serbische Nation bekennt sich hiermit zu der neuen Völkerpolitik, die neben der Gleichheit der Bürger und der Religionen auch die Gleichheit der Nationen und Nationalitäten verficht . . . Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber für alle Nationen, für alle Nationalitäten, für alle Sprachen, das ist ihr Wahlspruch.“ Aehnlichen Sternen folgend, führte der Aufruf des kroatischen Landtags aus, daß der wahre Begriff der Worte Freiheit und Gleichheit zeigen werde, welche Völker für die Freiheit reif seien und welche nicht. Völker, die herrschen wollten, seien vom wahren Begriff der Freiheit und Gleichheit ebenso weit entfernt wie jene, die auch fürder einem anderen untertan bleiben wollten. „Dieser Grundsatz“, sagte der Aufruf, „ist das einzige Unterpfand des Friedens in Oesterreich, während“, hieß es prophetisch weiter, „der Grundsatz, nach dem in Oesterreich die Vorherrschaft des deutschen und magyarischen Volkes besteht, niemandem zu größerem Schaden gereichen kann als ihnen selber.“ Obwohl in der Minderheit, empfänden die Slawen ob eines solchen Grundsatzes Scham, „denn er verträgt sich nicht mit der Menschenwürde und dem Zeitgeist“. Und Šuleks Begeisterung sah schon den Banus Jelačić, glücklich nach Pest gelangt, von der weißen Ofener Burg aus die Gleichheit aller Nationalitäten verkünden.

Während so die Südslawen mit dem erhabenen Schwung der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Sittlichkeit die Politik über das Gemeine und ewig Gestrige hinauszureißen suchten und ihr geistiges Rüstzeug der

Waffenkammer eines Kant und Herder entnehmen, stand der Deutsche dem jugendlich stürmenden Nationaldrang der andern Völker stumpf, verständnislos und mit barschem: Nichts da! gegenüber. Nicht umsonst hielt das Manifest des Prager Slawenkongresses den romanischen und germanischen Völkern vor, daß sie sich auf das Recht des Stärkeren stützten, denn der Schandsatz, daß Macht vor Recht gehe, setzte sich breit und frech selbst an den Tisch des Frankfurter Parlaments. Eilfertige Schwätzer versicherten, daß der Besitz des Adriazuganges wie die Herrschaft über die untere Donau für das neue Deutschland eine Notwendigkeit sei — wen kümmerten die Slowenen, die dort, wen die Serbokroaten, die hier saßen! Heinrich v. Gagern sündigte nicht nur gegen die Grammatik, wenn er von der Bestimmung sprach, „die uns nach dem Orient zu gesteckt ist, daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen“. Dem gebildeten Bürgertum im Habsburgerreich wiederum fiel nach Gewöhnung und Erziehung der Staat mit dem deutschen Oesterreich zusammen, und vom Südslawentum hatte es nur die nebelhaftesten Vorstellungen. Tebeldi in seiner 1848 erschienenen Schrift „Die Slawen im Kaisertum Oesterreich“ meinte, daß kein Stamm der Slawenwelt sich so vielfach zersetzt habe wie der illyrische, innerhalb dessen über zwanzig Volksteile zu „nationaler Selbständigkeit“ gelangt seien und sich „in Mundart, Schriftsprache, Charakter, Sitte und sogar Körperbildung“ voneinander unterschieden. Noch geringer als das Verständnis war die Neigung für die slawischen Nationalbestrebungen, da es

den Deutschen bewußt und unbewußt um Erhaltung ihrer Vorherrschaft in der Donaumonarchie ging; ein föderatives Oesterreich, das ihnen als vorwiegend slawischer Staat Abscheu und Entsetzen einflößte, lehnten sie fast einstimmig ab.

Wie im Gedanken, so in der Tat. Die serbische Bewegung kam im Banat nur langsam vorwärts, weil sich ihr die deutschen Gewerbetreibenden in den Städten und die schwäbischen Ansiedler auf dem Lande entgegenstimmten. Obwohl von den Magyaren als „Kehricht des Landes“ geschmäht, fanden sich die Deutschen bereit, der dünkelfhaften Herrenrasse Bütteldienste gegen die unterdrückten Serben zu leisten. Serbische Rebellen wurden mehrfach in Schwabendörfern entwaффnet, und Weißkirchen ward nicht zuletzt durch die Widerstandskraft seiner deutschen Bewohner zu einer sich lange behauptenden Zitadelle des Magyarentums. Die kroatische Abordnung, die im März nach Wien zog, stieß zwar auf begeisterten Empfang; nach einer feurigen Ansprache in der Aula der Universität wurde Gaj von den Studenten jubelnd umhergetragen, aber als slawische Hochschüler der akademischen Legion die weißblau-roten Farben anlegten, verwiesen und verwehrten es ihnen ihre schwarz-rotgoldenen Kommilitonen. Auch zu den Erfolgen der Magyaronen im Komitat Virovitica trug die Haltung „slawonisch gesinnter deutscher Esseker Bürger“ nicht wenig bei. Wenn am unmittelbarsten die Slowenen mit den Deutschen zu tun hatten, so wurde die anfängliche Eintracht beider Völker durch ein Gedicht der im steirischen Cilli erscheinenden „*Celjske Slovenske Novine*“

sinnfällig, in dem je eine slowenische mit je einer deutschen Zeile wechselte:

Kak srečni smo mi brati
In schöner Steiermark!
Nam hudga ni se bati,
Die Einheit macht uns stark.

Doch ob des im steirischen Landtag gestellten Antrags, auch Slowenisch als Verhandlungssprache zuzulassen, da ein Drittel der Landbevölkerung slowenischen Stammes war, schlugen die Deutschen nur ein herzliches Gelächter an. Ein Vorschlag, daß Ober- und Mittelsteiermark den deutschen, Untersteiermark den slowenischen Teil des Herzogtums bilden sollte, fand in der gleichen Versammlung zwar die Mehrheit, aber bei dem Streit über die Verhandlungssprache auf den Kreistagen schüttete der deutsche Redner seinen ganzen Hohn über das „Windische“ aus, das, in eine Unzahl halbentwickelter Mundarten zerfallend, nicht den Rang einer Schriftsprache besitze und zum Einkauf von Ochsen und Kälbern, doch nicht zur Erörterung ernster Angelegenheiten brauchbar sei; mit Müh und Not einigte man sich dahin, den Gebrauch beider Sprachen zu gestatten.

9.

Hatte außer mit Magyaren und Deutschen die süd-slawische Bewegung auch mit den Habsburgern zu rechnen, so zeigte ihr das Erzhaus zu Anbeginn nicht mehr Duldsamkeit und Wohlwollen als dem magyarischen Unabhängigkeitsstreben. Wohl fiel schon im ersten Revolutionswirbel im Wiener Kronrat das Wort, „statt allen Forderungen des ungarischen Reichstags nachzugeben,

scheine es geboten, daß der Kaiser den Schutz seiner Krone den ihm anhänglichen, des magyarischen Drucks ohnedies überdrüssigen Kroaten und Slawoniern in Verbindung mit den in Ungarn befindlichen treuen Truppen anvertraue“, aber zunächst schmeckte den Vorkämpfern des Legitimitätsprinzips alles, was Serben und Kroaten sannen und taten, ebenso nach Hochverrat und Majestätsverbrechen wie Kossuths Unbändigkeiten. Innerlich dachte die Dynastie wohl von Anfang an daran, nach ihrem ungeschriebenen, doch desto lebendigeren Hausgesetz: *Divide et impera!* zu günstiger Stunde die Völkerstreitigkeiten zum eigenen Nutzen auszubeuten, aber eben deshalb dünkte es ihr gefährlich und töricht, sich vor der Zeit für den einen oder andern Teil zu entscheiden, und ob die Südslawen dieser Teil sein würden, blieb lange zweifelhaft. Wie gelegentlich im Hoflager zu Innsbruck die Hoffnung, daß man dem unbotmäßigen Wien vierzigtausend Magyaren auf den Hals schicken könne, Neigung für Zugeständnisse an die Magyaren erzeugte, so lehnte, ehrlich entsetzt über das in der südslawischen Bewegung verkörperte revolutionäre Prinzip, der Kaiser es rund heraus ab, die Forderungen der Mai-Skupština — „Beschlüsse eines ungesetzlichen Konvents, welche von mehreren meiner griechisch nicht unierten Untertanen in Karlowitz unter einem Zusammenfluß von Fremdlingen aus Serbien gefaßt wurden!“ — zu bestätigen; sogar den Namen Serben weigerte diese ungnädige Antwort. Zugleich erhob der österreichische Konsul in Belgrad, Oberstleutnant Mayerhofer, gegen den Uebertritt serbischer Freiwilliger zu den Streitkräften Stratimirovičs ernsten Widerspruch. Ein Handschreiben des Kaisers vom

7. Mai tadelte den „kroatischen Separatismus“, und der Agramer Landtag mußte sich gegen den deutlich ausgesprochenen Willen der Krone versammeln. Bei Eröffnung des ungarischen Reichstags gab der Palatin, Erzherzog Stefan, das Mißfallen des Kaisers über „die Tollkühnheit jener“ kund, „die es wagen, sich bei ihrem Ungehorsam gegen die Gesetze auf den Willen Seiner Majestät zu berufen und das Interesse des königlichen Hauses vorzuschieben;“ magyarische Hand führte dem Kaiser bei Niederschrift des Erlasses die Feder, durch den am 10. Juni Jelačić seiner Aemter und Würden entkleidet wurde, und das kaiserliche Reskript an die versammelten Barone und Repräsentanten des Ungarnreiches verurteilte „die Empörungen und Ruhestörungen im Süden“ ohne Umschweife und hielt alle Behörden Ungarns sowie der Nebenländer „mit Inbegriff der Militärgrenze“ zum ehrerbietigen Gehorsam gegen den Palatin-Statthalter an.

Wie aber im großen die Erstickung des Hauptgefahrenherdes durch Radetzky's Siege in Italien den Grund legte, auf dem die Habsburger mit der Militärkamarilla zur Gegenrevolution ausholten, so entschied die zähe Tapferkeit, mit der sich namentlich die Serben bei Sentomaš des magyarischen Andrangs erwehrt, den Gang der Geschehnisse im slawischen Süden der Monarchie. Drüben wurden die Magyaren, die nach einer Zerschmetterung ihrer slawischen Widersacher mit den Habsburgern als Macht zu Macht hätten aussichtsreich verhandeln können, durch ihre Mißerfolge auf den Weg der offenen Revolution getrieben, hüben flößte die bewährte Kampfkraft der Südslawen der Hofburg, die den serbokroatisch-magyarischen

Streit kaltblütig als reine Machtfrage wertete, den Gedanken ein, den vermutlich Stärkeren als Stab und Stütze gegen Kossuths Ansprüche zu verwenden. Um eines Bundesgenossen entraten zu können, fühlten sich Serben und Kroaten, noch nicht ein Zehntel der Reichsbevölkerung ausmachend, zu schwach; als die Abgeordneten des Sabor nach Wien gingen, hob Kukuljević mit Nachdruck hervor, daß die Kroaten nicht stark genug seien, von Pest sich abkehrend und vielleicht auch von Wien abgestoßen, selbständig dazustehen. Jetzt war es so, und da den von Pest abgekehrten, von Wien abgestoßenen Südslawen die Dynastie ein Bündnis antrug, wirkte sich eine Art mathematischen Gesetzes aus, nach dem zwei Größen, wenn sie einer dritten feind sind, unter einander freund sein müssen. Indem sich die deutsche und magyrische Revolution wie gegen die Habsburger so gegen die südslawische Bewegung wandte, hatte sie die natürliche Folge, daß sich Habsburger und südslawische Bewegung fanden. Da Jelacić für sein Ziel erklärte, „die Ganzheit der Monarchie und die Gleichberechtigung aller Nationalitäten aufrechtzuerhalten“, verband er mit dieser Losung, an deren erstem Teil die Dynastie, an deren zweitem die Südslawen hingen, Habsburger und Serbokroaten.

Aber entscheidend für das Wagen und Verfehlen der südslawischen Bewegung im Revolutionsjahr war die Militärgrenze, die den größten Raum serbokroatischen Siedlungsgebiets einnahm. Wenn nicht die weit entwickelteren Tschechen, sondern die Serben und Kroaten als die einzigen Preisfechter des österreichischen Slawentums mit dem Schwert in der Hand auftraten, so befähigte

sie dazu die kriegerische Kraftquelle der Militärgrenze. Was der Hauptausschuß in Karlovci abseits der Grenze an Freiwilligen einreichte, war schlecht, oft nur mit Sense und Heugabel bewaffnet und soldatisch nicht sehr leistungsfähig, und was in Kroatien an Nationalgarden in den Städten, an mobilen Nationalgarden in den Gespanschaften aufgestellt wurde, ermangelte auch oft des heldischen Ehrgeizes; im Medjumurje benahmen sich diese Bürgerwehren bei den ersten scharfen Schüssen so, daß die harten Kriegsartikel des k. k. Heeres auf sie ausgedehnt werden mußten. Aber daß sich die Grenzer aus den Regimentsbezirken Weißkirchen, Pančevo und Peterwardein und aus dem Sajkašenbataillon dem Ausschuß zur Verfügung stellten, machte ihn zum Herrn einer kampfgewohnten Mannschaft von fünfzehntausend Köpfen mit vierzig Geschützen. Als die Grenzer zum Gehorsam gegen die Pester Regierung aufgefordert wurden, ordneten sich sofort die slawonischen Regimenter von Brod und Gradiska den Befehlen des Banus unter, und weiterhin traten bei Bildung der kroatischen Revolutionsarmee aus dem ersten und zweiten Banalregimentsbezirk 10 000, aus dem Slunjer 7000, aus dem Oguliner 5763 Mann an; das Heer, das Jelačić im Herbst im Hauptquartier zu Varaždin hinter sich hatte, zählte unter zweiundzwanzig Infanteriebataillonen achtzehn Grenzerseinheiten, meist die dritten und vierten Bataillone der in Italien kämpfenden Regimenter Otok, Ogulin, Lika, Križevci und Banat. Da so die Grenzer das militärische Rückgrat der Südslawenbewegung abgaben, war es kein Zufall, sondern die Logik der Dinge, die je einen Grenzeroberst, Jelačić und Šupljikac, an die Spitze hob.

Aber Antrieb und Hemmung zugleich, Quelle der Kraft wie der Schwäche in einem war die Militärgrenze für die südslawische Bewegung. Da in diesen von Soldatenkolonisten besiedelten Strichen die Erlernung zünftigen Handwerks nur Waffendienstuntauglichen gestattet war und der Erwerb höherer Bildung lediglich Anwärtern auf den Priesterberuf freistand, hatten sich die Vorbedingungen bürgerlichen Lebens, darum auch die Eigenschaften bürgerlichen Wesens hier nie entwickeln können; von demokratischen Gedanken ganz zu schweigen, wurzelte die Treue zum Kaiserhaus in der Seele der Grenzer, schon der Soldaten, mehr noch der Offiziere und erst recht der Generale, ungleich tiefer und fester als alle Begeisterung für das Volkstum. Viele Offiziere zögerten mit dem Uebertritt zur Nationalbewegung, bis sich in Jelačić ein patentierter kaiserlicher General dafür erklärt hatte, und Festungskommandanten wie die von Temešvar und Arad kündigten zwar der ungarischen Revolutionsregierung den Gehorsam, da sie nur des Kaisers Macht anerkannten, aber mit dem gleichfalls illegalen serbischen Hauptausschuß wollten sie auch nichts zu schaffen haben. Gut kaiserlich vom Scheitel bis zur Sohle war Šupljikac in einem Maße, daß er sich weigerte, die auf ihn gefallene Vojvodenwürde ohne Bestätigung durch den Hof anzunehmen, und wurde nicht müde, darauf hinzuweisen, daß alles, was das serbische Volk erwarten möge, nur Ausfluß der kaiserlichen Huld sein könne. Die Losung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkoppelte auch Jelačić sofort mit der Parole: Treue zu unserem

Herrscher, und tat auf Schritt und Tritt dar, daß sich die Wahrung der nationalen Interessen mit der Behauptung Oesterreichs decke. Von Ehrgeiz und Schaffensdrang gespornt und sein Amt „nicht als Ruhehafen, sondern als ausgedehntes Tätigkeitsfeld“ betrachtend, verstand es der Banus, mit manchem Winde zu segeln; geschickte Diplomatie ließ ihn in Wien seinen Liberalismus, in Innsbruck seine Loyalität betonen; selbst darauf kam es ihm nicht an, sich einen „Proletarier“ zu nennen, „der nur von seinem Solde lebt“, aber ob ihn Kukuljević als „Sohn der Revolution“ feierte, im Wesenskern blieb der Sproß eines kaiserlichen Generals doch ein kaiserlicher General. In der Zeit der höfischen Ungnade, da er gleichwohl für Kossuth nichts anderes als der „geliebte Hofrebell Jelačić“ war, rühmte er sich, einundzwanzig Handbillette des Monarchen erhalten zu haben, ohne sie zu befolgen, denn er müsse für den Kaiser handeln, sei es auch gegen dessen Willen. Erst recht hatte er, als am 4. September die Bannbulle gegen ihn zurückgezogen wurde, freie Bahn für seine Loyalität und durfte sein „politisches Glaubensbekenntnis“ verkünden: „Wenn ich auch nach Abstammung und Neigung Kroate bin, so bin ich doch ebenso begeisterter Oesterreicher. In Oesterreich bin ich geboren, in Oesterreich werde ich sterben.“

Die Südslawen bei der schwarzgelben Stange zu erhalten, wurde der Banus am 2. Dezember auch zum Gouverneur von Fiume und Dalmatien ernannt, und obwohl der Patriarch Rajačić die von Stratimirović geführten Verhandlungen mit Wien erst durch die Drohung, mit der ungarischen Regierung anzubündeln, beschleunigen mußte, sicherte das Olmützer Patent vom 15. Dezember

nach der Abdankung Ferdinands und der Thronbesteigung Franz Josefs auch den Serben die Vojvodina zu. Jetzt forderte Mayerhofer in Belgrad die fürstliche Regierung offen auf, dem Patriarchen mit Geld und Schießbedarf beizustehen, da es an der Anerkennung dieser Opfer und an Belohnung durch Oesterreich nicht fehlen werde; der österreichische Vertreter bemerkte besonders, daß die serbischen Nationalbestrebungen sich sowohl mit der Treue zum Monarchen als auch mit den konstitutionellen Grundsätzen vollkommen verträgen und daher jeder Unterstützung würdig seien, und General Todorovič, Oberbefehlshaber nach Šupljikac, ermahnte die Serben unter Anrufung ihrer mittelalterlichen Zaren Dušan und Lazar und des Helden Miloš Obilić zur Standhaftigkeit.

Erst ein revolutionärer Sturm, der das Staatsschiff zum Schwanken brachte, ward die südslawische Bewegung allmählich zu einem Wind, der die Segel der Habsburger schwellte. Der Patriarch Rajačić behauptete im Winter in einem Aufruf an die Stammesgenossen des Fürstentums, daß die Serben zum Schutz des kaiserlichen Throns, der Einheit der Monarchie und der Sicherung ihres Volkstums und ihrer Rechte aufgestanden seien, und die Ratgeber des Fürsten bestätigten, daß Serbien die Bewegung unterstütze, weil die Vojvodina für die Integrität Oesterreichs und des Kaiserhauses streite; „die österreichischen Slawen,“ schrieben die „*Srpske Novine*“, „werden gerettet, wenn Oesterreich gerettet wird“. Schon als Šupljikac im September den Befehl über die 21 084 Mann mit 104 Geschützen übernahm, die überlegene magyrische Kräfte gegen sich hatten, war diese Streitmacht keine Rebellenchar mehr, sondern das „österreichisch-serbische

Heer“. Fürder aus den österreichischen Kriegskassen den Sold und die Befehle statt vom Hauptausschuß vom kaiserlich königlichen Generalstab empfangend, wurde das nationale Heer vollends zu dem „südlichen Armee-korps der österreichischen Armee“, und als der ungefüge Bauernsohn Knićanin vom Kaiser zum k. k. Generalmajor ernannt und mit Leopoldskreuz und Maria-Theresia-Orden geschmückt wurde, hatte alle Welt den Beweis, daß sich die ursprüngliche Volkserhebung in einen ordentlichen, sozusagen legitimen Krieg für das Erzhaus verwandelt hatte und auch das serbische Fürstentum in den Kreis der europäischen Reaktion einbezogen war.

Bösere Dienste noch leisteten die Kroaten der Gegenrevolution. Als Jelačić auf dem Marsch gegen Pest durch die Kunde von dem Wiener Aufstand kehrte und sich gegen Nordwesten wandte, um die aufsässige Hauptstadt zu bändigen, verwahrte er sich laut dagegen, ein Feind der Freiheit zu sein. „Ich habe,“ rief er aus, „den Säbel für die Freiheit und nicht für die Knechtschaft gezogen. In Wien will ich nicht die Reaktion einführen noch jemandem anderem als Werkzeug zu diesem Zweck dienen. Ich bin kein Diener der Kamarilla“, und in einem Brief an die Gesellschaft „*Slavjanska Lipa*“ in Prag rechtfertigte er sein Tun mit seiner Liebe zum Slawentum und der Erkenntnis, daß das Slawentum die größte Stütze Oesterreichs sei: „Mich hat vor Wien die Ueberzeugung geführt, daß ich gegen den Feind des Slawentums gehe.“ Aber so wenig die Grenzer, von dumpfer Wut auf die „*Ola*“, die Aula, erfüllt, weil sie wähten, daß dort ein neuer Glaube gepredigt werde, auf österreichischem Boden eine Vorhut der Freiheit darstellten, so wenig ließen die

Namen von Jelačićs Unterführern, der Generale Hartlieb, Kempen, Roth, Schmiedl und Zeisberg, die Deutung zu, daß sie dem kroatischen Zagorje entstammten oder aus slawischem Bewußtsein handelten. Der Banus mit seinen zweiundzwanzig Bataillonen, dreiunddreißig Eskadronen und einundachtzig Geschützen, mit seinen Graničaren, Serežanern und Banderijalzen gegen Wien heranrückend, war und blieb ein Stück der europäischen Gegenrevolution auf dem Marsch, und als Likaner Kroaten und Banater Serben in den Straßen der erstürmten Hauptstadt hausten, den verblüfften und entsetzten Bürgern auf alle Fragen und Bitten nur ihr: Nix Daitsch! entgegenschleudernd, hatte Jelačić den Vladimirorden vollauf verdient, den ihm Zar Nikolaus I. verlieh, weil er „die Prinzipien der sozialen Ordnung vor dem Verfall bewahrt“ habe. Wie zur höhnischen Bestätigung dessen, daß er nicht für das Slawentum, sondern einzig für die Gegenrevolution ganze Arbeit gemacht hatte, wurden seine südslawischen Truppen samt ihrem Führer unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Windischgrätz gestellt, der kurz vorher den Prager Slawenkongreß mit den Bajonetten seiner Grenadiere auseinandergetrieben hatte.

11.

Wenn aber lange vor diesen Ereignissen den deutschen Demokraten die slawische Bewegung als finstere Mächenschaft der volksfeindlichen Partei erschien, so tat die rege magyarische Propaganda alles, diesen Eindruck zu wecken und zu steigern. Der ungarische Gesandte bei der Frankfurter Zentralgewalt Szalay, der sich mit der Linken der Nationalversammlung, vor allem ihrem republi-

kanischen Flügel sehr anbot, gab mit dem Satz: „Die kroatische Revolution ist der Anfang der Konterrevolution!“ ein Stichwort aus, das begierig genug aufgegriffen wurde. Zwar suchten, als Jelačić vor Wien die Geister in der Paulskirche heftig aufeinanderplatzen ließ, gerade die Redner der Linken den Kampf der Aufständischen gegen die kaiserlichen Truppen in rein nationalen Farben zu malen: eine „Nationalfrage“, eine „deutsche Sache“, „eine nicht so sehr rein demokratische als vorwiegend nationale Bewegung“, „eine entschieden deutsche, entschieden antislawische Bewegung“ war es für sie, aber da es am Ende darum ging, ob sich die deutschen Provinzen Oesterreichs an Deutschland anschließen sollten oder nicht, wurden die Magyaren als Bundesgenossen der deutschen Revolution gegen den habsburgischen Despotismus gefeiert und bekränzt, und auf „den hochverrätherischen Banus von Kroatien“, auf den „Kroatenhäuptling“ mit seinen „Rotmänteln“ und „kroatischen Söldlingen“, auf „die räuberischen Horden des Jelačić“ prasselte aller Grimm und Groll der Demokratie herab. Die Sprecher der Rechten wiederum übersahen den Pferdefuß der Gegenrevolution geflissentlich, den Jelačić nicht zu verbergen vermochte, aber im einzelnen urteilten sie über den magyarisch-südslawischen Gegensatz weit sachlicher als die Venedey, Vogt und Eisenmann. Somaruga fand, daß die „systematische Unterdrückung aller andern Nationen, sowohl der deutschen wie der slawischen“, durch die Magyaren den bösen Samen ausgestreut habe, der gegenwärtig seine blutigen Früchte trage, und legte dar, daß Jelačić, „die Sache der Südslawen“ vertretend und sich an ihre Spitze stellend,

nur ein Interesse wahrnehme, das namentlich die Verteidiger der Humanität durchaus zu Bundesgenossen haben müsse, Vincke zog die von den Magyaren geknechteten Deutschen in Siebenbürgen heran, und Basser-
mann wies darauf hin, daß im ungarischen Reich die Magyaren in der Minderzahl und die Deutschen, die Kroaten und die andern Völker in der großen Mehrheit seien, so „daß die Kroaten recht haben, wenn sie sich die Herrschaft der Minderheit nicht länger gefallen lassen wollen“.

In einer Schicksalsstunde wie dieser kümmerte sich jedoch erhitzte Leidenschaft den Daus um unbestreitbare Einzelwahrheiten und pfiff um so fröhlicher auf ein unbefangenes Urteil über die Südslawen, als sie in der Tat der Revolution die Schlagader abzupressen drohten. Je demokratischer ein Mund war, desto unerbittlicher rief er auf die „freiheitsmörderische Armee unter Jelačić“ Pech und Schwefel herab; am grimmigsten stürmte, auf der äußersten Linken der deutschen Demokratie fechtend, die von Karl Marx und Friedrich Engels geleitete „Neue Rheinische Zeitung“ zum „entschiedensten Terrorismus“ gegen „diese kleinen stierköpfigen Nationen“ und zum „Kroatenhaß“ auf. Da ihr geistiger Stammvater Hegel die Slawen aus seiner philosophischen Geschichtsbetrachtung verbannt hatte, „weil sie bisher nicht als ein selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt aufgetreten“ seien, rechneten Marx und Engels den „panslawistischen Südslawen“ nicht nur vor, daß sie um kleinlicher Nationalhoffnungen willen die Revolution an Petersburg und Olmütz verrieten, daß sie die Wiederherstellung ihrer Nationalität „mit dem brutalsten Wüten

gegen die österreichische und magyarische Revolution“ begonnen, ja, daß sie sich nur für ihre nationale Unabhängigkeit erhoben hätten, um die deutsche und magyarische Revolution niederzuschlagen, sondern, sie verächtlich zum „Völkerabfall einer höchst verworrenen tausendjährigen Entwicklung“ werfend, sprachen sie ihnen auch samt und sonders, ausgenommen höchstens die Stammesgenossen in der Türkei, Lebensfähigkeit und Daseinsrecht ab und wiesen ihnen den Beruf zu, „im revolutionären Weltsturm unterzugehen“.

12.

Aber ob ein geschichtliches Verhängnis nicht ohne die historische Schuld der Magyaren und Deutschen die Südslawen in der großen Auseinandersetzung dieser Jahre an die Seite der Gegenrevolution drückte, Marx und Engels teilten doch sehr zu Unrecht die Südslawen kurzerhand den gegenrevolutionären Völkern, die Magyaren den revolutionären Nationen zu. Denn nicht durch die Rolle, in die sie durch die Verkettung der Umstände hineingezwungen wurden, sondern in ihres Wesens Wesen waren die Südslawen um kein Haar gegenrevolutionärer als die Magyaren, die Magyaren keinen Deut revolutionärer als die Südslawen. Wohl suchten Pester Verführungskünste auch vor den südslawischen Volksmassen die Magyaren als Verteidiger der sozialen Revolution hinzustellen. Ein auf Kajkawisch verfaßter, vom Obergespan Kasimir Batthyany unterzeichneter Aufruf pries den kroatischen Bauern die sozialen Freiheiten, die der ungarische Reichstag beschlossen habe, und verdächtigte Jelačić, daß er diese Freiheiten beschneiden wolle: „Und ihr laßt euch

gegen den Reichstag führen, der den armen Mann frei und zum Grundbesitzer gemacht hat?" Aber mit nicht weniger Recht durfte sich der Banus vor Wiener Bürgern rühmen, daß er aus gedrückten Untertanen freie Eigentümer ihres Landes gemacht habe. Denn wie die Furcht vor einem Bauernaufstand zu Anfang der Revolution das soziale Gewissen des magyarischen nicht anders als des kroatischen Junkertums schärfte, so stimmten auf dem gemeinsamen Landtag zu Preßburg, in den die Nachricht von der Februarrevolution hineinschlug, auch die kroatischen Vertreter für Aufhebung der Leibeigenschaft und der Steuerfreiheit des Adels. Den gleichen Faden spann der kroatische Sabor weiter; erst teilte der Banus Jelačić jeder Gemeinde durch ein Diplom mit, daß fürder der Bauer von Herrendienst, Zehent und feudaler Bindung frei sei, und danach hob ein Gesetz alle geltenden Urbarialdienste und Abgaben für immer auf und verkündete die Unabhängigkeit der einzelnen Untertanen wie der ganzen Gemeinden von der Grundherrschaft. Jeder, der bis dahin als Kmet ein Pachtsklave war, wurde unbegrenzter Eigentümer seines Urbariallandes und konnte es im ganzen oder in Stücken vertauschen, verpfänden oder verkaufen, und auch die sogenannten kleineren königlichen Rechte wie Schankrecht, Jagdrecht, Fischfang, Vogelfang und Fleischbank gingen von den Grundherren auf die Gemeinden über. Allerdings kam es über der Auslegung des Gesetzes zu Zusammenstößen, da die Bauern auch die Zahlung der Bergfron und der anderen nicht urbarialmäßigen Abgaben weigerten und die Grundherren sie mit Gewalt dazu anhalten wollten; durch einige Dörfer der Agramer Gespanschaft flackerte Aufruhr,

Militär schritt ein, und Jelačić, der vorher, einer Aufwiegelung der Bauern durch die Magyaren vorzubeugen, allen Grund zu der Furcht, daß jemals in Kroatien und Slawonien wieder die Fron eingeführt werde, bestritten hatte, vermahnte jetzt die bäuerlichen Nutznießer von Herrenland wie Weinbergen und Wald unter Drohung mit dem Standrecht zur Entrichtung der schuldigen Abgaben und verhiess, daß er sich der Rechte der Herrschaft schützend annehmen werde, von der niemand verlangen könne, daß sie ihren Boden umsonst den Bauern zur Nutzung übergebe. Aber auch die magyarische Revolutionsregierung suchte die durch die Beseitigung des Robot getroffenen Großgrundbesitzer mit einer außerordentlichen Entschädigung an sich zu fesseln, und ängstlichen Gemütern in Pest schien vor Jelačićs Scharen wie eine Feuersäule die Verkündigung des Bauernkrieges herzu ziehen, denn magyarische Blätter berichteten unter Gezeter auf solchen „Kommunismus“, daß der Banus seinen Soldaten Aufteilung der ungarischen Latifundien verspreche. Da jedenfalls den Grenzern gleichfalls Aussicht winkte, daß ihr Land ihr vollständiges Eigentum werde, und auch die Slowenen des Segens der recht gründlichen österreichischen Bauernemanzipation teilhaftig wurden, deuteten jene Krainer Landleute, über die ihr Grundherr Graf Auersperg, der Anastasius Grün des Wiener Vormärz, spottete, weil sie die slawische Trikolore auf dem Kirchturm als Freudenzeichen über die Abschaffung von Zins und Robot ansahen, den tieferen, den sozialen Sinn der südslawischen Erhebung ganz richtig: sie war ein Stück 1789, ein Abschnitt der großen Bauernbefreiung, als die sich der Aufstieg der Südslawen vollzog!

Auch im Politischen trugen keineswegs die Magyaren die Gloriele des revolutionären, die Südslawen das Stigma des gegenrevolutionären Volks. Saßen die südslawischen Vertreter auch im Wiener Parlament auf der Linken, im Kremsierer Reichstag auf der Rechten, um in manchem hin- und herzuschwanken, so stimmten sie doch in fast allen wichtigen sozialen und politischen Fragen wie die Abgeordneten der Deutschen. Wohl rühmte sich der Slowene Dr. Kavčić, im Kremsierer Verfassungsausschuß gegen die Emanzipation der Juden gesprochen zu haben, und hatte sich in der Tat gegen die Unabhängigkeit von Kirchen gewandt, die wie die katholische, griechisch nichtunierte und jüdische ihren Mittelpunkt im Ausland hätten; die „*Novice*“ des Dr. Bleiweis klebten so am Alten und Ueberlieferten, daß ihnen selbst Jelačićs Programm zu revolutionär war, aber dafür trumpften die „*Celjske Slovenske Novine*“ mit radikalen Forderungen wie Trennung von Staat und Kirche, Aufhebung des Zölibats und Einziehung des Kirchenvermögens auf den Tisch. Bei Serben und Kroaten setzte die dünne bürgerliche Schicht, soweit sie nur vermochte, der Bewegung den Akzent ebensoviel oder ebensowenig auf wie bei den Magyaren. Die ersten serbischen Opfer der magyarischen Hängewut wurden in Velika Kikinda vier Advokaten und ein wohlhabender Kaufmann mit seinem Sohn, und Stratimirović wettete mannhaft gegen das Kanzleiische in der Erhebung und gegen die alten Formen, wider die das Volk aufgestanden sei und deren Rückkehr es nicht dulden werde. In den kroatischen Landtag, der nach

Jelačićs Wort den Willen des Volkes ohne Unterschied der Stände ausdrücken sollte, entsandte die Hauptstadt Agram neben ihrem Bürgermeister einen Kaufmann, einen Rechtsanwalt und einen Gastwirt; Städte, Kreisorte und Marktflecken stellten siebenzig von den hundertzweiundneunzig gewählten Abgeordneten des Sabor, die Gespanschaften nur achtundsechzig; der Gliner Regimentsbezirk schickte vier einfache Grenzbauern, da auch der Militärgrenze die Verfassungsmöglichkeit verbürgt und das Wahlrecht nur an ständigen Wohnort und unbeweglichen Besitz gebunden war. Wenn daneben die Fürsten, Grafen und Barone, die Obergespans, die Bischöfe und die Kirchenkapitel das Virilstimmrecht hatten, so wies das ungarische Parlament kein demokratischeres Gepräge auf; Somaruga erinnerte in der Paulskirche daran, daß im ungarischen Reichstag ungeachtet aller schönen Tiraden und Phrasen „nichts anderes als Deputierte des Komitatadels“ saßen.

Selbst an Loyalität zu dem Hause Habsburg ließen sich die Magyaren geraume Zeit nicht von den Kroaten beschämen. Lehnte der Agramer Sabor für die „treuen Kroaten, Slawonier und Dalmatiner“ Anerkennung des Pester Ministeriums schon deshalb ab, weil es die Verbindung mit dem Gesamtstaat zu lösen gedenke, so beriefen sich auch die Magyaren bei ihren Verhandlungen mit der Hofburg auf die pragmatische Sanktion, rühmten ihre Krone als mächtigste Stütze der Dynastie und beschuldigten die Illyrer thronumstürzlerischer Absichten; bat der Banalrat den im Mai aus Wien nach Innsbruck entweichenden Kaiser, unter seine treuen Kroaten nach Agram zu kommen, so öffnete auch Ofen, statt dem

Flüchtling ein Varennes zu bereiten, ihm weit und einladend seine Arme. Nicht minder prallte der Vorwurf des Panslawismus, soweit er eine Unterstützung zarischer Pläne bedeuten sollte, an den Südslawen ab. Wie Palacky die Integrität Oesterreichs auch wegen der immer stärker drohenden Gefahr der russischen Universalmonarchie für die Westslawen eine höchst wichtige Angelegenheit nannte und der Prager Slawenkongreß seine Spitze unverhüllt gegen das moskowitische Selbstherrschertum kehrte, so verwarnte sich auch Jelačić im Agramer Landtag dagegen, daß er die Kroaten und den König an den „Koloß im Norden“ verraten wolle, und erläuterte den Panslawismus dahin, daß sich die Liebe zu den slawischen Stammesbrüdern nur auf die Völker, keineswegs auf die Regierungen erstrecke; die Aufrichtigkeit dieser Meinung erwies er, als er auf eine Drohung bosnischer Abgesandter, daß sie, von Oesterreich im Stich gelassen, sich Rußland an den Hals werfen würden, in einem Briefe an den Erzherzog Franz Karl die Einmischung des Zaren als schreckliches Ereignis bezeichnete. Wohl schickten, als im August 1848 Stratimirovičs junge Gattin starb, gefühlvolle Damen des russischen Hochadels, die Großfürstin Helene an der Spitze, sechstausend Rubel zum Bau einer Grabkapelle, aber als ein Jahr später Nikolaus I. seine Bataillone gegen die magyarische Revolution marschieren ließ, tat er es nicht um der schönen Augen der Slawen willen, sondern um als Ritter Georg der europäischen Legitimität den Drachen des Umsturzes zu erlegen und mehr noch um einem Aufstande der Polen zuvorzukommen, den er nach einem magyarischen Sieg befürchtete. In der höchsten Not aber legten es kein anderer als Kossuth und seine

magyarischen Helden im Vertrauen auf die Sympathie, die sie in Petersburger Hofkreisen genossen, auf eine freundschaftliche Verständigung mit den Russen an, da sie sich lieber unter das Zepter des Zaren oder die Suzeränität Rußlands begeben als sich den Habsburgern unterwerfen wollten!

In der Frage jedoch, die zum Prüfstein für die revolutionäre Reife der Völker des Jahres 1848 ward, versagten die Südslawen nicht anders als die übrigen. Die italienische Freiheits- und Einheitsbewegung zu unterstützen, war ein Gebot der Ehre und der Selbsterhaltung für alle Nationen, die selbst um politische Freiheit und nationale Einheit rangen. Aber die deutsche Nationalversammlung erklärte, daß ein Angriff der Italiener auf Triest den Krieg mit dem Deutschen Bund bedeute; von den Südslawen standen fünfunddreißigtausend Mann auserlesener Grenzertruppen als Kern von Radetzky's Heer in der Lombardei, und die Magyaren machten aus ihrer Förderung des italienischen Feldzugs ein Schachergeschäft mit Wien. Das Versprechen, die Armee Radetzky's durch eine Vermehrung ihrer Streitkräfte zu verstärken, entlockte im Juni 1848 dem Hof den Bannstrahl gegen Jelačić, und das ungarische Ministerium verpflichtete sich in aller Form zur Verteidigung der österreichischen Stellung in Italien, wenn die Wiener Regierung ihre guten Dienste bei der Unterwerfung der Kroaten anbiete. Zwar forderten Pester und Preßburger Volksversammlungen Rückberufung der magyarischen Regimenter aus der Lombardei, wie eine Agramer Abordnung denselben Wunsch für die kroatischen Soldaten in Wien vorbrachte, doch aus Furcht, daß dann auch die südslawischen Regimenter

heimmarschierten, bewog Kossuth den Reichstag zu anderer Haltung mit dem Hinweis, daß, wer gegen die kroatische Empörung sei, auch gegen die italienische Erhebung sein müsse. Diese Hilfe für den gegenrevolutionären Feldzug war es, was der Gegenrevolution der Habsburger in den Sattel half.

14.

Als die Gegenrevolution im Sattel saß, schonte sie so wenig Südslawen wie Magyaren, obwohl sie vorher mit platonischen Liebesbezeugungen für jene nicht gekargt hatte. Im Winter 1848 führte das Burgtheater Stratimirović zu Ehren bei seiner Anwesenheit in Wien das Schauspiel „Cerni Georg“ auf, und da er sich in serbischer Generalsuniform zeigte, grüßte ihn aus den gefüllten Logen Händeklatschen der Herren und Fächerwinken der Damen, und aus dem Parkett brauste dreimal ein Hoch auf die Serben. Aber jeder bescheidenste Erfolg der k. k. Truppen machte sofort offenbar, daß die Habsburger die südslawischen Gebiete der Monarchie durchaus nicht als ihre Vendée zu verhätscheln gedachten, sondern sich immer von Furcht vor Stärkung des Slawentums leiten ließen. Da Windischgrätz' Einzug in Pest von dem Zusammenbruch der magyarischen Sache zu zeugen schien, rückte das Südslawentum flugs in die Rolle des Mohren ein, der seine Schuldigkeit getan hatte. Nicht aufs Geratewohl schrieb Ilija Garašanin an Knićanin die Vermutung, daß die Hofburg die volle Niederlage der Magyaren gar nicht wünsche, weil die Slawen einen Anteil am Triumph hätten und für die Zukunft als weit gefährlichere Gegner gälten denn die Magyaren. Noch floß serbisches Blut für die Macht und Herrlichkeit des

Erzhauses, und schon flüsterte, Mißtrauen aussäend, der österreichische Internuntius in Konstantinopel, Graf Stürmer, der Pforte zu, daß das Fürstentum in der Vojvodina ein Heer nur dazu einübe, um die Slawen Oesterreichs und die Christen der Türkei zum Aufstand mitzureißen. Auch schlug bei den in Südungarn fechtenden Truppen mit jedem Tage mehr ein neuer Ton durch. Die Offiziere fühlten sich weit eher als kaiserlich königlich denn als nationalserbisch, und wenn sie es auf eine Schädigung der Bewegung nicht gerade abgesehen hatten, war ihnen ihr Verlauf und Ausgang doch zum mindesten gleichgültig. Bald wandten sich die habsburgischen Befehlshaber offen und barsch gegen die serbische Strömung; die Soldaten mußten die serbischen Farben mit schwarzgelb vertauschen, serbische Dörfer wurden entwaffnet, serbische Fahnen von den Kirchtürmen geholt, die Vojvodina wie die ungarischen Komitate dem Standrecht unterworfen, und als General Rukavina, zum Kommandeur des Banater Grenzregiments ernannt, die Militärgrenze von der Vojvodina abtrennte, die Auflösung der Ausschüsse anbefahl und im Schriftverkehr die deutsche Sprache verlangte, wußte männiglich, was die Glocke geschlagen hatte.

Mit der Sprengung des Kremsierer Reichstags wurde dann nicht nur der bis zu Habsburgs Ende einzige große Plan, Oesterreich auf freiem Vertrag seiner Völker neu aufzubauen, seinen Urhebern zerrissen vor die Füße geworfen, und mit der oktroyierten Verfassung Schwarzenbergs wurde nicht nur der Glaube an die Gewalt von oben wieder als das einzige Lebensprinzip der Wiener Politik verkündet und über die Völker hinweg der Ver-

such gemacht, einen einheitlichen militaristischen und absolutistischen Großstaat als moderne Autokratie zu schaffen, sondern mit beidem erfuhr auch die südslawische Politik der Jahre 1848 und 1849 ihre Katastrophe. Trotz des in der aufgezwungenen Konstitution erwähnten Königreichs Illyrien blieben die Slowenen auf die verschiedenen Herzogtümer und Grafschaften aufgeteilt; Kroatien, seine verbrieften Rechte verlierend, wurde unter Abstückerung eines Teils von Slawonien und ohne Aussicht auf Vereinigung mit Dalmatien und der gänzlich wieder hergestellten Militärgrenze ein simples Kronland unter den andern, und wenn der erste Paragraph der oktroyierten Verfassung das Herzogtum Bukowina, das Herzogtum Salzburg und das Großherzogtum Krakau als staatsrechtlich neue Gebilde aufführte, so ward der Vojvodina gar nicht Erwähnung getan; was etwas später aus Strichen der Bačka, des Banats und Syrmiens unter diesem Begriff zusammengefaßt wurde, war, mehr von Deutschen als von Serben verwaltet, ohne einen Schimmer der verheißenen und erhofften Unabhängigkeit nur, wie die „*Srpske Novine*“ schrieben, ein leerer Name. Die Enttäuschung gährte denn wie Gift in den Adern des südslawischen Volks. Nach Šuleks Hohnwort beschränkten sich die Rechte Kroatiens fortan darauf, ohne Genehmigung des Ministeriums zu säen und zu pflügen, die Lasten für Kirche, Schulen und Armenwesen selber aufzubringen und für Vorspann und Einquartierung zu sorgen, und „*Napredak*“ schrieb, ehe ihm samt „*Srpske Novine*“ und „*Vestnik*“ das Lebenslicht ausgeblasen ward: „Wir waren leichtgläubig genug, um nicht vor allem anderen uns die Freiheit zu sichern, und schlossen uns an Oesterreich an!

Wußten wir es damals und wollten es doch nicht wissen oder wußten wir es noch nicht, daß Oesterreich und Freiheit zwei einander durchaus entgegengesetzte Elemente sind? In Oesterreich gab es keine Freiheit, in Oesterreich wird es nie eine geben, beide bleiben einander ewige Feinde.“ Der aber dem Hause Habsburg erst die Möglichkeit geschaffen hatte, den Korporalstock des Despotismus über die Südslawen zu schwingen, war, die magyarische Erhebung zerstampfend, der russische Zarismus!

15.

Erfüllte die europäische Revolution auch mit nichten des Kroaten Ivan Trnski hoffnungsvolles Wort: „Die Südslawen treten über das Schlachtfeld in die Reihe der selbständigen Völker Europas“, so war das Jahr 1848 doch als wuchtiger Markstein an den Weg des Südslawentums zu Freiheit und Einheit gesetzt. Wie sehr für die Slowenen die Gleichberechtigung ihrer Sprache in Schule und Amt auf dem Papier stehen blieb, die Bauernbefreiung hatte hier doch eine gewaltige Wandlung gebracht und für die nationale Bewegung der folgenden Jahrzehnte den Grund gelegt. Bei den Kroaten hatte sich aufs neue ihr Staatsgedanke, mittelalterlich begrenzt, wie er war, als Trutzburg des Widerstandes gegen nationale Vergewaltigung bewährt und damit als eine der Vorbedingungen für die Wiedergeburt des gesamten Südslawentums erwiesen, und die Serben des Habsburgerreichs bekamen anstatt des überlieferten kirchlich abgestempelten Patriotismus immerhin einen Löffel voll des neueren fortschrittlichen Nationalismus zu schmecken.

Die wichtige Rolle des Fürstentums aber in der süd-slawischen Bewegung hatte Serbien nicht nur häuslichem Zwist entrissen und innerlich gestärkt, sondern verschob auch den Schwerpunkt der serbischen Frage nach Belgrad zu. Noch 1846 drückte Dr. Jovan Hadžić die Ueberlegenheit des Vojvodina-Serben mit der Frage aus: „Woher kam den Serben in Serbien Buch und Schrift, woher bessere Erziehung und Wissenschaft, woher Gesetzesregeln und Ordnung, woher Schreiber und Kanzleien, woher Heilmittel und Aerzte, woher ein menschlicheres bürgerliches Dasein?“, aber jetzt grüßte ein aus dem österreichischen Serbien stammender Dichter des jüngeren Geschlechts wie Branko Radičević den balkanischen Serben als Inbegriff nationaler Stärke und Hoffnung. Auch zwischenstaatlich begann mit Knićanins Uebergang über die Donau für das Fürstentum ein neuer Lebensabschnitt. Bisher war es, in das Osmanenreich wie in einen Käfig eingesperrt, außer mit der Pforte höchstens mit der Schutzmacht Rußland in Berührung gekommen. Jetzt zum erstenmal überschritt seine auswärtige Politik die geographischen Grenzen des Landes und knüpfte Verbindungen mit anderen Staaten an. Geriet Serbien auch durch den Zwang der Umstände, da sich Aleksandar gegen innere Widersacher an den Wiener Hof anlehnte, in Abhängigkeit von Oesterreich, die für die nächsten Jahre manches entschied, so war es doch aus dem Käfig ins Freie getreten, aus dem Tümpel aufs Meer gesegelt; nicht mit Unrecht rühmten die „*Srpske Novine*“, daß die öffentliche Meinung Europas das Fürstentum als eine Pflanzschule tapferster Helden kennen gelernt und die Diplomatie sich von dem Einfluß Serbiens auf die

Nachbarstämme überzeugt habe. Obwohl noch ein türkisches Vasallentum und bei aller Kleinheit und Schwäche wurde der junge Staat ein Nenner in der internationalen Politik, mit dem zu rechnen war. Da dieses sein neu erworbenes Ansehen seine Anziehungskraft auf die unterdrückten Stammesgenossen steigerte, weihte das Jahr 1848 das Fürstentum dem Beruf, Mittelpunkt für die Strebungen des gesamten Serbentums zu werden und sich zum Träger des serbischen Nationalgedankens, der nationalen Einigung zu entwickeln.

Aber über alles gesondert Slowenische, Kroatische, Serbische klang ein mächtiger südslawischer Akkord. In einer hohen Zeit der Völker, in der ihr Schoß zur Befruchtung aufgetan ist, erwachte in der Seele der Südslawen das Bewußtsein, daß sie alle eines Blutes Brüder, alle eines Schicksals Gefährten waren und erst mit ihrem Zusammenschluß die Welt auch für sie rund und voll werde. Zum erstenmal stand, nicht ungebrochen zwar und noch schwankend, die südslawische Einheitsfront in der politischen Wirklichkeit da. Zum erstenmal aber senkte sich auch in die Brust der Südslawen der Keim der Erkenntnis, daß die beiden Mächte, von denen sie eine Erfüllung ihrer Bestimmung erwarteten, Oesterreich und Rußland, in jedem Fall gleichmütig und rücksichtslos ihren eigenen selbstsüchtigen Weg gingen.

VIII.

Umwälzungen und Umbildungen

Wenn in dem Menschenalter nach dem Wiener Kongreß nur selten ein stärkerer Luftzug in die europäische Windstille stieß, war im dritten Viertel des Jahrhunderts der Aeolusschlauch, dem die politischen Stürme entfuhrten, weit geöffnet. Der Kampf der Weltmächte um den Bosphorus sowie die nationale Einigung der Italiener und Deutschen, in geschichtlicher Kurzschrift durch die Jahreszahlen 1854, 1859, 1866 und 1870/71 ausgedrückt, gaben dem Erdteil ein ganz neues Gesicht und griffen schicksalhaft auch in die Entwicklung der Südslawen ein.

1.

Zunächst sah sich die Türkei in unerhörte Wirbel hineingerissen. Nur scheinbar war der Krimkrieg ein Kampf für und gegen ihr Dasein, denn wie an der Wiege des Konflikts, dem Streit um die „heiligen Stätten“, der Hader zwischen Rußland und Frankreich um den Einfluß im nahen Osten stand, so handelte es sich bei dem bewaffneten Zusammenstoß der Mächte um die alte Begier des Moskowitertums, durch Eroberung der Dardanellen

den Pontus in den ersehnten eisfreien Hafen Rußlands zu verwandeln, und um die Abwehr der Weststaaten gegen diesen Versuch, die Oberhoheit Petersburgs über Balkan und Kleinasien aufzurichten. Treibend war vor allem die Angst Großbritanniens, das den Edelstein seiner Krone Indien von einem russisch gewordenen Konstantinopel schlimm bedroht wußte, aber Sein oder Nichtsein des Osmanenreichs an sich war allen Parteien nur ein belangloses Nebenher. Zwar siegten die Mächte, die sich in der Schützerrolle der Türkei gefielen, und auf dem Pariser Kongreß wurde sie feierlich und förmlich in die europäische Staatenfamilie aufgenommen, aber wenn auch England, Frankreich und Oesterreich einen geheimen Bürgschaftsvertrag zur Aufrechterhaltung der „Unabhängigkeit und Unversehrtheit des osmanischen Reichs“ unterzeichneten, so vermehrte im Grunde das Jahr 1856 lediglich die Anwärter auf das Erbe des, wie Nikolaus I. sich damals ausgedrückt hatte, „kranken Mannes“. Zugleich drängten die neuen und alten Freunde die Pforte auf den Weg der Reformen; das geduldige Papier des Hatti-Humajun von 1856 verhiess wieder einmal den christlichen Untertanen des Padischah durch rechtliche Gleichstellung mit den Moslems auf dem Felde der Glaubensübung, der Besteuerung und der Rechtsprechung den Himmel auf Erden, ohne daß etwas anderes als erhöhte Unsicherheit in das Verhältnis zwischen Herrschenden und Beherrschten hineingetragen wurde.

Als böseres Danaergeschenk noch erwiesen sich die Anleihen, deren erste, drei Millionen Goldpfund, die Türkei zu Beginn des Krimkriegs aufnahm; schon im nächsten Jahre 1855 folgte ein neuer Pump, und nachdem

die schiefe Ebene einmal betreten war, gab es kein Halten mehr: 1860 bereits klopfte der Staatsbankerott mit dünnen Knöcheln an die Tür. Wurde durch die unheimlich rasch wachsende Verschuldung des Landes an europäische Geldgeber und die unbedenkliche Verpfändung wichtiger Staatseinkünfte der letzte Rest von Ansehen verschleudert, den das einstens Furcht einflößende Reich vielleicht noch besaß, so beschleunigte sich zugleich seine innere Zersetzung. Die Naturalform der Grundrente, von Karl Marx eines der Selbsterhaltungsgeheimnisse der Türkei genannt, verwandelte sich, da die Zinsen für die Staatsgläubiger statt in Mais und Weizen in blanker Münze zu zahlen waren, in die Geldform und gestattete jetzt eine unmenschliche Ausquetschung der christlichen Raja durch die Steuerpresse. Aber da die Versorgung der auf der Krim fechtenden Heere die Häfen des Schwarzen Meeres dem europäischen Handel geöffnet hatte, waren neue Kanäle erschlossen, auf denen mit den Waren auch die nicht immer zahmen Gedanken des Abendlandes zu den Unterdrückten drangen.

2.

Bei den Bulgaren, die von allen Südslawen dem Pontus am nächsten siedelten, vollzog sich unter diesen Einflüssen immer schneller ein sozialer Umbildungsprozeß, der zum Gärstoff der nationalen Erhebung wurde. Die absterbende Schicht von gestern verkörperte sich in dem *Čorbadžija*, dem behäbig patriarchalischen und autoritären Mastbürger, der sein Schäfchen im Trockenen hatte und sich schon durch Turban und bunte Tracht beflissen an die türkische Herrenklasse heranmachte. Als

Träger der Gegenwartsaufgaben standen ihm die streng in Zünfte gegliederten Händler und Handwerker entgegen, die sich erst zu Vermögen und Ansehen durchkämpfen mußten und in ihren langen, dunklen Kaftanen als die Fleisch gewordene Nüchternheit und Ehrbarkeit wirkten. Auch ihnen drohte schon Wettbewerb des Neuen, namentlich seit die Eisenbahnen Konstantinopel-Plovdiv (Philippopel)-T. Pazardžik, Ruse (Rustschuk)-Varna und Černa Voda - Konstanza europäische Waren ins Land schwemmten; als Vortrab der nächsten Zukunft zeigten sich bereits, vereinzelt und verstreut, in Oesterreich, Serbien oder Rumänien ausgebildete Kaufleute und Handwerker und nicht zuletzt die Schullehrer, die sich europäischer Tracht und Anschauung anzupassen strebten. Aber alle drei Schichten wurzelten in der breiten Bauernmasse und gaben mit ihr ein untrennbares Ganzes.

Wenn die *Čorbadžija*-Gruppe, unterwürfig gegen Paschas und Patriarchen und beiden als Werkzeug zur Ausbeutung des eigenen Volkes dienend, jede Aenderung des Standes der Dinge ablehnte, dessen feiler Nutznießer sie war, so genügten die zünftlerischen Händler und Handwerker ihrer geschichtlichen Sendung, indem sie durch den Kampf für bulgarische Kirche und Schule die noch trägen Massen aufzurütteln unternahmen. Der Druck der sprach- und wesensfremden griechischen Popenschaft auf die slawische Bauernschaft war nicht nur geistiger Art, denn so ein Bischof ein Dorf besuchte, die Sporteln für seine Amtshandlungen einzutreiben: fünfhundertfünfzig Piaster für die Wasserweihe, fünfzehnhundert bis dreitausend Piaster Almosen, fünfhundert bis zweitausendfünfhundert Piaster für eine Ehescheidung, fünf-

hundert Piaster Buße für Heirat unter Verwandten bis ins siebente Glied, zweihundertfünfzig Piaster für die Liturgie, fünfhundert Piaster für den Gottesdienst, folgte dem Blutsauger ein Schwarm von Vikaren und Diakonen, Priestern und Schreibern, Kaffeeköchen und Pfeifenreinigern, die alle auf Kosten des armen Landvolks ausgiebig gemästet wurden — „Untiere, keine Erzpriester!“ stöhnte schon 1845 eine Beschwerde der Eparchie von Trnovo über ihren Seelenhirten. Wie denn früh bereits Satiren über Ver lumpung und Freßgier der griechischen Klerisei von Hand zu Hand gingen, so begriff das ausgeplünderte Volk recht wohl den sozialen Sinn der Stichworte: Bulgarische Geistliche! Bulgarische Kirchenselbstverwaltung!, die ihm von Führern wie Dr. Stojan Ćomakov zuflogen. Zum Mittelpunkt des Kampfes um die eigene Kirche entwickelte sich Konstantinopel, wo rund dreißigtausend Bulgaren saßen, aber auch Nordbulgarien, Thrakien und Makedonien verspürten den Wellenschlag der Bewegung. Neue bulgarische Schulen entstanden in Strumica, Doiran, Kukuš, Prilep, Bitolj und Ochrid, wo sich die Gebrüder Miladinov durch Sammlung und Herausgabe bulgarischer Volkslieder um die Erweckung des Volksbewußtseins verdient machten. Von Konstantinopel aus wurde die Zeitschrift „*Bolgarski Knjižici*“ verbreitet, die Bulgarische Literaturgesellschaft dort wetteiferte seit 1859 mit der drei Jahre zuvor in Odessa gegründeten Bulgarischen Wohltätigkeitsgesellschaft, und ebenfalls in der türkischen Hauptstadt schnellte von 1863 ab Petko Slaveikov, Dichter und Former der neueren bulgarischen Schriftsprache, in den Zeitschriften „*Gajda*“ und „*Makedonija*“ gefiederte Pfeile gegen das Patriarchat von der

Sehne; rechter Dolmetsch eines ganz für Erziehung erglühten Geschlechts, lehrte er, daß der Ungebildete ewig Sklave sei, wo immer er sich befinde, betonte, daß Aufklärung allein die Quelle der Freiheit sei, und sah in der Kirchenfrage eine Brücke, über die das Volk von der Unwissenheit zum Selbstbewußtsein schritt.

Aber wie schon 1843 vierzig bulgarische Studenten in Odessa beschlossen hatten, für die Autonomie ihrer Kirche zu werben, doch mit Rücksicht auf die Türken sich jeder politischen Agitation zu enthalten, so hoffte diese Generation durch Anlehnung an die osmanischen Machthaber zum Ziel zu gelangen; wie oft pochten Sprecher der bulgarischen Raja mit Bitten und Beschwerden gegen das Fanar bei der Pforte an! Wohl heischten 1856 die Bulgaren Konstantinopels ein gewähltes weltliches Oberhaupt ihres Stammes hinter dem Sultan, eigene Beigeordnete in der Verwaltung vorwiegend bulgarischer Kreise, bulgarische Abteilungen im türkischen Heer und Zulassung von Bulgaren zur Offiziersschule, aber nie gedieh in diesem Kreis der Unwille über die Ausschreitungen der Osmanenherrschaft zu grimmem Widerstand gegen diese Herrschaft selber. Auf den Zerfall des Türkenreichs hinzuarbeiten, konnte schon deshalb nicht Sache der bulgarischen Handelsschicht sein, weil es ein großer und günstiger Markt für sie war. Im Gegenteil wollten die Kirchenbesucher bei der Fürbitte den Namen des Patriarchen durch den des Sultans ersetzt wissen, und aus der gleichen Stimmung reifte Ende der sechziger Jahre im Schoß des Bulgarischen Zentralkomitees zu Bukarest der Plan, nach dem Muster Oesterreich-Ungarns das osmanische Reich zu einer türkisch-bulgarischen

Doppelmonarchie umzumodeln; allen Ernstes riet eine Denkschrift des Ausschusses dem Erben Osmans, sich in der alten Krönungsstadt Trnovo die Krone der mittelalterlichen Bulgarenzaren aufs Haupt zu setzen!

Der lichte Schwarm der westlich geschulten jungen Leute freilich, die allein von Nationalität sprachen, die Zeitschriften lasen und Freiheitslieder sangen, empfand es mit Georgi Stoikov Rakovski, der in Frankreich gelebt hatte, als schmähsch, daß „die armen Bulgaren sich noch mit religiösen Dingen herumschlugen, während in ganz Europa andere Kämpfe entbrannt waren“, und dachte mit dem Dichter Hristo Botev, der unter dem Einfluß der Russen Bakunin, Tschernischevsky und Herzen 1871 in Bukarest die „*Duma na bolgarskiti emigranti*“ in sozialrevolutionärem Geiste herausgab, daß die Türkei keine Zukunft und kein Leben mehr habe: „Sie ist ein Kadaver auf dem Totenbett, den keine Derwisch-Beschwörungen ihrer Mandarine, keine politischen Gebete abendländischer Doktrinäre vor dem Messer des Anatomen zu retten vermögen.“ Dieses „Junge Bulgarien“ erkannte, daß alle Hatti-Scherifs und Fermans mit Reformversprechungen eitel Posse waren, solange eine türkische Mittelklasse fehlte, die zum eigenen Besten die Entfeudalisierung und Entbarbarisierung des Landes betrieben hätte. Darum umbrauste Jubel der Jungen die Wendung Botevs gegen Erziehung und Unterricht in dieser gärenden Zeit und seine Weisung: „Erzieht das Volk zum Protest, zum Aufbruch, zur Erhebung, zur Revolution, wenn ihr sein Bewußtsein erwecken wollt!“, und Rakovski, der sein kurzes Freischärler- und Flüchtlingsdasein an die Aufgabe verschwendete, „mit Presse und Säbel“ für die

Freiheit der Bulgaren tätig zu sein, fand mit seiner schwärmerischen Ueberzeugung, daß ein heldenhafter Aufstand auf der Stara Planina alles wenden könne, in den Vasil Levski und Ljuben Karavelov begeisterte Jünger. Wie allerdings von diesen kühnsten Vorposten des bulgarischen Unabhängigkeitsgedankens Rakovski für die planmäßige, ruhige Erziehung des Volks „zum rechten bürgerlichen, staatlichen, kirchlichen und nationalen Bewußtsein“ eingetreten war, ehe er im Bandenkrieg das Allheilmittel entdeckte, so kehrte Karavelov am Ende von der Revolutionslehre zur Parole der Aufklärer: Durch Bildung zur Freiheit! zurück.

Aber als diese Sturmgeister Ende der sechziger Jahre aus Rumänien bewaffnete und uniformierte Banden über die bulgarische Grenze warfen und zu Beginn der siebziger Jahre zu einem großen Aufstand die Zündschnüre legten, behielt Slaveikovs herbes Urteil recht, daß ein halbes Jahrtausend Knechtschaft den Bulgaren des sozialen Sinns beraubt und verschlossen, mißtrauisch, argwöhnisch, selbstsüchtig und gleichgültig gegen die Erfordernisse der Allgemeinheit gemacht habe: aus der Masse antwortete dem Schlachtruf kein Echo, und der entrollten Fahne strömten keine Kämpfer zu. Einzige traurige Frucht der revolutionären Aussaat schienen die Köpfe der Rebellen, die die türkische Soldateska im Triumph nach Ruse trug, und der Galgen, an dem 1873 Levski inmitten der Stadt Sofia seinen ungestümen Freiheitsdrang büßte. Die besonnene Bedächtigkeit derer, die den Kampf um die Kirche führten, hatte dagegen nicht nur stärkere gesellschaftliche Kräfte im eignen Volk

hinter sich, sondern fand auch draußen in der Welt Helfer. Die Pforte selbst begleitete schon die ersten Wünsche der Bulgaren nach kirchlicher Selbstverwaltung mit erbaulichen Hoffnungen auf eine Spaltung der orthodoxen Christenheit und eine Entzweiung der Balkanvölker, und wie ganz früh bereits Reschid Pascha dem Patriarchen das allerdings leere Versprechen abgezwungen hatte, ein halbes Dutzend bulgarischer Bischöfe zu ernennen, entwarfen 1868 nach vielen vergeblichen Bemühungen, mit dem Fanar eine Verständigung zu erzielen, der Großvezier Ali Pascha und nach ihm Fuad Pascha auf eigene Faust den Plan einer geistlichen Gemeinschaft für alle Bulgaren im Reich. Wenn das Patriarchat sich lange gegen Zugeständnisse sperrte und Nationalitäten innerhalb der Kirche anzuerkennen sich weigerte, trug Petersburg nicht wenig Schuld daran, dessen Haltung in dieser Frage Rakovskis bitteres Wort rechtfertigte, daß es in der Politik der Großmächte „keine Menschenliebe, keine Nächstenliebe, keinen Glauben, sondern nur persönlichen Nutzen und Eigensucht“ gebe. Nikolaus I. spielte mit dem Gedanken, aus Bulgarien eine russische Satrapie ähnlich der Moldau und Walachei zu machen; während des Krimkriegs kargten die üblichen schwungvollen Proklamationen nicht mit schönen Verheißungen für die unter dem Halbmond versklavten Brüder, wofern sie sich nur zur höheren Ehre des Zaren geduldig als Kanonenfutter verbrauchen ließen, Rakovski hatte schon gerüstet, den vermeintlichen Befreiern in die Hände zu arbeiten, und von viertausend bulgarischen Freiwilligen in den russischen Reihen ging die Rede. Aber da

das Patriarchat für die moskowitzische Eroberungspolitik ein Werkzeug des Einflusses auf die orthodoxe Raja überall im weiten Osmanenreich war, sahen die russischen Gesandten bei der Pforte wie Butenjev und Prinz Lobanov-Rostovski sehr scheel zu den Versuchen der Bulgaren, die Einheit der rechtgläubigen Kirche zu sprengen. Auch als 1864 Graf Ignatiev, ein phantasievoller Freund großer Spiele, an den Bosphorus kam, hatte er anfangs für die Kirchenfrage nur ein Achselzucken und suchte dann die Gegensätze zwischen Griechen und Bulgaren auszugleichen. Doch da in der vagen Hoffnung auf Napoleon Bonaparte, den Marktschreier des Nationalitätenprinzips, Dragan Cankov der katholischen Unionspropaganda entgegenkam, und zweihundert Gemeinden sich der Papstkirche zuwandten, besorgte Ignatiev, daß die Bulgaren vom russischen ans französische Gängelband geraten könnten, und nahm sich jetzt ihrer Sache um so eifriger an, als ohnehin in Petersburg unter Einwirkung der slawophilen Ideologie das Schlagwort der orthodoxen Glaubensgemeinschaft dem der slawischen Gemeinbürgerschaft zu weichen begann. Die Unterstützung Rußlands, die Neigung Englands und das Wohlwollen Preußens gaben der Kirchenbewegung neuen Auftrieb, so daß die Pforte, ehe der Strom unerwünschterweise übers Ufer träte, durch den Ferman von 1870 aus den Sprengeln Ruse, Silistria, Šumen, Trnovo, Sofia, Loveč, Vraca, Vidin, Niš, Pirot, Samokov, Köstendil, Veles, Sliven, Sozopol und Plovdiv das bulgarische Exarchat schuf. Mit der mehrmals verzögerten Veröffentlichung des großherrlichen Aktes im Februar 1872 wurde die bulgarische Sonderkirche Wirklichkeit, als Vorstufe der nationalen Unab-

hängigkeit der Bulgaren jedermann erkennbar, da sie sich in Dogmen und Formen durch nichts von der Patriarchatsgemeinschaft unterschied.

3.

Schleppte indessen der bulgarische Bauer vor wie nach der kirchlichen Befreiung das täglich schwerere Joch des türkischen Agrarfeudalismus, so schritt in dem Freibauernstaat Serbien die Entwicklung zu abendländischen Wirtschaftsformen leidlich voran. Der Uebergang von der Viehzucht zum Feldbau, von der Deckung des eigenen Bedarfs zur Erzeugung für den Markt, von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft prägte dem serbischen Volk mit jedem Jahrzehnt mehr seine Spuren auf. Die Bevölkerung, die 1840 erst wenig über achthunderttausend Köpfe gezählt hatte, stieg auf eine Million im Jahre 1855 und auf 1 216 000 Seelen im Jahre 1866, von denen die Landwirtschaft neun Zehntel nährte. Lagen die Wege noch 1857 so im Argen, daß in diesem Winter die Lebensmittelzufuhr nach Belgrad ernstlich stockte, so diente der planmäßige Ausbau der Straßen von da ab einem gesteigerten Verkehr im Innern, und wenn auch die Hoffnungen, von denen nach dem Pariser Frieden der Belgrader Markt summt: Der Weltmarkt offen für Serbien, Serbien der Mittler zwischen Ost und West, Belgrad das Triest, das Marseille einer märchenhaft aufblühenden Donauschiffahrt! der Wirklichkeit viele Meilen vorausseilten, so wuchs doch auch, mannigfach gefördert, der Warentausch mit dem Ausland. 1855 wurden die ersten Telegraphendrähte gespannt, der Zolltarif von 1864 unterstellte Aus-, Ein- und Durchfuhr der heimischen Gesetzgebung, eine Handels- und Wechsel-

ordnung erschien 1866, 1867 tat sich eine „Serbische Handelsgesellschaft“ auf, und die Thronrede des gleichen Jahres unterstrich die Wichtigkeit der Eisenbahnfrage, 1869 wurden in Belgrad, Požarevac und Smederovo die ersten Banken gegründet, und Handelskammern begannen zu wirken. Da sich der jährliche Durchschnittswert des Außenhandels zwischen 1866 und 1870 auf sechsundsechzig Millionen Dinar belief, hatte er sich gegen ein halbes Menschenalter zuvor verdreifacht, und während bis ins fünfte Jahrzehnt die Bedürfnisse auch für die städtische Bevölkerung aus der Türkei kamen, strömten mit allmählicher Verdrängung der osmanischen Ueberlieferung durch europäische Art die Waren immer ausschließlicher aus dem Westen herbei; statt der Jahrmärkte im Kern der Balkanhalbinsel besuchten serbische Kaufleute die Leipziger Messen.

Ließ die Entfaltung dieser Wirtschaftskräfte die neue Klasse, das Bürgertum, in schärferen Umrissen hervortreten, so verlor ein Teil der Bauernschaft durch den Zerfall der Zadruga, in der seit der Ausbreitung der Geldwirtschaft der Wurm saß, seinen sittlichen und sachlichen Halt. In einem Lande mit so knappem Bargeld und so teurem Kredit, daß ein Mißjahr in dem reichen Kreise Smederovo den Zinssatz auf hundertzwanzig Prozent hinauftrieb, fiel der Kleingütler stets häufiger gierigem Wucher zur Beute. Von 41 826 Zivilprozessen, die sich 1858 aufgestapelt hatten, waren 31 500 Schuldklagen, und da erst 1871 der sozial wohlthätige Paragraph 471 des Bürgerlichen Gesetzbuchs dem Bauern sechs Joch Land, Haus, Pflug, Wagen, zwei Ochsen und Ackergerät vor dem Zugriff des Gläubigers sicherte, zeichneten zuneh-

mende Zwangsversteigerungen den Weg einer fortschreitenden Verarmung. War auch der Stand der bäuerlichen Bevölkerung immer noch so günstig, daß Serbien als einziges Land des Südostens einer namhaften Auswanderung entbehrte, so ergab sich doch 1863, daß in den letzten zwanzig Jahren ein volles Fünftel aller Familien zu den „*bezkućnici*“, den „Hauslosen“ hinabgestoßen, also proletarisiert worden war.

Wenn die Großen die Unzufriedenheit der ländlichen Masse für ihre eigenen Pläne ausbeuten wollten, mußten sie an den demokratischen Ur- und Grundtrieb des serbischen Volkes appellieren; meisterlich verstand es der alte Toma Vučić, Mittelding zwischen Bandenführer und Bauerndemagog, mit seinem öffentlichen Glaubensbekenntnis: „Wir sind alle gleich. Was der Fürst ist, das ist auch der Schweinehirt; was der Schweinehirt ist, das ist der Senator; was der Senator ist, das ist der Schneider; was der Schneider ist, das ist der Richter, und was der Richter ist, das bin ich auch . . . Wir sind alle gleich. Nicht, daß einer sich an der Sonne wärmen darf und wir alle im Schatten stehen müssen, sondern wir alle müssen aufwärts schauen und uns an der Sonne wärmen“. Trotzdem war die Volksmasse nur Zaungast des politischen Treibens. Was sich Politik nannte, war noch kein Zusammenprall prinzipieller Anschauungen, sondern ein Widerstreit persönlichster Interessen. Im Senat rauften zwei Sippen von Oligarchen um Macht, Einfluß und Reichtum, und nicht mehr war der Kampf der einen von ihnen gegen den Fürsten Aleksandar, der, schwächlich, nachgiebig, ohne politischen Sinn, leicht den Kopf verlierend, dennoch als Puppe seines ehrgeizigen Weibes

Persida Nenadović unbeschränktem Herrschertum nachstrebte. In diesem Hin und Her von üblen Ränken und tückischen Fehden blieb kaum einer der Kämpen dauernd auf einer Seite, da jeder dorthin drängte, wo das meiste Brot in die Suppe zu brocken war. Eine fehlgeschlagene Verschwörung des Stefan Stefanović Tenka schien dem Fürsten zum Heile, da er daran ging, unter seinen Gegnern schonungslos mit Einkerkierung und Verbannung aufzuräumen, aber der Einspruch der Pforte setzte den Senat wieder in seine alte Machtfülle ein. Die Oligarchen, nicht zuletzt der gescheite Ilija Garašanin, Minister von gestern und morgen, ein harter Ordnungsmann mit dem Wahlspruch: Autorität, nicht Popularität!, verhandelten fast auf offenem Markt die Entthronung Aleksandars, und da auch der verflossene Miloš Obrenović, immer auf der Lauer liegender Fuchs, im Lande seine Guldenstücke rollen ließ, wurden zu der Skupština, die am St. Andreas-tag 1858 zum erstenmal seit einem Jahrzehnt wieder zusammentrat, nur Anhänger der im Exil lebenden Dynastie und Parteigänger Vučićs gewählt. In einer unblutigen, fast geschäftsordnungsmäßigen Revolution setzte die Versammlung am 10. Dezember den Karadjordjević ab, der sich zum bösen Ende als Schutzfliehender in die türkische Festung geflüchtet hatte, und wie es zwar nicht von allen vorgesehen, aber bei der Lage unvermeidlich war, bestieg der greise Miloš abermals den Thron, dem er fast zwanzig Jahre hatte entsagen müssen.

Steckten die alten Würdenträger vielfach noch bis über die Ohren in bemoost patriarchalischen Anschauungen, so daß im Senat nicht als Witz das Wort fiel, das serbische Volk bedürfe, weil unverdorben, so wenig eines

Strafgesetzbuches wie ein Gesunder der Medizin, so pflanzten nicht nur über dreihundert Volksschulen, ein Lyzeum, ein Gymnasium, drei Halbgymnasien, eine Handels- und eine Ackerbauschule verständigere Gedanken in die Hirne des Nachwuchses, sondern es rührte auch bereits eine Generation die Ellbogen, die von ausländischen Universitäten nicht ohne Nutzen heimgekehrt war. Diese jüngeren Leute, die in Heidelberger, Freiburger und Leipziger Hörsälen gesessen oder sich in Genf, London und Paris umgetan hatten, daher *Parizlije* genannt, bedeuteten den Bruch mit dem vormärzlichen, halbtürkischen Serbien; sie hatten Hüte auf dem Kopf und westliche, konstitutionelle, demokratische Ideen unter diesen Hüten. Den dynastischen Umsturz von 1858 bereiteten auch die jungen Liberalen hinter dem in Deutschland und Frankreich geschulten Jevrem Grujić vor, und gerade auf ihr Betreiben fiel die Entscheidung so rasch für die Obrenović. Aber sie erfuhren bitterste Enttäuschung. Der bald achtzigjährige Miloš mühte sich mit Erfolg, zu zeigen, daß er nichts gelernt und nichts vergessen hatte, und sein Sohn Mihailo, der ihm 1860 folgte, lebte nicht nur, sich vom Volk abgitternd, in der grandseigneurialen Weise magyarischer Magnaten, mit denen er verschwägert, und rumänischer Bojaren, mit denen er befreundet war, sondern erblickte auch sein Herrscherideal in dem aufgeklärten Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts, der mit der Losung: Alles für das Volk, nichts durch das Volk! zurückgebliebene Untertanen wohlhabend und zufrieden machte. Sein Regime war eine einzige Konterrevolution gegen die Grundsätze der St. Andreastag-Versammlung, auf der Sima Protić verkündet hatte, daß

das Recht des Fürsten und des Senats dem Recht des Volkes entfließe und nicht umgekehrt. Die Minister betrachtete der Fürst als untergeordnete Schreiber, der Senat war aller Macht entkleidet, die nur jedes dritte Jahr zusammentretende Skupština hatte nichts zu sagen, die Unabhängigkeit der Rechtsprechung wurde durch Einkerkung nicht willfähriger Richter zum Kinderspott, die Preßfreiheit verglich Mihailo dem goldenen Kreuz auf einem Kirchturm, das vor Vollendung des Bauwerks überflüssig sei, und von allem, was er redlichen Willens, aber ohne genügenden Weitblick erstrebte, kam in der inneren Politik dem Volk nur die eiserne Faust seines Polizeiministers Nikola Hristić zum Bewußtsein. Gleichwohl hatte diese Unzufriedenheit, die sich am ehesten in der Bildungsschicht politisch äußerte und in die von Ljubomir Kaljević geleitete „Srbija“ ergoß, mit dem schmutzigen Mordplan entwurzelter Bursche nichts zu tun, dem im Juni 1868 Mihailo Obrenović im Park von Topčider erlag. Da der nächste Verwandte Milan, ein Großneffe Milošs, erst vierzehn Jahre zählte, entwirrte der Oberst und Kriegsminister Milivoj Blaznavac die unklare Lage durch einen Griff an den Säbelkorb, indem er den Minderjährigen in der Kaserne zum Nachfolger ausrufen ließ, und sah sich dafür von der *Velika Narodna Skupština* in die dreiköpfige Regentschaft gewählt. Deren Seele, der erst sechsunddreißigjährige Jovan Ristić, verleugnete, obwohl Berliner, Heidelberger und Pariser Student, die alte bürokratische Schule nicht, hatte aber so viel Witterung, um zu erkennen, daß jetzt schwer gegen den Strom der liberalen Meinungen zu schwimmen sei. Die sich allmählich herausbildende Liberale Partei bekam wesent-

lichen Einfluß auf Gang und Gestaltung der Dinge, und die Verfassung von 1869, die erste, die sich das serbische Volk aus eigenen Gnaden gab, verlegte die gesetzgebende Gewalt aus dem Senat in die jährlich tagende Skupština, deren Abgeordnete zu einem Viertel von der Regierung berufen, zu drei Vierteln von den Wählern erkoren wurden. Schon weil die Minister von der Skupština nicht abhingen, war das keineswegs der Sieg des parlamentarischen Systems, aber immerhin ein rüstiger Schritt auf dem Wege. Mit Recht wies 1870 eine Proklamation der Regentschaft darauf hin, daß zum erstenmal seit fünfhundert Jahren das Volk durch eine gesetzgebende Versammlung an der Bestimmung seines Geschicks teilnehme, und die wichtigen Reformen der folgenden Jahre wie Verkündung der Preßfreiheit, Abschaffung der Leibesstrafen und Einführung der Schwurgerichte veränderten das politische Antlitz des jungen Staates auch dann noch gründlich, als die Altkonservative Partei unter Ilija Garašanin und Nikola Hristić bald und nicht immer ohne Erfolg mit den Liberalen um die Macht zu ringen begann, und der 1872 mündig erklärte Milan früh absolutistische Gelüste verriet.

4.

An der Schwelle dieser neueren Entwicklung versäumte die Pforte kaum eine Gelegenheit, an ihre Oberhoheit über Serbien zu erinnern, und gerade als im Januar 1854 Etem Pascha den Ferman über die Rechte der Christen nach Belgrad brachte, diente Drum und Dran der Ueberreichung dazu, das Vasallenverhältnis des Fürstentums zu Konstantinopel jedermann deutlich zu machen. Da der Streit zwischen Rußland und der Türkei

im gleichen Jahr einem kriegerischen Austrag zutrieb, rüstete die serbische Regierung, um einem Einbruch in ihr Gebiet zu wehren, erklärte aber ihre strengste Neutralität. Die Hinnahme dieses Beschlusses durch die Pforte, statt daß sie Serbien zur Waffenfolge preßte, deutete der Sektionschef im Ministerium des Auswärtigen Jovan Marinović als „einen großen Schritt vorwärts, der uns sozusagen in die Reihe der unabhängigen Staaten stellt“. Einen ganzen großen Sprung vorwärts aber brachte der Pariser Friedensvertrag. Zwar blieb Serbien, ohne daß seine nationale Selbstverwaltung sowie die Freiheit der Glaubensübung und Gesetzgebung angetastet wurde, der Pforte untertan, aber sein Eintritt in die Donaukommission gab ihm die Möglichkeit, seine Interessen an dem einzigen Strom, der das Land mit dem Rest des Erdteils verknüpfte, auf internationalem Felde zu schützen. Da überdies der Staat für seine Rechte und Freiheiten der Bürgerschaft Europas versichert ward, stieß ihm das Jahr 1856 wie wirtschaftlich so auch politisch die Tür zur weiten Welt auf. Als größten vorläufigen Gewinn buchten die Serben, daß die Türkei fürder bei ihnen nicht ohne Zustimmung sämtlicher Vertragsmächte mit bewaffneter Hand einschreiten durfte.

Freilich war, durch innere Schwierigkeiten und äußere Hemmungen gebunden, Fürst Aleksandar nicht der Mann, die errungenen Vorteile kraftvoll weiter zu verfolgen, aber schon der alte Miloš schlug, obwohl immer als „*devletski čovek*“ sprechend, der das Wohl des Gesamtreichs im Auge habe, derbere Töne gegen die Pforte an, und in Mihailo wühlte der Ehrgeiz, nationaler Herrscher zu sein und zu heißen. Der Gedanke, das letzte türkische Hoheits-

zeichen aus seinem Fürstentum auszutilgen, bewegte jeden Nerv seines Wesens; vor allem galt es, die osmanischen Besatzungen aus den Festungen und aus dem Lande die übrigen Türken herauszubringen, deren es noch rund fünfzehntausend zählte. Nach wie vor forderten sie den Unwillen der Bevölkerung heraus, der sie ungestraft die Schweine jagten, den Mais vom Halme schnitten, den Wein aus den Fässern laufen ließen — „wo immer Türken waren“, stellte 1861 das Amtsblatt „*Srpske Novine*“ fest, „bestand die Unmöglichkeit, die Ordnung aufrecht zu erhalten und das serbische Eigentum zu schützen; zudem bot jeder Tag offensichtliche Beweise, daß niemandes Person sicher war“. In einer Zeit, da das stolze Wort: *Italia farà da se!* auch auf der Balkanhalbinsel widerhallte, ging denn der Fürst daran, sich zu wappnen und zu rüsten. Das Gesetz über das Volksheer, das alle wehrfähigen Männer vom zwanzigsten bis fünfzigsten Jahre umfaßte, erlaubte die Aufstellung von zweiundsechzig Bataillonen, sechsundzwanzig Schwadronen und sechs Batterien; gegen Ende von Mihailos Regierung traute man Serbien zu, daß es mit hundertfünfzigtausend Mann ins Feld rücke, und auch vorher galt die junge Armee als stärkste Macht im ganzen europäischen Südosten. Da es in Stambul kein Geheimnis blieb, gegen wessen Brust dieser Stahl geschliffen wurde, benutzte, um zu zeigen, wer der Gebieter sei, der Pascha der Festung Belgrad 1862 einen blutigen Raufhandel zwischen Serben und Türken, um die wehrlose Stadt unter schweres Geschützfeuer zu nehmen. Lichterloh flammte unter den Serben die Erregung über diesen barbarischen Streich, und der Obrenović entwarf das Manifest, das sein Volk zu den Waffen

rief, mit dem Satz, der Leitspruch seiner auswärtigen Politik war und blieb: „Es gibt für uns keinen Fortschritt unter den türkischen Kanonen, und Serbien findet keine Ruhe, solange es noch einen Fußbreit Erde hat, auf dem die Türken Herren sind“. Da schließlich von den Osmanen die Festungen Soko und Užice freigegeben und geschleift wurden und die außerhalb der festen Plätze siedelnden Türken das Land endgültig räumten, sank der Konflikt noch einmal zu Asche zusammen, aber die kühnen Pläne Mihailos stürmten jetzt erst recht in die Weite. Wenn schon Miloš 1859 die Pforte mit dem Schreckgespenst „der durch lange Leiden erregten Massen der christlichen Völker in der Türkei“ zu ängstigen versucht hatte, so wurden für Mihailo die unterdrückten Christen der Halbinsel wie die halbfreien Nachbarstaaten Rohstoff und Werkzeug seiner romantisch kühnen Politik. Garašanins Ueberzeugung teilend, daß die Befreiung der Balkanvölker nur die Sache der Balkanvölker selber sein könne und von der Eigensucht der Großmächte kein Heil zu erwarten stehe, suchte er eine breite natürliche Front gegen die osmanische Zwingherrschaft zusammenzuschließen. Kleinere und größere Plänkeleien der Montenegriner mit den Türken rissen nie ab, schon weil der Mangel an Nahrungsspielraum immer wieder zu Ausfällen aus dem einer belagerten Festung gleichenden Ländchen trieb. Daß Omer Pascha 1852 mit über zwanzigtausend Mann erlesener Truppen, darunter die Sultansgarde aus Stambul, bis ins Herz der Crnagora vorgestoßen war und daß die Pforte auf dem Pariser Kongreß Montenegro unbeirrt als unveräußerlichen Bestandteil ihres Reiches ausgegeben hatte, hinderte den seit 1860 re-

gierenden Fürsten Nikola I. nicht, schon bald nach seiner Thronbesteigung mit den Osmanen anzubinden. Wie Mihailo sofort sechstausend Dukaten Kriegsbeihilfe sandte, schloß er 1866 als ersten Ring in der Kette des geplanten großen Balkanbundes einen Schutz- und Trutzvertrag mit Montenegro. Im gleichen Jahre kam ein Abkommen mit Rumänien zustande, das, im Zwielficht zwischen Freiheit und Unfreiheit lebend und nach Selbständigkeit strebend, in ähnlicher Lage wie Serbien war, und auch Griechenland band sich 1867 durch einen Vertrag und 1868 durch eine Militärkonvention.

Aber Serbien war trotz allem zu einer weit ausholenden kriegerischen Aktion nicht genügend gerüstet, Griechenland zeigte zuviel Lust, sich von den andern die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, mit Rumänien rissen die besten Fäden nach dem Sturz des Fürsten Kuza, und das Verhältnis zum montenegrinischen Nikola ruhte, wovon sich die Regentschaft noch mehr überzeugte, nur auf seiner maßlosen Gier, möglichst hohen Gewinn in bar und unbar ohne Gegenleistung einzuheimsen. So versuchte der Obrenović auf trockenem Wege die seit Jahr und Tag umstrittene Frage der Räumung der von den Türken noch besetzten Festungen Belgrad, Šabac, Smederovo und Kladovo zu regeln. Aber nicht weil das Schreiben, in dem sich der Fürst die Festungen ausbat, beteuerte, daß der Sultan so ein tapferes und loyales Volk mit unzerreißbaren Banden an sich knüpfen werde, sondern weil, nicht nur durch die Unruhen auf Kreta, der Stand der politischen Gestirne für Serbien ungewöhnlich günstig war, fiel Mihailo der Kranz vollen Erfolges zu: nachdem ein halbes Jahrtausend lang die Osmanen als

Herren den Fuß auf serbischem Boden gehabt hatten, zog am 24. April 1867 der letzte ihrer Krieger mit Sack und Pack für immer ab. Noch blieben kleinere Fragen wie die des Dorfes Mali Zvornik ungelöst, das, auf dem rechten Drina-Ufer gelegen, sich von den Geschützen des auf der anderen Flußseite aufragenden türkischen Forts Veliki Zvornik bedroht sah, aber Serbien war trotz der ausbedungenen vasallenhaften Dankfahrt des Fürsten nach Konstantinopel so gut wie frei. Nur das über der Feste Belgrad flatternde Fahnentuch mit dem Halbmond kündete noch von dem Schein einer Oberhoheit, den die Türkei gern bei jedem ihrer europäischen Vasallenstaaten preisgegeben hätte, falls nur ihr anderer Besitzstand dadurch gesichert worden wäre. In seinem letzten Lebensjahre hatte Miloš vergeblich um das Recht einer Verfassungsänderung in Konstantinopel die Bestechungsdukaten springen lassen, und Mihailo noch mußte die einst von den Paschas gegebene und verbürgte Verfassung durch Sonderverordnungen und -gesetze langsam durchlöchern, aber im Jahr nach seinem Tode hielt die Pforte notgedrungen die Arme verschränkt, als sich das serbische Volk ohne Rücksicht auf sie und souverän eine neue Konstitution verlieh.

5.

Die Zerschneidung der letzten Bande, die sein Land an die Türkei fesselten, war jedoch für Mihailo nur die eine Seite des Problems, das Befreiung und Einigung des Serbenvolks umschloß. Eine genügsame kleinserbische Politik war um so weniger sein Fall, als immer wieder Unterbringung und Ernährung der Volksgenossen, die der Türkendruck aus den benachbarten Gebieten nackt und

bloß in Scharen über die Grenzen des Fürstentums fegte, aus der nationalen eine soziale Frage machte. Spähte der Fürst weniger scharf südwärts, so bildete sich während der Regentschaft ein Ausschuß unter dem Archimandriten Dučić, um durch Errichtung von Schulen, Entsendung von Lehrern und Verteilung von Lesebüchern unter den national unerweckten, sich einfach Christen nennenden Südslawen, die bis zum Ochridsee saßen, serbisches Volksbewußtsein wachzurufen. Da der gute Zweck den außerordentlichen Fonds des Ministeriums des Auswärtigen öffnete, erstanden in fünf Jahren siebenundsiebzig Schulen, nicht nur in Prokuplje, Leskovac und Vranja, sondern auch in Novi Pazar und Mitrovica, in Kratovo und Kumanovo, in Skoplje, Tetovo, Gostivar und Debar, in Priština und Djakovica; auch wurde ein serbisches Priesterseminar in Prizren gegründet und eine Abteilung des Belgrader Lehrerseminars für Jünglinge aus Altserbien, Makedonien, Montenegro und vor allem aus Bosnien und Hercegovina vorbehalten. Zwischen 1849 und 1851 hatten sich in Bosnien zum letzten Mal die mohammedanischen Feudalen, begünstigt von dem Pascha der Provinz selbst, gegen angekündigte und befürchtete Reformen der Zentralgewalt empört, aber die grausame Niederwerfung ihres Aufstandes durch Omer Pascha, der zugleich die Verwaltung entfeudalisierte und den Sitz des Wali von Travnik nach Sarajevo verlegte, half den christlichen Bauern wenig. Die Flinten, die man ihnen gegen die Aufrührer in die Hand gedrückt hatte, wurden wieder eingesammelt, und sinnbildhaft erschien das Schicksal des aus der Illyrerzeit bekannten Franziskanerpaters Fran Jukić, der erst mit dem Pascha auf

freundschaftlichem Fuße stand und dann in den Kerker geworfen und in schweren Ketten nach Konstantinopel geschleppt wurde. Führten die türkischen Herren nach außen hin die Unruhen im Lande auf „panslawistische Hetzer“ zurück, so erkannten sie doch recht gut die Agrarfrage als Kernstück des bosnischen Problems. Schon 1848 endete eine Verordnung die Fronarbeit auf den Beggütern und legte ein Drittel der Kopfsteuer den Grundherren auf, aber von dieser wie von jeder Neuerung hatten die armen Pachtbauern nur die Lasten, und auch der Hatti-Humajun von 1856 und das Sefer-Gesetz von 1859, das das Verhältnis der Kmeten zu den Begs und Agas regeln sollte, blieben Papier. Ja, außer der Unbill und Gewalttat, die aus der mittelalterlichen Grundbesitz- und Arbeitsverfassung erwuchs, kühlten die Moslems noch durch vielfältige Willkür wie nur je ihr Mütchen an den christlichen Bauern, deren Töchter sogar vor dem geilen Zugriff der Herrenkaste nie sicher waren. 1857 rief das gequälte Landvolk in einer Bittschrift an die fremden Konsuln Gott zum Zeugen an, „daß, wenn der gnädige Sultan die Missetäter nicht aus unserer Mitte entfernt und uns nicht gewährt, was recht ist, wir bis auf den letzten Mann zu sterben und uns mit unserer Habe zu ertränken bereit sind“; der Anfang der sechziger Jahre entsandte Untersuchungskommissar der Pforte Verif Effendi wurde schon beim Betreten bosnischen Bodens mit sechstausend Beschwerden überschüttet und mußte Stempelpapier aus Konstantinopel nachfordern, um alle Klagen zu Protokoll zu nehmen; ein gegen die Osmanen unvoreingenommener Beobachter wie der österreichische Konsul in Mostar entwarf ein schauerliches Bild von den Leiden der Raja, und

Auswandererströme, die sich nach Serbien und Syrien ergossen, sprachen beredt für ein unerträgliches Maß von Verzweiflung. In der Save-Niederung entlud sich die Erbitterung über die Naturalabgaben an die Grundherren in einem wilden Agrarstreik: zusammengerottete Bauern zogen zur Stadt und warfen das von den Pflügen gerissene Eisen dem türkischen Kaimakam vor die Füße. Immer häufiger kam es auch über der gewaltsamen Eintreibung rückständiger Steuern zu offenen Revolten. Der Aufstand des Luka Vukalović in der Hercegovina, wo noch die Stammesverfassung der Urzeit herrschte und die Bandentätigkeit fast ein Zweig der Volkswirtschaft war, flammte zu Beginn der sechziger Jahre als weithin sichtbares Zeichen, und die Niederwerfung dieser Bewegungen durch rohes asiatisches Kriegsvolk, das Unschuldige in Haufen mordete und ganze Dörfer in Schutt und Asche legte, senkte neue Keime rebellischen Hasses in die Seelen. Es bedurfte nicht des Anblicks bemitleidenswerter Flüchtlinge aus diesen täglich geschändeten Gebieten, um die Herzen in Belgrad und Cetinje für die Stammesbrüder zu entzünden. Obwohl Bosnien und Hercegovina unter ihrer südslawischen Bevölkerung neben den Moslems nicht nur Orthodoxe, sondern auch nicht wenige Katholiken zählten, wurden sie gern als serbische Lande angesprochen, und in der Tat erschien in Sarajevo 1866 die erste serbische Zeitung und 1867 eine Sammlung „Serbische Volkslieder aus Bosnien“. Schon während des Krimkriegs hatten ehrgeizige Gemüter in Serbien von einem Anschluß beider Provinzen geträumt; mehr als einmal plänkelten in der Folge serbische Banden über die bosnische Grenze; den Aufstand des Luka Vukalović

unterstützte Mihailo mit Gunst und Geld, und Nikola entsandte die Falken der Schwarzen Berge, die gemeinsam mit den Hercegovinern die Türken in der vielbesungenen Schlacht bei Grahovo aufs Haupt schlugen. Im Jahr 1867 erwog der Obrenović die Angliederung Bosniens und der Hercegovina an Serbien mit Zustimmung der Pforte, die doch nur ein brandiges Glied verlöre und Verwaltungskosten spare, und die Regentschaft verfolgte diesen Plan weiter und setzte auch die stille Werbung durch Erneuerung von Kirchen, Schenkung von Glocken und Sendung von Schulbüchern eifrig fort; besonderen Eindruck mußte es auf die bosnische Raja machen, daß es 1869 Belgrader Vorstellungen gelang, den grimm verhaßten Osman Pascha von seinem Sarajevoer Posten zu entfernen.

6.

Bei jedem ihrer Schritte hatte die auswärtige Politik Serbiens mit der Stimmung der Großmächte zu rechnen und prallte in der Welt der Wirklichkeiten immer wieder gegen den guten oder bösen Willen der beiden Staaten, die nach wie vor für die Südslawen entscheidend waren, Rußlands und Oesterreichs. In rechter Erkenntnis der Kräftelagerung nannte 1859 Mihailo Obrenović die Nachbarschaft des Habsburgerreichs das Unglück Serbiens: „Wenn wir die Fahne der Unabhängigkeit entfalten, so ist es unzweifelhaft, daß der Wiener Hof intervenieren würde, ausgenommen, wenn wir unter russischem Protektorat das Schwert ergreifen; in diesem Falle würde Oesterreich Serbien nicht besetzen, weil es Rußland fürchtet. Nun wollen wir aber eine freie, unabhängige Nation werden, wissen jedoch, daß eine Befreiung von

der türkischen Abhängigkeit mit russischer Hilfe so viel hieße als nur nominell unabhängig sein, tatsächlich aber von Rußland abhängig sein, mit einem Wort: den Herrn wechseln. Wir sehen daher in der Nachbarschaft mit der österreichischen Macht das größte Hindernis unserer Unabhängigkeit. Diese Nachbarschaft ist es, die uns dazu verdammt, entweder türkische Tributäre zu bleiben mit Aussicht auf eine eventuelle österreichische Herrschaft oder russische Vasallen zu werden." Auch Jovan Ristić brachten mannigfache böse Erfahrungen zu der fatalen Einsicht, daß Serbien nicht zugleich zu Oesterreich und Rußland gute Beziehungen pflegen könne: „Solange wir mit Oesterreich gut standen, schnitt uns Rußland trotz unseres guten Willens, mit ihm auf guten Fuß zu kommen, und als es uns nach langer Zeit gelang, wurde Oesterreich unser offener Feind.“ Daß Serbien zwischen dem Reich der Romanovs und dem der Habsburger wie zwischen zwei kreisenden Mühlsteinen steckte, galt selbst für Zeiten, da sich Petersburg und Wien brüderlich ans Herz drückten. Zu Anfang der fünfziger Jahre noch glaubte Nikolaus I. von Oesterreich zu sprechen, wenn er von Rußland spreche, und meinte, daß beider Interessen hinsichtlich der Türkei sich vollkommen deckten. Rußland zuliebe, dem das Haus Habsburg für die Niederwerfung der magyarischen Revolution Dank schuldete, wie der Türkei zuleide, der es wegen der freundlichen Aufnahme der magyarischen Flüchtlinge grollte, verbot 1853 der Ballplatz durch ein schroffes Ultimatum der Pforte weiteren Vormarsch ihrer Truppen in Montenegro mit der Begründung, daß die Ausrottung eines christlichen Stammes an der unmittelbaren Grenze Oesterreichs nicht

geduldet werde; Ban Jelačić stand mit fünfzigtausend Mann bereit, bei Ablehnung der Forderung sofort die türkische Grenze zu überschreiten. Aber während des Krimkriegs, in dem Oesterreich durch sein gieriges und doch schwächliches Verhalten, durch sein doppelzüngiges und doch drohendes Auftreten auf allen Seiten Haß und Verachtung einsammelte, warf es den Russen, die Räumung der Donaufürstentümer und die Abtretung eines Stücks von Bessarabien an die Türkei erzwingend, tückisch Knüppel auf Knüppel zwischen die Beine und rief in Petersburg zähneknirschenden Ingrimme nach. Der zynische Satz, Oesterreich werde *épater le monde par la grandeur de son ingratitude*, stand auf dem Totenschein der Heiligen Allianz; ernst bedeutete der russische Kanzler Gortschakow dem Grafen Buol, was er da getan habe, werde die ewige Verfeindung beider Reiche nach sich ziehen, und in das Wörterbuch der Petersburger Politik stahl sich das Axiom ein, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien gehe. Aus diesem Gegensatz begannen die Funken aufzuknistern, als sich seit 1864 am Bosphorus mit Ignatiev und Prokesch-Osten zwei Vertreter der beiden Mächte gegenüberstanden, deren jeder Serbien als arithmetischen Punkt der ganzen Orientfrage ansah.

7.

Daß dieses Land für Petersburg nur ein beliebiger Einsatz im Spiel war, offenbarte das Moskowitertum, wenn es 1853, um Oesterreich als Bundesgenossen zu kirren, ihm mit gewohnter Kaltblütigkeit Serbien, Bosnien und Hercegovina als Pfand und Preis antrug, aber auch dann, wenn es bei jeder Gelegenheit gebieterisch in die

inneren Angelegenheiten des Fürstentums hineinredete. Als Garašanin, der in seinem starken Gefühl für nationale Würde Serbien weder als Schuhputzer Rußlands noch als Schleppenträger Oesterreichs sehen wollte, das Belgrader Ministerium des Auswärtigen übernahm, warnte Staatskanzler Nesselrode Aleksandar Karadjordjević brieflich vor den unangenehmen Folgen, die diese Bestallung für den Fürsten wie für sein Land haben könne; der außerordentliche Gesandte in Konstantinopel Fürst Menschikov erklärte dem serbischen Vertreter Kosta Nikolajević rund heraus, der Zar werde Garašanin als Schüler Kossuths und Mazzinis keineswegs an der Spitze der serbischen Regierung dulden, und die offene Drohung eines anderen Mitglieds der russischen Botschaft, daß Rußland die Unbotmäßigkeit des Fürsten auf jede Art strafen werde, ließ ungezwungen die blutigste Deutung zu. Als gar der russische Konsul in Belgrad die Entfernung des Verhafteten in ultimativer Form verlangte, beschwor zwar Knićanić, der Held von 1848, den Fürsten, statt nachzugeben lieber als Verteidiger der Rechte des Volks ehrenvoll unterzugehen, aber über den März 1853 war Garašanin gegen den heftigen Druck nicht zu halten. Wer unter den Serben noch immer Rußland in verklärtem Lichte sah, dem gingen die Augen auf, als ein Petersburger Machtgebot nach dem Rücktritt des Ministers auch barsch die Ausmerzungen seiner politischen Anhänger befahl. Vučićs Treibereien, die den steten sozialen Unwillen des serbischen Volks zu heller politischer Flamme anzublenden drohten, gaben im gleichen Jahr dem russischen Vertreter Fonton neue Gelegenheit zur Einmischung in die inneren Verhältnisse des Landes, indem er umher-

reisend die Unzufriedenen zur Ruhe mahnte und ihnen vorschwatzte, daß beim wahrhaftigen Gott der Zustand keines Staates in Europa erfreulicher als der ihre sei, und da nach dem unerforschlichen Ratschluß des Petersburger Kabinetts Serbien um keinen Preis einen Vorteil einheimen durfte, den es nicht Rußland unmittelbar verdankte, warnte der russische Konsul Munchin die Regierung Aleksandars, die Annahme des Fermans über die Rechte der Christen werde die Verbindung mit Rußland durchschneiden. Während des Krimkriegs fehlte es weder an Lockungen noch an Drohungen, um die Serben als Kanonenfutter für den Zaren ins Feuer zu schicken; Petersburger Strategen wollten ein Heer, unterstützt durch eine Erhebung in Serbien und Montenegro, über Vidin nach Epirus und Thessalien schieben; Fonton stöberte deshalb an der serbischen Grenze herum und der Oberst Kovalevski wurde nach Montenegro gesandt, und da der serbische Vertreter in Wien dem Grafen Orlov sagte, daß die für Rußland eingenommene Partei als Lohn für die Waffenhilfe die Angliederung Altserbiens, Bosniens und der Hercegovina und die Verwandlung des Fürstentums in ein unabhängiges Königreich erwarte, triefte die Antwort wie stets von Zustimmung und Verheißung. Gleichwohl drangen die Russenfreunde um Vučić nicht durch, aber noch nach Erklärung der Neutralität und dem Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen Rußland und der Türkei kam der nach Semlin übergesiedelte Konsul Munchin täglich nach Belgrad und verscheuchte mit seiner lästigen Zudringlichkeit den Fürsten nach Kragujevac. Ueber die Stellung Serbiens kochte die Wut in Petersburg um so heftiger, als man es

auch für die Zurückhaltung der Bulgaren und Montenegriner verantwortlich machen wollte, und erster Giftpfeil gegen den Karadjordjević war die Erlaubnis zur Aufstellung eines Freikorps innerhalb des russischen Heeres für Miloš Obrenović, der ewig auf eine Gelegenheit zum Einbruch nach Serbien lauerte; allerdings fochten am Ende kaum sechshundert Serben unter den Moskowiter Adlern.

Der Ausgang des Krimkriegs schmälerte nicht nur das Ansehen des Zaren bei allen Südslawen, sondern der Pariser Friede beraubte Rußland auch durch Abdrängung von der Donau der Möglichkeit unmittelbarer Einwirkung auf die Balkanvölker und rückte Serbien aus dem Machtbereich Petersburgs in die Einflußsphäre Europas. Aber obwohl das Zarenreich, durch den Krieg geschwächt, der Zeit und Ruhe zur Sammlung bedurfte und vorderhand nicht auf neue Orientabenteuer ausgehen konnte, blieb der Grimm, daß der Karadjordjević nicht mehr an den alten Drähten zappelte. Ganz offen stellte 1857 der russische Gesandte in Wien, Budberg, einem höheren serbischen Beamten Rußlands Rache am Fürsten in Aussicht, und schmutzige Rubelscheine fanden im folgenden Jahr den Weg aus dem Belgrader russischen Konsulat in manche der Hände, die den Thron Aleksandars umstürzen halfen. Sich neuen Einfluß zu sichern, erklärte Petersburg sofort nach dem Absetzungsbeschluß der Skupština der Pforte, daß sich die Serben aus freien Stücken einen Herrscher wählen dürften, und gestand ihnen 1863 zum erstenmal das Recht der Erbfolge zu. Aber Mihailo Obrenović, der es bei Gelegenheit weit von sich wies, ein „Panslawist“ oder „Russomane“ zu sein, fand für seine hochgemuten natio-

nen Pläne und Entwürfe nur laue und flaue Unterstützung der zarischen Diplomatie, denn immer nickte sie in Worten der Selbstbefreiung der Balkanvölker Gewährung und ermunterte ihre Bestrebungen mit Zuckerplätzchen, doch in der Tat sprach sie ihnen die „Reife“ zur Freiheit ab und suchte sie durch Vereitelung ihrer Hoffnungen in Abhängigkeit von Rußland zu erhalten. Wenn gar innere Unruhen des Reiches wie der Polenaufstand von 1863 auch in der auswärtigen Politik den konservativen Kräften auf Kosten der revolutionären recht gaben, neigte sich das Petersburger Kabinett mehr der Pforte als der slawischen Raja zu, und auch als Mihailo die Aktion zur Räumung der Festungen begann, flüsterte Ignatiev etwas von Unzeit und riet dem serbischen Unterhändler Ristić dringend von weiteren Schritten ab. Ein Widerspruch der Petersburger Machthaber gegen die Entlassung Garašanins, der sich inzwischen zu ihrem Liebling durchgemausert hatte, reizte den offenen Unwillen des empfindlichen Fürsten über diesen schnöden Eingriff in seine Rechte und trübte die Beziehungen beträchtlich, obwohl Serbien im gleichen Jahre 1867 in Rußland eine geheime Anleihe von zweimalhunderttausend Dukaten aufgenommen hatte. Der russische Agent Schischkin leistete sich die Dreistigkeit, dem Herrscher die Hand zu verweigern, und nach der Ermordung Mihailos war Ignatiev sofort auf den Beinen, zu erkunden, ob der Pforte der montenegrinische Nikola auf dem Thron Serbiens genehm sei. Die fortschrittlichen Reformen der Regentschaft, derentwegen Ignatiev Ristić brieflich anfuhr, das „Prinzip der Autorität“ zu wahren und die „Ueberschwenglichkeiten des Liberalismus“ zu unter-

drücken, schufen neue Mißhelligkeiten und hoben den Zaunkönig von Montenegro in der Gunst Petersburgs; das für die serbischen Dinge zuständige Asiatische Departement des Ministeriums des Auswärtigen kitzelte seine Widerborstigkeit gegen Serbien, und „die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Montenegros“ wurde ein moskowitischer Glaubensartikel.

Trotz allem zwang Veränderung der Weltlage den serbischen Staatsmännern Annäherung an Rußland auf. Durch Frankreichs Niederlage von 1870 büßte die britische Regierung, die den zarischen Plänen am ehesten ein *Quos ego!* zu bieten fähig und willens war, eine wichtige Stütze ihrer Orientpolitik ein; darum gab der Tag von Sedan den Russen ein wesentliches Stück ihrer 1856 beschränkten Handlungsfreiheit zurück; wie ein Kanonenschlag klang den Südslawen des Balkans die Erklärung des Petersburger Kabinetts vom 31. Oktober 1870 ins Ohr, daß es sich an die Neutralität des Schwarzen Meeres als nicht mehr gebunden betrachte. Der Wille des Zaren wurde wieder Schicksal für die christliche Raja. Ein Jahr später, im Oktober 1871, trat denn der minderjährige Fürst Milan mit dem Regenten Blaznavac eine Wallfahrt nach Livadia an, um bei Alexander II. um gut Wetter zu bitten. Der Romanov empfing den Obrenović „wie sein eigenes Kind“ und ließ vor Blaznavac eine glänzende Zukunft des Serbenvolkes aufschimmern, aber der Chef des Asiatischen Departements Stremoukov hatte 1869 in einem Privatgespräch schon einen Zipfel vom Schleier dieser Zukunft gelüftet, die eine Erweiterung Serbiens und Montenegros und die Gründung zweier bulgarischer Fürstentümer, vielleicht auch eines Fürstentums Makedonien, also eine

Zersplitterung statt einen Zusammenschluß der Balkan-
slawen umspannen sollte. Dafür verlangte diese rechte
Hand Gortschakovs, daß Serbien auf den Pfiff über den
Stock springe und den russischen Konsul wie ein gleich-
berechtigtes Mitglied der Belgrader Regierung im Lande
schalten und walten lasse. Wenn Stremoukov 1872 dem
Botschafter in Wien die Weisung gab, die moralische
und materielle Entwicklung Serbiens und Montenegros,
„dieser beiden Vorposten des Slawentums“, zu begünstigen
und 1873 Gortschakov zum erstenmal eine Lösung der
serbischen Frage mit russischer Waffenhilfe in die Wolken
malte, freilich mit dem Zusatz, daß Serbien Geduld haben
müsse, so lag auch das auf der vertrauten Linie der
Petersburger Politik, ihren Vasallen, um sie bei der Stange
zu halten, das Unmögliche zu versprechen, aber nicht ein-
mal das Mögliche zu gewähren. So benahm sich auf der
Londoner Konferenz von 1872, wo Oesterreich-Ungarn
auf Kosten Serbiens und auf dem Umweg einer Strom-
regulierung seinen Einfluß auf der Donau auszudehnen
trachtete, der russische Delegierte vollkommen gleich-
gültig, da Rußland, wie er dem Serben liebenswürdig aus-
einandersetzte, bei allem Wohlwollen für Serbien wie
jeder große Staat seine eigenen Interessen habe, gegen
die es nicht verstoßen könne. Heftigsten Widerspruch
aber erregte in Petersburg der Plan, den die Regent-
schaft von Mihailo geerbt hatte: Bosnien und Hercegovina
friedlich an Serbien anzugliedern; „Ignatiev“, schrieb
der serbische Vertreter Filip Hristić aus Konstantinopel,
„wird alles auf der Welt tun, um uns die möglichen
Schritte zu erschweren und zu vereiteln“, und in der Tat
steckte sich der allmächtige Botschafter sogar hinter die

Pforte, um die serbischen Hoffnungen zu nichte zu machen. Auch als 1872 der Minister des Auswärtigen Halil Pascha die Vasallenfürstentümer zur Türkei in das staatsrechtliche Verhältnis Bayerns zu Deutschland zu bringen vorhatte, erstickte Ignatiew den Gedanken im Keim. Gleichfalls verhinderte die russische Diplomatie „aus höheren Gründen“ trotz günstiger internationaler Lage die Ausrufung der Unabhängigkeit Serbiens und die Angliederung Altserbiens, Bosniens und der Hercegovina bei der Großjährigkeitserklärung Milans und unterstützte 1874 eine Reise des jungen Fürsten nach Konstantinopel absichtlich so mangelhaft, daß er statt, wie erhofft, mit der gelösten Mali Zvornik-Frage mit leeren Händen heimkehrte. *Aut Russia, aut nihil!*

8.

Ob die Habsburger mit den Romanovs gut oder schlecht standen, stets blinzelten sie nach den serbischen Landen wie nach einer verlockenden Beute hinüber, und namentlich bei Betrachtung von Bosnien und Hercegovina funkelten ihnen die Augen vor Begehrlichkeit. Im Februar 1850 hatte Baron Prokesch-Osten in einer diplomatischen Denkschrift wieder einmal den Plan einer Teilung der europäischen Türkei zwischen ihren beiden großen Anrainern aufgerollt; seine Formel hieß: Konstantinopel samt den Donaumündungen den Russen, Serbien, Bosnien, Makedonien und Albanien den Oesterreichern! Als 1853 das Wiener Ultimatum dem türkischen Heer einen Tagesmarsch vor Cetinje Halt gebot, teilte die österreichische Regierung vertraulich in Petersburg mit, daß sie bei einer Besetzung Bosniens dort dieselbe Stellung einnehmen werde wie Rußland in der Moldau und Walachei; auch

der süße Handel sprach schon mit, da eine Beschwerde Wiens dahin ging, daß Omer Pascha österreichischen Großkrämern bei der gewissenlosen Abholzung der bosnischen Waldungen Schwierigkeiten bereite. Während des Krimkrieges riet Feldmarschall Radetzky als Dolmetsch der fortschrittsfeindlichen Russenschwärmer dem Kaiser zu einem Uebereinkommen mit dem Zaren über eine Zerstückelung der europäischen Türkei, wobei für die Habsburger Bosnien und Serbien abfallen sollten; Prokesch-Osten und der Gesandte in Paris Hübner dagegen wollten jetzt mit den Westmächten Halbpakt machen: Oesterreich sollte die Gebiete zwischen Schwarzem und Adriatischem Meer, neben der Moldau und Walachei also Serbien, Bulgarien, Bosnien und Nordalbanien, einsacken, während die Schutzherrschaft über Makedonien, Epirus und Südalbanien Franzosen und Briten gebührte. Auch als Wien die Russen zur Räumung der Moldau und Walachei zwang und, gewiß, die Donaufürstentümer in der Tasche zu haben, selber einrückte, erwirkte es sich von der Pforte nebenbei die Erlaubnis, im Fall von Unruhen in die Hercegovina und nach Albanien einzumarschieren. In Serbien, auf das das Habsburgerreich mit der ganzen Wucht seiner Ländermasse drückte, den österreichischen Einfluß zu stärken, war inzwischen eine Etappe zu jedem dieser Ziele. Schon 1850 vermeldeten die amtlichen „*Srpske Novine*“ in Belgrad ganz unbefangen, daß keine ihrer Nummern in Druck gehe, ohne auf dem k. k. Konsulat einer Durchsicht unterzogen worden zu sein. Vielleicht band bei Ausbruch des Krimkriegs den Fürsten schon ein Geheimvertrag an den Ballplatz, aber obwohl er entschlossen schien, Wien durch dick und dünn zu folgen,

ließ Oesterreich den Rat zur Neutralität, den General Mayerhofer in Belgrad, Oberstleutnant Stratimirović in Cetinje gab, durch den Aufmarsch von fünfzigtausend Mann in der Militärgrenze unterstreichen. Bei aller Fügbarkeit des Karadjordjević fehlte es auch nicht an Verstimmungen. Als im April 1854 die Belgrader Regierung in einer Denkschrift an die Pforte von dem ausgesprochenen Mißtrauen, ja, Haß des serbischen Volkes gegen Oesterreich redete und die entschlossene Zurückweisung eines österreichischen Einmarsches angelobte, bekam man in der Hofburg Wind davon; in diesen Tagen drehte Erzherzog Albert in Semlin einer huldigenden Abordnung aus Belgrad unter Zornesausrüchen über das „infame Memorandum“ den Rücken. Aber als ob sich im Politischen das physikalische Gesetz vom *horror vacui* auswirkte, ersetzte mit Ausschaltung Rußlands durch den Pariser Frieden in Belgrad vollkommen der österreichische den russischen Einfluß. Unter dem Knurren und Murren des vielfach russenfreundlichen Senats übte Oesterreich im Fürstenkonak und in den Ministerien unbeschränkte Allmacht aus. Sein Konsul, Oberst Radosavljević, ließ, wie der preußische Vertreter 1856 nach Berlin berichtete, den Fürsten keine Sekunde aus den Augen und trichterte ihm bei jeder Gelegenheit seine Meinung ein; als ungebetener Gast drängte er sich sogar in Ministerratssitzungen ein, und der Karadjordjević, der so die erbliche Fürstenwürde und wohl auch Rückenbedeckung gegen die aufsässigen Senatoren zu erlangen hoffte, unternahm nichts ohne ihn. Auf Radosavljevićs Betreiben wurde der Geburtstag Franz Josefs in Belgrad mit Feierlichkeiten begangen, daß Serbien als eine habs-

burgische Provinz erschien, und, Mittelpunkt der gesamten inneren Politik, wurde das österreichische Konsulat „eine Quelle der Macht und Beförderung für alle, die sich ihm nähern wollten“. Aber die Verkoppelung Aleksandars mit den Oesterreichern gab seinen Gegnern als willkommenes Werbemittel das Stichwort ein, daß er Serbien an die „Švabas“ verkaufe. Was ihn stützen sollte, stürzte ihn, denn in den entscheidenden Dezembertagen von 1858 scheiterte die Absicht Wiens, die Festung Belgrad mit Truppen zu besetzen, um zu Gunsten des Fürsten einzuschreiten, an dem argwöhnischen Einspruch der Pforte, und außerdem hoffte der Ballplatz zu sehr auf die neue Dynastie, um sich für die alte Familie allzu stürmisch zu verwenden.

Wenn 1853 der allgewaltige Chef der kaiserlichen Militärkanzlei Graf Grüne Oesterreichs Eintreten für Montenegro in einem Schreiben an Jelačić damit begründete, die Regierung plane „die slawisch-christlichen Nachbarvölker durch Vertrauen und Dankbarkeit an uns zu fesseln“, so flog sehr bald das Steuerruder wieder nach der andern Seite. Rußlands Pläne machten die Unantastbarkeit der Türkei und damit die Parteinahme für die osmanischen Herren gegen die südslawische Raja von neuem zum Hauptstück im Kleinen Katechismus der österreichischen Orientpolitik. In den fünfziger Jahren empfahl Wien denn der Pforte stets schärfere Maßregeln zur Wahrung der erschütterten Staatsautorität in Bosnien und Hercegovina, und beim Aufstand des Luka Vukalović untersagten die k. k. Behörden ihren Untertanen jede Verbindung mit den Rebellen und hinderten die Zufuhr von

Schießbedarf nach Montenegro, während die in der Hercegovina fechtenden Sultanstruppen über Ragusa verpflegt wurden und über Klek mit der türkischen Flotte verkehren durften. Erhielt der Oesterreicher in der internationalen Abgrenzungskommission für Montenegro und Hercegovina Weisung, den türkischen Interessen „die tunlichste Unterstützung zu gewähren“, so gebärdete sich auf den Mächtekonferenzen über die Räumung der serbischen Festungen der Delegierte des Ballplatzes türkischer als selbst die Türken. Schon 1859 hatte Wien die Belgrader Zitadelle großmütig für den Sultan besetzen wollen, falls ihr von der Angriffslust des alten Miloš Gefahr erwachse; jetzt, 1862, versteifte sich Prokesch-Osten bei den internationalen Besprechungen darauf, daß Fetislam, Smederovo und Šabac in türkischen Händen blieben, und drohte bei Preisgabe dieser Festungen die Sitzung zu verlassen, und wieder überflügelte bei den Verhandlungen über die Entwaffnung der Feste Belgrad nach der Stadtseite der österreichische Kommissar Hofinger den türkischen Vertreter Mehmed Ali Beg; wirklich jede Möglichkeit benutzte die habsburgische Politik, um dem Freiheitsdrang der Serben hart und höhnisch ins Gesicht zu schlagen. Im Einklang damit zeigte sie sich in den fünfziger Jahren geneigt, durch Unterstützung von Danilos verbanntem Bruder Djordje in Cetinje eine kleine Palastrevolution anzuzetteln, und vernahm 1863 mit Wohlgefallen das Angebot Nikolas, in Wien eine ausgesprochene Schutzherrschaft Oesterreichs über Montenegro zu erbitten. In der Tat erlebte der Ballplatz 1866 die angenehme Enttäuschung, daß der Fürst der Schwarzen Berge, statt zu den Feinden der Donaumonarchie abzuschwenken, sich

aus Furcht vor den Türken als „treuesten Untertanen“ des Hauses Habsburg nicht nur bezeichnete, sondern auch erwies.

Die das Reichsgefüge schwer erschütternde Niederlage dieses Jahres brachte eine jähe Umkehr der habsburgischen Südslawen- und Türkenpolitik mit sich. Bedacht, für die erhoffte Abrechnung mit Bismarck und den neuen Kampf um Deutschland alle Kräfte zu sparen und zu sammeln, brauchten an ihrer Südostgrenze die Wiener Machthaber nur Ruhe und Zufriedenheit und scheuten jede Gärung und Reibung; unter solchem Zwang verwandelte sich wie durch ein himmlisches Wunder Oesterreich in einen Schützer der unterdrückten Völker der europäischen Türkei. Der neue Leiter seiner Staatsgeschicke, Graf Beust, rückte öffentlich von der amtlichen Türkenchwärmerei des Barons Prokesch ab; in der Hofburg gewann die Partei, die dem unbequemen serbischen Nachbar mit Bosnien den Mund stopfen wollte, über die Säbelraßler hinter dem Erzherzog Albert die Oberhand, die als Schlagwort ausschrien: Bosnien das gegebene und notwendige Hinterland Dalmatiens!, und zum sichtbaren Zeichen des veränderten Kurses wurde der Magyar Benjamin Kallay, guter Kenner serbischer Geschichte und serbischen Wesens, als Generalkonsul nach Belgrad gesetzt. Diese Wandlung Oesterreichs entschied 1867 die Räumung der serbischen Festungen: daß sie von Wien nicht mehr zum Widerstand ermuntert, sondern zur Nachgiebigkeit ermahnt wurde, bestimmte die verdutzte Pforte zum Rückzug ihrer Garnisonen. 1870 winkte gar Kallay im Namen Andrassys, der allerdings erst ungarischer Ministerpräsident, nicht schon Herr am Ballplatz war,

mit einem Vertrag, der bei einem serbisch-türkischen Krieg die wohlwollende Neutralität Oesterreich-Ungarns verhiess und bei einem Krieg der Donaumonarchie mit einer dritten Macht die Neutralität Serbiens heischte; der gebotene Preis hieß Zusammenschluß von Serbien, Bosnien, Hercegovina und Altserbien zu einem einigen Staat mit oder ohne türkische Suzeränität. Aber in Belgrad weckte das Angebot Bedenken, weil eine Unterstützung Oesterreich-Ungarns gegen Rußland dem slawischen Gefühl zuwiderlief, mehr noch, weil der Sieg Oesterreich-Ungarns unwahrscheinlich und dann die Rache Rußlands nur zu gewiß war, und am meisten wohl, weil Oesterreich-Ungarn von Bosnien und der Hercegovina den Teil bis Vrbas und Neretva, das war mit Banjaluka und Mostar ein ganzes Drittel dieses serbokroatischen Landes, für sich verlangte.

Eine nähere Erörterung des Planes machte freilich der Gang der Ereignisse überflüssig. Ehe noch Franz Josef die versprochenen Armeekorps dem Bonaparte gegen das verhaßte Preußen senden konnte, setzte der Tag von Sedan ein dickes rotes Siegel unter die Tatsache von Königgrätz. Abermals war die Welt verwandelt, endgültig die Tür nach Deutschland und Italien den Habsburgern vor der Nase zugeschlagen. Wenn Metternichs Staatskunst den Schwerpunkt der Monarchie stets im Westen gesucht hatte, seinen trauernden Erben blieb nichts übrig, als ihn, wie es Bismarck schon 1866 anriet, „nach Ofen“ zu verlegen. Ausdehnungsgelüste, die an Macht und Ruhm einen Ausgleich für die Verluste dieser Jahre bringen sollten, konnten fürder nur mehr nach dem Südosten als dem Punkt des schwächsten Widerstandes

zielen: zu Ungunsten des Südslawentums wurde die Wiener Orientpolitik fortan hungriger, tätiger und ausschreitender als bisher. So hinterließ das Jahr 1871 zwei große Gefahrenherde in Europa, indem nicht nur die Losreißung des Elsaß und Lothringens von Frankreich die Republik revanchelüstern in die Arme des Zarismus trieb, sondern auch die Abdrängung Oesterreich-Ungarns nach dem Balkan Zusammenstöße mit dem Südslawentum und Rußland heraufzubeschwören drohte. Schon bei den Londoner Verhandlungen über die Donau-Frage bekam Serbien das neue feindliche Gesicht des großen Nachbarn zu sehen, und die Fahrt Milans nach Livadia erkältete das Verhältnis zu Wien noch mehr.

9.

Nicht nur suchten die jungen Serben im Ausland die westlichen Nationen für ihr Volk zu erwärmen, wie zu diesem Ende Jevrem Grujić 1853 in Paris seine Schrift „*Les Slaves du Sud*“ drucken ließ und Vladimir Jovanović etwas später „*The serbish people and the Eastern Question*“ auf den Londoner Büchermarkt warf, sondern auch Garašanin, mit Mißtrauen gegen Oesterreich wie Rußland geladen, begann unter dem Einfluß der polnischen Emigration, die seit 1843 einen eigenen Agenten in Belgrad unterhielt, auf die Westmächte zu bauen, deren Entfernung vom Balkan eine Ausnutzung der Raja zum eigenen Vorteil ausschließen mußte. Aber wo immer sie sich in die Orientfrage einmischten, offenbarte sich als Triebfeder auch ihres Handelns die eigensüchtigste Eigensucht. Der Wunsch, für sich einen Gewinn herauszuholen, einem Verbündeten einen Gefallen zu erweisen, einem Gegner einen

Tort anzutun, bestimmte sie, sich zur Sache der Serben freundlich, lässig oder feindlich zu stellen. Napoleon III. hatte in Paris Garašanin Hilfe für Serbien zugesagt, doch Fürst Aleksandars Widerstand gegen den Druck der Westmächte, die ihn an ihrer Seite in den Krimkrieg hineinzerren wollten, verdarb die Laune des Empereur, und nach dem Abzug der Oesterreicher aus den Donaufürstentümern fürchtete man in Belgrad, daß England und Frankreich Serbien wieder mit Haut und Haar ihrem türkischen Bundesgenossen überantworten würden; der Minister Aleksa Simić berichtete damals dem Karadjordjević von der Drohung des französischen Konsuls Ségur, die bei ihm vorsprechenden serbischen Unterhändler gleich Rotzbuben hinauszuoehrfeigen, und Quittung für die Neutralität des Landes war auch die Beteiligung des Gesandten in Konstantinopel Thouvenel an den Ränken zum Sturze des Fürsten. Auf der anderen Seite bewog der heraufziehende Konflikt mit Oesterreich Frankreich, der Türkei durch eifrige Unterstützung der serbischen Beschwerden möglichst viel am Zeuge zu flicken, und im folgenden Jahrzehnt bewirkte nicht nur das in Paris verkündete Dogma des Nationalitätenprinzips, sondern mehr noch die Annäherung Napoleons an den Zaren, daß auf den internationalen Konferenzen die französischen Vertreter meist zu den serbischen Forderungen standen. Aber als 1863 der Polenaufstand das Verhältnis zu Rußland abkühlte, stürzte sich Frankreich für die Serben nicht mehr in Unkosten, obwohl es gern mit dem Popanz seines Einflusses in Belgrad und Cetinje die Pforte schreckte, und da vollends der Zar, von Bismarck geködert, sich weigerte, die französischen Ansprüche im

Westen zu decken, faßte Napoleon mit einer Wendung zu Oesterreich eine Wiedergeburt der Türkei ins Auge.

In England verhehlte Gladstone sein warmes Mitgefühl mit der dulddenden südslawischen Raja nicht, und am anderen Pol britischen Wesens verteidigte Cobden im Unterhaus die Serben, weil er die freie Entfaltung der christlichen Balkanvölker dem englischen Handel für nützlicher hielt als die Einbalsamierung des entwicklungsunfähigen Osmanenreichs. Aber da dessen Schutz als eines Bollwerks gegen den russischen Eroberungsdrang das A und O der Londoner Politik war, betrachtete sie die Aufstellung des serbischen Volksheeres durch Mihailo mißgünstig als Plan auf lange Sicht, die Türkei zum Zusammenbruch zu treiben, und bombardierte die Belgrader Regierung mit Protestnoten gegen die Aushöhlung der Verfassung von 1839 durch Sondergesetze. Als wegen der Beförderung von Heeresbedarf für Serbien aus Rußland durch Rumänien sich ein Streitfall aufwarf, drohte Lord Russel als Gesandter Ihrer britischen Majestät in Konstantinopel sehr unzweideutig, daß Fürst Mihailo auf Schwierigkeiten stoßen werde, die für ihn verhängnisvoll sein könnten, und auf den Beratungen der Mächte über die serbische Frage wetteiferte England mit Oesterreich in Feindseligkeiten gegen die Serben: gleichfalls türkischer als die Türken erklärte der britische Delegierte, daß sein Kabinett der Räumung der Festung Belgrad widersprechen werde, selbst wenn die Pforte zustimme. Doch als zu Ende der sechziger Jahre dem englischen Agenten Mihailos Plan einer friedlichen Angliederung Bosniens und der Hercegovina damit mundgerecht gemacht wurde, daß das vergrößerte Serbien einen starken Wall gegen einen An-

griff Oesterreichs auf die Türkei bilde, schien er dem Vorhaben nicht gerade abgeneigt. Alles in allem aber rechtfertigte auch die Haltung der Westmächte den Stoßseufzer Aleksa Simićs während des Krimkriegs, daß Serbien keinen Freund außer Gott habe, und auf sie traf nicht minder Jovan Ristićs nachdenkliche Betrachtung zu, daß Serbien zwar auf der Bühne der Spieler, doch Fremde die Souffleure seien: „Nach ihrer Auffassung darf die serbische Regierung in ihren Entschlüssen und in ihrem Benehmen nicht selbständig sein, obgleich sich an Hand der historischen Fakta nachweisen läßt, daß sie nur dann für das Land etwas zu erreichen vermochte, wenn sie nach ihrem Kopf handelte, und immer Wohl und Würde des Landes opferte, wenn sie jenen den Hof machte.“

10.

Serbien lag allgemach in Europa. Darum rührte der Einigungskampf der Italiener und Deutschen nicht nur an die Herzen der national schwärmenden serbischen Jugend, der das Gelingen von Cavours und Bismarcks Plänen ein Unterpand für den Erfolg des eigenen Strebens erschien, sondern als man in Turin und Berlin nach Hilfstruppen gegen Habsburg ausspähte, fiel der Blick von selber auf das kleine Volk, das am Südosttor der Donaumonarchie seit Mihailos Rüstungen gewaffnet bereit stand. Die Brücke schlug die magyarische Emigration, die seit 1849 bei keiner europäischen Verschwörung gegen das verhaßte Oesterreich fehlen durfte. Schon 1859 hatten Kossuth und die Seinen gehofft, daß ein französisches Heer von der Adria aus durch Kroatien in Ungarn einrücken werde; dann brütete er über dem

gegen Wien gerichteten Plan einer Donaukonföderation, die Ungarn mit Siebenbürgen, Kroatien, Serbien und Rumänien umfassen und deren Bundesparlament abwechselnd in Pest, Agram, Belgrad und Bukarest tagen sollte. Wurde Garibaldi, stets für eine Erhebung der unterdrückten Völker des Habsburger- und Osmanenreichs begeistert, 1862 von einem Vorstoß durch Dalmatien nur durch Englands Einspruch zurückgehalten, das eine Aufrollung der Orientfrage scheute, so ließen Cavour und seine Nachfolger doch die enge Verbindung mit der magyrischen Emigration nicht einschlafen, und als ein Sendbote Kossuths 1866 nach Florenz kam, mahnte er den Vertrauensmann des Fürsten Mihailo, den Obersten Antun Orešković, früheren k. k. Hauptmann, alles vorzubereiten, damit im Fall einer Ausführung ihrer Absichten auch Serbien und dem Südslawentum geholfen werde. Um Oesterreich einen Pfahl ins Fleisch zu bohren, hielten die preußischen Vertreter auf den Orientkonferenzen stets den Serben die Stange; seinen preußischen Kollegen in Belgrad, den Grafen Goltz, stempelte der österreichische Konsul als „leidenschaftlichen Verehrer des Serbentums“ ab und ärgerte sich, daß die serbische Regierung Zöglinge hinfüro nur nach Preußen schicken wolle und in Berlin um Uebernahme von zwanzig Militär-aspiranten ersucht habe. In Florenz erreichte Anfang April 1866 den Obersten Orešković eine Depesche des preußischen Konsuls in Belgrad, daß Serbien, sofern es als dritte Macht mit Preußen und Italien gehen wolle, seine Wünsche befriedigen könne. Eine Rückfrage auf Anregung des Ministerpräsidenten Garašanin beantwortete Bismarck, der im Kampf um Preußens Vorherrschaft in

Deutschland zu einer Allianz selbst mit der Revolution entschlossen war, durch Entsendung eines Unterhändlers mit einem Vertragsentwurf nach Belgrad. Unter Zustimmung des Fürsten ließ sich Orešković mit dem preußischen und dem italienischen Konsul auf urkundliche Verpflichtungen ein, die Serbien für seine Bundesgenossenschaft den Erwerb Bosniens in aller Form zusicherten. In Berlin rechnete man denn damit, daß, der Boden einmal so vorbereitet, Garibaldi in Dalmatien landen und gegen Triest vordringen werde, um zu seiner Rechten den Aufstand in Ungarn anzufachen und zu seiner Linken den Feldzug der Italiener zu erleichtern; von dem magyarischen Emissär Türri erfuhr aufmerksam der preußische Militärbevollmächtigte Theodor von Bernhardt in Florenz, daß Belgrad der gegebene Ausgangspunkt der Bewegung sei. Aber umsonst fand sich in Bismarcks Auftrag der Legationsrat von Pfuler außer in Rumänien in Serbien ein, um das Bündnis gegen Wien unter Dach und Fach zu bringen, denn Mihailo ermangelte des genügenden Vertrauens auf einen überwältigenden Sieg der Preußen, und Rußland hielt mit seinem vollen Einverständnis zurück. Da in Böhmen schnell die Entscheidung fiel, wurde derart mit Vorsicht und Rücksicht, mit Zaudern und Zögern der Augenblick verpaßt. Mit rechtem Instinkt jedoch übermittelte der Obrenović bei passender Gelegenheit dem preußischen König seinen Dank für den Tag von Königgrätz, der einzig und allein die Ursache sei, daß Oesterreich die Feste Belgrad in serbische Hände habe kommen lassen, und wohl in Erinnerung an die Zeit, da er um Mihailos Waffenhilfe warb, verglich Bismarck 1868, mit Ristić plaudernd, in schmunzelnder Anerkennung

Serbien einem zusammengerollten Igel, der nach allen Seiten steche, wenn man sich ihm zu sehr nähere.

11.

Dasein und Sendung des serbischen Staates wirkten stark auf die Haltung der Habsburger zu den Südslawen des eigenen Reiches ein. Wie 1853 der Deutsche Friedrich Engels in der europäischen Türkei „das natürliche Erbteil der südslawischen Rasse“ sah und Serbien als den Mittelpunkt für die zukünftigen Unabhängigkeitskämpfe der Christen in Thrakien, Bulgarien, Makedonien und Bosnien erkannte, und wie zu gleicher Zeit der Franzose Cunibert in seinen *„Essais sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie“* dem Fürstentum die Bestimmung zuschrieb, *„à devenir un jour le centre, autour duquel se réuniront toutes les nationalités slaves de la Turquie européenne et peut-être aussi celles de la Hongrie“*, so warnte der Magyar Eötvös 1850 in seiner Schrift „Ueber die Gleichberechtigung der Nationen in Oesterreich“ vor der Möglichkeit, daß bei unaufhaltsamem Verfall der türkischen Macht Serbien die Rolle eines anderen Piemont zugunsten der durch die Zentralisation unterdrückten südslawischen Stammesgenossen mit Erfolg spielen könne. Böses Gewissen und dumpfe Ahnung raunten den habsburgischen Gewalthabern dasselbe zu. Im Oktober 1851 machte Franz Josef den Zaren darauf aufmerksam, daß er an dem Bestand der Türkei nicht rütteln lasse, da eine Erhebung der Südslawen des Osmanenreichs die Ruhe und Sicherheit Oesterreichs gefährden müßte, und in der Hofburg ging die Furcht um, daß von einer Bewegung der Balkanslawen, angefacht durch Rußland, Funken auf die

Serben und Kroaten der Donaumonarchie überspringen würden. Der türkische Pascha der Feste Belgrad kannte seine Pappenheimer, wenn er 1859 dem österreichischen Konsul zuflüsterte, daß die zur Begrüßung des Fürsten Miloš erschienenen Abgesandten aus der Crnagora von „einer bevorstehenden Verbrüderung und Einigung der Südslawen“ gesprochen hätten, und auch der montenegri- nische Nikola verstand sich auf Wirkung, wenn er vier Jahre später vor dem Statthalter von Dalmatien kräftig auf die Teilnahme Serbiens „an den Wühlereien der süd- slawischen Partei“ wettete. Fast treuherzig aber legte der k. k. Internuntius den infamen Kern der habs- burgischen Orient- und Südslawenpolitik bloß, da er auf einer der Mächtebesprechungen lebhaft dartat, er ver- trete hier nicht türkische, sondern österreichische Inter- essen, denn jeder Gewinn der Serben des Fürstentums setze die österreichischen Serben in Aufregung! Als nach 1871 dem Ballplatz neue Flügel zum Flug nach Süd- osten wuchsen, schloß sich der Kreis: Eroberungen süd- slawischer Gebiete draußen bedingten Niederhaltung der Südslawen daheim, Niederhaltung der Südslawen daheim verlangte Hemmung der Entwicklung des Südslawentums draußen!

Was denn nach dem kläglichen Versagen des Absolu- tismus bei Magenta und Solferino die Not an Neu- bildungen schuf, war den österreichischen Südslawen wenig zum Segen. Ob in der Zeit der Verfassungs- experimente, die von der bedrohlichen Finanzmisere er- preßt waren, das föderalistisch betonte Oktoberdiplom von 1860 das Schwergewicht in die Landtage legte, ob das zentralistisch gefärbte Februarpatent von 1861 den

Einfluß des Wiener Reichsparlaments stärkte, ob Verfassungen gegeben oder wieder aufgehoben wurden, ob die Völker Morgenluft witterten oder abermals in dunkle Nacht tappten, bestimmend war stets der ungebundene Wille Franz Josefs, der ganz in den Monarchenvorstellungen des achtzehnten Jahrhunderts lebte, im Staat eine Art Familienbesitz der Habsburger erblickte und selbst ein konstitutionelles Feigenblatt vor der Blöße des Selbstherrschertums verabscheute. Nebenher lief das Bestreben, die Vormacht des deutschen Volks über alle andern Völker zu wahren. Doch obwohl einzig seine Herrschicht, eine so mittelalterlich vergreiste Kaste wie der Hof- und Hochadel, den Rahm abschöpfte und sogar das Großbürgertum sich nur mit Ach und Krach halbwegs durchzusetzen vermochte, sah auch die selbst gehudelte und gebüttelte Masse der Deutschen mit tödlicher Gleichgültigkeit über die täglich brennenderen Nationalitätenprobleme der Slawen hinweg. Hebbels gehässiges Wort von den slawischen „Bedientenvölkern“ kam in Kurs, und Nestroys Bänkelsang:

Merkwürdige Sachen kann man jetzt sehn.
Der Montenegriner ist auch souverän.
Und wenn er hungrig ist, tut er seinem Minister befehl'n,
Er soll in der Türkei ein Schöpsernes stehl'n

erschöpfte für den Wiener Backhähndl-Phäaken den Inhalt der Südslawenfrage und hinterließ nachwachsenden Geschlechtern das so stumpfsinnige wie gefährliche Klischee von den Hammeldieben des Balkans.

Erzwang sich von den nichtdeutschen Völkern eines in der Hofburg Aufmerksamkeit und Achtung, so waren es nicht die Südslawen, sondern die Magyaren. Von

dorthier spürte man Druck, dort schwälte das Feuer der Revolution unter der Decke, dorthin mußten sich die Blicke richten, als nach Königgrätz der wankende Reichsbau eines Stützbalkens bedurfte. Da zudem die Verfassungsänderung von 1867 nicht dem Wohl der Völker dienen, sondern die Rache für Sadowa vorbereiten sollte, brachte sie nicht die von Ferdinand Kürnberger und den besten Köpfen der Zeit ersehnte „Föderativ - Republik mit monarchischer Spitze“, die „österreichische Eidgenossenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Aufgabe: Verteidigung nach außen“, sondern der Ausgleich spaltete die Einheit des Kaiserstaats nur, um den einen Zentralismus durch ihrer zweie zu ersetzen. In jeder Reichshälfte schwang eine Herrennation, hier Deutsche, dort Magyaren, die unbarmherzige Fuchtel über die Völker zweiter und dritter Klasse, zu denen diesseits wie jenseits der Leitha die Südslawen zählten.

12.

Wenn unter ihnen die Kroaten durch die politischen Kämpfe am meisten Beachtung fanden, wurden doch gerade sie nach 1849 durch eine schwere wirtschaftliche und soziale Krise bis ins Mark getroffen. Die Abschaffung der bäuerlichen Zins- und Fronpflicht, die nicht überall schnell und glatt von statten ging und noch in den sechziger Jahren zwischen Grundherren und Landproletariern Blut fließen ließ, warf den Adel aus dem Gleise, denn in seinem feudalen Dünkel unfähig, die oft in kleinen Raten und faulen Staatspapieren ausgezahlte Entschädigung für die Kmetenablösung nutzbringend anzulegen, nicht willig, sich den veränderten Umständen geduldig anzubequemen, vergeudete er die erhaltenen

Summen, verstrickte sich in Schulden, begann zu parzellieren und schlug seinen Besitz an den landhungrigen Dörfler oder jüdischen Güterschlächter los. Aber auch die Bauern, in den Jahrhunderten der Erbuntertänigkeit seelisch verkrüppelt, atmeten die ungewohnte Luft der Freiheit mit Beschwer, empfanden die Ablösungslast drückender als das Feudaljoch von einst, fühlten sich von Steuern niedergewuchtet und verloren mit der Zersetzung der Zadruga Halt und Hoffnung. Schon Ende der fünfziger Jahre berichtete die Agramer Handelskammer von der heimlichen Teilung unzähliger Hausgenossenschaften und daraus erwachsenden Streitigkeiten, die den Bezirksämtern mehr als die gesamte übrige Rechtspflege zu schaffen machten, und als die Gesetzgebung 1870 und 1874 diesen Entwicklungsprozeß erleichterte, prägte sich sehr bald in den steigenden Ziffern der überseeischen Auswanderung die verzweifelte Lage des kroatischen Landvolks aus. Dem gewerblichen Fortschritt stand neben andern Hemmnissen noch immer die Trostlosigkeit der Verkehrsverhältnisse entgegen. Slawonien, das jährlich über sechzigtausend Metzen Weizen und zweihunderttausend Metzen Mais zur Ausfuhr frei hatte, verfügte über wenige ausgebaute Straßen, die bei schlechtem Wetter unfahrbar wurden, so daß viele Reisende von Agram nach Osijek der geraden Wagenfahrt den weiten Bahnweg über Pest-Wien-Graz vorzogen. In Kroatien mit Borstenvieh- und Weinexport bis nach Deutschland vermoderten Riesenlager von Brennholz, weil sie nicht bequem und billig abzubefördern waren. Der Tabakbau namentlich im Medjumurje schrumpfte durch Ausdehnung des Monopols auf Kroatien, ein Mitbringsel des Absolutismus nach

1850, zur Bedeutungslosigkeit zusammen, und unter der Branntweinsteuer ging die Schnapsbrennerei um zwei Drittel zurück. Sehnsucht und Hoffnung der Geschäftskreise galt dem Bau der Eisenbahnen Agram-Karlstadt-Fiume und Steinbrück-Sisak, aber als sie nach dem Ausgleich zustande kamen, dienten sie in der Hand der Magyaren zu schlimmer Schädigung des kroatischen Wirtschaftslebens. Der alte Handel, teils auf Save und Kupa, teils auf dem Landweg nach Senj und Fiume, verfiel; die Flüsse, zu deren Regulierung wenig oder nichts geschah, verödeten; die bekannten Handelszentren Sisak, Karlstadt und Senj verarmten; Familien mit Wohlstand und Ueberlieferung gerieten an den Bettelstab, und statt daß der Dampf im Dienst des Verkehrs das Bürgertum stärkte, offenbarte das Gegenteil die absonderliche und unglückliche Lage Kroatiens. Untergang des Grundadels, Zurückgebliebenheit der Bauernmasse und Schwäche des Bürgertums aber beraubten die Kroaten im vielleicht wichtigsten Abschnitt ihrer Geschichte einer zur Führung der Politik fähigen und reifen Gesellschaftsklasse.

In dem Jahrzehnt nach der Revolution allerdings schnürte der Absolutismus jeder politischen Regung den Atem ab. Sein unbewußtes und ungewolltes Verdienst war, daß er durch Zertrümmerung der feudalen Gespantschaftsverfassung die Brücken zum Mittelalter abriß und durch Einrichtung von Kreis- und Bezirksämtern das staatliche Dasein Kroatiens auf eine „unhistorische“ Grundlage stellte; daß auch durch Einführung des österreichischen Straf- und Zivilrechts das alte Gehäuse mit den Scheidewänden zwischen Stand und Stand zerbrach und die Vorrechte der Geburt sich langsam verflüchtigten,

half die ersten Voraussetzungen für die zukünftige Bildung eines einheitlichen kroatischen Staatsvolks schaffen. Aber fühlbar wurde das auf den Namen des Ministers Bach getaufte System, letzter Versuch, durch Anziehen der Zügel die auseinanderstrebenden und widerspenstigen Pferde vor dem österreichischen Staatskarren in eine, in die deutsche Gangart zu zwingen, den Kroaten nur durch Sporn und Peitsche. Das stolze Königreich war jetzt ein simples Kronland wie die andern auch, und sein Banus Jelačić deckte als Inhaber der k. k. Statthalterei in Agram mit einem volkstümlichen Namen die schlimmsten Nücken und Tücken der Wiener Machthaber. Ihm gebrach es an Willen und Kraft zur Wendung gegen die unerträgliche Polizeiwirtschaft, die alles öffentliche und fast alles geistige Leben erstickte. Besserer Vergangenheit uneingedenk, hatte Gaj, von den wenigen Patrioten längst altes Weib gescholten, seine Feder der Regierung verkauft; unabhängige politische Zeitungen durften sich nicht ans Tageslicht wagen; weil der Dichter Mirko Bogović in harmlosen Versen zur Arbeit im Sinne des Zeitgeistes aufforderte, verurteilte ihn ein gefälliges Wiener Obergericht als „Aufrührer“ zu zwei Jahren schweren Kerkers. Niemals wucherte im Lande ein so üppiges Streber-, Spitzel- und Angebertum, und nie vorher und nachher gedieh die Korruption aller Spielarten so am offenen Wege wie während der Zeitspanne, da schlechtbezahlte, schnauzende Amtsschreiber, die „Bachusaren“, den Kroaten „deutschen Geist“ einzubleuen hatten. Was Bach sich erträumte, die Verdeutschung Kroatiens in zehn, höchstens zwanzig Jahren, deutsche Verwaltung, deutsche Gerichtsbarkeit, deutsche Gesetze, deutsche Beamte

sollten es schaffen. 1854 wurde die Volkssprache mit roher Gewalt aus Schule und Aemtern vertrieben; blinder Eifer riß selbst die slawischen Ortsbezeichnungen mit der Wurzel aus und nannte Samobor Sanaburg, Velika Gorica im Turopolje Großgörs im Auersfeld, Trakostanj Drachenstein und ähnlicher Lächerlichkeiten mehr. In den Städten faßte die Germanisierung vielfach Fuß, da sie schon vordem deutschen Anstrich hatten, aber auch sonst leistete die Bildungsschicht, durch den Fehlschlag der Revolutionsjahre lau und mutlos geworden, nicht überall gebührenden Widerstand, zumal einst die Illyrer zum Kampf nur gegen die Magyaren, nicht die Deutschen aufgerufen hatten. Der Slowene Trdina, in den fünfziger Jahren Lehrer am Varaždiner Gymnasium, hörte noch ältere Geistliche, Professoren und Anwälte lateinisch sich unterhalten und fand selbst bei Frauen Kenntnis der Sprache Ciceros, aber er vernahm auch häufig das Geständnis, daß Deutsch nobel, Slawisch nur fürs gemeine Volk sei.

Erfüllten sich die Hoffnungen mancher Fanatiker auch nicht, daß nach Solferino die Franzosen die Wiederherstellung der Illyrischen Provinzen verlangen würden, so brachte der notgedrungene Abbau des Absolutismus 1860 mit der Ernennung des Feldmarschalleutnants Šokčević zum Banus doch eine Wende: die kroatische Sprache kam in Unterricht und Verwaltung wieder zu ihrem Recht, die Komitatsverfassung stand aus dem Grabe auf, und da auch der kroatische Landtag 1861 zu neuem Leben erwachte, ward die Welt inne, daß es den Kroaten trotz aller Misere ihrer öffentlichen Zustände nicht an Köpfen fehlte. Alle überragte durch geistige und sittliche Größe der Bischof von Djakovo, Josip Juraj

Stroßmayer, ein Priester mit freier Stirn und weiter Seele, der sich auf dem Kirchenkonzil von 1870 kühnlich gegen die Unfehlbarkeit des Papstes auflehnte, aber zunächst trotz oder wegen seiner ausgebreiteten und tiefgreifenden Bildung der eifrigste Volksmann, der jede Kraft seines Wesens für Erhebung seiner Kroaten aus Druck und Dumpfheit aufwandte. Wenn ihn auch der verstärkte Reichsrat und der Kroatische Landtag nicht in ihren letzten Reihen erblickten, so hieß doch die Tagespolitik, die sehr oft Eintagspolitik war, nicht sein eigentliches Feld. Auf die Losung: Durch Bildung zur Freiheit! eingeschworen und an die illyrischen Ueberlieferungen anknüpfend, dachte er durch die Literatur das kroatische Nationalbewußtsein zu wecken und legte mit der 1867 gegründeten Akademie der Wissenschaften, mit der 1874 eröffneten Universität, mit Museum und Gemäldegalerie und durch mannigfaches anderes Mäzenatenwerk Stufe um Stufe zum geistigen Aufstieg der Kroaten. Aus knorrigerem Holz als der milde Kirchenfürst war Ante Starčević geschnitzt, dem Lika genannten bergigen Teil der Militärgrenze entstammend, dem geistlichen Stande bestimmt, aber während der Unruhe des Jahres 1848 dem Seminar entlaufen. Dolmetsch der jungen Bildungsschicht, die eben vom Dorf in die Stadt strömte, stellte er alle Zähigkeit, Entschlossenheit und Tatkraft, die er aus sich herauspumpen konnte, in den Dienst seines Volks. Erschien Stroßmayer als weiser Erzieher, so wirkte Starčević als ungestümer Aufrüttler des Kroatentums. Mit Hammerschlägen trieb er kroatischen Nationalstolz in die Köpfe seiner Zeit- und Altersgenossen tief hinein und verrichtete selbst durch groteske Uebertreibung des

nationalen Selbstbewußtseins, das vielen seiner Landsleute noch ganz und gar abging, nützliche Arbeit. In der Politik nie die Kunst des Möglichen sehend, gab er, starrsinnig wie ein Jakobiner von 1792, durch Verachtung jeder Schmiegsamkeit und durch Verwerfung aller Zugeständnisse seiner nur zu sehr auf Anpassung bedachten Umwelt ein katonisches Beispiel.

Große kroatische Patrioten, strebten beide auf verschiedenen Wegen dem gleichen Ziele zu: der freien Entwicklung nicht nur Kroatiens, sondern des gesamten Kroatentums. Seine Zerstückelung schmerzte jetzt besonders, da es alle Kräfte zu sammeln galt, und Zusammenlegung Zivilkroatiens, das 1870 1 160 085 Seelen zählte, mit der kroatisch-slawonischen Militärgrenze, die 695 997 Einwohner hatte, stand an der Spitze des nationalen Programms. Fast noch sehnsüchtiger schweifte der Blick zu dem dritten Teil des dreieinigen Königreichs, nach Dalmatien. Ganz anders als in Kroatien und Slawonien mit ihrer überwuchernden Landwirtschaft gab in dem kargen, karstigen Küstenstrich nicht der Grundbesitzer, sondern der Bürger und Priester jeder Bewegung Farbe und Form, aber der Entfaltung nationalen Selbstbewußtseins diente ebensowenig die Einkapselung der einzelnen Gemeinwesen in einem mittelalterlichen „Campanilismus“ wie die wirtschaftliche Verkümmernng: das Vordringen der Dampfschiffahrt, meist in deutscher oder magyarischer Hand, brach der Segelschiffahrt, Kraft und Stolz des am Meer sitzenden Südslawentums, das Rückgrat, und die Volksmasse schleppte widerwillig das Joch des aus feudalen Zeiten überkommenen Kolonats. Wer aus dem Haufen zu Vermögen und Ansehen aufstieg, der

„Händler“, der „Herr“, wurde immer noch wie auch in Istrien und im Küstenland zum Italiener. Als sich 1861 gegen die italianisierende Autonomistenpartei doch die slawisch Bewußteren zur Nationalpartei unter Dr. Miha Klaić zusammenfanden, mußte ihr Blatt in italienischer Sprache für die slawischen Ideale werben: es hieß „*Il Nazionale*“. Aber die breite Masse, der sozialen Kluft zu den „Herren“ eingedenk, sah in den Nationalisten eine Partei unter andern, und so nannte sich wohl in einer Familie der Vater Dalmatiner, der eine Sohn Kroate, der zweite Serbe, der dritte Italiener. Da außerdem ein die Volksmeinung fälschendes Wahlsystem für viermalhunderttausend Südslawen zwanzig und für fünfzehntausend Italiener dreiundzwanzig Abgeordnete in den dalmatinischen Landtag schickte, blieben in den sechziger Jahren beglaubigte Vertreter des Landes den entscheidenden Verhandlungen in Agram fern, und auch in Fiume, von dem Stroßmayer ausrief, daß jeder Kroate und Serbe sich eher die rechte Hand vom Leibe schneiden als diese Stadt vom Staatskörper trennen lasse, sperrten sich von 1222 Stimmberechtigten 890 durch Abgabe ungültiger Zettel in italienischer Sprache gegen die Wahlen zum kroatischen Sabor. Immerhin kam die Ausbreitung des Unterrichtswesens den Südslawen insofern zugute, als Dalmatien 1861 zehn italienische, hundertfünfundzwanzig zweisprachige und nur dreiundzwanzig „illyrische“, 1868 aber sechsundzwanzig italienische, fünfundsechzig zweisprachige und hundertsechsundzwanzig kroatische Schulen aufwies, und auch der Landtag in Zara erhielt 1871 eine slawische Mehrheit. Als zwei Jahre vorher die österreichischen Behörden im äußersten Süd-

zipfel des Landes, der Krivošije, die dort unbekannte Wehrpflicht einführen wollten, stoben die armen Karstbewohner, denen Soldatsein eine schwere soziale Last aufpackte, wie ein erregter Wespenschwarm auf, und da nach blutigen Verlusten Wien nur durch Vertragen und Vertrag zu einem Ende gelangte, wuchs dieser Aufstand aus einer kaum politischen und rein lokalen Angelegenheit durch Minderung des habsburgischen Ansehens zu allgemeiner Bedeutung für das Südslawentum empor.

Brannten nicht alle Teile des Kroatentums auf den Zusammenschluß unter Agram, so stritten die Vorkämpfer dieser Einigung in der Zeit der gezogenen Geschütze vielfach mit Morgensternen und Hellebarden. Das den Landtag von 1861 auflösende königliche Reskript meinte nicht ganz schief, der Sabor fordere mit dem Ruf nach Rückkehr der altüberkommenen Konstitution, dem „Geist der Zeit“ zuwider, eine ausschließlich feudale Verfassung: des Volkes Belastung mit feudalen Pflichten und seine Aussperrung von politischen Rechten. Auch Stroßmayer bezog sich wieder und wieder auf Briefe Karls IV., auf das Jahr 1527, auf die pragmatische Sanktion und auf allerhand „*privilegia, libertates et jura*“ und pries das Staatsrecht als „Seele, Herz und Leben unseres Staatskörpers“, und Starčević gar schwelgte als das fleischgewordene Staatsrecht wollüstig in „historischem Rechtsbewußtsein“ und „historischem Standpunkt“ und durchstöberte die verstaubtesten Folianten der Geschichte nach politischen Beweisgründen. Da so mitten im neunzehnten Jahrhundert in den Daseinskampf eines Volkes das Mittelalter hineinspukte, war die Politik der Kroaten starrköpfig, wo sie nur kräftig, nachgiebig, wo sie nur ge-

schickt sein sollte und mußte, ohne Rückhalt an einer stämmig entwickelten Gesellschaftsschicht, den Magyaren unterliegen.

Auf Stroßmayers Anregung legte die Liberale Nationalpartei, deren Nerv und Seele er war, 1861 in dem berühmten Landtagsartikel 42 fest, daß das Jahr 1848 in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung jedes rechtliche und tatsächliche Band mit Ungarn durchschnitten habe. Da sie aber zugleich nicht nur die Beschickung des Wiener Reichsrats verwarf, sondern auch jede Gemeinsamkeit mit den österreichischen Ländern außer der des Herrscherhauses verleugnete, schwand für Kroatien die Gelegenheit, etwa Wien gegen Pest auszuspielen oder gar das Zünglein an der Wage zu sein, und wenn sich der Artikel 42 auch für ein enges staatsrechtliches Verhältnis zu Ungarn unter der Voraussetzung aussprach, daß erst Unabhängigkeit, Selbständigkeit und historischer Umfang Kroatiens verbürgt werde, so hatte Agram doch von vornherein den Wind gegen sich. Ein Teil der Liberalen Nationalpartei gründete 1865, Wiener Lockungen erliegend, unter Ivan Mažuranić und Ivan Kukuljević die Selbständige Nationalpartei, die das Oktoberdiplom anerkannte und am Reichsrat teilnahm, aber sie hatte ohne jeden Einfluß auf den Gang der Dinge lediglich die Geschäfte der deutschen Herren zu besorgen: mit Entsetzen erlebten die Kroaten zwei Jahre später, daß sich über ihren Kopf hin Deutsche und Magyaren verständigten! Diesen blieb es ganz überlassen, wie sie sich mit den in die transleithanische Reichshälfte abgeschobenen Südslawen auseinandersetzen wollten. Da der kavaliermäßige Herrenreiterstandpunkt der Pester

Magnaten in Andrassys Wort zum Ausdruck kam, daß die Kroaten mit Hafer und Peitsche zu behandeln seien, brachte man durch reichliche Anwendung von beidem unter Aenderung der Wahlordnung fast nur aus Unionisten, Anhängern enger Verknüpfung mit den Magyaren, einen gefügigen Landtag zusammen, der 1868 den bösen Ausgleich mit Ungarn widerstandslos schluckte. Die Nationalpartei erklärte das Abkommen für widerrechtlich und nicht bindend, aber drei Jahre später stellte auch sie sich für ein paar lumpige Zugeständnisse auf den gleichen Boden wie die Unionisten. Daß Kroatien zwar ein Staatsgebiet für sich mit einem besonderen politischen Volke und eigener Volkssprache, auch selbständig in allen inneren Angelegenheiten der Gesetzgebung und Verwaltung, aber doch ein Bestandteil des Reichs der Stefanskronen war, an Budapest durch vier gemeinsame Ministerien angeschlossen, im ungarischen Reichstag vertreten, der Finanzhoheit entbehrend, an mehr als einer Ecke den Magyarisierungsvorstößen offen, galt jetzt ebenso als vollzogene Tatsache wie die Zugehörigkeit Dalmatiens zur zisleithanischen Reichshälfte, die Unterstellung Fiumes als *separatum adnexum corpus* unter magyarisches Oberhoheit und die Fernhaltung des Medjumurje und der Militärgrenze. War für die feudal-konservativ gefärbten Unionisten schon mit dem Ausgleich die kroatische Frage staatsrechtlich erledigt, so fand sich auch die nach ihrem Blatte „Obzor“ genannte Partei Stroßmayers, die, auf die städtische Bildungsschicht gestützt und ohne nähere Verbindung mit der Volksmasse, dem nationalen, politischen und kulturellen Leben Kroatiens in der zweiten

Jahrhunderthälfte ihren Stempel aufprägte, in der lauen Luft der allgemeinen Verträglichkeit mit dem Geschehenen ab. Einzig Starčević und seine Anhänger schleuderten den Tatsachen ihr fanatisches: Nein! entgegen und erkannten nichts, was auf dem Ausgleich von 1868 beruhte, weder Landtag noch Banus noch Regierung, als gesetzlich und gültig an. Aber das half ihnen nichts, und wenn sie gar fetischgläubig hier auf die Revolutionsbereitschaft des kroatischen Volks, dort auf das „Gerechtigkeitsgefühl Europas“ und die Einmischung der Westmächte bauten, so machte im Oktober 1871 Starčevićs Freund und Gesinnungsgenosse Kvaternik für beides die Probe aufs Exempel: in der Militärgrenze entrollte er die Fahne des Aufstands und rief sich als Eugen I. zum König von Kroatien aus; doch was auf den Hall der Sturmglocke herbeieilte, waren lediglich k. k. Bajonette, die, ungehindert von Europa, mit dem Leib des mystischen Schwärmers den kurzen Spuk zerfetzten. Die blutige Posse hatte keinen andern Erfolg, als die Hofburg neuerdings mit scharfem Mißtrauen gegen alle Slawen zu erfüllen und so die Hoffnungen der Föderalisten des Habsburgerreichs grausam zu knicken, die unter dem Ministerium Hohenwart gerade wieder in die Halme schossen.

13.

Wenn die österreichischen Serben mit der Vojvodina zum erstenmal ein abgegrenztes, selbständiges Verwaltungsgebiet besaßen, so wurden sie dessen doch unter Bachs Stiefelabsatz nimmer froh. Vorteil von der meist deutschen Verwaltung hatten die „schwäbischen“ Siedler

zwischen Donau, Theiß und Marosch, aber die Serben hielt General Mayerhofer nieder und knebelte die hitzige wie die harmlose Presse; durch tausend Klippen und Fährnisse wußte nur der rührig rege Dr. Danilo Medaković seit 1852 sein Tagblatt „*Srpski Dnevnik*“ in Neusatz durchzusteuern, obwohl es als einflußreichste und wesentlichste Zeitung der habsburgischen Serben Sammelpunkt aller Ungebeugten und Zukunftsfreudigen ward. Die serbische Sprache wurde 1853 aus dem Verkehr der Behörden ausgetilgt, die blinden Straßensänger durften zum Saitenspiel der *Gusle* nicht mehr vom Sturmjahr künden, die vom Patriarchen angeregte Geldsammlung für eine serbische Hochschule verfiel barschem Verbot, den Studentenvereinigungen war jeder Lebensnerv unterbunden, bis in die Klöster der Fruška Gora steckten die schwarzgelben Spitzel ihre langen Ohren, und da die ganze in der Heimat gebliebene weltliche Bildungsschicht in der „*Beamterija*“ das Brot des Staates aß und die junge Klerisei vor ihren Oberen nicht zu mucken wagte, schien manchmal der serbische Geist dem Welken nah. Die Bezieher des von der *Matica* herausgegebenen „Serbischen Jahrbuchs“ schmolzen in fünf Jahren von 223 auf 60 zusammen; was an serbischer Literatur den einheimischen Druckpressen entquoll, bestand überwiegend aus Kalendern und Almanachen, Gebetbüchern und Heiligengeschichten, und die deutsche Gesittung drang den Vojvodina-Serben tiefer als nur unter die Haut, so daß sich selbst ihre Sprache mit deutschen Fremdworten sprenkelte. Aber wenn am 24. Juli 1859, dem Tag von Solferino, Aca Popović Zub, Korporal eines vorwiegend

aus Südslawen zusammengesetzten österreichischen Regiments, unter der italienischen Sonne in sein Tagebuch schrieb:

Serbe, auf! Dich ruft
Kaiser Dušans Gruft,
Lazars heiliges Gebein,
Sklave nicht zu sein!

so war der Dichter wie oft ein Seher. Der widerwillige Bruch mit dem System des absoluten Absolutismus gab auch den Serben etwas Atemfreiheit. Allerdings wurde im Dezember 1860 die Vojvodina mit einem Federstrich wieder zu Ungarn geschlagen, aber im folgenden Jahre trat nach den Nationalkongressen von 1790 und 1848 in Karlovci eine große Skupština aus geistlichen und weltlichen Notabeln zusammen, die sich nicht nur mit Schul- und Kirchenfragen befaßte, sondern auch die Wiederherstellung der Wojwodenschaft aus Syrmien, der unteren Bačka, dem Banat und einem Teil der Militärgrenze verlangte. Als aber zwischen 1869 und 1873 dieses Stück der Militärgrenze wirklich unter die ungarischen Komitate aufgeteilt wurde, glich das zwar der Aufhebung der Leibeigenschaft für die anderen Gebiete im Jahre 1848, da die Schranken für die wirtschaftliche und geistige Entwicklung der Bevölkerung fielen, doch brachte es auch den Verlust mancher noch gehüteten alten serbischen Volksrechte mit sich.

Erhielt der Nationalkongreß durch die hohe Geistlichkeit und das behäbige Großbürgertum sein Gewicht, so sammelten sich die jungen Stirnen um die Fahne, die der Rechtsanwalt Svetozar Miletić 1866 mit seinem Blatt „Zastava“ in Neusatz aufpflanzte; hier galt die Losung:

Für Volkstum und Freiheit!, hier war man national und demokratisch in einem, hier flogen die Fetzen im Kampf gegen die „kirchliche Bureaukratie“. Unverdrossenster und hingegebenster, Verfolgung und Gefängnis nie scheuender Verfechter des nationalserbischen Gedankens, wurde Miletić der Abgott der Jugend, weil sie in ihm das eigene Träumen und Sehnen, Wollen und Streben verkörpert fand. Aller gärende Zukunftsdrang einer beflügelten Jugend aber brauste in dem Gefäß der Omladina. Die serbische Studentenvereinigung „Zora“ in Wien gab das Stichwort, und in Neusatz, das mit rund zehntausend serbischen Einwohnern, der ersten serbischen Volksbühne, der 1864 hierher verlegten *Matica* und mit neun serbischen Blättern als das „serbische Athen“ galt, ging im August 1866 der erste Omladinakongreß unter Explosionen ungezügelter Begeisterung vor sich. Wenn auch aus der Kleinbürgerwelt der Händler und Handwerker der Bewegung Kräfte zuflossen und die zugehörigen Gesangsvereine die Brücke zur Volksmasse schlugen, so führte doch die Studentenschaft, die allenthalben, in Fünfkirchen, Szegedin, Preßburg, Karlovci, Vršac, Temešvar, Kečkemet, Veliki Kereš, Arad, Debreczin, Agram, Zara und Wien ihre Verbindungen hatte. So war die ganze Omladina ein Schwärmen sonder Grenzen: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!“ Literarisch ein spätgeborenes Kind der deutschen Romantik, half sie das Ich aus überlieferten Banden entketten, tastete an der Hand des Volkslieds zur Volksseele zurück und riß im Sinne Vuks die serbische Schriftsprache von den abgestorbenen Formen der Vergangenheit los. Neben Djura Jakšić, einem Dichter von eigenwilliger Kraft, den Prometheusfunken in der

ungestümen Brust, und seinem Altersgenossen Jovan Jovanović Zmaj, der bei milderer Ursprünglichkeit leichten Versfall mit süßem Wohlklang einte, tollte, Efeu im Haar, Thyrsosstäbe in der Rechten, ein ganzer Schwarm von Poeten, Woller und Könner, nie Vollendete und früh Vollendete, entfesselt, hingerissen, jauchzend: Alles jung, was serbisch ist! Da die mehr als argwöhnische Staatsgewalt dem ersten Kongreß nur die Behandlung von Bildungs- und Literaturfragen verstattete, kamen die Leitsätze der Omladina ziemlich verschwommen zu Tage, und ihr politischer Trommelklang war gedämpft. Gleichwohl mußte der nächste Kongreß der „Vereinigten Serbischen Jugend“, der 1867 für Belgrad angesetzt war, auf einen Wink der Polizei lautlos seine Zelte abbrechen, weil die Wahl des Liberalenführers Jevrem Grujić zum Vorsitzenden den Fürsten Mihailo erbot hatte; fortan fanden die Tage wieder auf dem Boden der Vojvodina, in Neusatz, Veliki Bečkerek, Velika Kikinda und Vršac, statt. Aber von den behördlichen Plackereien abgesehen war auch die Omladina zu sehr Sturm und Drang, als daß sie eine abgerundete politische Lehrmeinung hinlegen konnte. Wohl fiel ein Funkenregen aus der Gedankenschmiede der westlichen Demokratie in diese jungen Herzen. Die Namen Mazzini, Garibaldi, Rochefort, Jules Simon, Louis Blanc und Edgar Quinet zündeten; Vladimir Jovanović, der eigentliche Theoretiker der Omladina, verkündete die Verbrüderung „Jungserbiens“ mit dem „Jungen Europa“ und warb der „Liga für Frieden und Freiheit“ Anhänger, zu deren Genfer Kongreß 1869 die „Vereinigte Serbische Jugend“ brüderliche Grüße sandte, in der Ueberzeugung,

daß der Tag „gegen die Knechtung des Menschen durch den Menschen protestieren und allgemeine Freiheit verlangen“ werde, und wo von Rußland und Polen die Rede ging, flog heißes Mitgefühl nicht den glaubensgleichen moskowitzischen Henkern, sondern aus der Gemeinbürgerschaft aller Unterdrückten den katholischen Nachkommen Kosziuskos zu. Aber da auch das am Ende Schaum der Welle war, wuchs aus dieser Generation selbst ein kühner Denker hervor, Svetozar Marković, aus dem Fürstentum gebürtig, der, von Marx, mehr von Tschernischewsky befruchtet, die luftig schimmernden Gespinste der andern mit dem Messer seiner unbarmherzigen Dialektik durchschnitt: nicht nur predigte er leidenschaftlich Ausrottung der schmarotzenden Amtsschreiberkaste und forderte ungestüm die Verwandlung des Staats in eine einzige große Zadruga durch Selbstverwaltung von Gemeinde, Bezirk und Kreis, sondern, erster Prophet des Sozialismus in einem Lande ohne Industrie und Arbeiter, glaubte er auch für Serbien an die Möglichkeit, das kleine patriarchalische Eigentum in Gemeinbesitz zu überführen und so den ganzen Geschichtsabschnitt der kapitalistischen Wirtschaft zu überspringen.

Ungebärdiger noch als der demokratische Grundtrieb schoß der nationale Drang dieses entbundenen Geschlechts dahin. Der junge serbische Nationalismus kannte nicht, wie in seinen Anfängen der kroatische, die Beschränkung auf die historischen Klassen noch den Unterschied zwischen *rod* und *narod*, zwischen *populus* und *natio*, zwischen Volk als ethnischer und politischer Einheit, sondern, mit dem Wasser der Demokratie getauft, erfaßte er brüderlich alle Serben auf die eine Vorbe-

dingung hin, daß sie eben Serben waren. Aber da die gesellschaftlichen Kräfte, die hinter dieser Bewegung standen, zu festem Ausschreiten auf der ebenen Erde der Gegenwart noch nicht langten, berauschte sich auch die Omladina wie einst die deutsche Burschenschaft in der Zeit der Romantik an der mondbeglänzten Zaubernacht des Mittelalters. Die Ebene von Kosovo, „das blutige Blachfeld“ Djura Jakšićs, zog alle Dichterträume an sich; Miloš Obilić und Marko Kraljević waren dieser Jugend wie Mitlebende gegenwärtig, vom Zaren Stefan Dušan hub man zu singen und zu sagen an und paradierte bald, wie die Magyaren den Attila über die Schulter warfen, in einem feierlichen Schnürrock, der *Dušanika*. Der Stolz auf serbische Fürtrefflichkeit gedieh bis zur hochfahrenden Ueberhebung und manchmal bis zum vollkommenen Größenwahn und paarte sich einer dückelhaften Abkehr von dem verderbten Europa, dem „faulen Westen“ der russischen Slawophilen. Wie die Deutschtümler aus Vater Jahns Schule ihre Echtheit in Schnurrpfeifereien und Rüpeleien bekundet hatten, so gelobten die Belgrader Studenten eines Tags, statt in westlich verweichlichenden Stiefeln nur in bäuerlichen Opanken durchs Leben zu wandeln, und nicht allein die Vornamen wurden in serbische Tünche getaucht, sondern auch die lateinischen Monatsbezeichnungen serbisiert; der Omladinakalender erinnerte an die waschecht serbischen Heiligen wie Sava, Arsenije, Jevstatije und Vasilije Ostroški. Aber durch alle Seltsamkeiten schlug die stürmische Sehnsucht nach Befreiung und Einigung der unter Fremdherrschaft geduckten Brüder. Nicht umsonst trug jedes Blatt eines Lorbeerkranzes auf der Titelseite der Omladina-Zeit-

schrift „*Mlada Srbadija*“ den Namen eines Landes, das man als serbisch in Anspruch nahm: Serbien, Küstengebiet, Kroatien, Slawonien, Bosnien, Hercegovina, Montenegro, Banat, Bačka, Syrmien und Zeta mit Altserbien; nicht umsonst erlebte man die Kämpfe des Luka Vukalović und die Schlachten der Montenegriner gegen die „asiatische Pest“ bebenden Herzens mit; nicht umsonst verfolgte jedermann erst mit Entzückung, dann mit Spannung, schließlich mit bitterer Enttäuschung die auswärtige Politik Mihailos. Diesen Feuerköpfen schien ja die Lösung der nationalen Frage spottleicht: nach einer Berechnung Vladimir Jovanovičs verfügte die Türkei gegen einen allgemeinen Aufstand auf der Balkanhalbinsel höchstens über dreihundertsiebzigttausend Mann, Serbien aber stellte mühelos hunderttausend, Montenegro und Hercegovina hundertsechzigtausend erprobte und begeisterte Krieger auf; nahm man dazu achtzigtausend Kämpfer aus Bosnien, Albanien und Altserbien und setzte, wie recht und billig, fünfzigtausend Serbenrecken hunderttausend schlaffen Osmanlis gleich, so waren Sieg und Freiheit wie reife Früchte vom Baum zu brechen.

Da den magyarischen „Rebellen“ und den „kaiser-treuen“ Südslawen die germanisierende Peitsche Bachs gleichermaßen um die Beine knallte, näherten sich die Leidensgefährten. Das Pester Nationaltheater sah 1860 eine Kundgebung serbisch-magyarischer Freundschaft und gab zwei Jahre später zu Gunsten der serbischen Bühne in Neusatz eine Festvorstellung, und 1861 fand sich zur Tekelija-Feier in dieser Stadt eine magyarische Abordnung mit Maurus Jokai an der Spitze ein. Aber wenn auf dem serbischen Nationalkongreß des gleichen

Jahres die Mehrheit mit Ungarn nichts zu tun haben, sondern sich mit Wien verständigen wollte, so stießen auch die Magyaren die Südslawen schroff von sich, und desto heftiger, je mehr sie sich wieder als Herren fühlten. Schon als 1859 des Fürsten Mihailo Schwager Graf Hunyady zu Kossuths Vertrautem Teleki von der Möglichkeit sprach, daß Ungarn, mit serbischer Hilfe unabhängig geworden, den Serben gegen die Türken Hilfstuppen stelle, verwahrte sich Iranyi in einem Briefe an Kossuth dagegen, „weil die Türken unsere natürlichen Freunde und die Südslawen uns ebenso natürliche Feinde sind“; der Gedanke des Donaustaatenbundes entfremdete Kossuth viele seiner Anhänger in der Heimat und prallte bei der Adreß- und Beschlußpartei im Pester Nationalkasino auf den höhnischen Einwand, mit Barbaren könne man sich nicht konföderieren; 1866 waren nach Berichten an Bismarck die Magyaren einer Unterstützung des Krieges gegen Preußen und Italien geneigt, weil sie von einer Niederlage Oesterreichs den Abfall ihrer südslawisch und rumänisch besiedelten Gebiete befürchteten. Als denn Fürst Mihailo in Pest durch Ristić das Gelände erkunden ließ und ein freundschaftliches Verhältnis Serbiens zur Donaumonarchie zusicherte, falls den Serben Ungarns ihr Recht werde, wollten die magyarischen Magnaten von Wiederherstellung der Vojvodina nichts wissen, und 1868 erklärte Andrassy Ristić kühl die Undurchführbarkeit eines Uebereinkommens, da es nirgends in Ungarn genügend Serben gebe, um für sich ein Komitat zu bilden. Das Sprachengesetz desselben Jahres kam zwar durch das Bemühen von Eötvös den Ansprüchen und Bedürfnissen der nichtmagyarischen Völker weit entgegen,

aber nie wurde auch nur der bescheidenste Satz daraus Wirklichkeit. Als Beute vom Ausgleich den Magyaren hingeworfen, wurden die Südslawen als Beute von den Magyaren behandelt. Auftakt war die Auflösung des Omladina-Kongresses von 1871 durch einen Regierungskommissar und das Verbot des ganzen Jugendbundes. Die Meldung eines österreichischen Ausspähers von 1866: „Lügen, und zwar stark lügen würde ich, wenn ich es auszusprechen vermöchte, daß das Volk der Serben diesseits sich zufrieden und glücklich fühlt“ hob hervor, daß von einer Bearbeitung durch das Fürstentum nichts zu merken sei, aber die Entrechtung der Vojvodina-Serben bewirkte, daß ihrer tausende zur Feier der Großjährigkeitserklärung Milans nach Belgrad strömten, und da diese Kundgebung den magyarischen Gewalthabern Anlaß zu scharfem Wüten und zur Einkerkierung zweier angesehenen Festgäste, des Abgeordneten und Dichters Laza Kostić und des Journalisten Jovan Pavlović, lieferte, gedieh das unerquickliche Verhältnis zwischen Regierern und Regierten zu galliger Bitterkeit.

14.

Wie die Serben es vornehmlich mit den Magyaren zu tun hatten, so die Slowenen ausschließlich mit den Deutschen. Auch ihnen brachte das Jahr 1859 das Gefühl, daß frische Luft in ein dumpfes Zimmer dringe. Zwar geriet die breite bäuerliche Masse nicht so leicht in Bewegung. Vielfach wurde die Schuld daran der Geistlichkeit gegeben, die seit dem Konkordat Oesterreichs mit dem Vatikan 1855 die Hand fest auf den Schulen hielt; in ganz Krain schienen Trdina nicht fünfzig Priester ent-

schlossene Anhänger der Volkssache zu sein, und Božidar Raić, an Havliček und andern Tschechen gebildet, ein Sämann fortschrittlicher Gedanken in der Soutane, zürnte, daß die Regierung anders dächte, wenn in der ersten Zeit Dekane und Pfarrer so viel für das Volk getan hätten wie dagegen, „aber sie kannten seine Sprache nicht noch wollten sie sie lernen noch kümmerten sie sich um das Volk noch um die Nationalität“. Ein einheimisches Bürgertum formte sich erst langsam, denn obwohl sich Kohlen- und Eisenbergbau, Kupfer-, Blei- und Zinkgewinnung und Erzeugung von Glas, Papier und Webwaren in den slowenischen Gebieten auszurecken begannen, war das Kapital ein fremder, meist deutscher Zwingherr. Die Verdeutschung der sozial Aufsteigenden entsprach denn bei den Slowenen der Italianisierung bei den Dalmatinern. Die *Nemškutarji*, Slawen nach Abstammung, Namen und Gesichtsschnitt, gebärdeten sich unter ihrem Führer Dragotin Dežman, der die nationalen Ideale seiner Jugend verleugnete, als die teutschesten der Teuschtümler und sahen mit großmäuliger Verachtung auf ihre Muttersprache als eine armselige, plumpe, verwahrloste Bauernmundart herab. Nicht nur zuckte in Wien der Minister Lasser die Achseln, weil das Slowenische als Schriftsprache noch sehr wenig ausgebildet sei, nicht nur verhöhnte es der Graf Auersperg, der Verpflichtungen gegen seinen Schriftstellernamen Anastasius Grün uneingedenk, als „eine künstliche, eine Kombinationssprache“, sondern auch höhere Beamte slowenischen Stammes antworteten auf eine Umfrage der Regierung wegen Einführung des Slowenischen in der Verwaltung mit Nein, wahrscheinlich weil niemand, wie Levstik vermutete, seine heimische Sprache

genügend beherrschte, und wie der gleiche unerschrockene Vorkämpfer eines erdnahen Slowenentums bemängelte, bedienten sich auch die slowenischen Abgeordneten im Krainer Landtag gern des Deutschen. In deutscher Sprache mußte darum von 1865 bis 1870 die Zeitung „Triglav“ für die nationalslowenische Idee unter Slowenen werben. Aus Haltlosigkeit und Zerfahrenheit, die ihrer gesellschaftlichen Schwäche entsprangen, schwankten die Slowenen auch zwischen natürlichem und historischem Recht hin und her. Als Slowenen konnten sie sich nur dem Volksrecht zuneigen, als Slawen erwärmten sie sich mit den anderen slawischen Föderalisten für eine Länderautonomie auf geschichtlicher Grundlage. Das Marburger Programm von 1865 verlangte Ausdehnung des Herzogtums Krain auf die Grenzen von 1522, aber bereits im nächsten Jahre verwarf Luka Svetec, einer der klarsten politischen Köpfe dieser Generation, das historische Recht und rief in den „*Novice*“ beherzt aus: „Wir wollen leben, uns entwickeln und vorwärtsschreiten, das ist unser historisches Recht, unser Recht seit Jahrhunderten.“

Der 1848 noch im Wolkenreich akademischer Erörterung geschwebt hatte, der Kampf um nationale Rechte beschrift jetzt sicheren Fußes den Boden der Wirklichkeit, und wenn im Revolutionsjahr die Slowenen in Wien und Graz den Landsleuten daheim mit Siebenmeilienstiefeln voraufgeeilt waren, so rückte allgemach Laibach in die ihm zustehende führende Rolle. Eine 1861 hier aufgelegte Bittschrift an das Ministerium, die für Unterricht, Rechtsprechung und Verwaltung die Volkssprache verlangte, bedeckte sich in kurzem mit rund zwanzigtausend Unterschriften. Im folgenden Jahre wurde für die Ge-

richte im Verkehr mit Slowenen Slowenisch als Protokoll- und Urteilssprache festgesetzt. 1866 eroberten die Slowenen den Laibacher Gemeinderat und gewannen fast zu gleicher Zeit die Mehrheit im Krainer Landtag, um sie nur mehr ein einziges Mal, von 1877 bis 1883, einzubüßen. 1869 heischten die slowenischen Wortführer im Landtag der Steiermark, in der Dr. Kočevar und Davorin Trstenjak das Volk wachzurütteln trachteten, auf Grund des Oktoberdiploms gemeinsame Vertretung aller slowenischen Gaue, Autonomie der inneren Verwaltung, ein slowenisches Oberstes Gericht und eine slowenische Hochschule, und in der Adresse des Krainer Landtags vom August 1870 erklang zum erstenmal die Forderung der „Vereinigung aller Gebiete, in denen das slowenische Volk wohnt, zu einer administrativen und womöglich staatsrechtlichen Einheit“. Aber da schon im Jahr zuvor die Regierung sich darauf festgelegt hatte, „nie zu den Einigungsbestrebungen der Slowenen die Hand zu bieten“, pochte 1871 eine Abordnung auch vergebens bei dem Minister Hohenwart an, um ein administrativ geeintes Slowenien, größere Macht des Landtags, Slowenisch in Unterricht und Verwaltung, eine juristische Fakultät und ein Obergericht in Laibach herauszuschlagen; abgespeist wurde sie mit der Bewilligung slowenischer Rechtsvorlesungen an der Grazer Universität, die dann der Widerspruch des akademischen Senats auch zu vereiteln mußte.

Die Bescheidenheit dieser älteren Politiker, die mit Brosamen zufrieden waren, und ihre Harmlosigkeit, kraft deren sie im Reichsrat nur gegen die dualistische Staatsverfassung redeten, um dafür zu stimmen, peitschte die Empörung eines jüngeren Geschlechts wach. Sauerteig

war hier doch wieder die Studentenschaft in Wien und Graz, die sich Anfang der sechziger Jahre in dem Verein „Slovenija“ und 1867 in der Gesellschaft „Sava“ zusammenfand. Durch ihren Einfluß warf schon in der Literatur Gärung ihre Blasen. Von der Gründung der „Slovenska Matica“ im Jahre 1863 abgesehen, gingen Fran Levstik, Josip Stritar und Josip Jurčič im Namen des drängenden Lebens gegen Zöpfe und Perücken heftig an und gossen Eisen ins Blut der slowenischen Dichtung, indem sie ohne Unterlaß auf die Sprache des einfachen Mannes verwiesen. An den Ideen des Jungen Deutschland demokratisch und republikanisch entzündet, pflanzten die literarischen Neuerer ihr Banner auch auf dem Felde der Politik auf. Begann 1867, im Jahre der großen Ethnographischen Ausstellung in Moskau, zu der viele Südslawen des Habsburgerreichs eine Trotz- und Justamentwallfahrt unternahmen, die slowenische Jugend von Rußland zu träumen: „Entweder werden wir Preußen oder aber Reußen!“, so lenkte Levstik mit seiner klaren, männlichen, Lessingschen Art seine Anhänger von dem nebelhaften Allslawentum, das sich nur an der Zahl der Rassegenossen berauschte und die Weltgeschichte mit dem Gegensatz zwischen Slawen und Germanen ausschöpfte, auf das Greifbare und Wirkliche. Nach rascher Unterdrückung seines 1863 gegründeten „Naprej“ schlug er in dem seit 1868 zu Marburg erscheinenden „Slovenski Narod“ eine gute Klinge; von Jurčič geleitet, forderte dieses Blatt die Verwaltungseinheit aller slowenischen Lande, trat für eine entschlossene, grundsätzliche und fortschrittliche Politik ein und beegnete dem Staatsrechtsprogramm der slowenischen Reichsratsabgeordneten,

die im Hohenwart-Klub für feudale und klerikale Zwecke mißbraucht wurden, mit einem rechten Volksprogramm. Neben den beiden hob Dr. Josip Vošnjak immer wieder, als erster unter seinen Landsleuten, die Wichtigkeit der Wirtschaftsfragen hervor, und der Dichter Stritar bekannte sich 1872 in seinen Wiener Sonetten mutig zur neuen Zeit:

Hebt Steine auf — für Finsterlinge ist mein Schwert geschärft,
Für Frieden glühe ich und Eintracht aller Völker.
Fortschrittlicher Slowene bin ich — werft!

Die nationale Erziehung des Mittelstandes ließen sich seit Beginn der sechziger Jahre die Lesehallen angelegen sein; ihrer gab es nicht nur in krainischen und steirischen Städten, sondern auch in Kärnten, dessen Boden der unverdrossene Andrej Einspieler von 1865 bis 1867 mit seinem „*Slovenec*“ beackerte, zu Klagenfurt und nicht minder in Görz, dessen Landtag, neben elf Italienern zehn Slowenen zählend, auch deren Muttersprache bei den Verhandlungen gestattete, und wo 1871 die „*Soča*“ der Erweckung des Volksbewußtseins diente; insgesamt waren es bis 1870 achtundfünfzig. Ueberall brachten die Jungen Leben in die Bude; 1867 wurde der vier Jahre zuvor nach tschechischem Muster gegründete Turnerbund „*Južni Sokol*“ wegen blutiger Prügeleien mit deutschen Jüngern Jahns von der Behörde unterdrückt; 1868 ging auf dem ersten slowenischen Studententag zu Laibach, dessen offensichtliches Vorbild die serbische Omladina war, Levstiks demokratische Saat üppig auf, und bald wühlten auf Betreiben der Jungslowenen große Versammlungen unter freiem Himmel, die *Tabori*, regelrechte Volksfeste mit Fahnen und Triumphbogen, Gesang und Musik, Feuer-

werk und Böllerschüssen zum erstenmal seit 1848 die zähe Masse der Bauern um und pflanzten Ahnung politischen und nationalen Selbstgefühls in ihre Brust. Von einer sozialen Frage wußten auch die ganz am Umkreis der demokratischen Gedankenwelt plänkelnden Vorfechter des Slowenentums kaum etwas, aber in der Arbeiterschaft selbst regte es sich, denn auch ohne slowenische Kapitalisten gab es schon slowenische Proletarier. 1868 erlebte Laibach die Gründung eines Bildungsvereins der Buchdrucker und beherbergte bald auch Gewerkvereine der Schuhmacher, Schneider und Tischler, und in Triest entstand 1869 die Arbeitergesellschaft „Čebela“.

Da bei den Reichsratswahlen von 1873 über dem offenen Kampf von Alt- und Jungslowenen nur acht ihres Stammes, darunter vier Liberale, ins Parlament gelangten, kam es zwei Jahre später in Görz zu Verständigung und Waffenstillstand zwischen beiden. Noch waren die Deutschen, gegen die jene wie diese sich wehrten, in dem slawischen Lande eine Macht; der Graf Auersperg konnte in den sechziger Jahren gegen den Antrag, die Krainer Landtagsberichte durch eine slowenische Ausgabe breiteren Schichten nahe zu bringen, den Hochmut des deutschen Bildungsphilisters aufbieten: „Krain liegt mit einem großen Teil Oesterreichs und namentlich mit der ganzen ethnographischen Gruppe der Slowenen auf deutschem Kulturgebiet, nämlich seine Bildung gedeiht unter dem Einfluß des deutschen Geistes, der deutschen Bildung. So war und ist es, und will es Gott, so soll es auch bleiben.“ Aber da das Jahrzehnt nach 1860 endgültig das schwache slowenische Bürgertum zum politischen Nationalbewußt-

sein aufrüttelte, und da die 1871 vom Landtag beschlossene Einführung der slowenischen Unterrichtssprache in alle Volksschulen auch den Grund zur nationalen Erziehung der Volksmasse legte, klang aus diesen überheblichen Worten schon die gespenstische Stimme einer unhaltbar versinkenden Zeit.

15.

Was an neuen, scheinbar festen Formen in dieser Spanne das Südslawentum berührte, diente, der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867, der magyarisch-kroatische Ausgleich von 1868, die serbische Verfassung von 1869 und die Gründung des bulgarischen Exarchats von 1872, keineswegs der Verschmelzung seiner einzelnen Teile. Zu den alten Grenzen traten neue Gitter, die das einheitliche Südslawentum zerstückten. Südslawen saßen jetzt in der Türkei, in Bulgarien, Makedonien, Altserbien, Bosnien und Hercegovina, in den Fürstentümern Serbien und Montenegro und außer in Norditalien in neun Verwaltungseinheiten des Habsburgerstaats: in den Königreichen Ungarn und Kroatien-Slawonien, den Herzogtümern Krain, Kärnten und Steiermark, in der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, in Triest, Istrien und Dalmatien. Nicht ungern sahen es die Wiener Machthaber, daß die bedingte Selbstverwaltung in nichtpolitischen Angelegenheiten wie Wegebau und Unterrichtswesen mit eigenen Organen wie dem Landesausschuß hinter dem Zaun der Kronländer einen kleingeistigen Partikularismus großzüchtete. Ueberhaupt begannen, wie sich in Deutschland nach dem Scheitern der Einheitsbestrebungen von 1848 die Stammessonnderart hochreckte, nach dem Verbben der illyrischen Bewegung die einzelnen süd-

slawischen Stämme ihr Wesen politisch zu betonen; vielfach trat jede kleine Gemeinschaft gegen die andere mit dem Gehaben und Geheisch einer Nation auf, als sollten Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen erst in sich Nerv und Muskeln zum Werk des Zusammenschlusses wachsen lassen.

Bei den Slowenen, von denen vierzigtausend 1866 an Italien fielen und hunderttausend 1867 zu Ungarn geschlagen wurden, sank seit dem Erwachen aus dem illyrischen Traum in den älteren kulturkonservativen Kreisen um den Papa Bleiweis die Teilnahme für die übrigen Südslawen auf den Gefrierpunkt, und eine Zeile über südslawische Gegenseitigkeit suchte man in den „*Novice*“ vergeblich. Als gar durch die Steirer der Teig des Slowenentums mit fortschrittlichen Gedanken durchsäuert wurde, zogen sich erschreckt die Zipfelmützen in Laibach auf das Krainertum zurück, und auch „*Slovenski Gospodar*“, 1867 in Marburg gegründet, der Bauernschaft zugedacht und für Steiermark dasselbe wie „*Novice*“ für Krain, wettete gegen das Nationalitätenprinzip der Liberalen, das nicht nur den Zerfall Oesterreichs, sondern den Umsturz ganz Europas bedeute. Da der Absolutismus nach 1850 kaisertreue und verdeutschte Slowenen mit Vorliebe als „Bachhusaren“ nach Kroatien geschickt hatte, sammelten die „Krainer“, wie die Werkzeuge der Germanisierung allgemein hießen, beim kroatischen Volk ein rundes Sümmchen Abneigung an. Umgekehrt reizte es die Slowenen, daß sie in Starčevićs Lehre ihr Eigendasein verloren und zu „Bergkroaten“ umgekrempt wurden. Dieser eifernde Apostel des All- und Großkroatentums sah auf der ganzen Länge und Breite des südslawischen Stammes-

gebiets überall Kroaten und nichts als Kroaten. Wie ein höhnisches Echo auf Vuks Auffassung, daß die Kroaten der Komitate Agram, Varaždin und Križevci sprachlich Slowenen und die in Slawonien, Bosnien und Dalmatien „katholische Serben“ seien, klang sein Fanatismus, der die Serben als Kroaten abstempelte, die Nemanjiden des Mittelalters als „herrliche kroatische Dynastie“ begrüßte und den Zaren Stefan Dušan als Herrscher „der nord-östlichen Teile Kroatiens“ ansprach; umsonst erhob eine Gruppe kroatischer und slowenischer Hochschüler in Wien gegen die Schreibweise seines „*Hrvat*“ Einspruch, die den Samen der Stammeszwietracht zwischen Kroaten, Serben und Slowenen säe; um Oel ins Feuer zu gießen, fertigte Starčević mit schrullenhaft „rassischen“ Beweisen den jetzt führenden Teil der „orthodoxen Kroaten“, die „Slawoserben“, als „Volkskehricht“ slawisierter Albaner, Walachen, Griechen, Illyrer und Zigeuner ab. Erbitterte es 1860 schon die Serben der Vojvodina, daß die Komitate Virovitica, Syrmien und Požega zu Kroatien kamen, so erregte es neue Mißstimmung, als auf dem Agramer Landtag, dem durch Eingliederung Syrmiens und durch Wahlen in der Militärgrenze zum erstenmal Serben angehörten, die Kroaten Einbeziehung des Peterwardeiner Regimentsbezirks in ihren Bereich forderten; in einem Schreiben an den Sabor widersprach der Patriarch Rajačić der Behauptung Kukuljevičs, daß die Bevölkerung der kroatischen Militärgrenze rein kroatisch sei, bestritt überhaupt, daß im dreieinigen Königreich nur Kroaten wohnten, und legte Gewicht darauf, daß Serben und Kroaten zwar Brüder seien, aber jeder seinen eigenen Namen, seine eigene Geschichte, seine eigene Sprache habe. „Sie sind

nicht ein und dasselbe Volk, und die Serben werden sich ihres Namens nicht dem Illyrertum, nicht dem Südslawentum, nicht dem Kroatentum zulieb entäußern.“ Wo Serben und Kroaten jahrhundertlang vermischt gesessen hatten, herrschte bis dahin herzliche Eintracht zwischen „*Vlah*“ und „*Šokac*“, die sich als Brüder verschiedenen Glaubens schätzten, einander Pate standen, die einen die Feste der anderen mitfeierten und sich im Notfall sogar für Taufe, Trauung oder Begräbnis mit ihren Geistlichen aushalfen; „für mich“, erzählte Tkalac in seinen „Jugenderinnerungen aus Kroatien“, „waren Kroaten und Serben stets ein und dasselbe Volk und ich erkannte zwischen ihnen keinen anderen Unterschied an, als daß erstere in die katholische, letztere aber in die orthodoxe Kirche gingen, daß dort die Liturgie lateinisch, hier slawisch war, daß die kroatischen Priester glatt rasiert und kurz geschoren waren, die serbischen aber einen Vollbart und langes Haar trugen.“ Seit jedoch dem Begriff Serbe und Kroat durch den Zwist der Bildungsschicht Stacheln wuchsen, schlich Mißtrauen und Abneigung in die Beziehungen beider Stämme ein. In der Wissenschaft fand diese Tatsache ihren Ausdruck darin, daß der Slowene Miklošić, als Slawist eine Zierde der Wiener Hochschule, Serbisch und Kroatisch nicht als kaum unterscheidbare Mundarten derselben Sprache, sondern als zwei Sprachen ausgab, und in der großen Politik darin, daß das Erzhaus in den katholischen Kroaten Pioniere des habsburgischen Ausdehnungsdranges auf dem Balkan zu wittern begann: während des Aufstandes in der Krivošije verhandelte der Gouverneur von Dalmatien, Feldmarschalleutnant Wagner, mit Mitgliedern der Kroatischen Nationalpartei, um sie zur Unterstützung

der geplanten Angliederung Bosniens zu gewinnen. Auch zwischen Serben und Bulgaren zischte Zwietracht auf. Als sich die serbische Schulpropaganda auf Makedonien warf, giftete sich die bulgarische Jugend über diesen Einbruch in ein Gebiet, das ihr als stockbulgarisch galt, und das Blatt „*Pravo*“ hielt in einem offenen Brief dem serbischen Ministerpräsidenten vor, daß er über die Grenzen Altserbiens nach „Bulgarien“ eingreife, und den Anschluß an die Türkei konnte „*Savetnik*“ damit empfehlen, daß er die Bulgaren vor einem Aufgehen in Serbien bewahre. Die Serben hinwiederum berührte es peinlich, als sich 1868 Dr. Comakov an die Eparchien in Bosnien, Hercegovina und Altserbien wie an bulgarische Sprengel wandte, um sie für den Gedanken der Loslösung vom ökumenischen Patriarchat zu gewinnen.

16.

Aber in einer Zeit, da das Nationalitätenprinzip aus der Verschwörerammer Mazzinis in den Thronsaal Napoleons drang und die nationale Einigung der Italiener und Deutschen über den ganzen Erdteil widerhallte, wirkten starke, weil natürliche Kräfte der unheilvollen Zersplitterung des Südslawentums entgegen. Aus den Erfolgen der Serben Hoffnung für die eigene Zukunft schöpfend, betrachtete das junge bulgarische Geschlecht die enge Anlehnung an den zu neun Zehnteln befreiten Nachbarstamm als das Selbstverständliche. Ehe bulgarische Emigranten 1871 in Bukarest die „*Jugoslavija*“ als „Blatt für die geistige und politische Einigung der südlichen Slawen“ herausgaben, sah Ljuben Karavelov, begeisterter Anhänger der serbisch - bulgarischen Gemein-

schaft, in Belgrad den berufenen Kämpfer für alles Hohe und Schöne, von dem einige Millionen Menschen Leben und Licht erwarteten; in der serbischen Hauptstadt rüstete Rakovski 1862 seine Bulgarische Legion für die Entscheidungsstunde; von den Vojvodina-Serben als Flüchtling warmherzig aufgenommen, konnte er mit Unterstützung Dr. Medakovičs von Neusatz aus seine „*Bolgarska Dnevnic*a“ verbreiten. Svetozar Marković gar, dem auch das Leben des serbischen Volks in Bosnien dem der Serben in Serbien untrennbar verbunden war, verkündete in seiner kühnen Schrift „*Srbija na istoku*“, daß Serben und Bulgaren, wo immer sie aneinanderstießen, sich nicht als zwei Völker, sondern als ein Volk betrachteten: beide Stämme, uneingedenk der großserbischen und großbulgarischen Ueberlieferungen der Vorzeit, erfaßten nach seiner Wahrnehmung „ihre gemeinsame Befreiung von den Türken als ihr gemeinsames Ziel, und niemand führt Rechnung oder erhebt Streit, wo die Grenze des ‚serbischen‘, wo die des ‚bulgarischen‘ Reiches sein wird.“ Mit Duldung der Belgrader Regierung bildeten sich auf serbischem Boden bulgarische Banden zum Einfall in ihre unter dem Osmanenjoch schmachttende Heimat, und für bulgarische Emigrantenblätter, erst „*Sloboda*“, dann „*Nezavisnost*“, wie für die Errichtung einer bulgarischen Druckerei in Bukarest hatte sie stets eine offene Hand. Fürst Mihailo aber arbeitete nicht nur der Einigung des Serbentums vor, indem er durch den Vertrag von 1866 den montenegrinischen Nikola verpflichtete, gegebenenfalls zugunsten des Obrenović dem Thron zu entsagen, sondern stellte auch bei seinen ausgreifenden Balkanbefreiungsplänen die Bulgaren nicht an die letzte Stelle.

Als sein Emissär reiste Rakovski nach Rumänien, Griechenland und Montenegro, und drei Jahre danach wurde, am 14. Januar 1867, in Bukarest mit dem bulgarischen Insurrektionskomitee der Vertrag geschlossen, der die Vereinigung des serbischen und des bulgarischen Volkes „unter einer Regierung und einer Fahne“ mit „Gesetzgebung in den beiden Mundarten“, die Errichtung eines „*jugoslovensko carstvo*“, eines südslawischen Zartums unter dem Zepfer des Obrenović zum Ziel hatte.

Neben dem Gedanken eines Zusammenschlusses mit den Bulgaren verstummte die allgemein südslawische Idee bei den Serben hüben und drüben mit nichten. Im Agramer „*Pozor*“ von 1860 zeugte eine Zuschrift aus Belgrad für die gemeinsam südslawische Nationalität; der Studentenverein „Serbische Gemeine“ in Petersburg taufte sich 1868 in „Südslawische Gemeine“ um; in Subotica ließ Boža Šarčević einen „Dolmetscher originaler literarischer und geographischer südslawischer Wörter“ und ein „Magyarisch-Südslawisches politisches und juristisches Wörterbuch“ erscheinen, und die im gleichen Jahre 1870 zu Belgrad aufgelegte „*Jugoslovenska Zvezda*“ nannte sich „Blatt für Politik und wechselseitige Beziehungen der südlichen Slawen“. In Neusatz suchte seit 1860 Emil Čakra mit der „*Slovenka*“ von Serben zu Kroaten und Slowenen die Fäden zu spinnen; der zweite Kongreß der Omladina umriß das Verhältnis zu den andern Südslawen dahin, daß die Serben die Brüder Kroaten ebenso als Glieder der „Vereinigten Serbischen Jugend“ ansähen, wie sich die Serben als Glieder der kroatischen Jugend betrachteten, daß den Bulgaren das Stimmrecht auf den Zusammenkünften der Serben gebühre wie den

Serben auf den Tagen der Bulgaren, und daß die Slowenen den gleichen Anspruch wie Kroaten und Bulgaren erheben dürften; Svetozar Miletić setzte sich 1870 in dem Artikel „Die Einheit der Südslawen“ seiner „Zastava“ leidenschaftlich für Zusammenfügung aller Serben, Kroaten und Slowenen in einen politischen Organismus ein, hervorhebend, daß der Sieg des Nationalitätenprinzips den Untergang der Türkei und Oesterreichs bedinge, und die Einigung von Ereignissen erwartend, „die ihren Schatten schon stark über die Habsburgermonarchie werfen,“ und im gleichen Sinne jubelte Svetozar Marković, der gern von „unserm serbisch-kroatischen Volk“ sprach, der südslawischen oder, wie er es hieß, serbischen Einigung als „der revolutionärsten Losung zwischen Wien und Konstantinopel“ zu.

Wenn bei den Kroaten, die statt *Ilirac* immer mehr die Bezeichnung *Jugoslovan* oder Südslawe verwandten, in der konfiszierten Zeit nach 1850 Boleslav Šulek den Verbotseifer der Machthaber durch Zeitungsgründungen nicht umsonst reizte, so verrieten seine „*Jugoslovenske Novine*“ und „*Slovenski Jug*“ schon durch ihren Titel ihre Richtung. Als aber 1860 die größten Fesseln fielen, entfaltete sich Stroßmayer als die zentrale Persönlichkeit des südslawischen Gedankens. Der, mit dem Domherrn Frano Rački zu reden, „zauberhafte Name Südslawentum“ erfüllte sein ganzes Wesen, und Gajs illyrische Leier tönte in seinem großen Herzen. In jedem Nerv empfand er greifbar und tatsächlich Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren als Stämme desselben Volks, als Blätter des gleichen Zweiges. Den Slowenen fühlte sich der kroatischste aller Kroaten durch dasselbe Blut, dieselben

Sitten und fast dieselbe Sprache verbunden: „Von Gott und Natur ist es, daß wir ein Volk sind und ein und dieselbe Zukunft uns erwartet.“ Von den Serben dachte er wie sein zweites Ich Rački: „Ich betrachte Kroaten und Serben als zwei Stämme ein und desselben Volkes, die nur durch die Geschichte getrennt wurden“; diesen „Stamm voll sprudelnder Lebensfülle“ erwähnte er gern als „den Teil unseres Volkes, der sich des serbischen Namens rühmt.“ Und zwischen Wort und Tat spannte sich bei ihm keine Kluft. Wie er 1860 auf dem Verstärkten Reichsrat die sprachlichen Rechte der Slowenen mit Erfolg verfocht und auf Wiederherstellung der serbischen Vojvodina drängte, so spendete er national-slowenischen Vereinen und serbischen Kulturanstalten wie der „*Matica Srpska*“ aus vollen Händen; so mancher geistige Arbeiter des Serbentums dankte dem unbekümmerten Mäzen alles; mit dem Fürsten Mihailo, Ilija Garašanin, Toma Vučić, Jovan Ristić und vielen anderen Serben von Bedeutung tauschte der Bischof von Djakovo häufig Briefe und Meinungen aus, und als er, apostolischer Vikar des Fürstentums, 1868 nach Belgrad kam, brachte die Hauptstadt dem erlauchten Gast einen Fackelzug, „*Srbija*“ entzückte sich, daß Brüder sich umarmten, „die ein und dieselbe Gotteskirche so oft und traurig entzweit hat“, und vielfach faßte man den Besuch als Bezeugung kroatischer Schicksalsverbundenheit in einem Augenblick, da Serbien vor ernsten Ereignissen zu stehen glaubte. Auch dem Leiden und Ringen der Bulgaren folgte sein tätiges Mitgefühl, so daß er die Druckkosten für die Volksliedersammlung der Brüder Miladinov erlegte und den österreichischen Gesandten in

Konstantinopel auf die Beine brachte, als die wagemutigen Aufrüttler ihres Volkstums wegen „russischer Wühlereien“ in einem türkischen Kerker verschwanden.

Hob Stroßmayer, stets der Synthese zustrebend, schon auf dem Verstärkten Reichsrat die „historisch-politische Individualität der Südslawen“ hervor, so entschied sich unter des Bischofs Einfluß, freilich ohne Wirkung, der Agramer Landtag von 1861, die neue Amtssprache nicht kroatisch und nicht nach Kukuljevićs Vorschlag serbokroatisch, sondern südslawisch zu nennen. Betrübt, daß „zersplittert die Söhne des südslawischen Volks, geschieden in eine serbokroatische, nur durch die Schrift getrennte, in eine slowenische und eine bulgarische Literatur“, ihre Kräfte verzettelten, setzte er für seine wesentlichste Schöpfung die Benennung Südslawische Akademie durch und teilte ihr die Aufgabe zu, „Kunst und Wissenschaft im slawischen Süden bei Serben, Kroaten, Slowenen und Bulgaren zu pflegen und fördern“ und alle „Bestrebungen auf Herstellung der literarischen Einheit im Süden zu unterstützen“; „literarischer Mittelpunkt des ganzen Volkes vom Isonzo bis zur Donau, vom Adriatischen zum Schwarzen Meer“ und „Haupthebel zur geistigen Wiedergeburt des gesamten Südslawentums“ — nicht weniger sollte nach seinem Willen die Akademie sein. Daß die zum Nationalbewußtsein erwachenden Dalmatiner sich nicht auf den kroatischen oder serbischen Umweg verloren, sondern meist den slawischen oder südslawischen Gedanken als Sturmbock gegen das Italienertum benutzten, geschah in seinem Sinn, doch ohne sein Zutun, aber tiefste Wirkung auf Zeit- und Volksgenossen übte das sich im großen verschwendende

und auch in kleine Münze umgewechselte, rastlos tätige, Geist und Güte ausstrahlende Südslawentum des Bischofs aus. So eröffnete „*Obzor*“ eine eigene regelmäßige Spalte „Aus dem slawischen Süden“; so grüßte die Kroatische Nationalpartei zum zweiten Omladinakongreß die serbische Jugend als „Hoffnung des Südslawentums“; so trieb die Ueberzeugung, daß in kurzem Narr gescholten werde, wer Serben und Kroaten, Stämme eines Volkes, unterscheiden wolle, den Dichter Petar Preradović zur Lobpreisung der „südslawischen Sprache“:

Von Cattaro bis Stambuls Saum,
Vom Schwarzen Meer zur Adria
Erstreckt sich ihres Reiches Raum.
Der Länder neune siehst du da,
Darin sie von der Mutter lernt das Kind.
Und wo die Berge und die Täler sind,
Liegt ihrer Falken Felsenhort
Und ihrer Falkinnen liegt dort,
Und dieses ganze große Reich entlang
Erklingt von Marko Kraljević der Sang.

Die Slowenen blieben nicht müßig. Ihre Wiener Hochschülergruppe „*Sava*“ band 1867 an die beiden andern südslawischen Studentenvereinigungen, den kroatischen „*Velebit*“ und die serbische „*Zora*“, ein Ausschuß zur Vorbereitung gemeinsam südslawischer Akademikerversammlungen; 1868 verschmolzen „*Sava*“ und „*Velebit*“ zu der Gesellschaft „*Jug*“, deren erster Vorsitzender der Kroat Tada Smičiklas war, und sofort erging, weil die Slowenen in der Gemeinschaft die Serben und Bulgaren vermißten, schriftliche Einladung an die Brüder Serben, sich mit Slowenen und Kroaten im „*Jug*“ zusammenzuschließen. Die politische Vereinigung der Südslawen

Oesterreichs, der Serben, Kroaten und Slowenen, forderte schon 1866 Svetec auf Grund des Volksrechts; im nächsten Jahr entwarf Levstik für das in Laibach geplante Blatt „*Slovenski Jug*“ ein Programm, das in der Verbindung der Slowenen mit den andern Slawen im Süden die einzige Schutzwehr gegen das andringende Italienerthum und Deutschtum sah; 1868 betonte „*Slovenski Narod*“ die „berechtigten Forderungen der österreichischen Slawen, vornehmlich der Serben und Kroaten“, und die Artikel Anton Tomšičs in diesem Blatt wimmelten von: Wir Südslawen . . . Unser Südslawien . . ., und Ende der sechziger Jahre begeisterte sich auch „*Primorec*“ in Triest für das südslawische Nationalprogramm und die erhoffte Gemeinschaft *Jugoslavija*.

Sogar die Ueberbrückung der verschiedenen Mundarten durch eine gemeinsam südslawische Schriftsprache bewegte dieses Geschlecht. 1850 bereits erhob unter Mitwirkung Vuks ein Abkommen zwischen serbischen und kroatischen Schriftstellern, da ein Volk auch eine Literatur haben müsse, das südliche Štokawisch als Buchsprache für beide Stämme auf den Schild; 1857 handelte die literarische Zeitschrift „*Sedmica*“ in Neusatz die Möglichkeit einer gemeinsamen Schriftsprache der Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen ab, und 1860 brach Rački in dem Artikel „*Jugoslovenstvo*“ des „*Pozor*“ für die literarische Einheit der Südslawen auf Grund des Serbokroatischen eine Lanze. Auch Stroßmayers Hoffnung galt schneller Annäherung und späterer Verschmelzung der slowenischen und serbokroatischen Schriftsprache, Einspielers „*Slovenec*“ erinnerte 1865 daran, „der slowenische, kroatische und serbische Unterdialekt“ bildeten

nur ein und dieselbe Mundart und seien sich so ähnlich, „daß sich auch einfache und ungelehrte Leute gut und leicht verständigen“, und Janko Pajk redete in der Marburger Revue „Zora“ der Annahme der serbokroatischen Schriftsprache durch die Slowenen das Wort. Jurčić wandte allerdings ein, daß die Preisgabe der eigenen zugunsten der benachbarten Sprache in der illyrischen Zeit das slowenische Landvolk unweigerlich der Germanisierung ausgeliefert hätte, und als sich im Wiener „Jug“ die Hochschüler über der gleichen Frage erhitzen, widersprach der Slowene Fran Levec, Haupt dieser Jugend, weil jede Literatur sich auf die breite Masse stützen müsse, für den slowenischen Bauer der Weg zur serbokroatischen Literatur weit sei und daher die serbokroatische Schriftsprache die Bildungsschicht in gefährlicher Weise vom Volk zu trennen drohe, aber einer „künftigen südslawischen Sprache“ zustimmend, verhiess er: „Wenn sich die Verhältnisse im Süden so ändern, daß Kroaten und Slowenen politisch geeint sind und wir den Untergang des einfachen slowenischen Volks nicht mehr fürchten müssen, dann geben wir den Kroaten nicht nur das Herz wie jetzt, sondern auch die Sprache“, und für Ersatz des Altslawischen durch Serbokroatisch in den Gymnasien legte er sich sofort ins Zeug.

Inzwischen sprang der südslawische Gedanke aus den Hallen akademischer Erörterung über Sprach- und Kulturgemeinschaft in die frische Luft der Begebenheiten, als Ende 1870 slowenische Führer, Dr. Bleiweis, Dr. Costa und Davorin Trstenjak darunter, in Laibach mit kroatischen und serbischen Vorkämpfern, Dr. Brlić, Barčić, Dr. Makanec, Dr. Mrazović und andern, zur Aussprache über

die Zeitläufte zusammentrafen; befriedigt vermerkte Dr. Laza Kostić, der anwesende Barde der Omladina, daß es in Krain viel weniger Oesterreichertum gebe, als er besorgt hatte. Niederschlag der Besprechung war als grundsätzliche Fortsetzung der Politik von 1848 das „Laibacher Südslawische Programm“ vom 1. Dezember 1870. Ausgehend davon, daß „die Einheit der südlichen Slawen im Volksgefühl durch Jahrhunderte unablässig lebendig geblieben sei und sich anderen Völkern gegenüber durch die Einheit der Sprache offenbare“, umriß dieses Dokument in bisher nicht gekannter Schärfe und Eindeutigkeit: „Die südlichen Slawen, die unter den verschiedenen Namen Slowenen, Kroaten und Serben in den Ländern der Habsburgermonarchie leben, empfinden heute einerlei nationale Bedürfnisse. Um ihnen Genüge zu leisten und so die nationale Existenz zu sichern, vereinigen sie alle ihre moralischen und materiellen Kräfte und wollen sie für ihre Einheit auf literarischem, wissenschaftlichem und politischem Felde verwenden.“ Auch wurden die habsburgischen Südslawen verpflichtet, die ähnlichen Bedürfnisse ihrer Brüder gleicher Nationalität jenseits der Grenze durch ihre Tätigkeit zu unterstützen. Lebte die „Südslawische Zeitung“, die als Frucht dieser Zusammenkunft 1871 in deutscher Sprache zu Sisak erschien, auch nur sechs Monate, so zog doch das Programm nicht nur das heranwachsende Geschlecht in Slowenien von der verschwommenen Russenschwärmerei noch entschiedener zu einer erdfesten südslawischen Gegenwartsarbeit hinüber, sondern es wehte auch, weithin sichtbar, als Fahne, deren Tuch wohl bleichen und zerfetzt werden, aber nimmer sich von der Stange lösen konnte; nicht um-

sonst war es die rege südslawische Jugend an der Wiener Universität, die, Serben, Kroaten und Slowenen, den Laibacher Beschluß mit freudiger Zustimmung begrüßte.

Hatte in den Hochzeiten der illyrischen Bewegung der südslawische Freiheits- und Einheitskampf mehr Schwung und Schmelz, so stieß er nach 1848 deshalb auf größere Hemmnisse und Widrigkeiten, weil er wirklicher und wesentlicher war. So hatte die Bewegung ihre positiven und negativen Vorzeichen. Bulgaren und Serben zogen von der Zurückdrängung und Schwächung der Türkei Vorteil, aber dafür gerieten sie aus dem Regen der russisch - österreichischen Nebenbuhlerschaft unter die Traufe des europäischen Mächtewiderstreits; auf Kroaten und Slowenen drückte die ganze Wucht des durch den Ausgleich zunächst gekräftigten Habsburgerreichs, aber dafür erwarben sie durch Sammlung in sich selbst und volle Erweckung ihres Volkstums Anwartschaft auf eine bessere Zukunft. Durch den Kirchenstreit der Bulgaren, durch Mihailos Pläne und Erfolge und den Omladina-rausch, durch die kroatischen Verfassungskämpfe und das literarische und politische Ausschreiten der Slowenen offenbarte sich dem ersten Blick mehr der Lebensdrang der einzelnen Stämme als der südslawische Impuls. Aber in oberirdischen Läufen und unterirdischen Rinnsalen floß der südslawische Gedanke vielfältig übers Land, nicht wunderkräftig genug, über Nacht starre Erde in einen Blütengarten zu verwandeln, doch hinreichend stark, um die in den Boden gesenkten Keime vor dem Absterben zu bewahren.

IX.

Die Großen und die Kleinen

1.

Die Erkenntnis, daß die Südslawen gleich den anderen Balkanvölkern verkauft und verraten waren, wenn ihr Los vom guten Willen der Großmächte abhing, brannte ihnen das Jahr 1878 wie mit glühendem Eisen ein.

Da 1875 mit den Aufständen in Bosnien und Bulgarien und 1876 mit dem Angriff Serbiens und Montenegros auf die Türkei das gefürchtete Gespenst der Orientfrage wieder umging, eilten sofort besorgt die Mächte herzu, die 1856 die Grabplatte auf das unheimliche Problem gewälzt zu haben glaubten. Aber uneingedenk dessen, daß der Pariser Vertrag sie zu Hütern der Unantastbarkeit des Osmanenreichs bestellt hatte, sahen sie 1877 dem Versuch Rußlands, das Schwert als Schlüssel zu den Meerengen zu gebrauchen, ruhig zu, und erst als in dem Abkommen von Adrianopel und dem Vertrag von San Stefano Anfang 1878 der siegreiche Moskowiter dem zu Boden geworfenen Großtürken einen Frieden vorschrieb, der die Balkanpläne und Dardanellenansprüche anderer Staaten durchkreuzte, meldeten sie sich mit der Forderung

gemeinsamer Regelung. Unfähig, einer erheblichen Uebermacht die Stirn zu bieten, stimmte Petersburg zu, daß an dem grünen Tisch des Berliner Kongresses der einseitig diktierte Pakt Paragraph für Paragraph nachgeprüft werde. Europa hatte das Wort.

Aber nicht umsonst hieb in dieser Zeit an den Rand einer russischen Note, die Deutschland für einen zarischen Herzenswunsch „im Namen Europas“ ködern wollte. Bismarcks ironischer Stift die Frage: Wer ist Europa? Was sich so nannte, war ein Durcheinander und Gegeneinander von Selbstsucht und Gewinn gier der großen Mächte, und wenn die Lippen ihrer würdevollen Vertreter auch von Friede und Sicherheit der Welt, Grundsätzen des Völkerrechts, Besserung der Lage der Christen in der Türkei wie von Honig triefen, so spielten doch in die Beratungen alle Beweggründe hinein außer dem einen, dem Wohl der Raja. Die, über deren Leben und Zukunft die Würfel fielen, kamen in Berlin nicht einmal recht zu Wort. Die Serben konnten nur in einer Denkschrift für den Papierkorb des Kongresses ihre Klagen und Beschwerden abladen, und wenn die Griechen ihre Sache vor den hohen Herren mündlich ausbreiten durften, so begleitete ihren Vortrag von Leid und Sehnsucht eines ganzen Volkes das gedämpfte Schnarchen mehrerer der diplomatischen Würdenträger, namentlich der Briten und Franzosen. Immer handelte es sich nur um die Macht der Großen, nie um das Recht der Kleinen; Jovan Ristić, der in den Vorzimmern des Kongresses zwischen Tür und Angel bald dem einen, bald dem andern der gelangweilt zuhörenden Bevollmächtigten die serbische Angelegenheit empfahl, gewann den Eindruck, als arbeite die Versamm-

lung nur daran, die Großen zu befriedigen, und suche die Kleinen aus Stellungen zu verdrängen, die von Wichtigkeit werden und den Großen ein Hindernis sein könnten. Selbst der biedere Hund Brutus speiste bei der Gelegenheit eine Schöpsenkeul', indem England sich hinten herum und ohne viel Aufsehen Zypern einsteckte, und als Erfahrung des Kongresses traute nachher einer dem andern so wenig, daß sich zwei Jahre später die Mächte bei Regelung der montenegrinisch-albanischen Grenzfrage ausdrücklich in einem „*acte de désintéressement*“ verpflichteten, diesmal wenigstens ehrlich zu bleiben und keinen Sondervorteilen nachzujagen.

Im Tanzsaal des Radziwillschen Palais jedoch, wo die Blüte der europäischen Staatsweisheit beisammen war, als Vorsitzender Fürst Bismarck, für Oesterreich-Ungarn Graf Andrassy, für Rußland Fürst Gortschakov, für England der Earl of Beaconsfield und der Marquess of Salisbury und sonst lauter Minister, Botschafter und Großkreuze, rangen mit der verbrecherischen Eigensucht höchstens stumpfe Gleichgültigkeit und tiefe Unwissenheit um die Palme. Beflissen, der Hitze des sommerlichen Berlin auf sein Landgut zu entfliehn, dachte Bismarck anfangs, mit dem Schicksal ganzer Länder und Völker binnen drei Tagen zu Rand zu kommen, und wehrte verärgert und ungeduldig jedem Versuch, in die Einzelheiten eines der behandelten Probleme hinabzusteigen. So feierte die Oberflächlichkeit ihre Orgien. Die Engländer hatten von der Ausdehnung des Sandzaks Sofia keine Ahnung und stimmten deshalb einem Beschluß zu, über den sie dann Weh und Ach schrien, der Oesterreicher Freiherr von Haymerle ließ in seinem Ausschuß-

bericht über die Grenzen Montenegros eine Reihe der wichtigsten Punkte aus und mußte auf das Fehlende hingewiesen werden, und bei der Abstimmung im Plenum über die serbisch-bulgarische Grenze entstand Wirrwarr, weil weder Bismarck noch die andern Staatsmänner Bescheid wußten.

Waren denn die Schritte, die vorher die Großmächte mehr oder minder gemeinsam in der Orientfrage unternommen hatten, wie die Reformnote des Dreikaiserbundes vom Dezember 1875, das Berliner Memorandum vom Mai 1876 und die Konstantinopeler Botschafterkonferenz Ende 1876 und Anfang 1877 wie das Hornberger Schießen verlaufen, so schien der Berliner Kongreß, der an einem Dreizehnten begann und an einem Dreizehnten schloß, den Volksaberglauben zu rechtfertigen: da dieser Areopag von Kurpfuschern und Flickschustern nicht daran dachte, die Balkandinge nach ihrer eigenen Melodie tanzen zu lassen, sondern eine höchst lebendige Entwicklung in eine tote Schablone zu pressen suchte, mußte jeder Tropfen Tinte, der für die vierundsechzig Paragraphen verschrieben wurde, mit dem Hundertfachen an Blut bezahlt werden. Nicht nur verknäulten sich fortan alle Gegensätze der Mächte, bei denen unter dem Druck des wirtschaftlichen Aufschwungs bald die wilde Jagd nach geschlossenen Absatzmärkten anhub, in der Balkanfrage, sondern auch alles widrige Geschick der Südslawen in den folgenden Jahrzehnten, die Rolle Rußlands in Bulgarien, das Schalten Oesterreich-Ungarns in Serbien, der serbisch-bulgarische Krieg von 1885, die inneren Wirren bei den Balkanslawen und auch die üble

Lage ihrer Volksgenossen im Habsburgerreich, entsprang mittelbar oder unmittelbar den Bestimmungen des Berliner Vertrags.

2.

Unverdient glimpflich kam die Türkei davon, deren europäischem Besitz San Stefano schon das Totenglöcklein geläutet hatte. Ihre Verrottung und Verschuldung war in den siebziger Jahren immer weiter gegangen. Bis 1874 hatte sie Anleihen im Betrag von anderthalb Milliarden Taler aufgenommen, von denen noch nicht die Hälfte den Staatskassen zufließte. Selbst mit der Verpfändung der wichtigsten Staats- und Provinzialeinkünfte vermochte sie auf die Dauer die Zinsen nicht mehr zu erschwingen, und als sich die Pforte im Oktober 1875 bankerott erklärte, hatte die feste und die fliegende Schuld eine Höhe von sechseinviertel Milliarden Franken erreicht. Das stete Ausgepumptsein des Staates verschlimmerte die Lage der Raja, denn nicht nur wurde die Steuerquetsche stets rascher gedreht, sondern auch die Beamten vom Wali bis zum Ortskawassen, durch das Versiegen der Gehaltszahlungen zum Erpresserhandwerk gezwungen, zapften reichlich von Schweiß und Blut der christlichen Untertanen. Als bis aufs äußerste gepeinigt die Südslawen sich 1875 erhoben, hatte freilich die Türkei noch die grausame Kraft des verendenden Raubtiers im Zuschlagen. Ueber das eine Jahr 1874 trug der Franziskanerpater Fra Jako Baltić in die Klosterchronik ein, wer alle von den Türken in dieser Spanne niedergemetzelten Christen Bosniens aufzuzeichnen gedenke, müsse Zeit haben, ein großes Buch zu schreiben, und gegen den bulgarischen Aufstand wurden Tscher-

kessen und Baschibozuks losgelassen, die in kurzem acht- und fünfzig Dörfer niederbrannten und in zehn Tagen mehr als zwölftausend Bulgaren, Weiber, Greise und Kinder darunter, viehisch abschlachteten; eine an den Ort der Greuel gesandte türkische Kommission wurde von klagenden Frauen und Mädchen empfangen, die Köpfe und Gliedmaßen ihrer gemordeten Angehörigen in den Armen hielten, die Kirche strotzte von stark verwesten Leichen, und noch nach Jahrzehnten gestand der harte Albaner Kemal, Mitglied dieses Untersuchungsausschusses, ähnlich Schreckliches sich nie vorgestellt, geschweige gesehen zu haben, und bekannte, einen seelischen Druck dieses Alps nie losgeworden zu sein. Auch als die Russen sich während des Feldzugs von 1877 vorübergehend zurückziehen mußten, wütete Feuer und Schwert der Barbaren unter der Raja, die es nicht mehr sein wollte; nach russischen Erhebungen wurden in den Provinzen Philippopol und Adrianopel 16 632 Bulgaren hingemordet, 623 gehängt, 25 verbrannt und ganze Städte und Dörfer in Asche gelegt. Dabei hatte die Pforte die Stirn, allen Bemühungen der Mächte, sie zu Reformen zu bewegen, ein Schnippchen zu schlagen; ihre geriebene morgenländische Diplomatie witterte recht fein die Mißtöne im europäischen Konzert und nahm wahr, daß sich aus Angst vor breiter Aufrollung der Orientfrage die Kabinette nur in dem einig waren, was nicht geschehen sollte.

Unterdessen folgten Palastrevolutionen und Staatsstrieche einander. Mit Gewalt wurde der Sultan Abdul Aziz, der über Ballett und Hahnenkampf die Sorgen eines Reichs vergaß, durch Murad ersetzt, der rasch dem

Säuferwahnsinn entgegentorkelte, und mit Gewalt löste ihn Abdul Hamid, der Mann mit dem europäischen Gehrock und dem tückischen Lächeln des asiatischen Despoten, ab. Aber nicht nur warf die Pforte den Ferman vom Dezember 1875 und die Zirkulardepesche vom Februar 1876, in denen von Reformen vorn und von Reformen hinten die Rede war, als Trümpfe gegen die Mächte auf den Tisch, sondern sie bediente sich auch der Umwälzungen im Innern, um Europa eine Nase zu drehn: in die erste Sitzung der Konstantinopeler Konferenz hallte der Kanonendonner, der die Ausrufung der Verfassung verkündete. Freilich klebte sie mit ihren mannigfachen Volksrechten und -freiheiten wie eine falsche Etikette auf einer Flasche und hielt nicht lange vor. Was den springenden Punkt anging, heulten nicht allein die fanatischen Softas gegen die Gleichberechtigung der Christen Hunde, deren Land durch das Schwert der Gläubigen unterworfen worden sei, auch die Reformer wollten von einer vollen bürgerlichen Befreiung und Gleichstellung der Raja nichts wissen; selbst Midhat Pascha, Seele der Verschwörung gegen Abdul Aziz und Vater der Konstitution von 1876, trug Reue, daß frühere Generationen die europäischen Untertanen der Pforte nicht gewaltsam zum Islam bekehrt hatten. Aber das parlamentarische Gaukelspiel gab den Vezieren und Paschas den Mut, auf die „liberale Türkei“ zu pochen und die Beschlüsse der Mächtekonferenz abzuweisen. Als Serben und Montenegriner gegen die Pforte vom Leder zogen, wollte sie anfangs beide Länder nicht einmal als kriegführende Mächte anerkennen und die Genfer Konvention nicht auf sie anwenden, und als der osmanische

Goliath mit fünfunddreißig Millionen Moslems hinter sich endlich des Davids Serbien Herr geworden war, sprach sich frevler Uebermut in den harten Friedensbedingungen aus; neben voller Erstattung der Kriegskosten wurde, allerdings vergeblich, nicht weniger als Auflösung des serbischen Volksheeres und neue Belegung der 1867 geräumten serbischen Festungen mit türkischen Garnisonen verlangt! Auch auf dem Berliner Kongreß mußte Bismarck gegen die Abgesandten des Padischah sehr deutlich werden, ehe sie, ein wenig Bescheidenheit lernend, ihre Lage begriffen. Büßte Konstantinopel im Juli 1878 auch weite Länderstrecken mit zwölf Millionen Bevölkerung in Asien und Europa ein, so blieb doch, was es vier Monate zuvor kaum zu hoffen gewagt hatte, Südthrazien und fast ganz Makedonien neben Albanien in seinem unbestrittenen Besitz. Nach wie vor war die Türkei eine europäische Macht, wenn auch das europäisch im tieferen Sinn nie gegolten hatte und die Macht sich immer mehr verflüchtigte. Als 1885, wie selbstverständlich und unvermeidbar, Südbulgarien, aus dem in Berlin eine besondere privilegierte türkische Provinz, Ostrumelien, gebacken worden war, sich durch eine unblutige Umwälzung mit dem bulgarischen Vasallenfürstentum vereinigte, gebrach es der Pforte entweder am Willen oder an den Zähnen zum Beißen: sie nahm das Ereignis als Kismet hin und fand sich friedlich ab. Immer mehr faulte das Reich auseinander; waren schon zu Beginn der achtziger Jahre Tunis an Frankreich und Aegypten an England verloren gegangen, so bezeichneten im nächsten Jahrzehnt Kretafrage, Armenierschlächterei und Aufsässigkeit der Araber und Albaner den Punkt, bis zu dem die Verwesung fort-

geschritten war, und der griechisch-türkische Krieg von 1897 erbrachte nur den Beweis, daß die Erben Osmans wohl zur Not noch einen vordringenden einzelnen Balkanstaat abzuwehren, aber den Sieg nicht mehr auszunutzen vermochten. Die Reformen, zu denen der Berliner Kongreß die Pforte in ihren europäischen Gebieten verpflichtet hatte, blieben geduldiges Papier; was immer zur Erleichterung der Lage namentlich der Balkanlawen verheißen oder verfügt wurde, war Sand in die Augen der europäischen Oeffentlichkeit, und so herrschte gegen Ende des Jahrhunderts ziemlich allgemein die Ueberzeugung, daß die Füße derer, die die Türkei heraustragen würden, schon vor der Tür standen.

3.

Daß von den beiden Staaten, die sich beim Kampf um die Hinterlassenschaft des „kranken Mannes“ ins Weiße des Auges sahen, Rußland zunächst rüstiger ausschnitt, ward vielfach dem Antrieb des panslawischen Gedankens zugeschoben. In diesem Jahrzehnt verbreitete sich als „Bibel des Panslawismus“ Danilewskys „Rußland und Europa“, das „die volle politische Freiheit aller slawischen Völker und die Bildung eines slawischen Bundes unter Hegemonie Rußlands“ verkündete, und hitzige Apostel wie Aksakov und Katkov beteten an jeder Straßenecke Moskaus die gleiche Weisheit nach. Dennoch war die neue Heilslehre mehr ein Nebel als ein Kompaß. Danilewsky nährte die Hoffnung auf einen slawischen Kulturtyp, der zum erstenmal alle Seiten der Kulturtätigkeit zusammenfasse, und stellte seine Ideologie eher auf Güte und Gerechtigkeit als auf Eroberung und Gewalt. Mochten

die Aksakov und Katkov auch faustehrlichere Ziele predigen und bis in die Vorzimmer des Winterpalastes manches Ohr offen finden, so entsprachen ihre Mittel und Möglichkeiten bei weitem nicht den Befürchtungen Europas: nur mit Ach und Krach brachte das Slawische Komitee in Moskau für die dringendsten Aufgaben jährlich siebzigtausend Rubel durch Sammlungen auf! Die große russische Politik aber hatte nur die Macht des Zarenreichs, nicht die Herrlichkeit des Slawentums im Auge und betrachtete im besten Fall den Panslawismus als eine Schutzfärbung. In einer Denkschrift mit dem unsentimentalen Ziel, die österreichischen und türkischen Slawen „zu Werkzeugen der russischen Politik“ zu machen, warnte Ignatiev vor dem Fehler, etwa das Mittel als Zweck zu nehmen und „die Befreiung der slawischen Völker vor Augen zu haben, dann aber zu gestatten, daß sie sich in den Dienst einer russenfeindlichen Politik stellen, und sich mit dem humanitären Erfolg zufrieden zu geben“. Auch waren nicht nur sehr wichtige Vollstrecker des Petersburger Willens wie der Deutschbalte Giers, der Schweizer Jomini, der Finne Ernroth alles andere als Vollblutslawen, sondern dem volksfeindlichen Zarismus blieb überdies die panslawische Bewegung wie jede Bewegung unheimlich, weil sie an eine Aufwühlung der Massen dachte; Aksakov ward wegen eines Tadels am Werk des Berliner Kongresses auf sein Gut verbannt, zu Herbert Bismarck sagte Giers als Minister des Auswärtigen, daß diese panslawistischen Revolutionäre „so gut unsere Feinde wie die Ihren“ seien, und da zu dem Türkenkrieg der Drang des Volkes daheim und auf dem Balkan als Vorspann benutzt worden war und der Zar

selbst von der „slawischen Sache“ gesprochen hatte, nannte sein Nachfolger Alexander III. es Rußlands Unglück in den Jahren 1876 und 1877, „daß wir mit den Völkern gingen statt mit den Regierungen. Ein Kaiser von Rußland sollte immer nur mit den Regierungen gehen“.

Im Feldzug von 1877 trugen die russischen Generale nicht den Befehl in der Tasche, das orthodoxe Kreuz auf der Kuppel der Agia Sofia aufzupflanzen; der Zar selber hatte dem britischen Botschafter auf Ehrenwort beteuert, daß er nicht an den Erwerb Konstantinopels denke, weil entweder die Trauben zu hoch hingen oder die Artischocke Blatt für Blatt zu essen war. Dafür hatte Ignatiev schon auf der Mächtekonzferenz von 1876 die nächsten Absichten der zarischen Diplomatie scharf umrissen, als er die Schaffung eines Großbulgariens anregte; der Friede von San Stefano brachte in der Tat Montenegro, das als russisches Festungswerk auf dem Westbalkan gedacht war, auf das Dreifache seines Umfangs und legte mit dem bulgarischen Staat, der vom Pontus zum Ochrid-See, von der Donau zur Aegäis, von Adrianopels Mauern bis zu Saloniks Toren reichte, die gewaltige, gespreizte, griffbereite Hand Rußlands über die ganze Halbinsel; die Einrichtung der Verwaltung durch russische Kommissäre und eine russische Besatzung von fünfzigtausend Mann für zwei Jahre sollten das Vasallenverhältnis zum Zaren auf die Dauer befestigen. Auch in dem zu Berlin beträchtlich zugestutzten Bulgarien sah Petersburg nichts als einen Hebel seines Machtstrebens und kämpfte mit Zähnen und Nägeln um jeden Fußbreit Einflusses, der ihm dort verloren zu gehen drohte. Erst als 1891 der erste Spatenstich an der sibirischen Bahn dem Ausdehnungs-

gelüst des Moskowitertums einen neuen Weg zeigte und die Vorherrschaft in Ostasien auf die Tagesordnung trat, schwächte sich der russische Druck auf den nahen Osten ab; der Raum zwischen Donau und Aegäis sank zu einer Angelegenheit zweiten Ranges herab und seine Probleme wurden für später auf Eis gelegt: 1897 konnten die russischen Diplomaten ehrlichen Blicks versichern, daß ihre Regierung jeden Gedanken eines Erwerbs auf dem Balkan mit Abscheu von sich weise, und der Sultan als russischer Türhüter der Dardanellenpforte war für das anderweit beschäftigte Petersburg so genehm wie bequem.

4.

Aber in einer Zeit, da sich allenthalben die Beutegier der Großmächte auf die noch verfügbaren Teile der Erdoberfläche stürzte, fackelte auch das Haus Habsburg nicht. Zwar wollte Andrassy, so lange es irgend ging, an den Bestand der Türkei nicht gerührt wissen; am liebsten hätte er sie in Weingeist gesetzt, um ihre Verwesung zu hemmen. In seiner Duldsamkeit gegen die osmanische Wirtschaft vernahm er die Berichte selbst der eigenen Beamten von den türkischen Greueln in Bosnien mit Mißbehagen, und die Pforte, dessen inne werdend, beschuldigte munter die k. und k. Konsuln der Aufhetzung ihrer südslawischen Untertanen. Aber wie schon 1856 Feldmarschall Radetzky und später Admiral Tegetthoff für die Besetzung Bosniens und der Hercegovina die Trommel gerührt hatten, so starrte jetzt die Generalsclique in der Hofburg schon deshalb nach der gleichen Richtung, um durch ein kriegerisches Brimborium endlich die Scharten von 1859 und 1866 auszuwetzen. Seit Jahr

und Tag bereisten Stabsoffiziere die so verlockend nahe gelegenen türkischen Provinzen, um Karten zu entwerfen und das Gelände zu erkunden, und 1875 erschien Franz Josefs Reise durch Dalmatien, dessen Gouverneur, Feldmarschalleutnant Rodich, ständig auf den Einmarsch hinarbeitete, als unmittelbarer Auftakt zu entscheidenden Taten. Da auch Andrassy zum Zugriff entschlossen war, falls die europäische Türkei in Lappen auseinanderfiel, bereitete er den Erwerb der beiden südslawischen Gaue allgemach diplomatisch vor und, die Gewißheit einmal in der Tasche, konnte er es kaum erwarten, bis Rußland den Kuchen anschnitt. Als er im März 1878 im Delegationsausschuß dreist beschwor, daß seine Politik an keine Okkupation denke, war schon alles nahezu im Lot, und obwohl er in Berlin seinen Namenszug, um mit der Türkei ins reine zu kommen, unter die lächerliche Bescheinigung setzen mußte, daß durch die Tatsache der Okkupation die Souveränitätsrechte des Sultans nicht berührt würden, dachte er von Anfang an keinen Augenblick an eine spätere Räumung. Ganz im Gegenteil hatte der Minister dem Botschafter des Reichs in Wien schon im Februar des Jahres klar gemacht, „die Monarchie finde sich nach den politischen Aenderungen von 1866 darauf angewiesen, im Osten eine dominierende Stellung einzunehmen“; er liebäugelte sogar mit einem Strich zwischen Skutari-See, Bojana und montenegrinischer Südgrenze, da Oesterreich, wie er heuchlerisch bemerkte, „im Interesse der dort wohnenden katholischen Bevölkerung im Süden der Schwarzen Berge eine Position einnehmen müsse“; dem deutschen Diplomaten hinterließ das Zwiegespräch den Eindruck, daß das Habsburgerreich danach strebe, „die

ganze westliche Seite der Balkanhalbinsel und somit das ganze Küstengebiet des Adriatischen Meeres in seine Macht- und Interessensphäre zu ziehen.“ Als der Paragraph XXV des Berliner Kongreßprotokolls denn bestimmte: „Die Provinzen Bosnien und Hercegovina werden durch Oesterreich-Ungarn besetzt und verwaltet“, jubilierte Andrassy nach Wien: „Die Tore des Orients sind Eurer Majestät geöffnet“, die Militärs um den Erzherzog Albrecht zwirbelten sofort, auf den Vormarsch zur Aegäis erpicht, unternehmend den Schnurrbart, und als ihr Dolmetsch sprach Kronprinz Rudolf zu dem englischen Diplomaten Lord Houghton von dem Tag, da die Standarte der Habsburger in Salonik entfaltet werde. Wenn es damit noch gute Weile hatte, und auch in den neunziger Jahren der Ballplatz Rußlands Lässigkeit in Balkandingen nicht ausnutzte, lag eine innere Hemmung in der magyarischen Besorgnis vor, das slawische Bevölkerungsfünftel Ungarns durch Ausdehnung der Südostgrenzen noch zu vermehren, und einen äußeren Kappzaum legte die Unlust des deutschen Bundesgenossen an, den Habsburgern die Kastanien aus einem Balkanfeuer zu holen.

5.

Für die Wiener wie für die Petersburger Staatskunst aber waren wie seit je die Balkanslawen an sich nur ein wenig anziehendes Objekt der hohen Politik. Am Ballplatz wurden die Völker, die der urwüchsigen Bauerndemokratie näher standen als dem spanischen Hofzeremoniell, kaum über die Achsel angeschaut; es sagte schon genug, daß Freiherr von Haymerle, seit 1879 Andrassys Nachfolger, außer Französisch nicht nur Englisch und Italie-

nisch, sondern auch Dänisch und Holländisch, Neugriechisch und Türkisch, gar Arabisch und Persisch beherrschte, aber keine Sprache der Slawen kannte, die ihm so viel Kopfzerbrechen machten, und wenn Graf Kalnoky, der ihn nach zwei Jahren ersetzte, auf Serben und Bulgaren zielend, verächtlich von „den wechselnden Gefühlen solcher halbwilden Völker“ sprach, wußte er sich mit dem Urteil der ganzen österreichischen und magyarischen Herrenschaft eins. Aber auch die Petersburger Diplomatie liebte die südslawischen Brüder aus der Ferne heißer als aus der Nähe. Der Großfürst Nikolaus kennzeichnete während des Feldzugs wegwerfend die Bulgaren: „*Ce sont des brutes!*“, Giers trug später höhnisch die Berechnung vor, daß die „Befreiung“ jedes einzelnen Bulgaren die Petersburger Regierung vierhunderteinundsechzig Rubel gekostet habe, und der Agent in Sofia, Davidov, machte aus seiner Geringschätzung des Volks, bei dem er Rußland vertrat, nie das geringste Hehl. Wenn manche Moskowiter Diplomaten das Verhältnis der Balkanherrscher zum Zaren dem der indischen Maharadschas zur Königin von England gleichsetzten, so erhielt wirklich bei der Krönung des zweiten Nikolaus 1894 der Fürst von Bulgarien seinen Platz zwischen dem Chan von Chiwa und dem Emir von Buchara, und auf der Haager Friedenskonferenz von 1899 übernahm Rußland die erbetene Vertretung Montenegros so gründlich, daß das Ländchen überhaupt nicht bei Feststellung der Anwesenden aufgerufen wurde. Von dem Dasein der Serben hatte der Staatskanzler Gortschakov nur einen sehr verschwommenen Begriff, der russische Gesandte Jadovsky in Belgrad rümpfte über die „geistige Unreife und

moralische Unbeständigkeit der Masse des serbischen Volkes“ die Nase, und Graf Peter Schuvalov, als Botschafter in London Vertreter Rußlands auf dem Berliner Kongreß, redete 1887 zu Herbert Bismarck im Ton tiefster Verachtung über „*cette petite sale cochonne de Serbie*“. Und da die Minister der Romanovs und Habsburger nicht nur Gegenspieler auf dem politischen Schachbrett, sondern als hochnäsige Aristokraten und geschmiegelte Kavaliere auch Standesgenossen feudalster Observanz waren, fanden sie sich mehr als einmal in einem Augurenlächeln über „diese elenden Balkanstaaten“.

So kam es auf dem Rücken der Südslawen immer wieder zu einer Verständigung zwischen den Hauptanrainern der Orientfrage. Noch 1874 hatte Gortschakov Andrassy bedeutet, daß die Aneignung Bosniens und der Hercegovina den Krieg mit Rußland bringe, aber zur rechten Zeit erkannten die Petersburger Eroberungspolitiker, daß Halbpakt mit Wien einen ungestörten Raubzug verbürgte. Die Schatten verflossener Josefe und Katharinen, Fränze und Nikoläuse blickten den Schreibenden über die Schulter, als sich am 8. Juli 1876 wieder einmal ein russischer Zar und ein österreichischer Kaiser über die Teilung des nahen Ostens einigten. Das „*Résumé des pourparlers secrets de Reichstadt*“ warf, falls bei dem Waffengang zwischen Serben und Türken der Halbmond unterlag, ein paar Fetzen Land den beiden serbischen Fürstentümern hin, aber gleichmütig schob Rußland, das sich seine Beute in Bessarabien, am Schwarzen Meer und in Kleinasien sicherte, mit dem Satz: „*Le reste de la Bosnie et de l'Hercegovine serait annexé à l'Autriche-Hongrie*“, aller panslawischen Blutsbrüderschaftsschwüre

ungeachtet, Serbiens ersehntes Zukunftsland mit Hunderttausenden von Südslawen den Habsburgern über den Tisch. Die Budapester Geheimkonvention vom 15. Januar 1877, die Oesterreich-Ungarn zur wohlwollenden Neutralität in dem anhebenden Türkenkrieg verpflichtete und ihm das Recht auf die Besetzung Bosniens und der Hercegovina bestätigte, kittete das Abkommen noch fester, und abermals gab die Wiener Zusatzkonvention vom 18. März dem Ballplatz die Hände zur Besetzung beider Provinzen frei. Auf dem Berliner Kongreß erklärte sich denn Rußland in der Frage Bosnien-Hercegovina für desinteressiert und stimmte ohne Wimperzucken dem englischen Vorschlag zu, Besetzung und Verwaltung des Landes der Donaumonarchie anzuvertrauen; im stillen Kämmerlein sprach Gortschakov Andrassy auch die Befugnis zu, nach Belieben den Sandžak Novi Pazar ebenso zu behalten wie Bosnien und Hercegovina. Drei Jahre später wurde im Rahmen des Dreikaiserbündnisses das lichtscheue Geschäft insofern erneuert, als Rußland sich einverstanden erklärte, daß die Habsburger die bosnischen und hercegovinischen Südslawen in Form einer Annexion endgültig herabwürgten, und Oesterreich-Ungarn sein Siegel darauf drückte, daß die russische Satrapie Bulgarien sich durch die Angliederung Ostrumeliens vergrößere; bei den Verhandlungen erbot sich Petersburg sogar zu einer bindenden Fassung des Versprechens, die bulgarische Werbearbeit in den übrigen Provinzen der Türkei, namentlich in Makedonien, ernst zu hindern. Zu neuen Uebereinkommen führte der Aufschub der russischen Balkanpläne in den neunziger Jahren; 1894 machte sich Giers bei einem Wiener Besuch anheischig, in Bulgarien nicht selbständig

vorzugehen und sich in die inneren Verhältnisse des Landes nicht einzumengen, solange Oesterreich-Ungarn in Serbien die gleiche Enthalttsamkeit übe. Als der russische Riesenkrebs seine Scheren immer eifriger nach dem fernen Asien ausstreckte, gedieh im Frühjahr 1897 sogar eine regelrechte Entente, ein freundwilliges Einvernehmen zwischen Petersburg und Wien. Baß erstaunt und arg entrüstet sahen die Balkanslawen, die an den griechisch-türkischen Zusammenstoß Hoffnung für die eigene Befreiung knüpften, an der Spritze, die ihnen einen eiskalten Wasserstrahl sandte, den Russen und den Oesterreicher stehn; beide Mächte warnten durch gleichlautende Noten in Belgrad, Sofia und Cetinje vor einem Eintritt in den Krieg, da sie die Unversehrtheit der Türkei aufrecht zu erhalten entschlossen seien.

6.

Abseits solcher Verständigungen galt allgemein Bulgarien als russisches, Serbien als österreichisch-ungarisches Einflußgebiet. Ihre Befreiung von den Türken fiel den Bulgaren nicht vom Himmel in den Schoß; in dem Aufstand von 1876, der am 1. Mai bei Drenovo seine Fahne entrollte und in dem auch Hristo Botev die tödliche Kugel in die reine Stirn empfing, zahlten sie mit ihrem Blut, während zugleich der erste Exarch Antim mit den Bulgaren Konstantinopels in einer Denkschrift Europa um Autonomie für seine Heimat beschwor. Als die russischen Heeressäulen ins Land brachen, eilten bulgarische Freiwillige zu Tausenden begeistert herbei. Im Vortrab der russischen Truppen fochten sechs Bataillone buigarischer Miliz, die sich nicht nur beim Uebergang über den Schipka-

paß redlich bewährten; von den dreizehnhundert Toten und Verwundeten, die die Verteidigung von Stara Zagora kostete, kamen auf sie allein zweiundzwanzig Offiziere und sechshundert Mann. Wenn Alexanders II. Aufruf an die Bulgaren seiner Armee die Sendung zusprach, die heiligen Rechte ihrer Nationalität zu sichern, und die Einnahme der alten Krönungsstadt Trnovo die Gemüter festlich und erwartungsvoll stimmte, so glich am Tag nach San Stefano der Bulgare dem Habenicht, der plötzlich als Nabob erwacht. Gestern noch eine beliebige türkische Raja-Provinz, heute ein Staat von dreitausend Geviertmeilen Umfang mit rund fünf Millionen Einwohnern — es war eine Lust zu leben! Zwar goß der Berliner Kongreß bitteren Wermut in den Becher der Freude, aber mit dem Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung zu Trnovo im Februar 1879 stand wieder ein Südslawenstamm da, der sein Schicksal in die eigene Hand genommen hatte.

Doch auch an den Bulgaren erfüllte sich die Tragik der Balkanslawen, die sich des Türkenjochs nur zu entledigen vermochten, um in die Abhängigkeit von einer europäischen „Schutz“macht zu stürzen; sie wechselten lediglich die Ketten. Immer war in Petersburg eine Meinung dafür, aus Bulgarien ohne viel Federlesen eine russische Provinz zu machen, und viel mehr sollte es auch nach dem Willen derer nicht werden, die diesen Weg nicht gangbar fanden; was dem größeren Bulgarien von San Stefano zugedacht war, hatte auch das kleinere Bulgarien von Berlin zu sein: eine moskowitische Kaserne vor den Toren Konstantinopels. Darum überschwemmte der ganze Schlamm der zaristischen Selbstherrschaft das

befreite Land: goldstrotzende Generale und Kommissare, die wie die römischen Prokonsuln unter den Barbaren auftraten, schmierige Tschinowniks aller Grade, deren Rechte die Knute führte, wenn ihre Linke zum Nehmen gekrümmt war, und gewalttätige Offiziere, die rasch einundzwanzig Kompanien Fußvolk, acht Batterien Artillerie und vier Sotnien Reiterei zusammendrillten; am Ende der auf neun Monate festgesetzten Okkupationszeit fanden sich unter den 2120 Beamten des Fürstentums nur 150 Russen, aber unter den 394 Offizieren des kleinen Heeres, das auch die russische Befehlssprache hatte, nur 36 Bulgaren, und auf Jahre hinaus war der Kriegsminister des Landes ein russischer General. Auch nach dem verspäteten Abzug seiner Besatzung blieb Petersburg seiner Sache um so sicherer, als Prinz Alexander von Battenberg, ein Neffe des Zaren, lediglich als Geschöpf Rußlands nach Sofia gelangte; an der Newa ahnte man nicht, daß sich sehr bald in Bulgarien drei ungleiche Kräfte, der russische Einfluß, der Fürst und das bulgarische Volk, in sehr ungleicher Richtung auswirken würden.

Die Vormundschaft Rußlands abzuschütteln, widersprach an sich durchaus Alexanders Dankbarkeit für seine Beförderung vom kleinen preußischen Leutnant zum immerhin europäischen Herrscher. Als sich die Beziehungen spannten, bat er nicht nur immer wieder in Petersburg um gut Wetter, lenkte stets aufs neue ein und erholte sich gar vor Ministerernennungen durch einen Vertrauensmann Rats bei den Slawophilen Aksakov und Katkov, sondern in einem Schreiben an den deutschen Kaiser, den er im April 1885 als Vermittler anrief, gelobte er geradezu, daß er sich „in der großen Politik Rußland

unbedingt anschließen“ und in der inneren Politik, soweit es seine verfassungsmäßigen Rechte gestatteten, „die russischen Interessen vertreten“ werde. Sein einziges Verbrechen war, daß er nur zu vier, nicht zu fünf Fünfteln russisch, daß er ein Statthalter, aber kein Hausknecht des Zaren sein wollte. Wichtige politische Fragen spielten nur versteckt mit, wie der Streit um die erste Eisenbahn, die Petersburg von Sofia über Trnovo und Sistovo nach Ruschtschuk gelegt wissen wollte, während Alexander den Anschluß Sofias an die Strecke Belgrad-Nis bei Pirot für ersprißlicher ansah; da jenes die Verknüpfung mit dem Osten und Rußland, dieses die Annäherung an den Westen und Oesterreich-Ungarn bedeutete, wurden die Befürworter des zweiten Plans von den Russen als Söldlinge des Ballplatzes angeschwärzt. Schlimmer waren die tagtäglichen kleinen und großen Demütigungen des Fürsten. Was sich da an außerordentlichen Kommissaren und Generalen, an diplomatischen Agenten und Vertretern in Sofia sporenklirrend breitmachte, die Remlingen, Kaulbars und Sobolev, die Hitrovo, Jonin und Kojander, behandelten mit Vorliebe und Genuß den Battenberger wie ihren Laufjungen. Der Oberst Timbler schnarrte ihm ins Gesicht, daß kein russischer Offizier ihn als obersten Kriegsherrn betrachte: „Wir stehen auf einem vorgeschobenen Posten und kämpfen nur für russische Interessen. Ihre Ungnade ist für mich die beste Empfehlung in Petersburg“, Giers schnauzte ihn in der verfassungslosen Zeit an: „Sie haben jetzt gar nichts in Bulgarien zu befehlen, Kaulbars ist Regent“, und Jonin mutete ihm 1883 zu, daß er die ihm auf den Hals gesetzten russischen Generalkommissare weitere zwei Jahre

in ihren Stellungen bestätige, auf die 1881 erhaltenen besonderen Vollmachten verzichte und ohne Genehmigung des russischen Agenten keinen Akt unterzeichne und keinen Finger rühre. Wohin die Reise gehen sollte, schwatzte Sobolev aus, als er den Parteiführern zuflüsterte, Rußlands Wunsch sei, daß die Große Nationalversammlung eine zehnjährige Schutzherrschaft des Zaren über Bulgarien verlange. Da sich schließlich das aristokratische Selbstbewußtsein des Battenbergers gegen die steten Entwürdigungen auflehnte, und sein Sauberkeitsgefühl eine ganz ungeschminkte Kaufsumme von zwei Millionen Rubeln entrüstet zurückwies, war er für die Petersburger Machthaber gezeichnet.

Keine Seele in Rußland hatte nach 1878 geglaubt, daß Nord- und Südbulgarien in ihrer unnatürlichen Trennung verharren würden; nach dem Berliner Kongreß noch verteilte General Obrutschew im Auftrag des Zaren achtzigtausend Gewehre in Ostrumelien: „Üebt euch in ihrem Gebrauch und helft euch später selber!“, aber als 1885 mit Zustimmung des Fürsten das Erwartete eintrat, spie Petersburg Gift und Galle. Schon 1880 war Alexander bei dem abenteuerlichen Plan, in Ostrumelien einzumarschieren, von der russischen Regierung strengstens vor der Schaffung vollendeter Tatsachen gewarnt worden, und vier Jahre danach mußte er Giers in Franzensbad versprechen, die Einigungsbestrebungen nicht zu unterstützen. Jetzt war das Unerhörte geschehen: eine vollzogene Tatsache ohne den Segen des Zaren, ein Stück Befreiung der Balkanslawen ohne die Mitwirkung Rußlands! Obwohl der Anschluß Ostrumeliens ein Schritt in der Richtung jenes bulgarischen Staates war, den die

russische Diplomatie in San Stefano aus der Taufe gehoben hatte, verleugnete jetzt die große „Befreierin“ der Balkanslawen ihre ganze Vergangenheit, dachte durch Abberufung des Kriegsministers Kantakuzen und sämtlicher russischer Offiziere in einem gefährlichen Augenblick der jungen bulgarischen Wehrmacht das Rückgrat zu brechen, stachelte die Pforte zum Einfall in Ostrumelien und setzte auf der Konstantinopeler Botschafterkonferenz, freilich nur auf dem Papier, durch, daß den Paragraphen des Berliner Vertrags mit Waffengewalt Achtung erzwungen werde. Die schäumendste Wut galt der Person des Fürsten. Wie einen Offizier, der wegen ehrenrühriger Vergehen infam kassiert wird, strich ihn der Zar aus der Rangliste des russischen Heeres, und Giers sprach bissig von „dem Mann, den wir fast ohne Schuhe aufgeklaut haben, und der nichts wäre, wenn ihn der Kaiser nicht auf den Platz gestellt hätte, auf dem er heute steht“. Daß Alexander nach Slivnica in einem Tagesbefehl die russische Ausbildung der Truppen als Ursache des Sieges rühmte, und daß die aus dem Feld heimkehrenden Regimenter in Sofia unter den Klängen der Zarenhymne einrückten, half nichts; einigen Parteiführern, die sich auf der russischen Agentur nach den Bedingungen eines erträglichen Verhältnisses erkundigten, wurde nach einem Depeschenwechsel mit Petersburg der dürre Bescheid, daß von einer Annäherung zwischen Rußland und Bulgarien nicht die Rede sein könne, solange der Battenberger auf dem Throne sitze. Der gegen den Stachel des weißen Zaren geleckt hatte, mußte fallen. In der Verschwörung, durch die er im August 1886 fiel, hatte Rußland sonder Zweifel beide

Hände, denn nicht nur warf ein mürrisches Telegramm des flehentlich angerufenen Kaisers, „in Voraussicht der furchtbaren Folgen für das so schwer geprüfte Volk“ könne die Rückkehr Alexanders nach Bulgarien nicht gutgeheißen werden, die letzten Hoffnungen des von einer starken Gegenrevolution zurückgeholten Fürsten über den Haufen, sondern Petersburger Druck wußte auch die Freilassung der am Komplott beteiligten Offiziere zu erpressen.

Um durch die entstandene Lücke seinen Einfluß aufs neue einzuschieben, schickte Rußland den Generalmajor Kaulbars als außerordentlichen Gesandten nach Bulgarien, der ohne Rücksicht auf die Regentschaft herrisch wie in erobertem Lande auftrat. Nicht lange, so lagen zwei russische Kriegsschiffe mit drohend auf die Stadt gerichteten Geschützrohren vor Varna, und wieder über ein kleines zischte der General auf, die bulgarische Regierung habe endgültig das Vertrauen Rußlands eingebüßt. Mit den diplomatischen Beziehungen brach im November 1886 Petersburg sämtliche Brücken zu Sofia ab und betrachtete, nachdem der Versuch gescheitert war, mit Zustimmung der anderen Berliner Vertragspartner den General Ernroth als Statthalter nach Bulgarien zu bringen, den im Juli 1887 von der Großen Nationalversammlung zum Fürsten erkorenen Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha als Usurpator, da er von einer ungesetzlichen Regentschaft und einem ungesetzlichen Parlament gewählt sei. Eifrig verlangte die russische Regierung von der Pforte die Ausweisung des Unerwünschten, dachte an seine Vertreibung mit Waffengewalt und suchte dem Lande die Kehle abzuschneiden, indem sie Abtragung der aus der Besetzung erwachsenen Schulden heischte und ihm den

europäischen Geldmarkt für Anleihen zu sperren unternahm. Da Rußlands Haltung auch den übrigen Mächten die Anerkennung des Fürsten nicht erlaubte, hing Ferdinand in der Luft. Aber äußerlich weich, oft fast weibisch, war der Koburger doch aus anderem Holz geschnitzt als der treuherzigere Battenberger. Seine Verschlagenheit überschaute sofort die unbegrenzten Möglichkeiten, die die asiatischen Methoden der Politik mit Abwarten, Hinziehen und Sichttotstellen boten, und zäh und abgebrüht, wie er war, ließ er sich nicht durch die russische Wetterwolke zu seinen Häupten anfechten, sondern regierte, wenigstens soweit es ihm sein allmächtiger Ministerpräsident Stambolov erlaubte. Schon das Gesetz der Trägheit bewirkte, daß seine Stellung mit jedem neuen Jahre fester wurde, aber wenn sich Stambolov, der 1887 die Ausrufung des Sultans zum Fürsten eines autonomen Bulgarenstaates mit Thrakien und Makedonien betrieben hatte, einzig an Konstantinopel anlehnte, suchte sich der stets rührige, ewig unruhige Koburger jedes Türchen aufzuhalten. Die Verfassungsänderung, die dem ersten Thronerben auch den katholischen Glauben gestattete, brachte Petersburg 1893 noch einmal in Harnisch, aber bald danach bündelte Ferdinand über Hintertreppen durch Vermittlung des russischen Gesandten in Wien mit dem Zarismus an. Vielleicht war es schon eine Opferspende für Rußland, daß er sich 1894 jählings seines Hausmeiers Stambolov entledigte, aber auf jeden Fall war die russische Regierung, um in Bulgarien wieder festen Fuß zu fassen, zu einem Ausgleich gern bereit. Die Bedingung, daß der Kronprinz Boris der rechtgläubigen Kirche zugeführt werde, erschreckte Ferdinand mit nichten: *Sofia vaut bien une messe!*, und im Februar 1895 firmte der Exarch, wäh-

rend General Kutusov im Namen des Zaren Pate stand, den Sprossen der Dynastie nach orthodoxem Brauch. Nachdem Rußland, seines Triumphes froh, den großen Bann über Bulgarien aufgehoben hatte, ging die Türkei mit der förmlichen Anerkennung des Fürsten auch für Ost-rumelien den anderen Mächten voran. Petersburg nistete sich wieder langsam im Fürstentum ein, aber obwohl sich der Koburger so beflissen gab, daß er sogar einen russischen General zur Besichtigung des bulgarischen Heeres erbat, suchte er doch, mit allen Hunden gehetzt, mit allen Wassern gewaschen, in allen Sätteln gerecht, nicht ohne Erfolg das System, das den kleinen Balkanstaaten die Haut über die Ohren zog, zu seinem allerpersönlichsten Vorteil auf den Kopf zu stellen und statt sich von den Großmächten ausbeuten zu lassen, ihre Eifersucht selbst auszubeuten.

7.

Als der Battenberger ins Land kam, konnte er sich an die russische Regierung gegen das bulgarische Volk oder an das bulgarische Volk gegen die russische Regierung anlehnen. Für den jungen Herrn aus dem blau-blütigsten Reiterregiment der Christenheit, der die vorsintflutlichen Anschauungen des Potsdamer Gardekasinos auf den Balkan mitschleppte und sofort die Anrede Hoheit statt Durchlaucht für sich in Anspruch nahm, war die Wahl nicht schwer. Verdutzt stand er in einer Umwelt, von deren Sprache er nur die papageienhaft eingelernten Formeln: Es lebe Bulgarien! und: Mein Vaterland Bulgarien! herzusagen wußte und von deren patriarchalischem Wesen er ebenso wenig begriff; welche Purzelbäume schoß es hinter seiner Stirn, wenn in feier-

licher Audienz ein Bäuerlein dem Landesvater die biedere Beschwerde vortrug, daß ihm der Nachbar den Gartenzaun umgerissen habe! Auch der Bildungsheißhunger des jungen Volkes, der bis 1890 in 78 Städten und 2554 Dörfern Schulen aus der Erde stampfte, war ihm ein Fremdes, und das politische Gesicht der Masse behagte ihm erst recht nicht. In der Großen Nationalversammlung von 1879 hüstelten wohl noch ein paar der bedächtigen Leisetreter herum, die 1876 vor der Revolution zurückgeschreckt waren, von der Unreife der Bulgaren für die Selbstregierung schwafelten und das Volk durch Zweikammersystem und Vermögens- und Bildungszensus von der Staatsgewalt aussperren wollten, aber durch den Umsturz war das Ansehen der „Alten“ gründlich abgeblättert, und mit den Dragan Cankov und Petko Karavelov, den Petko Slaveikov und Stefan Stambolov nahmen die „Jungen“, die in Sprüngen vorwärts strebten, das entscheidende Wort. Die weißen Lammfellmützen der Radikalen leuchteten im Lande, und obwohl der Berliner Kongreß den Bulgaren wie einem unmündigen Kinde die Staatsform vorgeschrieben hatte, war die Verfassung mit Gemeindegewalt, Preßfreiheit, gesetzgeberischer Initiative des Parlaments und Ministerverantwortlichkeit ein Durchbruch der eingewurzelten Bauerndemokratie auf der ganzen Front. Fürder wich den Konservativen mit ihrem Wochenblättchen „Vitoša“ vollends der Boden unter den Füßen, da das Volk immer entschiedener seine Gunst den Liberalen zuwandte. Zwar begann 1884 mit der Spaltung der Liberalen in Anhänger Cankovs und Karavelovs eine Parteierbröckelung, in der sich weit mehr Zwist und Zank der Führer als eine

soziale Schichtung der Wählermassen aussprach; folgerichtig nannten sich die vier liberalen Gruppen, die es bald ohne innere Wesensunterschiede gab, National-liberale, Liberale, Progressisten und Demokraten, nach ihren Häuptionern Stambolov, Radoslavov, Cankov und Karavelov, denn die politische Einstellung von behutsam staatsmännischer Rechnungsträgerei bis zu ungestüm revolutionärer Romantik erstreckte sich nicht nur über das liberale Lager im ganzen, sondern fand sich in jeder einzelnen Gruppe vor.

Fühlte sich der Battenberger, gewohnt, einen Zug Gardesdukorps zu befehligen, dem Auf und Ab der Parteien gegenüber hilflos, so zogen ihn doch die eigene Neigung und sein Privatsekretär Dr. Stoilov zu den Konservativen, denen er die Regierung anvertraute; zornig schlug er mit der Faust auf den Tisch, als ihm bei den ersten Wahlen sein Volk unter zweihundert Abgeordneten hundertsiebzug Mitglieder der liberalen Opposition ins Sobranje schickte, und antwortete mit einer Auflösung der Kammer. Im Grunde aber erschienen ihm Konservative und Liberale, eben weil es Parteien waren, „gleich demokratisch und unzuverlässig“, und bald hätschelte er den Gedanken, sie mit russischer Hilfe abzuschütteln, um nach eigenem Gutdünken zu herrschen. Schon vor der Abfahrt nach Bulgarien war er, freilich vergebens, den Zaren um die Erlaubnis angegangen, die „geradezu lächerlich freisinnige Verfassung“ zu zertrümmern; kaum zwei Jahre später holte er mit stillschweigendem: Nur zu! und nachträglichem: Recht so! Petersburgs zum Staatsstreich, der vorläufigen Aufhebung der Verfassung, aus. Bulgarische Freiheit ward

zum Kinderspott, als bei den nächsten Wahlen an jeder Urne ein russischer Offizier den Abstimmenden ihre politische Ueberzeugung einbleute. Aber im Besitz der außerordentlichen Vollmachten für sieben Jahre, die das derart zusammengebrachte Sobranje bewilligte, ward der Battenberger zu spät inne, daß er sich durch Ausschaltung des Volkes den Russen mit Haut und Haar ausgeliefert hatte; nicht ihn selbst, sondern ein paar zaristische Juchtenstiefel machte der Staatsstreich zu unbeschränkten Gebietern des Landes. Mochte ihm jetzt die Absicht, „das bulgarische Nationalgefühl zu wecken, um darin einen Schutzwall gegen die russischen Uebergriffe zu finden“, und das Streben, nationalbulgarische Politik zu treiben, nicht wenige Herzen in der jungen Bildungsschicht und im Offizierkorps gewinnen, so gruben die Russen ihre gefährlichen Maulwurfsgänge in der Parteienwelt Bulgariens. Dabei wirtschafteten sie mit der großartigen Bedenkenlosigkeit, die stets die Petersburger Diplomatie auszeichnete. An sich waren die Konservativen ihre natürlichen Verbündeten, und vor den Liberalen schlug sie als vor Anarchisten und Nihilisten insgeheim drei Kreuze, doch als sich jene gegen die russischen Eisenbahnpläne sträubten, steckte sie sich flugs hinter diese; in aller Gemütsruhe erörterte 1883 General Sobolev mit den Liberalen die Möglichkeit, den Fürsten abzusetzen, und im gleichen Jahr stellte barsches Geheiß der Russen, um ihre neuen Freunde ans Ruder zu bringen, die Verfassung wieder her. Aber zur Macht gelangt, schwenkten die Liberalen wieder um; ihr Blatt „*Trnovska Konstitucija*“ schrieb 1884: „Auswärtige Politik treiben wir nicht und können wir nicht treiben, wir überlassen sie

denen, die uns das politische Leben gegeben haben, aber was unsere innere Verwaltung angeht, möge es uns unsere Befreierin nicht verübeln, wenn wir sagten und abermals sagen, daß wir unter niemandes Einfluß, unter niemandes Druck zu stehen wünschen", und das liberale Ministerium Karavelov sah den langsamen Abbau des russischen Einflusses im Innern als seine eigentliche Aufgabe an. Vollends erbitterte die Haltung Petersburgs nach der jubelnd begrüßten Vereinigung mit Ostrumelien; Rizov wettete zu Philippopol in seiner „*Samozaštita*“ gegen die moskowitische Politik, in Sofia suchte Petkov eine Straßenkundgebung gegen die russische Agentur auf die Beine zu bringen, in Hadzi-Eles stürmten beim Begräbnis eines während der Wahlen erschossenen Popen zum erstenmal grimme Verwünschungen des Zaren himmelan, den Stambolov und Petko Slaveikov machte die Gegenrevolution gegen die Entthronung Alexanders und die Rückberufung des Fürsten gar keine besondere Mühe, und als unter der Regentschaft, im Lande umherreisend, Kaulbars das Volk gegen das Dreimännerkolleg aufzuhetzen suchte, flogen ihm oft aus der erregten Menge alles andere als süße Schmeicheleien ans Ohr. Aber da Rußland Rußland war, verfügte es stets über eine Partei im Lande. Cankov hatte sich zu einem hemmungslosen Russenfreund entwickelt, der 1885 nur von einer russischen Besetzung das Heil erwartete und nachher offen in der Presse die Abdankung des Battenbergers forderte; die Absetzung meldete er in der Form nach Petersburg, daß „Bulgarien zu Füßen Seiner Majestät des Kaisers“ liege. Auch die revolutionär gestimmten jüngeren Liberalen sahen in der Beilegung des Konflikts von 1885, Be-

stallung des Fürsten zum Generalgouverneur von Ost-rumelien durch die Pforte, eine Demütigung für Bulgarien und schmähten Alexander einen türkischen Wali. Die Offiziere, deren vorgehaltene Revolver am 9. August dem Battenberger die Feder zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde in die Hand zwangen, waren teils in ehrgeizigen Hoffnungen auf Beförderung enttäuscht, teils fürchteten sie einen neuen Angriff Serbiens, dem das geschwächte Bulgarien nur mit russischer Hilfe widerstehen könne, aber so oder so, in alle Berechnungen der Verschwörer spielte Rußland hinein.

Nach dem Fall des Fürsten bat das Sobranje den Zaren telegraphisch, er möge Bulgarien unter seinen mächtigen Schutz nehmen, und selbst Stambolov setzte als leitender Kopf der Regentschaft seine Hoffnungen vorübergehend auf Rußland. Aber daß nach der Wahl Ferdinands die Partei Karavelovs und die des nach Konstantinopel geflüchteten Cankov ohne Unterlaß für Rußland wühlten und nach der bedingungslosen Unterwerfung unter Petersburg schrien, machte Stambolov wenig Pein. Der einst als feuriger Revolutionär gemeinsam mit Botev und Ljuben Karavelov gegen die Türken geplänkelt hatte, war ein Ordnungsmann mit stählernem Willen und eiserner Faust, unter dessen Despotismus Bulgarien fast sieben Jahre ächzte. Denn er wehrte nicht nur die Anschläge von außen ab, wenn Rußland Banden ins Land warf oder im Lande selbst Zündschnüre legte, und stellte mit grausamer Entschlossenheit Ueberführte wie den Major Panica, verdienten Offizier von 1885, an die Wand, sondern er hielt auch im Innern jede ihm nicht genehme Regung mit schonungsloser Gewalt nieder. Vor

seinem Schwarzen Kabinett gab es kein Briefgeheimnis, vor seiner Zensur keine Preßfreiheit; die Polizei prügelte die Wähler mit der rechten Gesinnung an die Urne, und das Sobranje apportierte auf den Pfiff des Diktators jedes gewünschte Gesetz. Das „Junge Bulgarien“, das 1890 im Dunkel von Tatar-Pazardžik durch seine Zeitschrift „*Borba*“ gegen die türkenfreundliche Haltung des Ministerpräsidenten anging, bekam seine wilde Härte zu spüren, und die sozialistische Bewegung, die im gleichen Jahre mit Janko Sakazov und Dimitr Blagoev in der Zeitung „*Den*“ zu Šumen ihre Vorpostengefechte lieferte und in dem industriearmen Lande mangels der Fabrikproletarier hauptsächlich und zwar zu drei Vierteln die begeisterungsfähige akademische Jugend erfaßte, konnte erst 1894 nach seinem Sturz als Sozialdemokratische Arbeiterpartei auftreten; selbst die hohe Klerisei, die, russisch bis auf die Knochen, in der kirchlichen Fürbitte den Namen Ferdinands unterschlug, wurde ohne Gefühlsseligkeit kirre gemacht. Als Rußlands Finger in Mordanschlägen sichtbar ward, die einige Handlanger Stambolovs wie den Finanzminister und den Vertreter in Konstantinopel niederstreckten und ihn selber nur um Haaresbreite verfehlten, antwortete sofort noch unerbittlicherer Terror von oben. Scharen von Spitzeln scheuchten jedes laute Wort aus der Oeffentlichkeit, die Kerker leerten sich nimmer, für die Ermordung eines Kreisvorstehers warf ein willfähriges Gericht sechsunddreißig Todesurteile aus!

Wenn Stambolov, der 1895 auf der Straße von Unbekannten in Stücke gehackt wurde, tausendfache Ursache zu politischer und persönlicher Blutrache geliefert

hatte, so zieh der Sterbende doch den Koburger, die Meuchler gedungen zu haben. Nur widerwillig hatte sich Ferdinand der überlegenen Kraft des Diktators gebeugt, aber zugleich war er bei ihm in eine böse Schule gegangen. Der Ehrgeizling, der sich schon in der Kundgebung beim Regierungsantritt verfassungswidrig *Gospodar* gleich Herr oder Gebieter genannt hatte, behielt das auf den selbstherrlichen Willen eines einzelnen aufgebaute System mit Vergnügen bei. Die ungewöhnliche Lage des Fürstentums, das, vom offiziellen diplomatischen Verkehr abgeschnitten, nach 1887 einer entlegenen Insel gleich, hatte Stambolovs Diktatur möglich gemacht; die Anbiederung an Rußland, die der Koburger als großen politischen Erfolg buchen durfte, schuf für sein persönliches Regime die Grundlagen. Was es allgemach an Parteien: Nationalpartei, Nationalliberale, Liberale, Jungliberale, Fortschrittlich-Liberale und Demokraten, gab, sah der gewiegte Menschenkenner, Menschenverächter und Menschengenutzer nur darauf an, wie sie mit Geschick gegeneinander auszuspielen und zum eigenen Nutzen zu verwenden waren. Mit dem immer wiederholten Hinweis, daß nicht das Kabinett, sondern er die nötigen guten Beziehungen zu den fremden Höfen habe, ließ er die Fäden der auswärtigen Politik nicht aus der Hand, und auf die Armee gestützt, konnte er auch im Innern auf das parlamentarische System pfeifen. Seine Minister berief und entließ er nach Gutdünken, ohne das Sobranje auch nur zu hören, und verachtete sie obendrein, wie er sein ganzes Volk verachtete; „trauriges Bedientenpack,“ sagte er einmal, auf seine höchsten Ratgeber deutend, zu dem französischen Gesandten

Paléologue, „sie trinken meinen Wein, und es ist schon recht, wenn sie nicht mein Silbergeschirr mitgehen heißen.“

8.

Hatte das Fürstentum Bulgarien nach der Vereinigung mit Ostrumelien einen Umfang von 96 345 Quadratkilometer mit rund drei Millionen Einwohnern, die bis zum Jahrhundertende auf 3.7 Millionen anwuchsen, so erfuhren auch Montenegro und Serbien auf dem Berliner Kongreß eine Vergrößerung. Jenes erhielt zu seinen 4366 Quadratkilometern noch 5019, die Hälfte dessen, was ihm in San Stefano zugefallen war, mit den fruchtbaren Strichen um Nikšić und Podgorica und dem Seehafen Bar oder Antivari, dieses erweiterte sich durch Erwerb der Kreise Niš, Pirot, Vranja und Toplica, die 11 079 Quadratkilometer mit 506 934 Einwohnern umfaßten, auf 43 303 Quadratkilometer mit 1.8 Millionen Seelen. Auch wurde die letzte Verknüpfung der beiden Fürstentümer mit der Pforte gelöst; zum letztenmal stand in dem serbischen Budget von 1877, ohne noch zur Auszahlung zu kommen, der jährliche Tribut von 1 176 255 Piastern; am Tag der Freiheitsfeier trug am Belgrader Ministerium des Auswärtigen mitten im Fahnen- und Blumenschmuck ein mächtiges Schild als Aufschrift das eine Wort: Unabhängigkeit!

Aber die Selbständigkeit war diesem Teil des Südslawenvolks nur so zugemessen, wie von Eigensucht verzehrte Große sie einem Kleinen zuzubilligen für gut fanden. Montenegros Souveränität wurde dadurch empfindlich verkürzt, daß die Seepolizei an seiner Küste auf Oesterreich-Ungarn überging und das Fürstentum

auf seinem eigenen Gebiet ohne Zustimmung Wiens nicht einmal Straßen oder Eisenbahnen bauen durfte, und Serbien mußte zunächst die Kapitulationen aufrecht erhalten, obwohl sie schon seit dem Ende der willkürlichen türkischen Gerichtsbarkeit jeden Daseinsgrund eingebüßt hatten, und konnte über seine Handelspolitik nicht von sich aus bestimmen; mit Recht meinte die „Augsburger Allgemeine Zeitung“: „In den Beziehungen Serbiens hat sich nur das geändert, daß an die Stelle der Suzeränität der Pforte die Vormundschaft der Mächte getreten ist, welche auch nicht ein Tüttelchen ihrer eigenen Rechte der Unabhängigkeit des neuen Staates zum Opfer gebracht haben.“ Vor allem wehrte die Politik Andrassys es mit Händen und Füßen ab, daß die Unabhängigkeit Serbiens unter die Bürgschaft der Großstaaten gestellt werde, denn sie selber gedachte sich an dem von den Osmanen geräumten Plätzchen warm und wohnlich einzurichten. Auf der Fahrt nach Berlin vernahm Ristić am Ballplatz nicht nur, daß wegen der in Wien geplanten Bahn Mitrovica-Salonik sein Land auf das Stück von Kosovo verzichten müsse, das ihm in San Stefano zugesprochen war, sondern erfuhr auch, daß sich Andrassy auf dem Kongreß des Fürstentums nur annehmen werde, wenn sich Serbien durch ein Zollbündnis mit Oesterreich-Ungarn und durch Uebertragung des Baus seiner Eisenbahnen an das Konsortium des Barons Hirsch zum mindesten wirtschaftlich der habsburgischen Vormacht bedingungslos auslieferte. Aber auch das Eisenbahn-, Handelsvertrags- und Donauregulierungsabkommen, das schließlich der serbische Minister seufzend in Berlin unterschrieb, öffnete dem österreichischen Einfluß Tür

und Tor. Nur weil die Vertreter Habsburgs das Fürstentum in der Tasche zu haben glaubten und jeder Gewinn des Vasallen auf Kosten Bulgariens als ein Gewinn Oesterreich-Ungarns auf Kosten Rußlands erschien, verhinderten sie in Berlin, daß Pirot und der ganze Kreis Trn verloren gingen, und schlugen für Serbien fünfzig Geviertmeilen mehr heraus, als es in San Stefano bekommen sollte.

Shylocks Schein war es, als 1881 der neue Minister des Auswärtigen Haymerle mit Berufung auf das österreichisch-türkische Abkommen von 1862 und allen Ernstes auch auf den 1718 abgeschlossenen Požarevacer Frieden von Serbien die Anerkennung zu erzwingen suchte, daß sich die Donaumonarchie dem Fürstentum gegenüber in der Lage einer meistbegünstigten Macht befinde; noch vor Beginn der Handelsvertragsverhandlungen sollte, da die von Berlin ausgehende agrarische Schutzzollwelle auch Oesterreich-Ungarn überflutete, und die magyarischen Schweinebarone gegen den Wettbewerb des serbischen Borstenviehs tobten, der Geßlerhut für Serbien aufgesteckt werden. Vor der drohenden Gefahr warnte eine hellsichtige Denkschrift des Ministerpräsidenten Ristić an den Fürsten: „Die Erfahrung, die wir seit dem Berliner Vertrag gemacht haben, genügt, uns zu überzeugen, daß der Appetit der Nachbarmonarchie auf den Orient wächst, und daß wir Orientalen, vor allem Serbien, ihre Freundschaft nicht gewinnen können. Früher oder später muß Serbien die Politik des Widerstandes und der Abwehr beginnen.“ Aber da das Land, ohne eigene Seeküste und selbst ohne Eisenbahnverbindung mit dem Meere, schon durch seine geographische Lage ganz auf den öster-

reichisch-ungarischen Markt angewiesen war, derart, daß in den drei Jahren 1880, 1881 und 1882 vier Fünftel der serbischen Ausfuhr dorthin gingen, neun Zehntel der serbischen Einfuhr dorthin kamen, drückte das Habsburgerreich mit ungeheurem Schwergewicht auf das Fürstentum. Nur eines Wiener Brauzuckens bedurfte es, um den unbequemen Ristić zu entfernen und in Piroćanac einen gefälligeren Mann an die Ministerpräsidentschaft zu bringen, der das „historische Recht“ Oesterreich-Ungarns auf eine Sonderstellung anerkannte. Mit Fug sprach Jevrem Grujić im Kabinettsrat seine Besorgnis vor der „österreichischen Intabulation über Serbien“ aus, denn der Handelsvertrag von 1881 samt den nachkommenden Veterinärkonventionen und Quarantänebestimmungen gab das kleine Land an Händen und Füßen gebunden dem großen Nachbarn preis; unter dem Halbmond hatte es zuletzt mehr wirtschaftliche Bewegungsfreiheit gehabt als jetzt. Gierig verlangte darum seine Lunge nach der Salzlufte der freien See; bei Beratung des Eisenbahnabkommens mit Oesterreich-Ungarn warf Ristić die unbestreitbare Wahrheit in die Skupština: „Wir brauchen das Meer, das uns in die weite Welt führen wird. Erst von Salonik aus werden wir alle unsere ökonomischen Fragen und selbst die Frage der Handelsverträge günstig lösen“; der Drang nach dem offenen Meer ward selbst in dem Dichtertraum eines Vojislav Ilić Gestalt, der prophetisch den Tag verkündete, da am Grabe des mittelalterlichen Serbenrecken Dojčin in Salonik serbische Hörner, serbische Flintensalven erschallten. Erster Schritt zur Befreiung von der österreichischen Vorherrschaft schien es, als nach Herstellung des unmittelbaren Zugverkehrs von Belgrad nach

Salonik und Konstantinopel im Jahre 1888 Serbien Ausnahmetarife auf den Orientbahnen erlangte und eine Handelsagentur in Salonik eröffnete, aber gewaltsam ließ sich der Warenfluß nicht zur Aegäis lenken. Auch der Ende der neunziger Jahre in Belgrad aufschwirrende Plan, sich mit türkischer Genehmigung durch eine Bahn von Mitrovica über Prizren und Skutari an die Adria der habsburgischen Umklammerung zu entwinden, blieb im Wolkenreich des Gedankens haften; der Versuch, donauabwärts russische Eisenbahnpunkte zu erreichen, brachte russisches Erdöl bequem nach Serbien, doch keine Erzeugnisse der serbischen Landwirtschaft nach Rußland, und Freiheitsgelüste, die sich in die Handelsverträge mit Rumänien und der Türkei flüchteten, wurden von Oesterreich-Ungarn rasch durch das Bändigsmittel der Grenzsperrung gegen das serbische Vieh gedämpft; auch der kleinste politische Streitfall rief eine Seuche unter den serbischen Schweinen hervor, die sofort erlosch, wenn Belgrad klein beigab. Derart den Serben das Knie auf die Brust setzend, duldete Wien ihre wirtschaftliche Entfaltung nur, insoweit sie ihm selbst fette Vorteile abwarf. Der überseeischen Besitzungen entbehrend, betrachtete Oesterreich-Ungarn in einer Spanne allgemeinen Kolonialfiebers dieses Balkanland als seine ihm von der Vorsehung zugesprochene Kolonie, die ihm Schweine und Getreide billig zu liefern, Kleiderstoffe und Glaswaren teuer abzunehmen hatte; ohne jede Scham fuhrwerkte es dabei in die innersten Angelegenheiten Serbiens hinein und erpreßte etwa die Aufhebung der von der Skupština gesetzlich beschlossenen Verkehrssteuer von 1900, weil sie den österreichischen Exportkrämern nicht paßte, durch ein achtundvierzigstündiges Ultimatum!

Wenn an jedem Serben der Gram fraß, daß seiner Heimat die ökonomische Schlinge um den Hals lag, so baute die Politik des Ballplatzes auf den einen im Lande, der nicht serbisch fühlte und dachte: den Herrscher des Staates. Der vierte Obrenović auf dem Thron Serbiens war gründlich aus der knorrigen Art des alten Miloš geschlagen; ein Weichling mit krankhaft reizbaren Nerven, ein Genußjäger, heißhungrig, an den Wiener Vergnügungstätten und auf den Pariser Boulevards den Schaum des Lebens zu schlürfen, langweilte er sich in seiner Residenz, deren Bevölkerungsziffer sich trotz raschen Wachstums erst den Fünfzigtausend näherte, nicht allein zu Tode, sondern fühlte sich auch vereinsamt, als ein „Chinese“ unter seinem Volke. Der Serben wenig abgeschliffene Einfachheit verachtete er; um sich aufzuheitern, reiste er gern auf die Rittergüter befreundeter magyarischer Magnaten, und auch in Belgrad hockte er, statt mit Volksgenossen umzugehn, ganze Nächte mit dem österreichisch-ungarischen und dem deutschen Gesandten beim Glücksspiel. Denn Macht und Fortschritt der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wirkten gewaltig auf sein Gemüt; als er 1883 die Habsburger und Hohenzollern besuchte, kehrte er von dem Glanz und der Gloria, die ihm Wien, von der Strammheit und dem Schneid, die ihm Berlin gezeigt hatte, geblendet zurück. Da er aller sittlichen Hemmungen bar war und sich die Ansicht zurechtgemacht hatte, daß die Slawen für die Freiheit nicht reif seien und stets von Fremden beherrscht werden müßten, kostete es ihn keine Ueberwindung, seine eigene Ehre und die Zukunft seines Volkes an den Ballplatz zu verschachern. Den Exzellenzen und Grafen dort kam es nicht

im Traum bei, um die Neigung des unangenehm demokratischen Volkes in Serbien zu werben, aber der gekrönte Hallodri war für sie nicht nur „die Verkörperung des monarchischen Prinzips,“ sondern gerade wegen seiner moralischen Minderwertigkeit ein brauchbares Werkzeug der Wiener Pläne. Mit tausend Freuden versprach Oesterreich-Ungarn in dem 1881 unterschriebenen Geheimvertrag, seinen ganzen Einfluß für Erhaltung und Stärkung der Obrenović zu verwenden; rief sich Milan, wie es im folgenden Jahre geschah, zum König aus, war er ungesäumt anzuerkennen; dafür begab sich Serbien so sehr seiner Souveränitätsrechte, daß es mit einem anderen Staat weder verhandeln noch abschließen durfte, ohne vorher die Donaumonarchie zu verständigen. Als der Fürst, aus Wien kommend, Piroćanac das Schriftstück vorwies, entsetzte sich der Ministerpräsident, daß es Serbien zu Oesterreich-Ungarn in das Verhältnis Tunesiens zu Frankreich bringe. Damit die Minister nicht bei ihrem Widerstand gegen die Unterzeichnung beharrten, wurde zwischen Milan und Haymerle eine schnöde Täuschung verabredet; der k. und k. Geschäftsträger Kallay gab dem Paragraphen IV schriftlich die Deutung, daß sich Serbien nur nicht auf Abmachungen gegen den Geist dieses Vertrags einlassen dürfe, aber schon vorher hatte der Obrenović in einem Brief an den Herrn des Ballplatzes das feierliche ehrenwörtliche und fürstliche Versprechen abgelegt, daß er ohne Anfrage in Wien mit keinem Staat in politische Verhandlungen eintreten werde.

Daß dieser Vertrag, der, ängstlich im diplomatischen Giftschränk eingeschlossen, nur wenigen Vertrauten, längst nicht allen Ministern, geschweige dem Parlament bekannt

war, 1889 ergänzt und bis 1895 verlängert wurde, war für Milan bei weitem nicht genug. Im Jahre 1885 erbot er sich während eines Besuchs in Wien Kalnoky gegenüber, um den Preis der österreichischen Staatsbürgerschaft, des erblichen Titels Königliche Hoheit und eines Majorats für seinen Sohn Aleksandar auf einen Wink jederzeit entweder zugunsten seines gesetzlichen Nachfolgers oder des Hauses Habsburg oder eines anderen europäischen Prinzen abzdanken; dagegen sollte Oesterreich-Ungarn im Fall des Todes oder der Absetzung Milans die Thronbesteigung des minderjährigen Aleksandar unter Umständen durch kriegerische Besetzung Serbiens verhindern. Der Ballplatz kochte seine Leute aus, aber vor diesem König, der sein Reich wie einen wertlosen Trödel auf den Tandelmarkt trug, prallte der Minister doch zurück. Um so eher lehnte er ab, als das Abenteuer höchstens den „Besitz einer unbotmäßigen Provinz“, eines „feindseligen Landes“ brachte, das mit Gewalt erobert und geduckt werden mußte, und der Geheimvertrag von 1881 vollkommen genügte, Serbien vom Ballplatz aus geruhig zu regieren. Kalnoky sagte recht wenig, wenn er 1885 dem deutschen Botschafter versicherte, daß man „den König einigermaßen in der Hand“ habe; in Wahrheit tanzte Belgrad, wie Wien pfiß; vor allen wichtigen Entscheidungen holte sich der Obrenović seine Befehle persönlich in der lustigen Kaiserstadt und trieb die freiwillige Unterwürfigkeit so weit, daß er Untertanen des Habsburgerreichs nur mehr im Beisein des k. und k. Gesandten empfangen wollte.

Von den beiden serbischen Fürsten machte auch der montenegrinische Nikola ab und zu den Habsburgern schöne Augen. Bei der Kaiserreise in Dalmatien 1875

stand er huldigend an der Grenze und riet heimlich zum Einmarsch in die Hercegovina; 1886, wegen unehrerbietiger Bemerkungen über Franz Josef zur Rede gestellt, entschuldigte er sich mit Bezechtheit und streckte als armer Mann, der von Rußland nur dreiundzwanzigtausend Rubel jährlich für sich und ebensoviel für sein Land beziehe, das Käppchen hin; 1897 versicherte er Salisbury in London, daß er zu innigster Freundschaft mit Oesterreich bereit sei, falls es nur einige seiner legitimen Ansprüche befriedige. Aber der in allen Laugen Gebeizte galt nicht mit Unrecht als unsicherer Kantonist; wer ihn packen wollte, dem schlüpfte er wie ein Aal durch die Finger. Durch den getreuen Milan hingegen blieb Serbien fast zwei Jahrzehnte ohne Unterbrechung eine habsburgische Satrapie. Zwar warf er Anfang 1889 seine Krone wie eine unwillig getragene Last hin, ohne wie Jahrhunderte zuvor Stefan Nemanja gerade ins Kloster zu gehn, und bestellte eine Regentschaft wieder mit Jovan Ristić an der Spitze, die den Geheimvertrag nur mit innerem Widerstreben bestätigte. Zum Verdruß des Ballplatzes ließ Milan, dessen Ehezwist mit Natalie die Belgrader Oeffentlichkeit in Für und Wider erhitze, sich gar von der serbischen Regierung den Verzicht auf den Aufenthalt im Lande mit einer, dann den auf die serbische Staatsbürgerschaft mit zwei Millionen Dinar abkaufen, aber zum Heile Habsburgs band er sich an diesen Vertrag so wenig wie an sein Ehrenwort sonst. Der Staatsstreich, durch den Aleksandar im April 1893 die Regentschaft stürzte, das Ministerium fortschickte und die Skupstina auseinanderjagte, um gegen die Verfassung mit sechzehneinviertel Jahren die Regierung selbst zu übernehmen, war ein Werk des Vaters, und als dieser Belgrad

immer häufiger heimsuchte und 1897, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, wieder dauernd sein Zelt in Serbien aufschlug, war Aleksandar so der Strohmann Milans, wie Milan der Strohmann Franz Josefs war. Der König paradierte, der Exkönig regierte, der Ballplatz kommandierte in Serbien.

9.

Was den Obrenović am meisten den Habsburgern zutrieb, war nicht nur die Angst vor der zweiten Dynastie, die wie so oft in der serbischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts drohende Schatten über die Grenze warf; hauptsächlich die Kunde, daß Petar Karadjordjević, Sohn des 1858 entthronten Aleksandar, unter dem Kriegsnamen Petar Mrkonjić in der Hercegovina eine Freischar führe, entfachte 1876 den Kriegseifer Milans, der sich um keinen Preis von jenem im nationalen Heldentum überflügeln lassen wollte. Mit dieser Besorgnis paarte sich bei dem König ganz gewöhnliche Furcht vor dem eigenen Volke. An der Niederlage von 1885 trug seine Scheu, den Bauernmassen Waffen in die Hand zu geben, viel Schuld; nur ein Drittel der verfügbaren Streitkräfte war deshalb aufgeboten worden, und nach der Demobilisierung wachte der ewig Mißtrauische mit eigenen Augen in Niš darüber, daß die Entlassenen ihre Gewehre abgaben. Die tiefen Wandlungen im politischen Bewußtsein des Volkes steigerten seine Unruhe. Nicht nur war die Zeit vorüber, da die Wähler vor der Polizei und die Abgeordneten vor den Ministern erschrakten und eine Interpellation in der Skupština als Tollkühnheit galt, sondern auch die beiden überlieferten Parteien, die Konservativen oder mit ihrer neuen Bezeichnung Fortschrittler und die Liberalen, drückten den Willen des Volkes nur mehr unvollkommen

aus. Jene, deren Kopf Milan Piroćanac und deren Seele Milutin Garašanin war, wie diese, die nach wie vor Jovan Ristić führte, waren eher Parlamentsklubs als wirkliche Parteien und richteten sich, statt in die Massen hinabzusteigen, nur nach der dünnen Oberschicht von Besitz und Bildung; dabei billigten die Fortschrittler in ihrem Organ „*Videlo*“ der Volksvertretung ausgedehnte parlamentarische Vollmachten zu, doch wollten sie sie in zwei Kammern teilen und mit einem hohen Zensus umgittern, die Liberalen erwärmten sich in „*Istok*“ und „*Srpska Nezavisnost*“ für eine auf breiterer Grundlage gewählte einzige Kammer, doch maßen sie ihr die parlamentarischen Rechte sehr kärglich zu. Mit Gründung der radikalen Partei aber brach sich 1881 das urwüchsig demokratische Gefühl der Bauernschaft unwiderstehlich Bahn. Svetozar Markovićs Saat ging auf, denn da sich 1900 noch 87.33 vom Hundert der Bevölkerung von der Landwirtschaft nährten, konnten seine Gedanken keine sozialistische Ernte im Sinne der westlichen Industrieländer tragen. Aber den ungestümen Freiheitsdrang und den unbändigen Haß gegen die schmarotzenden Amtsschreiber, der sich in seiner Lehre aufgebaut hatte, hüteten seine radikalen Erben auch dann, als der anfängliche agrarsozialistische Einschlag ihres Strebens verflogen war. Dick und deutlich malten sie an die Wandtafel: „Das Volk ist die Quelle der Macht; es ist souverän in seinem Hause, seiner Gemeinde, seinem Kreise, seinem Staate“; ihr Programm, das mehr republikanischen als monarchischen Geist atmete, verlangte neben den üblichen bürgerlichen Freiheiten Gemeindegeldverwaltung, Richterwahl durchs Volk und statt des allmählich eingeführten stehenden Heeres die Volkswehr. Während ihre Blätter, erst

„*Samouprava*“, dann „*Odjek*“, Fortschrittler und Liberale als Besitzer-, als Krämer-, als Schreiberparteien verhöhnten, leuchtete es von ihrer Fahne: Volkspartei; an alle wandten sie sich, „die unter dem verhängnisvollen bürokratischen System in Serbien leiden und dulden“, und betrachteten „das ganze arme Volk, alles, was Kittel und Opanken trägt“, als ihre natürliche Reserve. Nicht nur weil sich der Bauer in einfältig pfiffiger Ableitung radikal als *radi kal* = „der den Lehm ackert“ verdolmetschte, strömten der neuen Partei, die in dem Lehrerseminar eine unerschöpfliche Pflanzschule für ihre Agitatoren besaß, die Massen zu; bei den Wahlen der folgenden Jahrzehnte sprach ihr das Volk jedesmal, wenn sie wie 1883, 1886, 1888, 1890, 1893 und 1897 darum warb, auch bei wütendem amtlichen Abstimmungsterror sein Vertrauen aus. Kurz nach Entstehung der Partei zählte sie bereits sechzigtausend eingeschriebene Mitglieder, und 1896 erlebte das staunende Belgrad einen Massenaufmarsch von rund dreißigtausend radikalen Anhängern, die, meist wetterhartes Landvolk, aus der Nähe und Ferne gekommen waren und nach einer Riesenversammlung, im Freien lagernd, ihr Maisbrot mit Speck oder Käse verzehrten. An dem starken Selbstbewußtsein, das die radikalen Apostel in den Bauernmassen weckten, entzündete sich 1883 der Aufstand im Timok-Kreis, dessen Ursache die Entwaffnung der Miliz war und dessen blutige Niederwerfung mit zwanzig Erschießungen und fünfhundertsiebenundsechzig Zuchthausurteilen eine schonungslose Verfolgung der Partei einleitete.

Gegen die Radikalen empfand Milan einen gärenden Haß, weil er sie als Gefahr für seine volksfeindlichen

Machenschaften erkannte, weil sie ihm als Leute des Karadjordjević erschienen, und nicht zuletzt, weil sie in Wien als Revolutionäre reinsten Wassers übel angekreidet waren; die Lust, an dem Sofia sein Mütchen zu kühlen, das 1883 den radikalen Flüchtlingen Zuflucht gewährt hatte, war zwei Jahre später für ihn nicht der geringste Grund zur Kriegserklärung an Bulgarien, und noch 1899 gedachte er die Gelegenheit eines wahrscheinlich bestellten Anschlags auf seine geheiligte Person zu benutzen, um aus heiler Haut heraus wenigstens zwei der einflußreichsten Führer, Nikola Pašić und Kosta Taušanović, erschießen zu lassen. Aber der Machtgierige, der die Verfassung von 1869 innerlich nicht anerkannte, weil sie während seiner Minderjährigkeit beschlossen worden sei, sie verabscheute, weil sie ihm nur Verfügungen zu unterschreiben und auf die Jagd zu gehen gestatte, und sie 1885 im Fall eines Sieges zerrissen hätte, wollte von Parteien, auch wenn sie bequemer als die Radikalen waren und Fortschrittler oder Liberale hießen, überhaupt nichts wissen. Auf die österreichisch-ungarischen Bajonette stützte er sein persönliches Regime, besetzte seine Ministerien ohne jede Rücksicht auf das Parlament und korrigierte das Wahlgluck, indem er durch willkürliche Streichung von Mandaten oder polizeiliche Fernhaltung unerwünschter Abgeordneter die Mehrheitsverhältnisse in der Skupština änderte. Wenn 1880 mit dem Fortschrittler Piroćanac die schwächste Gruppe der Kammer ans Ruder kam und danach die Parteien an der Regierung schnell wechselten, 1884 die Fortschrittler unter Garašanin, 1887 die liberal-radikale Koalition unter Ristić und die Radikalen allein unter Sava Grujić, zwischendurch die brutalen parteilosen Kabinette des alten Nikola Hristić,

der dem Herrscherhaus wie ein schnauzbärtiger Wachmeister ergeben war, so dienten diese verschiedenen Kombinationen und Permutationen nur dem einen Zweck, alle Parteien zu verwirren und abzunutzen, alle zu entzweien und zu schwächen, alle zu entwürdigen und bloßzustellen. Da sie samt und sonders auf parlamentarischem Boden noch unsicher und der höfischen Ränke ungewohnt waren, machten sie mehr als einmal dem Gegner durch Ueberlassung der Parlamentsmaschine die Ausübung der Macht sehr leicht: 1882 legten die Radikalen als Druckmittel auf die Regierung ihre Mandate nieder und blieben, wieder gewählt, der Skupština fern, 1892 schnitten ihre Abgeordneten zum Widerspruch gegen Ristićs Wahlmächenschaften abermals die Kammer, 1893 beteiligten sich die Liberalen nicht an den Wahlen, nach dem Staatsstreich von 1894 enthielten sich auch die Radikalen, und die Fortschrittler verschwanden gar 1896 nicht nur wegen unheilbaren Kräfteverfalls, sondern auch der Krone zum Trotz aus freien Stücken vom politischen Schauplatz. Der König, der Parlament und Parlamentarismus so geflissentlich zerrüttete, trieb auch nur ein frevles Spiel, als er kurz vor seiner Abdankung eine neue Konstitution mit den Parteien vereinbarte und am 4. Januar 1889 von der Großen Skupština annehmen ließ. Belgischem Muster nachgebildet, als „freieste Verfassung Europas“ gefeiert, stutzte sie in der Tat der Allgewalt der Regierung die Klauen, verhalf dem parlamentarischen Regime zum Durchbruch und bescherte den Gemeinden und Kreisen eine weitreichende Selbstverwaltung, aber im Herzen lachte der Obrenović über den Fetzen Papier, von dem er glaubte, daß er sich selbst *ad absurdum* führen werde, und zog ohne Zweifel hinter den Kulissen an den Schnüren,

als im Mai 1894 sein Sohn Aleksandar auf dem Hintergrund der bereitstehenden Infanterie, Kavallerie und Artillerie diese Verfassung abwürgte und die von 1869 zum Leben erweckte.

Die Gemütsanlagen Aleksandars vertrugen sich mit der Fortsetzung des alten Treibens ganz vortrefflich. Dieser Obrenović, noch als Knabe durch Prätorianerfäuste auf den Thron gehoben, hatte von Milan die Neigung zum willkürlichsten Selbstherrschertum geerbt, aber in dem auch leiblich übelgerateten Sprossen eines leidenschaftlichen Vaters und einer frigiden Mutter waren nicht minder alle andern bösen Eigenschaften so aufgespeichert, als wollte die Geschichte ihr Urteil über das verfaulte und verfemte Haus: Reif zum Untergang! sichtbar auf diese niedrige Stirn schreiben. Weniger leicht hinzureißen als Milan, war Aleksandar doch tiefer verderbt. Wenn ihm zu einem der fürstlichen Ungeheuer aus der Renaissance vom Schlag der Borgia die ausdauernden Nerven abgingen, so war er ihnen durch den Mangel sittlicher Maßstäbe so verwandt, daß es nur den Irrenarzt zu fesseln vermochte. Als seinen schönsten Tag bezeichnete er den, an dem er den Mitropoliten Mihailo an der Kastanie vor seinem Fenster hängen sähe; seinen Minister des Innern fragte er geradeheraus, ob man Ristić nicht vergiften könne und bot dem Arzt des Verhaßten, falls er diesem ein Tränklein mische, zehntausend Dukaten; ebenso offenherzig gestand er seine Reue, daß er beim Staatsstreich Regenten und Minister nicht habe über die Klinge springen lassen, indem er ihnen gefälschte Revolutionsaufrufe in die Tasche schmuggelte; den 1899 verhafteten radikalen Führern dachte er die Augen mit glühendem

Eisen ausstechen zu lassen, und als seine Ehe mit Draga Mašin, einer zehn Jahre älteren Hofdame von allzu gefälligen Reizen, bei Milan auf Widerstand stieß, brütete der König Jahr und Tag über die meuchlerische Beseitigung des eigenen Vaters. Da diesem *uomo delinquente* im Sinne Lombrosos das persönliche Regime preußischer Prägung, nämlich auf bürokratischer Grundlage, als vorbildliche Staatsform erschien, wechselten auch seine Kabinette ohne Mitwirkung der Skupština. Nachdem während der Regentschaft die Radikalen unter Pašić und die Liberalen unter Avakumović die Geschäfte geführt hatten, folgten nach dem ersten Staatsstreich wieder die Radikalen erst unter Dokić, dann Grujić, schließlich Simić, zwischendurch kam Nikola Hristić, danach die Fortschrittler unter Stojan Novaković und abermals die Radikalen unter Simić. Gierig, die anderen von der Macht zu drängen, lehnte keine Partei es ab, der zügellosen Willkür des Königs die Steigbügel zu halten; auch die Radikalen gossen, sich allmählich in der höheren Staatsverwaltung einnistend und am Regieren Geschmack gewinnend, manches Wasser in ihren brausenden Wein, und selbst als 1897 mit der sogenannten neutralen Regierung Vladan Djordjević die letzten Hüllen vom persönlichen Regime und bürokratischen Terror fielen, ganz Serbien unter Polizeiaufsicht geriet und Friedhofsruhe sich über das Land breitete, fanden sich immer noch, so hatte die Fäulnisluft dieser Jahrzehnte die Charaktere zermürbt, „Gemäßigte“, die als „vierte Partei“ in „Vladans Skupština“ diese schäbigste und schwärzeste Reaktion mit ihrem guten Namen deckten. Die Tage seiner tiefsten Entwürdigung waren es, die Serbien im Schatten Habs-

burgs und unter dem Zeppter Aleksandars am Jahrhundertende durchlebte.

Aber als wollte sich auch in der Zeit trostloser Schmach die nicht auszuschöpfende Tüchtigkeit dieses gesunden Volkes offenbaren, schuf die Entwicklung des Unterrichtswesens die Bürgschaften besserer Zukunft. Zwischen 1874 und 1900 stieg die Zahl der Volksschulen von 517 auf 936, die der Lehrer von 644 auf 1644, die der Schüler von 18 135 auf 102 408; die Mittelschulen vermehrten sich von 21 auf 26, ihre Lehrkräfte von 169 auf 449, ihre Schüler von 2882 auf 8377, und an der Hochschule lasen 63 statt 19 Professoren vor 438 statt 207 Studenten. Mit der Loslösung von der türkischen Oberhoheit war auch die geistige Führung des gesamten Serbentums von Neusatz auf Belgrad übergegangen; was in der Hauptstadt des Königreichs an Zeitschriften erschien, an Dichtern und Künstlern wirkte, an Bühnenstücken gespielt wurde, war für alle Serben von Belang.

10.

Für Petersburg wie für Wien aber hieß Teilung des Balkans in eine russische und eine österreichisch-ungarische Interessensphäre im Grunde nur, daß jeder eifersüchtig in seiner Hälfte den andern auszuschalten strebte, doch unbedenklich die langen Finger in die Zone des andern streckte. Das bulgarische Fürstentum suchte Andrassy auf dem Berliner Kongreß möglichst nach Osten zu schieben, damit „die Neugestaltungen vom österreichisch-ungarischen Interessengebiet weiter entfernt würden“, aber unentwegt fabelte die Ballplatz-Diplomatie auch fürder von Wiens „berechtigtem Einfluß in Bulgarien“.

und 1888 erklärte Franz Josef dem ältesten Sohne Bismarcks unmutig, daß er sich mit dem Gedanken der Teilung nie habe befreunden können und ihn auch heute von sich weise. Lustig begann denn der k. und k. Vertreter Khevenhüller sein Ränkespiel in Sofia. Erst förderte er die Staatsstreichpläne des Battenbergers eifrig, denn ein Schlag gegen die Verfassung mit russischer Hilfe, der das Volk erbittern mußte, konnte Oesterreich-Ungarn nur Vorteil bringen. Bei den ersten Reibungen Alexanders mit Petersburg aber lag der Gesandte dem Fürsten ständig in den Ohren, nicht zu einer Puppe herabzusinken, deren Drähte in fremden Händen seien, und beschwor ihn, das Land von der „russischen Pest“ zu befreien, doch als der nächste Zweck der Hetze, die Genehmigung der Wien erwünschten Bahnstrecke, erreicht war, empfahl der Ballplatz abwiegelnd und sehr dringend Mäßigung und Annäherung an den Zaren, und nach der Angliederung Ostrumeliens übertraf Oesterreich-Ungarn selbst die Türkei mit dem Wunsch, das neue Bulgarien wieder auseinanderzureißen. Das Zerwürfnis zwischen Petersburg und Sofia nach Vertreibung Alexanders schuf für Wien eine neue günstige Lage, die es weidlich zu nutzen gedachte. Kalnoky sah jetzt den Schlüssel zur Orientfrage in Bulgarien, lobte die Zustände dort über den Schellendaus, war willens, eine Besetzung des Landes durch die Russen auch um den Preis eines Krieges zu hindern, trat 1892 auf Spitzelmeldungen über eine auf serbischem Boden vorbereitete Verschwörung gegen die bulgarische Regierung in Belgrad schroff auf und hatte im Jahr danach für den Wien besuchenden Stambolov ein Schock freundlicher Worte, aber trotz allem kam der Ballplatz

auf keinen grünen Zweig, weil er Ferdinand nicht auf lange Sicht traute und seinen Ministerpräsidenten als „Revolutionär“ mit gemischten Gefühlen betrachtete. Ob der Schwenkung des Koburgers zu Rußland durch die Umtaufe des Thronfolgers 1896 malte Kalnokys Nachfolger Goluchowski den Fürsten als einen der schändlichsten und verabscheuungswürdigsten Menschen, und Franz Josef selbst rief erbittert aus, wer einer solchen Infamie fähig sei, verrate jeden und verkaufe seine besten Freunde. Aber als der Geschmähte sich 1899 zu einem Besuch von Herrscher zu Herrscher in Wien einfand, wurde er mit dem ganzen Prunk einer habsburgischen Hofschauausstellung empfangen, denn wiederum wiegte sich der Ballplatz in der Hoffnung, vor Rußland die Vorhand in Bulgarien zu haben.

In Serbien war vor dem Berliner Kongreß Rußland die treibende Kraft. Zum Losschlagen gegen die Türken bewog 1876 den Obrenović sehr stark die Hoffnung auf Petersburg, obwohl es sich nur mit der Dunkelheit des pythischen Orakels über seine Absichten vernehmen ließ. Erst drückte es die Ablösung des friedliebenden Kaljević durch den kriegslustigen Ristić im serbischen Ministerium durch, dann riet der russische Konsul in Belgrad heute im Namen des Zaren zur Ruhe, um morgen im Namen Ignatievs Serbien wegen seines Zögerns anzufahren. Ebensowenig gelang es Milans Diplomaten, nach der Niederlage über den Willen der Schutzmacht ins reine zu kommen; während Anfang 1877 Alexander II. dem Fürsten schrieb, daß er, in den Krieg gegen die Osmanen ziehend, auf tatkräftige Hilfe der Serben zähle, flog zu gleicher Zeit aus dem Petersburger Kabinett der Rat nach Belgrad, Ver-

handlungen mit der Pforte nicht abzulehnen, und auf eine Frage des Obrenović antwortete Gortschakov ausdrücklich, daß er nicht gegen einen Friedensschluß Serbiens sei. Wiederum tat im April 1877 ein Schreiben des Zaren die Unmöglichkeit dar, daß Serbien in diesem Kampf Zuschauer bleibe, und acht Tage später wünschte ein Brief Gortschakovs, daß Serbien sich jeder Herausforderung oder jedes Angriffs enthalte. Aber setzte sich der Große anfangs dem Kleinen gegenüber aufs hohe Roß, so daß es in einer schriftlichen Aeüßerung des Zaren im Juni sehr gönnerhaft hieß: „*Je ne vous engage pas, je ne vous force pas, mais vous pouvez, si vous voulez*“, so klang es aus einer anderen Tonart, als Plevnas Widerstand dem russischen Vormarsch einen schweren Stein in den Weg wälzte. Jetzt bat man, drohte man, erpreßte man. Ende Juli ließ der Zar dem Fürsten ausrichten, daß Serbiens Eingreifen nunmehr „*un service signalé*“ darstelle und daß es seine Zukunft kompromittiere, wenn seine Unbeweglichkeit noch zwölf Tage andauere; im September drängte Petersburg stürmischer, und im November kam der bündige Befehl, binnen sechs Tagen loszuschlagen, aber nicht zuletzt, weil Milans Vorsicht erst einmal wieder russische Erfolge sehen wollte, ließ die serbische Waffenhilfe bis zum Fall Plevnas auf sich warten.

Unter den Slawophilen Rußlands weckte 1876 die Kunde von Montenegros und Serbiens Vorgehen helle Begeisterung, der Erzbischof von Moskau hielt einen feierlichen Gottesdienst für die Sache der Glaubensbrüder ab, und Lazarettzüge, Kriegsgerät und Geldspenden blieben nicht aus. Auch Freiwillige, insgesamt sechshundert Offiziere und zweitausendvierhundert Mann, strömten herzu,

und dem russischen General Tschernajev wurde das serbische Heer erst zum Teil, dann ganz unterstellt. Aber ob sich diese Freiwilligen nicht schonten, so daß in der Schlacht von Aleksinac von neun gefallenen Offizieren sieben und von achtunddreißig verwundeten dreiundzwanzig Russen waren, fühlten sich die serbischen Offiziere zurückgesetzt, der Versuch Tschernajevs, mit den Bauernmilizen wie mit gedrillten Muschiks umzuspringen, erbitterte, und wenn beim russischen Stab die Champagnerpfropfen knallten, wandte sich der serbische Soldat, der sich kaum mit trockenem Brot sättigen konnte, mit derbem Fluch ab. So wurden die Russen anfangs als Notwendigkeit, dann als notwendiges Uebel, schließlich nur mehr als Uebel betrachtet. Vollends schoß Unfriede ins Kraut, als die moskowitzischen Landsknechte mit verständnisloser Wut wahrnahmen, daß sich in Serbien über der bäuerlichen Demokratie eine regelrechte Konstitution erhob, und im September 1876 vier ihrer Bataillone sich zum Marsch nach Belgrad anschickten, um die Verfassung zu zerstampfen und Milan zum selbstherrlichen König auszurufen. Aehnlich versuchten 1877 der russische Konsularagent Ladischenski und der in besonderer Sendung nach Belgrad gekommene Fürst Ceretelev der Opposition zur Macht zu verhelfen, damit sie, Rußland verpflichtet, sofort vom Leder ziehe. Aber nach Serbiens Eintritt in den Krieg weigerte sich Petersburg erst, die vereinbarten Hilfs-gelder, hundertfünfzig Rubel täglich für je tausend Mann, auch für die Verteidigungstruppen an der serbischen Grenze zu zahlen, und am Ende wurde das Fürstentum mit der Summe für einen statt für drei Monate Kriegführung abgespeist. Wohl hinderte 1876 auf dringliche

Bitte Milans das Machtwort des Zaren die Türken an der Verfolgung des geschlagenen Gegners und an der Ausnutzung ihres Erfolges, dafür mußten die Serben 1878 sehr zu ihrem Mißvergnügen mitten im Siegeszug auf dem Kosovofeld, wo alte Erinnerungen aus der Nemanjidenzeit sie wie Adlerfittiche umrauschten, auf Befehl des russischen Oberkommandos Halt machen.

Da die serbischen Bataillone den rechten Flügel des Zarenheeres getreulich gedeckt hatten, und durch ihre Bewegungen Sofia von den Osmanen geräumt und von den Russen besetzt worden war, rechnete Belgrad mit nicht karger Erfüllung seiner nationalen Hoffnungen. Als, auf sich allein angewiesen, von keiner Großmacht unterstützt, die Serben 1876 losschlügen, waren ihre Erwartungen nicht hoch gespannt; das Schreiben an den Großvezier, das die Verwaltung Bosniens und der Hercegovina für Serbien verlangte und dessen Ablehnung der Krieg folgte, nannte das serbische Volk den „eifrigsten Apostel der Integrität des osmanischen Reichs“, den die Vorsehung der Pforte gesandt habe, „zu helfen, daß sich der Orient durch den Orient erneuere“, und verhiess, daß wie einst die Militärgrenze für Oesterreich so das um beide Provinzen erweiterte Fürstentum ein fester Wall für die Türkei sein werde; sogar Milans Kriegsmanifest neigte sich der „Integrität des osmanischen Reichs“ und verriet von einer Befreiung der unterjochten Brüder nichts; Kriegsziel war in der Tat nicht, die Türkei zu zerschmettern, sondern die diplomatische Hilfe Europas zu gewinnen. Aber als Ende 1877 Serbien hinter dem mächtigen Russenheer auf das Schlachtfeld trat, wurden alle Brücken zur Pforte abgebrochen; „auf der Fahne, die

der vierte Obrenović entfaltet“, sagte die Kriegsproklamation, „steht nationale Freiheit und Unabhängigkeit geschrieben“. Wenn auch zu ihrem blutenden Schmerz über Bosnien und Hercegovina schon verfügt war, dachten die Serben doch neben der vollen Selbständigkeit ihres Staates Altserbien, also das Wilajet Kosovo und den Sandžak Novi Pazar mit Städten wie Niš, Skoplje, Prizren, Veles, Štip, Radomir und Küstendil als Siegespreis heimzubringen. Aber nicht nur waren die Bulgaren durch ihren geographischen Sitz für Rußlands Pläne weit wichtiger und die Serben eben erst den Oesterreichern als Kaufgeld überlassen worden, sondern auch die innere Entwicklung des Fürstentums fiel den zaristischen Machthabern auf die Nerven. Hatte 1860 ein slawophiles „Sendschreiben aus Moskau“ an die Serben die „jüngeren Brüder“ ermahnt, im orthodoxen Glauben zu verharren und sich der Hoffart des Westens und der Nachahmung Europas in Sprache, Sitte und Kleidung zu enthalten, so erschienen sie jetzt den Aksakov und Katkov von den Anschauungen des „faulen Westens“ bedenklich angesteckt, und da umgekehrt die Bulgaren als jungfräulicher Boden für die Aussaat rein russisch-slawischer Kulturgedanken galten, bezeichneten die Moskauer, über den Begriff Altserbien hingehend, alles vom Türkenjoch befreite südslawische Land auf dem Balkan als bulgarisch. Aber auch Svetozar Markovićs Lehre, deren Anhänger 1875 in Kragujevac nach einem Gemeindewahlsieg durch einen viel besprochenen Umzug mit roter Fahne die Behörden erschreckt hatten, erfüllte die Knutenträger der zarischen Selbstherrschaft mit Mißtrauen; der Staatskanzler Gortschakov selbst ließ durchblicken, wie wenig ihm die Richtung der neueren Generation in Serbien gefalle, und

von Jomini erfuhr der verblüffte serbische Vertreter, daß seinem Lande „die dort verbreiteten kommunistischen Ideen“ sehr geschadet hätten.

Nach der unbefangenen Meinung eines Fachmannes vom Range des Schweizer Oberst-Brigadiers Rüstow gereichte es 1876 dem kleinen serbischen Volke zur allergrößten Ehre, „daß es vier Monate lang den Kampf gegen das ganze Türkentum allein bestand“, aber des Zaren Ungnade kündigte sich in einer öffentlichen Rede an, die die Montenegriner als Helden feierte und bedauerte, daß sich von den Serben nicht das gleiche sagen lasse; als zwischen Krieg und Krieg der serbische Vertreter in Petersburg, Marinković, gegen die allzu eisenfresserische Stimmung mancher russischer Kreise Einwände erhob, wäre er um ein Haar schimpflich von der Polizei abgeschoben worden, und für seinen Nachfolger Miloslav Protić, der auf Schritt und Tritt die Neigung entdeckte, den Balkan der bulgarischen Vorherrschaft zu überantworten, fielen kaum Brosamen des Wohlwollens ab. Giers sagte ihm ohne Umschweife: „Zuerst kommen die russischen Interessen, dann die bulgarischen, und erst danach kommen die serbischen, aber es gibt Verhältnisse, wo die bulgarischen Interessen mit den russischen gleichstehn“, und auf Protićs dringende Vorstellung, daß Serbien einen Weg nach dem Meer brauche, erhielt er die höhnische Antwort, auch die Schweiz vermisste den fehlenden Zugang zur See nicht. Da Ignatiev in San Stefano mit dem Gedanken umging, die wichtigste Eroberung des serbischen Heeres, den Schlüssel zu Altserbien und Makedonien, Niš, den Bulgaren in die Hände zu spielen, hatte Oberst Lešjanin dem Befehlshaber etwa anrückender russischer Truppen zu erklären, daß die

Stadt auch gegen sie verteidigt werde; sei sich Belgrad auch im voraus über das ungünstige Ende eines solchen Zusammenstoßes im klaren, so werde die Welt wenigstens ein zwischen Bundesgenossen nicht übliches Schauspiel sehen! Nachdem San Stefano das Fürstentum sehr stiefmütterlich bedacht hatte, zuckten in Berlin die russischen Bevollmächtigten die Achseln, als Ristić sie um Unterstützung ansprach, um auf dem Kongreß gehört zu werden, ja, sie selbst trieben die Serben den Habsburgern in die Arme; Graf Schuvalov riet Ristić mit großem Ernst, sich auf jeden Fall mit Oesterreich-Ungarn zu verständigen und nichts gegen Andrassys Absichten zu tun. Nachdem Serbien die bittere Erfahrung verkostet hatte, daß es, ohne von Petersburg geschützt zu werden, von Wien aus dem Sandžak verdrängt wurde, und daß gegen die Abtretungen an der bulgarischen Grenze, mit denen Oesterreich-Ungarn es entschädigen wollte, Rußland aufstand, warfen Schuvalov und Jomini seinem Vertreter den mageren und verlogenen Trost hin, daß der Verlust Bosniens und der Hercegovina nur vorläufig sei, da der Zar in spätestens fünfzehn Jahren mit der Donaumonarchie abrechnen werde.

Obwohl Fürst Milan schon 1877 einem Sendling der Pforte, Pertev Effendi, gelobt hatte, daß er nie mehr Beziehungen zur russischen Regierung suchen werde, gab ihm doch erst die aufpeitschende Mißhandlung Serbiens durch Rußland im folgenden Jahre den erwünschten Vorwand, seiner Neigung für Wien aus Herzensgrund zu frönen. In Petersburg wußte man nur zu gut, daß an diesem Obrenović alle Künste vertan waren; Enttäuschung über, Drohung gegen Serbien klang in dem Trinkspruch an, in dem

Alexander III. den montenegrinischen Nikola seinen einzigen Freund nannte, aber ganz ließ man die Fäden nie abreißen. Der Liberalenführer Ristić, der trotz allem an der „geschichtlichen Wahrheit“ festhielt, daß Serbien zur Erfüllung seiner nationalen Ideale nichts ohne Rußland tun könne, wurde 1885 vom Zaren sehr liebenswürdig empfangen; die radikale Partei verbarg ihre Russenfreundschaft nicht, und 1886 gestand Giers einem deutschen Diplomaten, daß er öfters aus Serbien um Unterstützung angerufen werde; Ristić stehe mit einflußreichen Leuten in Moskau und Petersburg in Briefwechsel, der aus Belgrad vertriebene Mitropolit Mihailo lebe in Rußland, und selbst König und Königin hätten sich, da die Anlehnung an Oesterreich dem Hause Obrenović nichts genützt habe, mehrfach bemüht, wieder in Gnade angenommen zu werden. Aber erst als Milan in der Versenkung verschwand, atmete Petersburg auf und legte nachher bereitwillig die zwei Millionen auf den Tisch, mit denen dem abgedankten Herrscher die serbische Staatsangehörigkeit abgehandelt wurde. Da Ristić 1890 mit dem dreizehnjährigen Aleksandar am Zarenhof erschien, leuchtete die Gunst des Kaisers über beiden; er versprach nicht nur, sich zu gegebener Zeit nach einer Braut für den jungen König umzusehen, sondern zerstreute auch des Regenten Besorgnis, daß Bosnien und Hercegovina endgültig an Oesterreich - Ungarn fallen könnten, mit einem kräftigen: „Das wird niemals sein!“ Dafür war die Aussöhnung Rußlands mit Bulgarien auch ein Peitschenhieb für Serbien wegen der Rückkehr Milans, und ein Zwischenspiel nur blieb es, daß Aleksandar 1895 auf Novakovićs Rat den Geheimvertrag mit Oesterreich - Ungarn dem russischen Gesandten Rosen aushändigte.

Als 1897 des Königs Vater, der wie kein Obrenović das Moskowitertum hatte, wieder ganz fest im Sattel saß, und Vladan Djordjević als Ministerpräsident die aus hundertjähriger Geschichte gewonnene Erkenntnis ausmünzte, „daß Serbien selbst dann, wenn es jedem Befehl aus Petersburg blind gehorchte und sich wie eine richtige russische Provinz benahm, dennoch nie von Rußland eine wirkliche Wohltat erlebte“, preßte sich der Unmut des zweiten Nikolaus in den Stoßseufzer: „Mit den Serben ist nichts zu machen, man muß sie ihrem Schicksal überlassen.“ Immerhin gedachte man dem Schicksal ein wenig nachzuhelfen. Die Forderung, daß Serbien über Nacht fünfeinhalb Millionen Zinsen für Summen zahlen solle, die ihm 1876 und 1878 Rußland zu Kriegszwecken vorgestreckt hatte, verrammelte dem Lande den Pariser Geldmarkt und machte auch die Berliner und Wiener Finanzleute kopfscheu, so daß es keinen Heller eines arg benötigten Darlehens aufzutreiben vermochte. Im gleichen Jahre 1897 war der Empfang des Thronprätendenten Petar Karadjordjević durch den Zaren, der mit ihm „die kritische Lage in Serbien“ besprach, mehr als eine knüppel-dicke Drohung. Wie ein Gottesgeschenk kam da die Verbindung Aleksandars mit Draga Mašin, derentwegen das Kabinett Djordjević abtrat und Milan, mit seinem Sohne tödlich überworfen, für immer Serbiens Staub von den Schuhen schüttelte. Entschlossen, den Familienskandal ergiebig zu nutzen, riet Petersburg zu der Heirat mit der Frau, von der des Bräutigams Vater schrieb: „Das ganze Volk ist gegen die Hure!“; zur Verlobung ließ der Selbstherrscher aller Reußen herzlichst Glück wünschen; bei der Hochzeit vertrat der Gesandte Mansurov den Zaren, der das ehrenvolle Amt des ersten Trauzeugen über-

nommen hatte, und am Beilager des ungewöhnlichen Pärchens pflanzte der russische Einfluß seine Fahne auf!

11.

Von den anderen Großmächten, die während des russisch-türkischen Krieges und des Berliner Kongresses auf die Bühne traten, stand Deutschland innerlich der Orientfrage am fernsten. Wohl wurde die öffentliche Meinung anders als in Goethes Tagen von Krieg und Kriegsgeschrei „hinten weit in der Türkei“ aufgewühlt. Wenn die Wiener Blätter, wie sie 1885 erfundene Siege ihres Schützlings Milan in die Welt posaunten, zwischen 1876 und 1878 in der Verleumdung der slawischen Raja Hofjournalen des Sultans glichen, so saß ihre Brille der deutschen Presse noch nicht auf der Nase. Aber die Parteien der Linken, namentlich die Sozialdemokraten, blendete der Haß gegen den Zarismus so, daß sie im Balkanproblem nichts als einen Hebel moskowitischer Machtgelüste sahen; für Wilhelm Liebknecht war die Unzufriedenheit der türkischen Christen „zu neunundneunzig Hundertsteln eine russische Lüge und das übrige Hundertstel zu neunundneunzig Hundertsteln russisches Fabrikat“, und die „freiheitdürstenden Südslawen“ tat er höhnisch wie Potemkins Pappdeckeldörfer ab. Der Föderalist Konstantin Frantz dagegen eiferte, daß die Türkenherrschaft nie etwas anderes sei oder sein könne „als eine Gewaltherrschaft, die sich auf den Säbel stützt und das Bewußtsein einer gegenseitigen sittlichen Verpflichtung zwischen Regierenden und Regierten nicht aufkommen läßt“; der Kulturhistoriker Friedrich von Hellwald prägte seine Meinung scharf aus: „Wer für die Erhaltung der

Türkei plädiert, will den Aufschwung der heutigen Raja nicht, wer diesen aber nicht will, der ist einfach ein Feind der europäischen Gesittung", und selbst Treitschke, der den frevlen Grundsatz: Macht geht vor Recht! in die Grundpfeiler des preußischen Herrenstaates meißelte, erwärmte sich für das sittliche Recht der unterdrückten Raja, erkannte in der nationalen Bewegung der Balkanvölker eine geschichtliche Notwendigkeit und wies den Osmanen die Tür: „Für ein Volk von Rittern und Rentenverzehrn ist in Europa keine Stätte mehr“. Nur für den verantwortlichen Leiter der deutschen Politik waren Balkan und Orient kein Ding an sich. Seit 1871 galt Bismarcks ganzes Streben dem Schutz gegen französische Revanchegeleüste und der Abwehr der demokratischen Flutwelle; sein Ziel hieß, „die Freundschaft zwischen den großen Monarchien erhalten, die der Revolution gegenüber mehr zu verlieren als im Kampf untereinander zu gewinnen haben“. Da er als Rückendeckung gegen Frankreich wie gegen die Revolution weder Rußland noch Oesterreich-Ungarn entbehren konnte, brachte er die drei Kaisermächte, die auch ihr Anteil an der polnischen Beute aneinanderband, auf der Grundlage einer neuen Heiligen Allianz zusammen, und selbst als das Dreikaiserbündnis durch Zweibund und Dreibund ersetzt wurde, sicherte er sich insgeheim durch den Rückversicherungsvertrag die Freundschaft des Zarenreichs. Mit äußerstem Mißtrauen betrachtete er dabei die Balkanfrage, weil sie zuerst durch ihre Wirkung auf Wien und Petersburg eine Sprengkapsel unter das Dreikaiserbündnis zu schieben drohte und ihn später vor eine höchst unerwünschte Wahl zwischen dem österreichischen Bundesgenossen und dem russischen

Freunde stellen konnte. Wenn denn Wilhelm I. „als mächtigster christlicher Souverän“ gelegentlich den „unzivilisierten Türken“ ans Leder wollte, die durch jahrhundertelange willkürliche Bedrückung ihre christlichen Untertanen zum Aufstand gezwungen hätten, so bewahrte und empfahl sein Kanzler in den Balkandingen „gänzliche Abstraktion von den gemüthlichen Regungen“. Die Frage, „ob wir über die orientalischen Wirren mit England, mehr noch mit Oesterreich, am meisten aber mit Rußland in dauernde Verstimmung geraten“, war ihm „für Deutschlands Zukunft unendlich viel wichtiger als alle Verhältnisse der Türken zu ihren Untertanen und zu den europäischen Mächten“; er spottete über „das bißchen Hercegovina“, bezeichnete es als unerheblich, „ob Bosniaken und Hercegoviner ein wenig besser oder schlechter regiert werden“, und in den achtziger Jahren erklärte er es im Reichstag für „vollständig gleichgültig, wer in Bulgarien regiert und was aus Bulgarien wird“.

Daß Andrassy dereinst gegen Bedrohung seines engeren Vaterlandes Schutz bei den Südslawen statt bei Preußen gesucht habe, machte ihm Bismarck 1871 zum Vorwurf, aber fünf Jahre später war er bereit, der Südslawenpolitik Rußlands tätig unter die Arme zu greifen, falls der Zar Deutschland den Besitz des Elsasses und Lothringens verbürge. Seiner Grundanschauung aber entsprach es, daß bei den ersten Anzeichen der Gärung in Bosnien die Dreikaisermächte der Pforte den Rat übermittelten, die Unruhen mit überlegener Truppenzahl niederzuschlagen, und als gleichwohl die Orientfrage wie der Geist aus der Flasche stieg, erwog Bismarck immer

wieder die Teilung des Balkans in Einflußgebiete als beste Lösung; das Einvernehmen der drei Kaisermächte beruhte ihm „auf der Voraussetzung, daß Oesterreich Rußland in Bulgarien und Rußland Oesterreich in Bosnien und Serbien freien Spielraum läßt und daß Serbien gleich Bosnien in der österreichischen, Bulgarien als in der russischen Interessensphäre liegend angesehen werde“. Oesterreich-Ungarns Wendung nach Südosten, die es für immer von der deutschen Frage ablenken mußte, förderte er aus ähnlichen Gründen wie Frankreichs afrikanische und asiatische Pläne, und früh schon ermunterte er Wien zur Besetzung Bosniens und der Hercegovina. Auf dem Kongreß spielte bei seiner Unterstützung Andrassys auch der Wunsch mit, sich den Verbündeten von morgen zu verpflichten, und ebenso sprang Wilhelm II. der Serbenpolitik des Ballplatzes bei, indem er 1889 Milan durch einen Appell ans Pflichtgefühl die Abdankung zu verleiden suchte. Daß ihm aber seine Haltung 1878 den Haß Petersburgs eintragen werde, ahnte Bismarck nicht, denn mit derselben inneren Ueberzeugung mühte er sich, daß Rußland die östliche Hälfte der Balkanhalbinsel gewahrt bleibe. Besonders Fürst Alexander bekam es zu spüren, daß der deutsche Staatsmann Bulgarien als Kräutlein Rührmichnichtan im russischen Garten betrachtete; niemand brachte ihm so kränkend zum Bewußtsein, daß er nur ein türkischer Vasall war, und wagte den zynischen Ratschlag, sich auf Gnade und Ungnade den Russen zu ergeben und sich im Notfall sogar deutschfeindlich zu gebärden; nachher wütete Bismarck, daß sich der Battenberger nicht ganz den Moskowitern verkauft habe: „Wenn er etwas anderes als ein russischer Statt-

halter sein wollte, so hat er seine Stellung verkannt". Auch der Abordnung aus Sofia, die nach dem Sturz des Fürsten die europäischen Hauptstädte bereiste, wurde in Berlin bedeutet, daß es für die Bulgaren vor allem darauf ankomme, Petersburg zu Willen zu sein, und im Rückversicherungsvertrag von 1887 erkannte Deutschland „die historisch erworbenen Rechte Rußlands auf der Balkanhalbinsel“ und die „Rechtmäßigkeit seines vorwiegenden und entscheidenden Einflusses in Bulgarien“ an und versprach, Alexanders Rückkehr zur Regierung auf keinen Fall zu dulden.

Aber langsam wandelte sich nach Bismarcks Beseitigung die Haltung Berlins zur Türkei, je weiter der 1888 mit dem Bau der anatolischen Bahn begonnene wirtschaftliche Vorstoß nach dem Osten drang, und je mehr der allmählich aufdämmernde Gegensatz zu England dem osmanischen Reich eine militärische Bedeutung für Deutschland verlieh. Hätte der erste Kanzler noch Rußlands „physische oder diplomatische“ Festsetzung in Konstantinopel gern gesehen, so lief die Politik Wilhelms II. in der Sorge um die Unversehrtheit der Türkei Oesterreichern und Engländern den Rang ab. Daß sich Bismarcks Gleichgültigkeit gegen die Selbständigkeitsbestrebungen der Balkanvölker in Abneigung gekehrt hatte, da sie den Osmanenstaat von innen aushöhlten, erwies Deutschland im griechisch-türkischen Kriege, und wenn 1875 das Manifest des bosnischen „Zentralbefreiungsausschusses“ Hoffnungen auf „das ruhmreiche, stolze Preußen“ ausgesprochen hatte, so vernahm 1898 die unter dem Druck muselmanischer Paschas und Spahis ächzende Raja der europäischen Türkei mit Bitternis, wie sich der kaiserliche

Orientreisende zum Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner ausrief.

12.

Auch Englands Handel und Politik sah, während Frankreich erst durch die Nachwirkung von 1870 an die Wand gedrückt war und seit 1891 auch in der Orientfrage im Kielwasser des russischen Bundesgenossen schwamm, über die slawischen Provinzen des türkischen Reichs kühlen Auges hinweg, aber knurrend richtete sich der britische Leopard auf, sobald Rußland nach den Meerengen zu greifen schien. 1877 rammte Lord Derby als Leiter des Foreign Office eine deutliche Warnungstafel ein: Finger weg von der freien Verbindung zwischen Europa und Asien durch den Suez-Kanal, denn ein Versuch, diese Wasserstraße zu sperren, gelte als Bedrohung Indiens und schwere Schädigung des britischen Welt Handels; Finger weg auch von Konstantinopel, das militärisch, politisch und kommerziell zu wichtig sei, als daß es in andere Hände übergehen dürfe; Finger weg endlich von den Bestimmungen über Donau- und Dardanellen-Schiffahrt! Schon 1871 hatte Andrassy dem englischen Botschafter die gemeinsamen Interessen am Schwarzen Meer, längs der Donau und in Konstantinopel klar gemacht und dargetan, daß Oesterreich-Ungarn, falls Rußland gegen Indien vorgehe, ihm „ein mächtiges und unmittelbar wirkendes Zugpflaster auf den Rücken zu setzen vermöchte“. Auch in den folgenden Jahren begegneten sich Downingstreet und Ballplatz in der Mißbilligung des südslawischen Freiheitskampfes auf dem Balkan, der beiden als Vorpostengefecht des russischen Ringens um

die Weltherrschaft erschien. Darum erklärte sich England 1875 gegen das Berliner Memorandum, das das Joch der bosnischen Raja etwas lockern wollte, darum drohte es 1876 den Serben, daß sie durch den Angriff auf die Türkei die Bürgschaften des Pariser Friedens einbüßten, und kein Staat sich nachher dem osmanischen Einmarsch in ihr Land widersetzen dürfe, darum verhöhnte im gleichen Jahr „*Morning Post*“ die Forderung einer bulgarischen Amtssprache als albern, da von den vielen in der europäischen Türkei gebräuchlichen Mundarten nur Türkisch und Griechisch eigentliche Sprachen seien, und darum schreckte der britische Botschafter in Petersburg den Zaren mit der Aussicht, daß selbständige kleine Balkanstaaten der republikanischen Staatsform zutreiben könnten. Aber bei Worten und Papieren hatte es nicht sein Bewenden. Um die Einrede gegen das Berliner Memorandum zu unterstreichen, warf ein britisches Geschwader in der Besika-Bai Anker, und als im Januar 1878 die russischen Bataillone zwei Marschstunden von Konstantinopel Minarets und Moscheen des ersehnten Zarigrad in erreichbarer Nähe schimmern sahen, geboten ihnen, gefechtsklar in die Dardanellen einlaufend, Kriegsschiffe mit dem Union-Jack am Heck ein jähes Halt. Das rüstige Schleifen des britischen Schwertes gab dem Rundschreiben Salisburys vom 1. April 1878 Gewicht, das einen unter russischen Auspizien gegründeten mächtigen Slawenstaat auf dem Balkan unbedingt ablehnte. Acht Wochen später verständigten sich Brite und Moskowiter in London augenzwinkernd wie über die Aneignung Bessarabiens und kleinasiatischer Gebietsstriche durch Rußland so über die Verstümmelung Bulgariens zugunsten

Englands. Auf dem Berliner Kongreß wiederum suchte der britische Vertreter, der auch, nach Absprache mit Wien, das Habsburgerreich als Verwalter von Bosnien und Hercegovina vorschlug, mit aller Gewalt Vranja, Pirot und Trn statt an Serbien an Bulgarien zu bringen, das die strategischen Punkte des Sandžaks Sofia der Türkei überlassen sollte und dafür Entschädigung verdiente.

Aber wenn auch nach dem Kongreß eine Abordnung ostrumelischer Bulgaren unter allen Diplomaten am Goldenen Horn einzig bei dem britischen Gesandten gleich zudringlichen Bettlern empfangen wurde, so kannte England doch eine andere Strömung, die nicht allein der Wut der durch den Staatsbankrott geschädigten Pforten-Gläubiger entsprang. Als Gladstone 1876 in seinem „*The bulgarian horrors and the question of the East*“ die osmanische Barbarei an den Schandpfahl nagelte und der Vertreibung der Türken aus Europa das Wort redete, waren in kurzem vierzigtausend Stück der Schrift verkauft und bis September 1876 über zweihundertfünfzig Entrüstungs-Meetings abgehalten. Während der konservative Ministerpräsident Disraeli-Beaconsfield Serbiens Vorgehen gegen die Türkei auch moralisch verdonnerte, bescheinigte der große Führer der Whigs 1876 Serben und Montenegrinern, daß sie mit vollster Sittlichkeit handelten. Als 1880 Gladstone mit den Liberalen zur Regierung gelangte, sprach er in der Antwort auf eine Begrüßungsdepesche des Sobranje seine guten Wünsche für eine ehrenvolle Zukunft des bulgarischen Volkes aus; wenn schon Lord Dufferin, englischer Botschafter in Petersburg, das beste Mittel zur Abdämmung des russischen Einflusses darin sah, den Bulgaren die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche

zu erleichtern und sie gerade dadurch von Rußland loszulösen, so wurde jetzt ihr Land, das sich gegen die zarische Vormundschaft auflehnte, von heute auf morgen zu einem Hätschelkind der Londoner Politik, und nur die Hoffnung auf seine Base Viktoria von England trieb den Battenberger in seinem Widerstand gegen Petersburg so weit. Aber zum Unheil der Südslawen war es, daß in den neunziger Jahren der konservative Salisbury Italien, um es von Afrika und Mittelmeer abzuziehen, mit der Nase auf Albanien stieß, und mehr noch, daß auch er jetzt an eine Teilung der europäischen Türkei dachte, denn sie sollte nicht nur Rußland an die Dardanellen bringen, die ein gut Teil ihrer Bedeutung verloren, seit England als Schutzwall für seine wichtigste Kolonie einen von Aegypten bis Indien reichenden Festlandsblock plante, sondern auch Oesterreich-Ungarn durch Besetzung serbischer, albanischer, montenegrinischer und makedonischer Gaue den Weg nach Salonik freimachen.

13.

War die Flankendeckung eines Vormarsches auf dem Balkan die eine Achse der österreichisch-ungarischen Orientpolitik, so drehte sie sich fast ebenso um die Furcht vor Entstehung eines großen Südslawenstaates, der wie ein Magnet auf die gebüttelten Volksgenossen des Habsburgerreiches wirken mußte. Andrassy, der selber 1849 als Rebell kaum dem Strang entgangen war, zitterte vor der revolutionären Flamme, die aus dem bosnisch-hercegovinischen Aufstand nach den südslawischen Strichen der Donaumonarchie hinüberzüngelte. Aus diesem Grunde verweigerte Franz Josef 1876 dem Zaren die Zustimmung

zur politischen Autonomie der beiden Provinzen; aus dem gleichen Grunde hinderte Andrassy im folgenden Jahre Milan an einem Einfall in Bosnien, der die vom Ballplatz gescheute „revolutionäre Wendung“ heraufzuführen drohte; eben deshalb sperrte die Budapester Konvention von 1877 Serbien und Montenegro für die russischen Truppenbewegungen, denn einmal in Belgrad, nahmen die Russen womöglich die gesamte Regierung Serbiens in die Hand, und vor der Rückwirkung eines solchen Zustandes „auf die slawischen Bewohner unserer Monarchie“ bebte Andrassy. Aehnlich bekannte der Leiter des Ballplatzes in seiner Denkschrift an das britische Kabinett im April 1878, daß der Anschluß Bosniens und der Hercegovina an Serbien und Montenegro oder ihre Verschmelzung mit beiden Staaten Besitz und Ruhe der habsburgischen Grenzländer Dalmatien, Kroatien und Slawonien in Frage stelle: Oesterreich-Ungarn müsse also durch Annexion dieses ganzen südslawischen Komplexes alle nach Vereinigung strebenden Slawen selber unter einen Hut bringen oder sich der Gefahr aussetzen, daß das neue Staatsgebilde, aus Tradition und Interesse auf die Ausdehnung in der Richtung der Stammesverwandtschaft angewiesen, durch seine Anziehungskraft die serbisch-kroatischen Volksschichten des Habsburgerreichs dauernd beunruhige; aus keinen anderen Erwägungen zwang Haymerle im Geheimvertrag von 1881 Milan zur Unterdrückung aller Bestrebungen, „die, von serbischem Gebiet ausgehend, sich gegen die österreichisch-ungarische Monarchie mit Einschluß Bosniens, der Hercegovina und des Sandžaks Novi Pazar kehren“, und auch Kalnoky klagte vier Jahre später dem deutschen Botschafter, daß „die

geringste Bewegung unter den Balkanslawen ihren Widerhall in Bosnien und Südungarn fände“.

Bei Andrassy aber verschwisterte sich der Südslawenfurcht panslawistische Gespensterseherei; Ausfluß dieses auch die Hofburg beherrschenden Panslawistenschrecks war 1888 der Anschnauzer Franz Josefs für Stroßmayer auf dem Manöverfeld von Bjelovar, weil der Bischof von Djakovo zur Neunhundertjahrfeier der Taufe des heiligen Vladimir seinen Segenswunsch nach Kiew gesandt hatte. Aber ob auch auf einem Bankett der slowenischen Nationalpartei nach dem Fall von Plevna zu Ehren Aksakovs die Gläser zusammenklangen, oder nach einem Trinkspruch Jurčičs auf die russischen Waffenerfolge übermütige Laibacher Sokols, wahrscheinlich um die schnüffelnden Polizeinasen zu ängstigen, die Zarenhymne anstimmten, so steckte dahinter noch lange kein Hochverrat und Majestätsverbrechen; kaisertreue Kroaten begrüßten 1877 in aller Loyalität sogar den Erzherzog Albrecht mit der gleichen Weise, weil dieser Habsburger für ein Zusammengeh'n Oesterreichs und Rußlands im slawischen Süden eingenommen war, und Protokolle geheimnisvoller Besprechungen Stroßmayers, Račkis und anderer mit panslawistischen Sendboten aus Petersburg und Belgrad, derentwegen in Kroatien viel Geschrei entstand, erwiesen sich, da man zupackte, als gemeine und plumpe Fälschungen. Ebenfalls 1877 deutete, für die stumpfen Ohren des Ballplatzes freilich zu fein, ein so guter, überzeugter Kern-Oesterreicher wie Adolf Fischhof den Panslawismus als „ein Symptom krankhafter politischer Zustände in der Slawenwelt“, da weder Rasse noch weitläufige Verwandtschaft, sondern nur die Identität

des Stammes und der Sprache einen festen staatlichen Kitt bilde; eine Gesundung der politischen Verhältnisse der West- und Südslawen, die eines gesicherten nationalen und politischen Besitzes entbehrten, nannte der „Weise von Emmersdorf“ das einzige Mittel, „den Panslawismus und dessen Träger für immer unschädlich zu machen“, und meinte achselzuckend, wenn man den Südslawen keine andere Wahl lasse als „zwischen der Bedrückung in der Türkei und der Hintansetzung in Oesterreich einerseits und der Russifizierung andererseits“, sei es natürlich, „daß sie sich für Rußland entscheiden, daß sie von zwei Uebeln das kleinere wählen“.

14.

Aber allenthalben legten es die Sachwalter der Habsburger darauf an, den Südslawen als das größere Uebel zu erscheinen. In Bosnien und Hercegovina ward Andrassys leichtfertige Hoffnung, daß die Besetzung sich als harmloser Parademarsch mit der Regimentsmusik an der Spitze bis Sarajevo vollziehen werde, sehr bald an dem erbitterten Widerstand zu schanden, den unter Führung türkischer Offiziere Moslems und auch Orthodoxe leisteten; das Unternehmen, für das man anfangs mit vier Divisionen reichlich auszukommen glaubte, erforderte am Ende hundertsechzigtausend Mann mit rund dreihundert Geschützen und kostete gegen dreitausend Mann an Toten, die teils durch Blei und Stahl, teils durch Krankheiten und Anstrengungen hingerafft waren. Als 1882 die Anwendung des Wehrgesetzes in der Hercegovina Unruhen hervorrief, die auch das Aufstandsgebiet von 1869, die dalmatinische Krivošije, ergriffen, stellte man gewitzter sofort gegen die allerhöchstens zehntausend Rebellen eine

Streitmacht von sechzigtausend Mann auf. Mit Militär und Gendarmerie gelang es den österreichisch-ungarischen Behörden ziemlich schnell, ungewohnte Güter wie Ruhe und Ordnung über die Okkupationsprovinzen zu verbreiten. 1869 hatte der Franziskanerpater Anto Knežević in seinem „Blutbuch“ die „liebe Heimat Bosnien“ angeredet: „Wohin sind deine Aecker, deine Weinberge, deine Felder, deine Gärten, wohin die glänzenden Höfe und Paläste, wohin die Wege und ebenen Straßen geraten? Nichts hast du, alles verfiel, alles bei dir ward Wüste, denn schlimmer als Bären und Wölfe, die sich doch hin und wieder legen, sind die schrecklichen Türken,“ und das „Memorandum, gerichtet an die europäischen, christlichen, die Pariser Verträge garantierenden Großmächte über die gegenwärtige Lage und die Leiden der Christen in Bosnien“ von 1873 tat dar, daß es der Raja nicht einmal gestattet sei, frei an Moslems auf offener Straße vorbeizugehen, und zählte Raub, Mord und Brandstiftung aller Art auf. Jetzt empfand männiglich die seit Generationen nicht mehr gekannte Sicherheit der Person und des Eigentums als große Wohltat.

Doch mit nichten sprang Bosnien-Herzegovina aus der mittelalterlichen Anarchie eines asiatischen Despotismus in die geordnete Verwaltung eines nachmärzlichen Großstaates, denn was Benjamin von Kallay, als gemeinsamer Finanzminister für mehr denn zwei Jahrzehnte der unumschränkte Gebieter in den Okkupationsprovinzen, aufrichtete, war der hüllenlose Polizeistaat des achtzehnten Jahrhunderts, der mancherlei für, aber nichts durch die Untertanen zustande brachte. Die geistige und politische Bewegungsfreiheit der Bevölkerung erdrosseln hieß

diesem eingefleischt selbtherrlichen Magyaren der Kern des bosnischen Problems; Polizei war sein erstes, Polizei sein letztes Wort, und Schwärme von Spitzeln und Angebern bildeten die Garde seines Vizekönigtums. Ringsum die Südslawen arbeiteten mit einer Volksvertretung; Slowenen saßen im Krainer, Kärntner und Görzer Landtag; Dalmatien verfügte über ein Landesparlament; die Kroaten hatten ihren Sabor, die Serben ihre Skupština, die Bulgaren ihr Sobranje, sogar in Ostrumelien, bis 1885 doch türkische Provinz, gab es eine parlamentarische Körperschaft; nur der Sohn Bosniens und der Hercegovina mußte vor der unerforschlichen Weisheit und unerbittlichen Willkür seiner Regierer wie ein stummer Hund kuschen; nicht einmal in der Gemeindeverwaltung durfte er seine Kräfte regen. Zugleich war diese Selbstherrschaft Fremdherrschaft. Im Lande wurden 1880 schon 4510 österreichische und 11 765 ungarische Staatsbürger gezählt, und da es bald Begehrlichkeit und Eifersucht beider Reichshälften anstachelte, bemühten sich Wien und Budapest, möglichst viele der Ihren dorthin zu schieben; 1895 saßen bereits 24 018 Oesterreicher und 42 358 Ungarn, unter diesen allerdings 32 754 aus Kroatien und Slawonien, in den Okkupationsprovinzen. Darunter waren fleißige Arbeiter, tüchtige Verwalter, rechtliche Obere, aber die anderen, entgleiste Offiziere, unfähige Beamte, zweifelhafte Patrone, die alle für Bosnien noch gut genug waren, hatten zu allerhand Mißbrauch und Untat die Hände um so eher frei, als noch nicht einmal Montesquieus Forderung der Teilung der Gewalten erfüllt war, und die Bezirksämter die politische Verwaltung mit der unteren Gerichtsbarkeit vereinigten; welch eine Quelle

der Willkür für die Amtstyrannen, der Erbitterung für die Bauern war allein die sinnreich ausgetüftelte Bestimmung, die das Halten von Hofhunden zu einem Märtyrertum machte! Daß Oesterreich-Ungarn in dem bislang verkehrsarmen Lande sofort Straßen anlegte und Bahnen baute, streute manchem Fremden Sand in die Augen, der nicht bemerkte, daß hier wie dort strategische Gründe den Ausschlag gaben. Dafür entgingen dem oberflächlichen Betrachter Uebel wie die Vernachlässigung des Unterrichtswesens. Da nach Kallays zynischem Wort ein Gendarm wichtiger als fünf Lehrer war, wurde wohl die Wehrpflicht, aber nicht die Schulpflicht eingeführt; neben den Lehranstalten der Glaubensgemeinschaften gab es 1880 erst achtunddreißig allgemeine Volksschulen, die sich bis 1900 auf hundertdreiundneunzig vermehrten; insgesamt lernten am Jahrhundertende zweiunddreißigtausend Kinder, noch nicht ein Sechstel des schulfähigen Nachwuchses, zur Not Lesen und Schreiben. Aber wenn sich auch schon bald nach Festsetzung der Oesterreicher die Unzufriedenheit tief einfraß, fehlte ihr doch in einem Lande ohne Preßfreiheit, ohne Versammlungsfreiheit, ohne Vereinsfreiheit der politische Ausdruck. Erste bescheidene und schüchterne Auflehnung des serbischen Volksteils war die lange Beschwerdeschrift, die 1896 von vierzehn orthodoxen Kirchengemeinden dem Kaiser überreicht wurde, denn da sich die k. und k. Verwaltung 1880 durch Vertrag mit dem ökumenischen Patriarchat das Recht der Mitropoliten-Ernennung ausbedang, darauf gestützt eine ergebene pravoslave Geistlichkeit heranzuziehen unternahm und selbst die Feier hoher serbischer Festtage wie des heiligen Sava zu verbieten wagte, brach die Miß-

stimmung der Massen auf kirchlichem Felde ins Freie; der erbitterte Streit für stärkeren Einfluß der Laien in der Kirchenverwaltung, der, namentlich in der Gegend von Sarajevo und Mostar, durch Jahre zur Abkehr vom Gottesdienst führte, war eine Vorfrucht des bewußten nationalen Kampfes.

Aehnlich wie in Bosnien ging es bei den Serben Süd-ungarns, nämlich der Vojvodina, zu, obwohl sie längst begonnen hatten, sich unter Svetozar Miletićs Fahne politisch zu sammeln. Der Druck des Magyarentums, die Unmöglichkeit parlamentarischer Entfaltung, die Minderung der geistigen Bedeutung der Stadt Neusatz für das gesamte Serbentum ließen ihre politische Tatkraft lahmen und ihr nationales Bewußtsein verkümmern. Wo die natürlichen Gesetze der politischen Statik aufgehoben waren, zerrieben und zerrissen sich, statt eine Front gegen Budapest zu schließen, die Serben im Hader untereinander. Die Jahre 1875 bis 1878 hatten den nationalen Gegensatz zu den Magyaren scharf ausgeprägt, da dem türkischen Sieger über Milans Truppen Abdul Kerim Pascha aus der ungarischen Hauptstadt ein Ehrensäbel zukam und osmanische Softas, Träger des islamischen Fanatismus, von Budapester Studenten, Trägern des magyarischen Chauvinismus, jubelnd empfangen wurden. Aber der Drang, Ruhe zu haben und an die Krippe zu gelangen, weckte 1884 bei einigen satten „Notabilitäten“ die im Programm von Velika Kikinda sich aussprechende Neigung, mit den Magyaren durch dick und dünn zu gehn. Kaum war dieser Versuch der Gründung einer „Herrenpartei“ an dem Unwillen der Anhänger des

Programms von Veliki Bečkerek und der Neuen Jugend, der *Nova Omladina*, gescheitert, als sich Miletićs Nationalpartei spaltete. Die von Jaša Tomić aus ihren jüngeren, entschlosseneren und demokratischeren Mitgliedern geformte Serbische Radikale Partei übernahm die „*Zastava*“, während sich die anderen unter Dr. Mihailo Polit-Desančić um das Blatt „*Branik*“ scharten. Aber bald ebte der politische Kampf zu einem Kirchenstreit ab. Da sich die hohe orthodoxe Klerisei nicht gutwillig die Leitung der Masse entwinden lassen wollte und sich lieber gegen das eigene Volk mit den magyarischen Machthabern unter eine Decke steckte, entfesselte 1882 die Ernennung des nur in Budapest angesehenen German Andjelić zum Patriarchen von Karlovci einen durch Jahr und Tag währenden Krieg um die kirchliche Selbstverwaltung. Wohl war auch das ein Kampf für die Demokratie gegen die Hierarchie und, da der „*Srbobran*“ 1887 die Befürchtung kundgab, daß sich die Serben ohne nationale Kirchenautonomie in einigen Jahren in Magyaren oder Kroaten verwandelten, ein Widerstand gegen die Entnationalisierung, die das Serbentum der Vojvodina an mehr als einer Ecke annagte, doch da sich die serbischen Ansprüche vielfach noch immer auf die vermoderten Privilegien versunkener Jahrhunderte beriefen, wurde dieser Kampf in schwächerer Form geführt, dieser Widerstand in verzerrter Gestalt geleistet, als es einem entwickelten Volk ziemte. Laut klagten einige feurige Köpfe der jüngeren Generation am Jahrhundertende, daß sich die Serben Ungarns nur auf der Ebene der kirchlichen Frage tummelten und im politischen Streit ihre Stimme verstummt sei.

Nicht minder lastete auf den Kroaten schwer der magyarische Druck. Auf Grund des Ausgleichs wurden immer mehr Stockmagyaren in die gemeinsamen Behörden der Finanz-, Forst-, Post- und Eisenbahnverwaltung eingeschoben. Hatten 1840 erst 3250 Magyaren in Kroatien und Slawonien gesessen, so waren es 1880 41 400, 1890 68 794. Die früher selten gehörte Sprache Arpads drang mit ihnen in die Aemter ein, und obwohl trotz des 1875 verfügten allgemeinen Schulzwanges noch am Ausgang des Jahrhunderts zwei Fünftel der schulpflichtigen kroatischen Jugend des Unterrichts entbehrten, wurden für den Nachwuchs dieser Zuzüglinge magyarische Schulen eröffnet; 1894 führten gar die Realschulen Magyarisch als „relativ-obligatorisches“ Fach ein. Die immer dreistere Magyarisierung eines in Kern und Schale slawischen Landes lud das Volk mit starker Erbitterung. Der Versuch, 1883 an den Finanzämtern Schilder auch mit magyarischer Inschrift anzubringen, endete mit Aufläufen und Unruhen in Agram und in der Provinz, aber da die staatlichen Hoheitszeichen herabgerissen auf der Straße lagen, wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt und General Ramberg als königlicher Kommissar mit außerordentlichen Vollmachten bestellt. Wohl kamen jetzt die „stummen“ Wappenschilder ohne jede Inschrift in Uebung, aber zugleich trat der junge Graf Khuen-Hedervary als Banus an die Spitze des Landes. In Slawonien geboren und begütert, war er doch im Herzen Magyar und jedenfalls von der „ungarischen Staatsidee“, der Vorstellung, daß alle Länder der Stefanskronen ein unteilbares Ganzes bildeten, tief durchdrungen. Ein offener

Kopf und eine harte Faust, brachte er den festen Entschluß mit, jeden Widerstand zu biegen oder zu brechen, und schon die ersten Erfahrungen seines Amtes bestätigten seine verächtliche Einschätzung der Menschen. Entsittlichung und Gewalt waren die Merkmale seiner Herrschaft, die zwanzig lange Jahre Kroatien duckte und entwürdigte. Der „Bauernbanus“ Mažuranić, der 1880 dem „Kavalierbanus“ Pejačević Platz machte, hatte 1875 erklärt, es müsse endlich aufhören, „daß die Beamten das Volk als ihr Erbteil und seine Ausbeutung als ihren Beruf betrachten“, aber was an rechtlichen und nackensteifen Männern in den Amtsstuben saß, flog unter Khuen-Hedervary unbarmherzig aufs Pflaster, und nur allzuviel Streber und Gesinnungslumpen fanden sich, die allzu bereit auch der frechesten Willkür des neuen Herrn dienten und dabei munter am Mark des Volkes schmarotzten. Die Polizeibüttel machten die 1874 erlassenen Gesetze über Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit zu einem wertlosen Wisch, und obwohl das Jahr 1875 die Trennung von Verwaltung und Rechtsprechung gebracht hatte, blieb, besonders nach Ausmerzung der Schwurgerichte für Preßvergehen, die Gerichtsbarkeit die gehorsame Magd der politischen Behörden, die selbst widerspenstige Abgeordnete auf einen Wink von oben in den Kerker warf.

Uebermäßiges Kopfzerbrechen allerdings bereitete der Sabor dem Banus nicht. Nach Erhöhung des Zensus durch die Wahlrechtsreform von 1888 hatten von je tausend Einwohnern Kroatiens noch nicht zwanzig das Stimmrecht. Dazu schuf eine raffinierte Wahlkreisgeometrie große Abstimmungsbezirke dort, wo die Regierung keine sicheren Aussichten hatte, kleine dort, wo Khuen-

Hedervary sich auf seine Leute verlassen konnte; so gab es Wahlkreise von nicht mehr als achtzig Wählern, von denen obendrein über die Hälfte Beamte waren! Die kaltblütige und planmäßige Fälschung der Wählerlisten, so daß selbst Tote ihre Stimme für die Regierung abgaben, half weiter, und das öffentliche Votum erlaubte am Wahltag selbst, sofern mißliebige Wähler nicht durch die Kolben der Gendarmen ferngehalten wurden, den unverschämtesten Stimmenkauf. Wenn das Spektakulum, das sich kroatische Wahlen nannte und unter reichlich fließendem Wein und Zigeunermusik von statten ging, auch in aller Welt berüchtigt wurde, so erfüllte es doch seinen Zweck, indem es dem Banus jedesmal, 1884, 1887, 1892 und 1897, eine stattliche Mehrheit auf den Tisch schüttete. Erschien die Opposition wirklich einmal in unerwünschter Stärke im Landtag, so wurden kurzerhand ein paar Mandate für ungültig erklärt, und im Sabor selbst gestattete die Verschärfung der Geschäftsordnung seit 1884, unbequeme Mahner durch Ausschluß von den Sitzungen für sechzig Tage mundtot zu machen; in diesem Jahre erlebte das Land das niederziehende Schauspiel, daß David Starčević, Neffe des Führers der Rechtspartei, von zwölf Gendarmen aus dem Parlamentssaal geschleift wurde.

Da durch Polizei und Gendarmerie, Bajonette und Handschellen die Ruhe des Totenackers über Kroatien lag, führte der Stillstand des politischen Blutkreislaufs zur Zersetzung der Parteien. Die Nationalpartei ließ sich von Khuen-Hedervary durch die Drohung, den Ausnahmezustand zu verhängen, wenn ihm der Landtag eine Mehrheit weigere, einschüchtern und verwandelte sich in eine magyarisch gesinnte Mamelukenpartei, die zu allen

Wünschen und Forderungen des Banus pagodenhaft mit dem Kopf nickte. Ihre Ueberlieferungen aus den sechziger Jahren hütete und ihr Blatt „*Obzor*“ übernahm seit 1880 die Unabhängige Nationalpartei, die durch Absplitterung Mato Mrazovičs mit zweiundzwanzig Abgeordneten entstanden war. Aber da auch sie sich den gegebenen Tatsachen zu sehr anschmiegte, wurde sie von Starčevićs Rechtspartei mit ihrem Organ „*Hrvatska*“ auf Tod und Teufel bekämpft. Die dreisten Rechtsbrüche des Regimes und die immer ungescheuter auftretende Magyarisierung trieben Ante Starčević die Hasen in die Küche; die Unterstützung vor allem durch die Jugend und die Geistlichkeit machte seine Partei in dem Jahrzehnt bis 1893 zur stärksten aller politischen Gruppen. Aber wenn sie auch zur Aufrüttelung des Volksbewußtseins vieles tat, so verstopfte doch ihr staatsrechtlicher Doktrinarismus und Dogmatismus manchen Kanal, durch den frisches Wasser in den fauligen Sumpf des Khuen-Hedervaryschen Kroatien hätte rinnen können, und da sich von ihr 1895 die Reine Rechtspartei abspaltete, wurde diese nach Starčevićs Tode unter Dr. Josip Frank mit deutlicher Hinneigung zu Wien zur bewußten Schutztruppe der Habsburger gedrillt. Auch in Dalmatien, dessen Landtag 1884 die Einführung der serbokroatischen Verwaltungssprache beschloß und 1889 neben nur sechs Italienern sechsundzwanzig Kroaten und neun Serben zählte, kam es 1892 zu einem Bruch in der Nationalpartei, da sich ihre jüngeren Anhänger mit den Starčevićianern zur Radikalen Staatsrechtlichen Partei unter Dr. Josip Smolaka und Dr. Ante Trumbić zusammenschlossen. Aber wenn auch hier opportunistische Knochenerweichung nicht selten war, so reichte doch

nichts an die Verfahrenheit der Zustände in Kroatien heran: Khuen-Hedervarys Allmacht sich durch einen blind gehorsamen und gewalttätigen Beamtenapparat durchsetzend, der Landtag nur eine Gesetzbewilligungsmaschine, die Parteien entweder in hilfloser Nachgiebigkeit schwimmend oder in unfruchtbarer Verneinung erstarrt, die Volksmasse stumpf schicksalsergeben oder dumpf verzweifelnd. 1886 schilderte Šandor Gjalskis Roman „In der Nacht“ die Stimmung der Jugend, die in dieser vergifteten Luft heranwuchs: Phrasendrescher und Politikaster die einen, Krippenjäger und Pöstchenhascher die anderen, und auch die Besten noch durch Elend und Hunger zermürt, bis sie als Handlanger des Systems unterkriechen, das alle zerquetscht und entkernt. Erst als während der Anwesenheit Franz Josefs in Agram im Oktober 1895 eine Schar Studenten vor Jelačićs Denkmal eine ungarische Fahne verbrannte und dafür polizeiliche Verfolgung und Verweisung von der Hochschule mit heiterer Gelassenheit auf sich nahm, blies ein frischer Windstoß in die üblen Dunstschwaden.

16.

Erdrückten in Kroatien und Dalmatien die Südslawen immerhin alles andere mit ihrer Mehrheit, so litten die Slowenen, kleiner Stamm von jetzt eineindrittel Millionen, außer in Krain und Görz überall, in Steiermark wie in Kärnten, unter dem besonderen Schicksal, in der Minderheit zu sein. Aber selbst in Krain sahen sie sich in den siebziger Jahren, als in Wien das liberale Ministerium Auersperg-Lasser herrschte, nicht nur von allerhand Nadelstichen gepickt, sondern in ihrer nationalen Ent-

wicklung bedroht: unter dem 1874 ernannten deutschen Landespräsidenten Widmann geriet die Slowenisierung der Mittelschulen aufs tote Gleis, an der Laibacher Realschule wurden die slowenischen Parallelklassen geschlossen und gar Italienisch zum Pflichtfach erhoben, während die Teilnahme an der Einführung in den Geist der Muttersprache den Schülern freigestellt blieb. Durch Strafversetzungen zerstoben die slowenisch gesinnten Beamten und Lehrer wie Spreu vor dem Winde bis in die ferne Bukowina, und da ein Laibacher Richter mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge hielt, daß jedes slowenische Blatt schon als solches konfisziert zu werden verdiene, verfiel „*Slovenski Narod*“ 1876 vierzigmal, 1877 vierundzwanzigmal dem Zugriff der Büttel. In dieser Zeit der Bedrückung gelang es den fünf vom Hundert Deutscher sogar bei den Landtagswahlen, allerdings nicht unter dem gleichen Stimmrecht, die fünfundneunzig vom Hundert Slowenen zu schlagen.

Als sich 1879 in Wien das Kabinett Taaffes gegen den Liberalismus auf Konservative und Klerikale deutschen und slawischen Stammes zu stützen begann, rückten die Slowenen als Mitglieder des Hohenwart-Klubs, der beflissensten Hilfstruppe des Ministerpräsidenten, in die Sonne der Regierungsgunst. Aber da sie zu ihren parlamentarischen Vertretern auch einen Fürsten Windischgrätz, einen Baron Gödel und einen Ritter Schneid erkoren, waren sie diesmal politische Hintersassen des deutschen Feudalismus und in einer konservativen Partei durchaus falsch am Platz; „*Slovenski Narod*“ umriß die Lage mit der richtigen Frage: „Was hätten wir armen Slowenen zu konservieren, die wir ohnehin fast nichts

anderes haben als das unermeßliche und unaussprechliche Weh und Unrecht, das unserem Volke überall angetan wird?“ Auch innerhalb der Regierungsmehrheit, zu der sie nur ein Fähnlein von zweimal sieben nicht immer Aufrechten stellten, wurden die Slowenen als die Kleinen zugunsten der Großen geprellt. Ihnen wurde, während die Tschechen nahrhafte Vorteile aus der Koalition zogen, viel versprochen und wenig gehalten. Wohl wuchs sich Krain mit der Eroberung des Landtags und des Laibacher Gemeinderats durch die Slowenen 1882 und mit der Ernennung des ersten Slowenen zum Landespräsidenten wie zum Bürgermeister der Hauptstadt zur festen slowenischen Trutzburg aus. Seit dem gleichen Jahre mußten seine Gerichte Eingaben auf Slowenisch entgegennehmen; die Verfügung des Justizministeriums sagte begründend, die Slowenen hätten ihre Schriftsprache so entwickelt und erweitert, daß sie zum Gebrauch vor Gericht ohne jede Einschränkung geeignet sei; den richterlichen Beamten in Untersteiermark wurde ihre Erlernung gleichfalls ans Herz gelegt, und 1885 trat Kärnten in den Geltungsbereich jener Verordnung. Auf dem Felde des Schulwesens erfocht sich in Krain die Landessprache das gleiche Recht; 1881 erschien Slowenisch im Laibacher Lehrerseminar als Unterrichtssprache für eine Reihe von Fächern, und am Gymnasium entstanden slowenische Parallelklassen, aber Vorstöße darüber hinaus liefen sich an Einwänden und Vertröstungen matt. Als die Slowenen für die Schulen in Görz und den slawischen Gauen von Steiermark und Kärnten dasselbe wie für Krain heischten, bedauerte man, daß es an Lehrbüchern in slowenischer Sprache fehle; als sie einen Lehr-

stuhl für Slowenisch in Graz verlangten, zuckte man die Achseln, da kein passender Dozent aufzutreiben sei, und von der seit 1848 geforderten Universität in Laibach war schon gar keine Rede. Während Taaffe auf das Drängen der Slowenen ewig zur Geduld mahnte und Verheißungen „auf Kavalierswort“ machte, wurden nicht nur die Bestimmungen über die slowenische Amtssprache von widerborstigen Beamten öfters mißachtet, sondern das deutsche Bürgertum rüstete auch zum Gegenstoß. Die nationale Frage war zu einer Brotfrage geworden, denn in Gebieten mit zweierlei Bevölkerung kam fürder der Deutsche, der als Sohn eines „Herrenvolks“ von dem verachteten „Windisch“ nichts wissen wollte, im Staatsdienst und in der Wirtschaftswelt neben dem beider Sprachen kundigen Slowenen ins Hintertreffen. So begann 1881 der „Deutsche Schulverein“ mit dem Versuch, in der „Südmark“ das Deutschtum mit kräftigem Ellbogenspiel auf Kosten des Slawentums voranzubringen, und allmählich erhitzten sich hüben und drüben die Gemüter, so daß die deutschen Turner 1888 in Laibach eine Gedenktafel für Anastasius Grün nur unter dem Schutz der k. und k. Bajonette zu enthüllen vermochten. Daß sich bei allem die Slowenen an der Nase herumgezogen fühlten, machte 1890 eine Zusammenkunft ihrer Abgeordneten in Laibach offenbar; lebhaftige Klage erging, daß außerhalb Krains von slowenischer Verwaltung nirgends gesprochen werden könne, und eine Resolution verlangte für alle slowenischen Landesteile Volksschulunterricht in der Muttersprache, eine Rechtsakademie und ein Obergericht für Laibach und eine slowenische Abteilung für Untersteiermark bei der Statthalterei in Graz. Schließlich war es auch sinnbild-

lich, daß Windischgrätz, 1893 Taaffes Nachfolger in Wien, zwar für seine Regierungskoalition mit den Deutschliberalen auch die Unterstützung der Slowenen fand, aber 1895 über der Frage der slowenischen Parallelklassen am Gymnasium zu Cilli stürzte.

Da die Krainer Slowenen von allen Südslawen der gesellschaftlichen Entwicklung Mitteleuropas am nächsten standen, mußte sich über kurz oder lang ihre soziale Gliederung in ihrer politischen Gruppierung ausdrücken. In den achtziger Jahren täuschte ein gemeinsamer Zentralwahlausschuß eine Einheit vor, aber schon fuhren „Elastische“ und „Radikale“ widereinander los. Jene, unter Professor Fran Šuklje mit „*Ljubljanski List*“, gaben sich als hemmungslose Regierungspartei und dachten mit den vorhandenen Deutschen auf gleichem Boden zu arbeiten, diese, unter Dr. Ivan Tavčar mit „*Slovan*“, predigten einen stacheligen Nationalismus und wollten die Deutschen nicht nur als Faktor, sondern auch als Begriff aus dem politischen Leben der Slowenen ausgetilgt sehen; jene hatten zunächst Krain im Auge, bei diesen erklang die allslowenische Note. Wenn in Laibach die Radikalen die Oberhand behielten, so erfolgte die Verständigung beider Richtungen nicht etwa aus Angst vor dem Sozialismus, denn er trieb erst schwache Wurzeln ins slowenische Erdreich. In den achtziger Jahren sammelte Fran Železnikar im Laibacher Arbeiterbildungsverein eine kleine Gemeinde im Zeichen des Marxismus, aber da die österreichische Sozialistenhetze ihn für zehn Jahre hinter Kerkergitter brachte, erlosch der zage Funke; auch sozialdemokratische Blätter des folgenden Jahrzehnts wie „*Delavec*“ und „*Sloboda*“ mußten von Ort zu Ort, von

Laibach nach Cilli, von Cilli nach Agram, von Agram nach Wien, wandern, bis endlich die slowenische Arbeiterbewegung in Triest festen Fuß faßte. Von ganz anderer Bedeutung wurde es in einem ausschließlich katholischen Lande, als Dr. Anton Mahnič 1882 dem römischen Glauben Angriffslust einzuspritzen begann; im „*Rimski Katolik*“ schlug er seit 1888 eine scharfe Klinge dafür, daß der Katholizismus als Weltanschauung alle literarischen und kulturellen, politischen und sozialen Lebensäußerungen des Volks durchdringe, und wenn sich Dr. Ivan Šušteršič werbend und aufbauend in dem 1890 entstandenen Verein „*Katoliško politično društvo*“ hervortat, so trug bald ein junger Priester mit freiem Blick und klarer Stirn, Dr. Janez Krek, durch die von ihm gegründete Arbeitergesellschaft und seine Rundschau „*Glasnik*“ die Gedanken des christlichen Sozialismus in die Bewegung. Die Scheidung der Geister brachte der erste slowenische Katholikentag 1893. Im Krainer Landtag zerfiel der einheitliche Slowenische Klub in die Katholische Volkspartei mit ihrem Organ „*Domoljub*“ und die Fortschrittliche Volkspartei mit „*Rodoljub*“. Mochten auch die Liberalen ebenfalls katholische Grundsätze hissen, im Reichsrat nicht selten mit den Klerikalen zusammengehn und sich selbst in Krain wie auf dem Laibacher Allslowenischen Tag von 1893 mit ihnen berühren, so hinterließ doch das scheidende Jahrhundert dem nächsten als Erbe das Ringen beider Parteien um die Seele des slowenischen Stammes. In diesem Kampf betonten die Fortschrittler den nationalen Gedanken scharf, während „*Rimski Katolik*“ gegen die Sokols als Verfechter der absoluten Nationalitätsidee eiferte und ein Hirtenbrief des Laibacher Bischofs seine

Schäfflein warnte, sich wegen der Stammesverwandtschaft von anderen zwar nicht verwandten, doch katholischen Völkern abzuwenden; die Liberalen hatten denn ihren Anhang in dem national geweckten Bürgertum der Städte, und der katholischen Partei gehörte das flache Land.

17.

Maß der Berliner Kongreß den Südslawen die politische Freiheit nur in bescheidenen Dosen zu, so löste das Jahr 1878 doch einem Teil der Balkanslawen die sozialen Fesseln. Die unerträgliche Lage des vom feudalen Joch niedergewuchteten Landvolks war die Hauptquelle der Unruhen, die zu den Kriegen von 1876 und 1877/78 führten. Die Denkschrift, die Cankov und Balabanov 1876 den Großmächten übersandten, erinnerte daran, daß die Bulgaren seit fünf Jahrhunderten die Erde zum fast ausschließlichen Nutzen ihrer nimmersatten Unterdrücker mit ihrem Schweiß netzten; unter ihren Forderungen stand die Freiheit des Eigentums und die Aufhebung des Pachtverhältnisses obenan. In Bosnien entfachte Drangsal wegen rückständiger Abgaben aus dem Mißjahr 1874 das Feuer; angesichts der Zehenteinschätzung flüchteten die Bewohner ganzer Dörfer in die Berge; bei den Verhandlungen des k. und k. Feldmarschalleutnants Rodich mit den Insurgenten verlangten sie vor allem, daß das Volk in der Hercegovina wenigstens ein Drittel des Bodens als Eigentum erhalte, und in dem Irade des Sultans vom Februar 1876 ward, auf dem Papier, den armen Bauern Staatsland unentgeltlich versprochen. Wohl wandte die ängstliche Weisheit des Kongresses den Satz von der Heiligkeit des Eigentums auch auf den durch

Gewalt und Raub erwachsenen Grundbesitz der osmanischen Spahis und Begs an, indem der Berliner Vertrag ihre Enteignung nur durch Loskauf gestattete, aber wie der Schatten dem Körper folgte der Erweiterung der serbischen Grenzen und der Errichtung des bulgarischen Staates ein atemraubender Umsturz in den Agrarverhältnissen. Durch Gesetz vom Februar 1880 karrte die Skupština *Spahiluk* und Grundherrschaft als Ueberbleibsel der türkischen Eroberung auf den Schindanger der Geschichte und verzauberte durch Zwangsablösung der Grundherren die geschundenen und getretenen Pachtbauern in freie Eigner; nach seinem Artikel V wurde jeder, der wenigstens ein Jahr vor Entstehung der serbischen Hoheit in diesen Gebieten Herrenland unter irgend einer Verpflichtung innehatte und bestellte, von jeder Bindung frei und Eigentümer eben dieses Landes, „einzig unter der Voraussetzung, daß er dem Grundherrn, der einen Nutzen aus diesem Lande zog, eine Entschädigung zahlt,“ und Artikel VII bestimmte, daß von den *Čifluks* oder Rittergütern den zum Gut gehörenden Familien, die das Land weniger als zehn Jahre bearbeiteten, neben Haus und Gerät fünf Morgen Acker auf jeden Steuerkopf zum ortsüblichen Preis abgegeben wurden. Da nicht minder in Bulgarien die osmanischen Spahis vor der neuen Zeit eilends das Feld räumten, ihre Pachtsklaven nach der herrenlos werdenden Scholle griffen und das Sobranje dieser Agrarrevolution das gesetzliche Siegel aufdrückte, schritt wieder einmal, unter ehernen Sohlen Mittelalter und Feudalismus zertretend, die Bauernbefreiung durch den slawischen Süden. Bulgarien reihte sich jetzt unter die klassischen Kleinbauernländer ein. Von rund achthunderttausend bäuerlichen Besitzern hatten etwa fünf-

hundertfünfzigtausend ein Kleineigen unter fünf Hektar und über zweihundertfünfundzwanzigtausend eine Wirtschaft von fünf bis zwanzig Hektar; nur dreihundertzwei- undvierzig, wahrscheinlich größtenteils Gemeinden, Stiftungen und Klöster, besaßen mehr als je dreihundert Hektar. In Serbien gar entfielen im gleichen Jahre 1897 54.65 Hundertstel der Bodenfläche auf Kleingüter bis fünf Hektar und weitere 41.40 Hundertstel auf Mittelbesitz von fünf bis zwanzig Hektar; Großgrundbesitz über hundert Hektar war fast völlig unbekannt und nahm noch nicht ein Viertausendstel der Fläche ein. Wohl stellte sich nach der Befreiung der bulgarische Bauer nicht ganz leicht auf die neuen Verhältnisse um, wie auch Gewerbe und Handel des Landes 1878 wichtige Märkte und Absatzgebiete verloren und unter dem Wettbewerb der europäischen Waren litten. Der serbische Bauer mußte sich gleichfalls gegen Steuerdruck und Wucher seiner Haut wehren, seit 1893 durch Zusammenschluß in landwirtschaftliche Genossenschaften, deren in wenigen Jahren an die hundert entstanden. Ohne Erschütterung vollzog sich auch der weitere Uebergang von der Viehzucht zur Feldbestellung nicht, durch den 1890 nur mehr 416 Schweine auf tausend Einwohner kamen gegen 1061 im Jahre 1866 und der Anteil des Borstenviehs an der Gesamtausfuhr von 40.87 v. H. im Jahre 1871 auf 18.61 v. H. im Jahre 1892 sank, der von Weizen und Gerste im selben Zeitraum von 6.08 auf 23.03 v. H. stieg. Mit schweren Sorgen belastete den Viehzüchter die Abdrosselungspolitik der Wiener und Budapester Großgrundbesitzer, aber wenn schon Milovan Glišićs Bauernstücke und Janko Veselinovićs Bauernerzählungen Serbien nicht so ganz als „des armen Mannes Paradies“ zeigten, als das es ein reisender Engländer

entdeckte, so war doch an dem einen Wesentlichen, der großen Grundtatsache der sozialen Befreiung, der Verwandlung der gedrückten Raja in freie Eigener, nicht zu rütteln.

18.

Wo sich die habsburgischen Wappenschilder erhoben, stockte, wie von einem Pentagramm gebannt, die Emanzipation des Landvolks. Andrassy war keineswegs ein ahnungsloser Engel, denn 1875 verlangte seine Reformnote für Bosnien die Abschaffung der Steuerpachtung und eine Verbesserung in den Agrarverhältnissen, und auf dem Berliner Kongreß bezeichnete er als Hauptaufgabe „*le réglemant de la question agraire dans un pays, où toute la propriété foncière se trouve dans les mains des musulmans, pendant que les chrétiens laboureurs ou fermiers forment la majorité des habitants*“. Da auch Salisbury darauf hinwies, daß Bosnien und Hercegovina die einzigen Gebiete der Türkei seien, wo die Grundbesitzer fast ausnahmslos einen anderen Glauben hätten als die Bauern, bekam Oesterreich-Ungarn mit der Verwaltung beider Provinzen von Europa den Auftrag zur Lösung der Agrarfrage mit auf den Weg. Der Befehlshaber der Okkupationstruppen, Feldzeugmeister Philippovich, gehörte als Slawe der Richtung in der Militärpartei an, die auf eine Ausrottung der Moslems abzielte, aber erwähnte schon beim Einmarsch der k. und k. Bataillone das Manifest Franz Josefs die brennendste Frage überhaupt nicht, so erhielt der General bald die Weisung, Sorge zu tragen, „daß das türkische Element, in erster Reihe die türkischen Grundbesitzer, also die Aristokratie des Landes, sich zur österreichisch-ungarischen Politik in ein freundliches Verhält-

nis stelle", weil nur so „den Wühlereien der Südslawen der Boden zu entziehen" sei. Da es überdies dem k. und k. Regierungsschlendrian am kommodesten erschien, sich auf die vorhandene Herrenkaste zu stützen, und den in Wien mitredenden österreichischen und magyarischen Großgrundbesitzern jede Agrarreform nach revolutionärem Pech und Schwefel roch, gab zwar der Erlaß des gemeinsamen Ministeriums vom 4. Februar 1879 als Ziel an, gegen Entschädigung der Grundeigentümer „den Pächtern den freien Besitz an ihren Wohnstätten und an einem angemessenen Teil der ihnen dermalen zur Bebauung überlassenen Gründe" zu verschaffen, aber rasch piff der Wind aus einem anderen Loch. Den politischen Behörden wurde eingeschärft, „bei jeder Gelegenheit den Kmeten begreiflich zu machen, daß die Okkupation sie von den seit Jahrhunderten bestehenden Verpflichtungen nicht befreit habe“, und daß die Regierung den festen Willen hege, „die Agas in ihren alterworbenen Rechten zu unterstützen." So legte Oesterreich-Ungarn die Lösung der Agrarfrage seelenruhig zu den Akten. Die ländliche Arbeitsverfassung blieb auch nach 1878 genau die gleiche wie zur Zeit der osmanischen Eroberung. Kein Tüttelchen änderte sich an der fortschrittsfeindlichen, die Ergiebigkeit des Feldbaus hemmenden, trostlos mittelalterlichen Kmetenwirtschaft; nach wie vor mästeten sich die meist muselmanischen Grundherren, nach der allerdings unsicheren Schätzung von 1885 etwa achttausend an der Zahl, von dem *Hak*, der Naturalabgabe ihrer rund zweihunderttausend durchweg christlichen Pachtbauern, die sich auf ein Drittel, auch auf ein Viertel oder die Hälfte des Ernteertrags belief und von Fronleistungen begleitet war. Mit Zustimmung des Begs oder Agas mochte

sich der Kmet, so er harte Taler hatte, freikaufen, aber daß in dem Jahrzehnt zwischen 1886 und 1895 nur 8199 Ablösungen vorkamen, zeigte die enge Begrenzung dieser Möglichkeit. Da als Staatssteuer wie unter dem Halbmond der Zehent, nur in Geld umgerechnet, eingetrieben wurde, entlud sich in dem Aufstand von 1882 auch die Erbitterung des geknechteten Landvolks über die Verewigung seiner sozialen Unbill, und da auch das Handwerk durch die Einfuhr billiger Fabrikwaren verfiel und der einheimische Handel von dem in Staatslieferungen und Sonderrechten schwelgenden Wiener und Budapester Kapital übermannt wurde, stieß das an sich dünn bevölkerte Land einen Teil seiner Einwohner, unfähig, ihn zu nähren, durch überseeische Auswanderung ab.

Wie hätte aber auch das Haus Habsburg die Fahne der Bauernbefreiung schwingen sollen, da in den südslawischen Gauen, die sein Adler länger in den Fängen hielt, der Feudalismus noch nicht erloschen war und der Großgrundbesitz in Blüte stand! In Dalmatien wucherte noch das Kolonat, Ueberbleibsel der venezianischen Feudalzeit, in manchen Formen; von dem bißchen Oel- und Weinland am Rand des kargen Karstes heimsten zwanzigtausend Grundeigentümer oder *gospari* ein Drittel des Ernteertrages ein und ließen den rund sechzigtausend Pachtbauern, Kolonen oder *težaci*, nur zwei Drittel. Da sich in der Vojvodina dreitausendsiebenhundert Herren in 4.7 Millionen Hektar teilten, waren über zwei Fünftel der Bodenfläche in der Hand des Großgrundbesitzes, und während in Kroatien und Slawonien 1895 von viermalhunderttausend Bauern keiner mehr als zehn Joch sein nannte und so sieben Zehntel der Grundbesitzer nur ein

Viertel der Bodenfläche innehatten, kam auf zweihundert Große, jeder mit über tausend Joch, nahezu auch ein Viertel. In kleineren Ausschnitten des Landes verschob sich das Verhältnis noch grausamer zugunsten des Latifundiums: in der Gespanschaft Virovitica gehörten über drei Fünftel der Scholle einem Hundertstel der Besizerschaft, in Agrams Umgebung häuften sich auf 1.7 v. H. der Besitzer 87 v. H. der Grundfläche, in Slawonien hatten 1890 von dreiundzwanzig Gütern jedes über fünftausend Hektar Umfang, allein auf die sechs größten vereinigte sich mit hundertfünfundsiebzigtausend Hektar mehr als ein Zehntel des gesamten Flächenraums. In einem Lande, das so aus dem sozialen Gleichgewicht war, verloren denn die Unruhen des Jahres 1883 im Zagorje rasch ihre rein politische Färbung und richteten sich gegen Grundherren, Amtschreiber und Juden, und 1897 flackerten in Slawonien regelrechte Bauernrevolten auf. Obwohl im Slowenischen seit 1848 die Klein- und Mittelbauern neun Zehntel des Ackergrundes besaßen, klagten die Vorkämpfer des Volks, daß in keinem Lande Europas der Wucher gleich zügellos wüte: „Hört die Exekutionstrommel in der slowenischen Steiermark, im slowenischen Kärnten und auch in Krain!“ Im steirischen Landtag erregte es Aufsehen, daß von den Zwangsversteigerungen in dem zu zwei Dritteln deutschen Herzogtum die Slowenen mit vier Fünfteln beteiligt waren; in Krain gerieten, wobei die Gläubiger sechs Millionen Gulden einbüßten, von 1868 bis 1892 über zehntausend Bauerngüter unter den Hammer.

Waren die südslawischen Gebiete des Habsburgerreichs schon durch ihre Grundbesitzverfassung auf einer überholten Wirtschaftsstufe festgenagelt, so wurden sie

obendrein von den Machthabern planmäßig vernachlässigt. Dalmatien war im Altertum, da von der Küste Maultierkarawanen ins Innere trotteten, besser mit seinem Hinterland verknüpft als im Zeitalter des Dampfes; die Bahn, die zwischen 1877 und 1888 von Spalato bis Knin gelegt wurde, ließ man sozusagen im freien Felde enden, statt sie durch das Unatal über Bosnien fortzusetzen und an Agram anzuschließen; die kurzen Strecken, mit denen Oesterreich Ende des Jahrhunderts Süddalmatien an das großmaschige Schienennetz Bosniens und der Hercegovina anzufügen begann, hatten nur strategischen Zweck und Wert; sonst lag die langgestreckte Provinz ohne jegliche Festlandsverbindung mit dem Rest der Welt in leidvoller Verlassenheit. Die wirtschaftliche Entwicklung Kroatiens zu hemmen, wurde immer offensichtlicher das Ziel der Budapester Eisenbahnpolitik; die Verknüpfung Agrams mit Wien blieb im argen, und der kroatischen Landwirtschaft suchte man geflissentlich den Bahnzugang zu ihren besten Absatzmärkten Krain, Kärnten und Steiermark zu verrammeln. Wenn sich die Kroaten, von deren Landeseinnahmen zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben Budapest sechsundfünfzig Hundertstel einkassierte, derart auf Schritt und Tritt von den Magyaren übers Ohr gehauen fühlten, bestätigte ihnen ein eher gegen als für sie eingennommener Kenner der Dinge wie Kallay die Richtigkeit ihrer Empfindungen: „Meine Landsleute haben Kroatien schlecht behandelt, seine Entwicklung verhindert und es finanziell ausgebeutet, dafür werden sie einmal zahlen müssen.“

Von dem Wirtschaftsaufschwung, der um 1900 in ganz Europa in die Augen sprang, wurden die südslawischen

Teile der Donaumonarchie nicht einmal flüchtig gestreift. Die Serben der Vojvodina verkümmerten, da sie sich, bei Staatsdiensten, Staatslieferungen und Staatsaufträgen hintangestellt, auch bei Errichtung von Fabriken und Eröffnung von Handelsunternehmungen mit dem bösen Willen der ungarischen Komitatsbehörden abzuplagen hatten; sogar die Bildung von bäuerlichen Genossenschaften, mit denen man 1897 den ersten Versuch machte, und selbst der Erwerb von Grundstücken wurde ihnen nach Kräften erschwert. Bei den Kroaten klagten einsichtige Beobachter, daß, während alle Welt die Wirtschaftsmethoden vorwärtsbringe, in ihrem Lande alles beim alten bleibe, „ja, mehr, es geht immer schlechter“: kein Schutz gegen die Vernichtung der Wintersaat durch jährliche Ueberschwemmungen, Straßen und Wege, Flüsse, und Gräben, Aecker und Wiesen verwahrlost, Fruchtwechselwirtschaft und Stalldüngung kaum bekannt, die Industrie gerade in schwachen Strichen angedeutet, der Bergbau zur Not in den Anfängen, der Handel Kleinkrämerei. Aehnliche Beschwerden trug im gleichen Jahr eine Stimme aus Slowenien vor. Ueberall Wirkungen der neuen Zeit, die den Handel belebe, die Zahl der Handarbeiter vervielfältige, das Frauengewerbe hebe: „bei uns alles tot auf diesem Felde“. Aber wenn für Kroatien erst die neue Jugend nach 1895 auch die wirtschaftliche Emanzipation des Volkes auf ihre Fahne schrieb, rief „*Slovenski Narod*“ schon in den siebziger Jahren zur Gründung von Darlehenskassen auf, „damit wir Slowenen uns mit Assoziationen und Genossenschaften vom fremden Kapital befreien“; damals freilich lähmte der Krach der ersten einheimischen Bank „*Slovenija*“ für geraume Weile

die ökonomischen Selbständigkeitsbestrebungen. Immerhin gab es 1884 zweiundzwanzig slowenische Darlehenskassen mit einem Umsatz von 4.7 Millionen Gulden. Zehn Jahre später gründete im Rahmen der katholischen Bewegung Dr. Šušteršič die erste Raiffeisenkasse in Krain; mit Feuereifer warf sich Dr. Krek auf die wirtschaftliche Stärkung des Landvolks durch genossenschaftlichen Zusammenschluß, und seit 1895 entriß der Verband Krainer Darlehenskassen nicht wenige Bauern den Klauen des Wuchers.

Sog den Südslawen der Donaumonarchie das fremde Kapital, in Bosnien und Hercegovina das magyarische und deutsche, in Südungarn, Kroatien und Slawonien das magyarische, in Slowenien das deutsche und in Dalmatien auch das italienische, am Leben, so haftete der Schröpfkopf der europäischen Börsenmacht auch am Leibe der selbständigen Balkanstaaten. Wenn Rußland wegen des Eisenbahnbaus Bulgariens den Daumen aufs Auge preßte, so lag die Schuld mehr als an den strategischen Plänen des zarischen Generalstabs an der Gewinn gier der Petersburger Firma Günsburg, die den Bau dieser Strecke als fetten Bissen zu schlucken gedachte. Verzweifelt drehte sich das Fürstentum überhaupt in einem geschlossenen Kreise, da es sich ohne Bahnbau nicht zu entwickeln vermochte und jeder Bahnbau es durch die notwendigen Anleihen in die Zinsknechtschaft des Auslandes verstrickte. Zwischen 1890 und 1900 stieg die Summe seiner Staatsschulden von 76.3 auf 182.6 Millionen, die Belastung auf den Kopf der Bevölkerung von 23.50 auf 48.77 Francs. Da die Orientbahn die bulgarische Viehausfuhr nach dem türkischen Dedeagatsch abzog und an der Verödung der

bulgarischen Häfen die Schuld trug, machte Bulgarien in diesem Jahrzehnt den Versuch, durch Anschluß Philippopels an Burgas auf der Strecke Sarambeg-Jambol den Blutegel „*Société des chemins de fer de l'Orient*“ abzuschütteln. Aber nicht gesinnt, so bequeme Ausbeutung fahren zu lassen, erwies sich die private Gesellschaft stärker als das kleine Fürstentum, denn indem sie die Geldgeber der von Stambolov abgeschlossenen Anleihe von hundertzweiundvierzig Millionen zur Kündigung der vorgestreckten Summen bewog, gelang ihr die gründliche Zerrüttung der bulgarischen Staatsfinanzen. 1898 strich Sofia die Flagge; durch Vertrag mit der Orientbahn erwarb es die auf bulgarischem Boden liegenden dreihundertzehn Kilometer jener Bahn und erhielt zweihundertsechzig Millionen gepumpt, die zur Tilgung der Anleihen von 1889 und 1892, zur Abtragung der laufenden Schulden und zum Bau von fünf Bahnstrecken verwendet werden sollten; dafür mußte Bulgarien seine Staatseinkünfte verpfänden und Hypotheken auf seine Bahnen und Häfen als Sicherheit bieten, und da es ohne Genehmigung des hohen Direktoriums der *Société* keine Schiene legen und binnen fünf Jahren kein Darlehen aufnehmen durfte, hatte der Staat einen nicht kleinen Teil seiner Souveränität an das Börsenkapital abgetreten.

Auch in Serbien, das Dudley Baxter 1872 in seinem Werke „*National Debts*“ als einziges Land ohne Staatsschulden aufführen konnte, gaben zwar die Kriege von 1876 bis 1878 den ersten Anstoß zur Verschuldung, aber erst durch die Eisenbahnbauten kam Europa dazu, seine kapitalistischen Saugarme nach Belgrad auszustrecken. Die feierliche Eröffnung der ersten serbischen Linie

Belgrad-Niš im Jahre 1884 hatte eine schmerzliche Vorgeschichte, denn nicht nur sicherte ein Vertrag der „*Union Générale*“ in Paris als Bauunternehmerin an einer dem Staat gewährten Anleihe, an der Herstellung der Strecke und an ihrer Ausbeutung von vornherein einen Riesengewinn von dreißig Millionen Dinar, während Serbien Bahnmateriale von weniger als fünfzig Millionen Wert mit der Verschuldung um das Doppelte bezahlen mußte, sondern durch den Zusammenbruch der Gesellschaft wurde das Fürstentum auch um fast dreiundvierzig Millionen geschädigt. Nicht minder bildeten die neunzehn Anleihen Serbiens zwischen 1880 und 1900 eine einzige schamlose Auswucherung des kleinen Landes durch das große Kapital. 1887 belief sich die Schuldensumme auf 286.1, 1892 auf 357.6, 1900 auf 456.9 Millionen, von denen nur ein Bruchteil in die Staatskassen geflossen war. Denn da der Emissionskurs der einzelnen Anleihen bis auf weniger als sechzig vom Hundert gedrückt und die Obligationen der Anleihe von 1887 gar für dreißig vom Hundert ihres Wertes aufgelegt wurden, sofften sich die Wucherer, Wiener Länderbank, Pariser *Comptoir d'Escompte* und Berliner Handelsgesellschaft, am Leibe des Serbenstaats satt; Anleihen kamen vor, deren Zinsen mit drum und dran dreißig vom Hundert ausmachten, 1888 sackte der Wiener Bankverein für Vermittlung eines Darlehens sieben Millionen, mehr als hundert auf hundert der tatsächlich gegebenen Summe, ein, und 1899 bewilligte die Wiener Unionbank eine Anleihe von dreißig Millionen, von der der Schuldner gerade elfeinhalb Millionen zu sehen bekam. Da sich 1882 die Anglo-Oesterreichische Bank in Wien für fünfzehn Jahre das ausschließliche

Recht der Salzeinfuhr ausbedang und 1885 das Tabakmonopol an Länderbank und *Comptoir d'Escompte* übergang, waren neben der Lebensader des Staats, der Eisenbahn, wichtige Einkommensquellen in fremden Händen. Wohl raffte sich 1889 die Regentschaft zu einem Gewaltstreich auf, der unter dem Gekläff der gesamten Wiener, Pariser und Berliner Börsenpresse die Bahnen an den Staat brachte, und entwand der Bank das Monopol der Salzeinfuhr, aber neben der Uebermacht des internationalen Kapitals half die liederliche Wirtschaft der Obrenović die Finanzen völlig zerrütten. Durch das „Karlsbader Arrangement“ mußte Serbien 1895 eine Konvertierung seiner Schulden mit der Einrichtung einer „Selbständigen Monopolverwaltung“ erkaufen, der alle bedeutenden Staatseinkünfte verpfändet waren und die das Königreich fast mit Aegypten gleichstellte. Da im selben Jahrzehnt eine belgische Gruppe die Steinkohlenlager bei Dobra erwarb, eine französische Gesellschaft sich der Blei- und Silberbergwerke bei Vranja bemächtigte und ein englisches Unternehmen den Bau von sechs Schmalspurbahnen zur Förderung der Holzindustrie in Westserbien übernahm, stürzte sich das europäische Finanzkapital auch zur unmittelbaren Ausbeutung auf die noch wenig erschlossenen Schätze des Landes.

19.

Durch ihre politische Unfreiheit und soziale Knechtschaft, wirtschaftliche Rückständigkeit und finanzielle Abhängigkeit bestätigten die Südslawen die Fabel von den Pfeilen, die, entbündelt, leicht zu zerbrechen sind, denn unter dem imperialistischen Druck der Großmächte

erschien ihre Zersplitterung heilloser als früher. Die frohe Erwartung, der sich der Slawist Vatroslav Jagić in Riegers „Tschechischer Enzyklopädie“ hingab, daß Serben, Kroaten und Bulgaren ein Volk bilden würden, sobald die Morgendämmerung auf dem Balkan anbreche, Europa hatte es 1878 in der Hand, sie zur Wirklichkeit zu machen; die Einigung wenigstens der balkanischen Südslawen unter dem Dach eines großen Südslawenreichs stellte sich an Bedeutung neben den nationalen Zusammenschluß der Italiener und der Deutschen und erledigte die Orientfrage nach der türkischen wie der russischen Seite hin. Aber Machtwahn, Eifersucht und Gewinn gier leiteten die Großstaaten auf den entgegengesetzten Pfad; die wildesten Baschibozuks erwiesen sich nie als solche Feinde der südslawischen Einheit wie die goldgestickten Uniformen und gutgebügelten Fräcke, denen 1878 das Schicksal Südosteuropas anvertraut war. Wie der Wiener Kongreß, die Apenninenhalbinsel in acht Herrschaftsbereiche zerschneidend, Schutzwehre und Gitter gegen die italienische Einigung aufbaute, so versündigte sich der Berliner Kongreß planvoll und bewußt an dem nationalen Recht der Südslawen, indem er Zusammengehöriges auseinanderriß, Zueinanderstrebendes trennte, natürliche Einheiten unnatürlich zerstückelte. Selbst die Südslawen außerhalb Oesterreich-Ungarns sperreter in fünf Staatskäfige, Serbien, Montenegro, Bulgarien, Ostrumelien und Türkei. Aber nicht genug, daß er zwischen Serben und Bulgaren eine Grenze zog, die nimmer zu ziehen war, ließ der Kongreß, um die „südslawische Gefahr“ zu bannen, nicht einmal Bulgaren bei Bulgaren und Serben bei Serben. Weil es Oesterreich-Ungarn und England vor einem russischen

Vasallenstaat Großbulgarien graute, beschloß schon die Botschafterkonferenz von 1876 zwei autonome Provinzen Ostbulgarien und Westbulgarien mit den Hauptstädten Trnovo und Sofia zu schaffen, und in Berlin klügelten beide Mächte, um auch die äußeren Zeichen der Einheit zu verwischen, für die Kunstschöpfung Südbulgarien den Kunstnamen Ostrumelien aus; von den Bulgaren, die in Thrakien und Makedonien wieder dem Halbmond überantwortet wurden, kündete überhaupt kein diplomatisch' Lied. Auch die vom Türkenjoch befreiten Serben wurden in drei Teile gespalten, da die einen an Serbien, die andern an Montenegro, die dritten an Oesterreich-Ungarn fielen. Zu hindern, daß durch Verschmelzung der beiden rein serbischen Staaten, Serbien mit nicht zwei Millionen und Montenegro mit rund zweimahlhunderttausend Seelen, eine fürchterliche und bedrohliche Macht entstehe, war eine der Hauptsorgen des Ballplatzes. Nach dem Sandžak Novi Pazar als Barre zwischen beiden Gebieten äugten deshalb die habsburgischen Sachwalter schon in den Budapester Abmachungen mit Rußland, kamen aus Berlin mit dem Garnisonrecht in diesem Fleck Türkei heim und entlockten 1881 Petersburg die Zustimmung zu seiner Annexion mit der Bosniens und der Hercegovina. Zwischen die Serben außerhalb und innerhalb der Donaumonarchie Keile zu treiben, war auch Zweck und Erfolg des Geheimvertrags mit Milan; durch die Verpflichtung, keine propagandistischen Brücken zu den Südslawen des Habsburgerreichs zu schlagen, fühlte sich der König so gebunden, daß er 1882, sein Land bereisend, wegen einer Triumphpforte mit der Inschrift: Hier geht der Weg nach Bosnien! die gute Stadt Užice schnitt. Auch daß nach

dem österreichisch-serbischen Handelsvertrag von 1881 Angehörige des einen Landes im andern ohne Entlassung aus ihrem ursprünglichen Staatsverband nicht das Bürgerrecht erwerben durften, diente dazu, *commercium et connubium* zwischen den Serben hüben und drüben zu vereiteln und namentlich dem früher beliebten Eintritt habsburgischer Südslawen in serbische Aemter zu wehren.

Aber *Divide et impera*, genial erfaßt, hieß die Südslawen nicht nur voneinander trennen, sondern auch untereinander verhetzen. Das gelang mit Bulgaren und Serben der Petersburger und Wiener Staatskunst über die Maßen trefflich. Nach Rußlands Willen sollte das Bulgarien von San Stefano auch Serbien in Schach halten; Miloslav Protić wenigstens gewann an der Newa fast entsetzt den Eindruck, daß es der zarischen Diplomatie mehr darauf ankomme, den neuen Staat gegen Belgrad als gegen Konstantinopel zu sichern. Auf jeden Fall richtete sich das von Ignatiev und Nelidov in San Stefano zusammengebackene Großbulgarien, zunächst russischen Zwecken bestimmt, keineswegs nach dem bulgarischen Siedlungsgebiet, aber in jedem patriotisch erglühten Bulgaren blieb die Empfindung, daß dieser breit über die Balkanhalbinsel hingelagerte Staat das wahre bulgarische Vaterland und jeder Abstrich eine ungerechtfertigte Schmälerung nationalen Besitzstandes sei. Von diesen Gefühlen bewegt, erkor die Konstituante 1879 nicht die alte Krönungsstätte Trnovo, sondern Sofia zur Hauptstadt, weil es ungefähr Mittelpunkt des erträumten und ersehnten Großstaates war. Ebenso verwarf sie eine auf das Fürstentum beschränkte Kirche, weil sie die Werbekraft des Exarchats richtig erkannte, und bald wirkten die Liberalen, deren

Blatt den offenherzigen Namen „*Celokupna Bolgarija*“, „Gesamtbulgarien“ führte, für Vereinigung der übrigen wirklich oder vermeintlich bulgarischen Gebiete mit dem Fürstentum, das ihnen zu einem „Piemont unter den anderen Teilen des Vaterlandes“ berufen war. Neben der Tätigkeit in Ostrumelien begannen Vorstöße nach Makedonien. Schon bei Erörterung der Eisenbahnfrage wollten die Liberalen die bulgarische Strecke wegen des Einflusses auf diese Gaue bei Skoplje statt bei Pirof anschließen, und in den achtziger Jahren unterstützte ihr linker Flügel die ersten Versuche von Freischärlern wie Rizov und Petkov, durch Bandenbildung der Befreiung des makedonischen Landes vorzuarbeiten. Lautloser und eindringlicher spann sich die Schul- und Kirchenpropaganda ab. Zu Ende des Jahrhunderts waren in den Wilajets Salonik, Bitolj und Kosovo siebenhundert-einundachtzig bulgarische Schulen mit über zwölfhundert Lehrern offen, und nicht nur Stambolovs entgegenkommende Taktik wußte der Pforte die Genehmigung immer neuer exarchistischer Mitropolien zu entwenden; 1890 wurden bulgarische Bischofssitze in Skoplje, Bitolj und Ochrid, 1894 in Veles und Nevrokop, 1897 unter dem Einfluß des griechisch-türkischen Kriegs in Strumica und Debar zugestanden.

Drei Jahre nachdem San Stefano die Bulgaren auf Makedonien gestoßen hatte, setzte die Ballplatz-Diplomatie die Serben auf das gleiche Gleis, so daß über kurz oder lang Sofia und Belgrad zusammenprallen mußten. Denn um Milans Gedanken von Bosnien und Hercegovina abzulenken, verpflichtete sich Oesterreich-Ungarn in dem Geheimvertrag, Gebietserwerbungen Serbiens in der Rich-

tung seiner Südgrenze nicht zu widerstehen, sondern, wie es der Zusatz von 1889 faßte, „*l'extension territoriale en faveur du royaume de Serbie dans la direction de la vallée du Wardar aussi loin que les circonstances le permettront*“, tatkräftig zu unterstützen. Als Anfang der achtziger Jahre ein von den Bulgaren widerrechtlich eingenommenes Grenzstück eine Reibung mit Serbien und die Abreise des serbischen Geschäftsträgers aus Sofia heraufbeschwor, standen die diplomatischen Vertreter Rußlands in beiden Balkanstaaten ebenso schürend hinter den Bulgaren, wie die Oesterreich - Ungarns die Serben vorwärtshetzten, aber bei dem Zusammenstoß von 1885 spielte Makedonien unmittelbar mit. Milan hegte die ernste Besorgnis, daß sich nach dem gelungenen Schlag mit Ostrumelien Bulgarien auf Makedonien werfen werde, das nach dem Geheimvertrag nicht nur serbisches Zukunftsland, sondern mehr noch österreichisches Einflußgebiet war; eine Meldung der k. und k. Gesandtschaft in Sofia über einen Zug bulgarischer Bandenkämpfer ins Makedonische mußte ihn in diesem Glauben bestärken und zu Taten stacheln. Aber ohne Umwege jagte das Haus Habsburg seinen Vasallen in den Krieg gegen Bulgarien. Zwar kämpfte Kalnoky mit Bedenken, weil das Anblasen eines Brandes auf dem Balkan stets nach Gefahr roch und in Bulgarien nach Niederlage und Sturz des Battenbergers schwerlich Besseres nachkam, doch andere Kräfte drängten dazu, Serbien wie einen Hofhund auf die Bulgaren loszulassen, die in die Hürde des Berliner Vertrags eingebrochen waren; Franz Josef nahm einer Note des Ministers an den Konsul Khevenhüller in Belgrad die abwiegelnde Wirkung, indem er höchsteigehändig den

entscheidenden Satz strich: „Wenn Serbien anstatt seiner bisherigen friedlichen Politik zu einer aggressiven übergeht, so trennt es sich von uns“, und nach Kriegsbeginn telegraphierte Kalnoky, der Erklärung Milans eingedenk, daß er für Oesterreich-Ungarn, „den natürlichen Erben Serbiens“, seine Grenzen nach Osten tragen wolle, und daß jeder Zoll eroberten bulgarischen Bodens ein Gewinn für das habsburgische Zepter sei: „Wir wünschen Serbien besten Erfolg“. Um die Serben auch militärisch zu unterstützen, mußte die k. und k. Gesandtschaft in Sofia alle Wahrnehmungen über bulgarische Truppenverschiebungen an Khevenhüller senden, damit er sie brühwarm dem serbischen Generalstab weitergebe, und der österreichisch-ungarische Attaché Major Pinter folgte im Hauptquartier Milans den Bewegungen der Armee nicht nur mit seinen Beobachtungen, sondern auch mit seinen Ratschlägen. Nach allem geschah es nicht um der schönen Augen der Serben willen, wenn nach Slivnica auf Wiener Geheiß Khevenhüller den bulgarischen Vormarsch, der sonst auf österreichisch-ungarische Bataillone stoßen werde, anhielt, denn so bewahrte er die Habsburger vor Vernichtung eines treuen Knechts. Als der Obrenović vor dem Losschlagen wiederholt der Pforte seine Waffenhilfe antrug, falls sie mit Gewalt in Ostrumelien „Ordnung machen“ wolle, lieferte er der Welt das würdelose Schauspiel, daß südslawische Raja von gestern im Dienst der osmanischen Unterdrücker andere südslawische Raja niederzuknütteln bereit war, aber auch der Battenberger erbat als türkischer Vasall vom Großvezier Schutz und Hilfe gegen Serbien. Da Makedonien mit Entfaltung der serbischen Propaganda, die ihren Erzbischof Firmilian in Skoplje gegen die

griechischen Kirchenbehörden mit Mühe durchdrückte und 1896 in dem umstrittenen Raum hundertzweiundsechzig Schulen zählte, Zankapfel zwischen Sofia und Belgrad blieb, kehrte sich gleich schmähslich das von Stambolov der Türkei angebotene Bündnis wie die 1897 von Djordjević geplante Militärkonvention mit der Pforte gegen den südslawischen Bruderstamm.

Bei der kriegerischen Besetzung Bosniens und der Hercegovina floß südslawisches Blut von südslawischer Hand, denn unter den Okkupationstruppen fanden sich ungewöhnlich viele Serbokroaten und Slowenen. Nachher taten die Wiener Zersplitterer der südslawischen Einheit alles, ihre neue Erwerbung von den stammverwandten Gebieten abzuschließen, indem sie die „bosnische Nationalität“ erfanden und was das reinste Serbokroatisch, zum Teil wie in der Hercegovina seine *lingua toscana* war, als „bosnische Sprache“ abstempelten; ein Moslem griff im Dienst dieser Lächerlichkeit in die Saiten:

*Od Stoca pa do Brodskih vrata
Neima Srba ni Hrvata.*

Von Stolac bis zum Broder Tor
Kommt nicht Kroat noch Serbe vor.

Damit die neuen Untertanen Habsburgs nicht die historischen Zusammenhänge mit den Serben aufspürten, verbot Kallay für Bosnien und Hercegovina gar die Serbische Geschichte, die er dereinst selber verfaßt hatte! Die religiös gespaltene Bevölkerung beider Provinzen aber, 1879 496 485 Orthodoxe, 448 613 Moslems und 209 391 Katholiken, lieferte den kostbarsten Rohstoff für eine geradezu künstlerische Anwendung des Teile und Herrsche!

Zunächst erhöhte die Verwaltung Seiner Apostolischen Majestät die Muselmanen über die Christen. Nicht nur durch ihre soziale Herrenstellung waren die Bekenner des Korans die gegebenen Lieblingskinder der k. und k. Machthaber, sondern auch durch ihre nationale Unerwecktheit; sie nannten sich Türken, obwohl diese reinblütigen Slawen vom Osmanentum nicht mehr in sich hatten als deutsche Katholiken vom Römertum. Der Entzweiung der Christen hatte die österreichische Propaganda schon vor der Besetzung sanft nachgeholfen. Während des Aufstandes von 1875 bemerkten Führer wie Mića Ljubibratić mit Mißfallen, daß andere Vojvoden sonderbündlerisch die einheitliche Bewegung zugunsten hier Serbiens, dort Montenegros auseinanderrißen; auch der Bündnisvertrag des folgenden Jahres zwischen Belgrad und Cetinje steckte, nicht zum Vorteil der Kriegshandlungen, die Operationsbereiche beider Heere nach den erhofften Grenzen beider Staaten ab. Doch wenigstens entschieden sich die Orthodoxen, sofern ihnen der Aufruhr weitgehende politische und nationale Ziele zeigte, für eines der beiden serbischen Fürstentümer und riefen bei Gelegenheit den Obrenović zum bosnischen Herrscher aus. Für den katholischen Volksteil war seit 1855 das Priesterseminar im slawonischen Djakovo durch den „Verein bosnischer Ordensjugend“, der von kroatischer Sprache redete und die Neigung für kroatische Literatur pflegte, eine Pflanzschule des kroatischen Gedankens. Namentlich von den Franziskanern, die sehr die geistige Haltung der bosnischen Katholiken bestimmten, schwärmten nicht wenige für Vereinigung des Landes mit Kroatien unter den Habsburgern;

bei seiner dalmatinischen Reise vernahm der Kaiser an jedem Ort nahe der hercegovinischen Grenze von herbeigeeilten Vätern des heiligen Franziskus die Versicherung, daß diese Lande durch Großvaters und Urgroßvaters Recht sein Erbteil seien, und 1875 entfalteten die katholischen Aufständischen unter dem Feldgeschrei: Hoch der kroatische König Franz Josef! eine kroatische Trikolore. Als 1876 die Belgrader Regierung von der Pforte die Verwaltung beider Provinzen verlangte, tat eine Bittschrift des Klosters Kreševski an die „*Sacratissima Apostolica Majestas*“ in Wien dar, daß nach historischem Recht ihr diese Gebiete zuzufallen hätten, und der katholische Bischof von Mostar erhob seine Stimme, daß, falls der Halbmond erlösche, das Land österreichisch werden müsse. Aber war vor 1878 bei der Schwäche des nationalen Sinns nur eine bedeutungslose Minderheit mit Für und Wider festgelegt, so spaltete Habsburgs Politik jetzt mit Fleiß und Bedacht die Christen, indem sie, nach den Moslems, die Katholiken als verlässlichere Untertanen gegen die Orthodoxen begünstigte. Schon durch die Zuwanderung aus den beiden Reichshälften erfuhr die katholische Bevölkerung Vermehrung und Stärkung, und als die geschicktesten Handlanger des Wiener Machtgedankens setzten sich hier und da und dort mit Missionen, Schulen und Kirchen die Jesuiten fest.

Aber diese Lösung der bosnischen Frage entfachte auch zwischen Serben und Kroaten in Kroatien-Slawonien und Dalmatien harte Zwietracht. Um die Kroaten für die Besetzung zu gewinnen, verschwendete die Hofburg die schönsten Versprechungen; auf Ehrenwort beteuerte

General Rodich dem dalmatinischen Nationalistenführer Klaić, daß mit dem Einmarsch in Bosnien eine neue Aera für die Südslawen der Donaumonarchie beginne. Die Freude über Zunahme der Slawen im Staat befreundete selbst solche Kreise mit den Ereignissen von 1878, die wie die Anhänger des Laibacher „*Slovenski Narod*“ nach dem natürlichen Recht die Teilung beider Provinzen zwischen Serbien und Montenegro lieber gesehen hätten, und der Agramer Sabor heischte in einer Adresse an den Herrscher die Vereinigung wie Dalmatiens und des bis 1881 noch bestehenden Restes der Militärgrenze so auch Bosniens und der Hercegovina mit Kroatien-Slawonien. Regte sich hier das kroatische Staatsrecht, so belebte sich bei den Serben des Habsburgerreichs das Nationalitätenprinzip. Wenn die Hoffnung auf eine föderalistische Umbildung des Staates sie an die Seite der Kroaten gestellt hatte, so zogen sie sich jetzt mit der Einsicht, daß Wiens Machtdrang über die Leiche des Serbentums nach Südosten gierte, auf Wahrung und Verteidigung ihres engeren Volkstums zurück. Da sie wünschen mußten, daß die Okkupation nur vorläufig sei, während die Kroaten auf ihre Dauer hofften, arbeitete die Besetzung Bosniens und der Hercegovina zwei ganz entgegengesetzte politische Auffassungen bei den zwei Stämmen heraus, und da jeder fortan dem anderen gebranntes Herzeleid anzutun suchte, schadete er der eigenen wie der gemeinsamen Sache. Das Volksschulgesetz von 1874 nutzten die Agramer Behörden, die Errichtung serbisch-orthodoxer Volksschulen zu verhindern, und die Banalregierung machte mit der Schließung der zwei serbischen Lehrerseminare bösestes Blut. Tobte

Starčević mit ungeminderter Berserkerkraft bis zu seinem letzten Tag gegen die „slawoserbische Rasse“, so spie Dr. Franks Reine Rechtspartei doppelt Gift und Galle gegen die Blutsbrüder und erweckte bei den Serben den Eindruck, daß die Kroaten willfähige Büttel der Habsburger gegen die orthodoxen Südslawen seien. Umgekehrt erschienen den Kroaten die Serben als verächtliche Helfershelfer Khuen-Hedervarys, denn in der Landtagsmehrheit für seine Unterdrückungstücken fehlte der Serbische Klub nie; auch die Serben in der Vojvodina erregten, da sie in dem Ausgleich von 1868 eine unabänderliche Tatsache sahen, den Ingrim aller patriotischen Kroaten. In Dalmatien zerflederten sich „*Narodni List*“ und „*Srpski Glas*“, weil die Kroaten für Anschluß des Landes mit Bosnien-Herzegovina an das dreieinige Königreich eiferten und die Serben sich für seine Zusammenlegung mit Bosnien und Herzegovina zu einem autonomen Körper erhitzten. Wie in Agram besorgten auch hier Südslawen gegen Südslawen die Geschäfte fremder Herren: 1879 verhalfen bei den Wahlen in Zara die Serben dem Italiener zum Sieg über den Kroaten Klaić, bei den Kämpfen um die Gemeindeverwaltung in Spalato standen sie hinter dem langjährigen italienischen Bürgermeister Bajamonti, und mehr als einmal zeigte der dalmatinische Landtag das gleiche bedrückende Bild. Da bei der Enthüllung des Gundulić-Denkmal in Ragusa 1894 aufgepeitschte Wut zu wüster Prügelei zwischen den feindlichen Brüdern führte und 1895 während des Besuches Franz Josefs in Agram Kot und Steine aus den Fäusten aufgehetzter Kroaten gegen die serbische Fahne an der orthodoxen Kirche flogen, durften sich die habsburgischen

Gewalthaber, deren Messer im Fleisch der südslawischen Einheit wühlten, schmunzelnd die Hände reiben.

20.

Wie jedoch das Blut in den verschiedenen Herzkammern ein und dasselbe ist, so griff auch in dieser matten und lauen Zeit aber und aber das südslawische Einheitsgefühl über die künstlichen Scheidewände hinweg. Der bulgarische Aufstand von 1875 hallte bei den Serben mächtig wider, Milans Kriegsaufruf vom folgenden Jahre wies mit dem Degen auf „unsere wackeren Brüder, die Bulgaren“: „Sie harren unser!“, und zwei bulgarische Freiwilligenbataillone marschierten unter den serbischen Fahnen mit aus. Nach den Kriegen war in der Vorstellungswelt des einfachen Mannes die Sache der Balkanraja noch so eins und unteilbar, daß die serbischen Bauern im Kreis Užice arglos wie ihr Lied die bulgarische Hymne: *Šumi, Marica okrvavljena* sangen. Im Programm der serbischen Radikalen, die von allen Parteien ihre Kräfte am meisten aus dem Mutterboden der Volksmasse sogen, stand nicht nur die „Befreiung und Einigung mit den übrigen Teilen des Serbentums“ obenan, sondern sie verlangten auch in jedem Betracht brüderliche Beziehungen zu den Bulgaren als „dem geographisch nächsten, der Nationalität nach fast gleichen Lande“; serbisch-bulgarische „Einheit in politischer Arbeit und kultureller Entwicklung, die sich nach Möglichkeit auch in der Gleichartigkeit der inneren Verfügungen und Einrichtungen zeigen muß,“ steckten sie als Ziel; während der Spannung zwischen Belgrad und Sofia sprach sich 1884 die radikale Skupština mehrheit für Rückkehr eines guten Verhältnisses zu dem Nachbar-

fürstentum aus, „die so wichtig und notwendig für die Lebensinteressen beider verwandter Völker und Staaten ist,“ und hielt es für eine Tat von entscheidender Bedeutung, „wenn alle Balkanvölker ihre Interessen identifizierten und unter eine größere gemeinsame Garantie stellten, die in einem Bund der Balkanstaaten Ausdruck fände.“ Da für das Bulgarien, über dem der mit außerordentlichen Vollmachten bekleidete Battenberger die Fuchtel schwang, das Serbien der radikalen Bewegung im Freiheitsschimmer erstrahlte, lebte in Sofia die alte Neigung zu einer Verschmelzung beider Länder unter dem Zepter der Obrenović auf; bei dem Radikalführer Raša Milošević suchten zwei Mitglieder des bulgarischen Kassationshofes die Haltung der Belgrader Regierung zu einer Personalunion zwischen Serbien und Bulgarien zu erkunden; die Annäherung Alexanders an das bulgarische Volk und der Kampf Milans gegen das serbische Volk entzogen solchen Plänen freilich bald den Boden. Wenn in dem Unheilsjahr 1885 Blagoev, später Bannerträger der bulgarischen Sozialisten, mit der Feder für die Eintracht zwischen Serben und Bulgaren als Kern einer allgemeinen Balkanföderation warb, war das über das rein Sozialistische hinaus ebenso südslawischer Verbrüderungsdrang wie die Umarmung zweier Studenten der sich auf dem Schlachtfeld zerfleischenden Stämme, die im gleichen Jahr Eduard Bernstein in einer Züricher Versammlung erlebte. In Serbien glaubte beim Wirbeln der Kriegstrommel jung und alt, daß es Schulter an Schulter mit den Bulgaren gegen die Türken gehe, und nie war etwas gleich unvolkstümlich wie der Angriff auf die Blutsbrüder; auch auf der anderen Seite redete das

Manifest Alexanders von dem „brudermörderischen Krieg zwischen zwei Brudervölkern“, und als Ivan Vazov, Bulgariens ausgeprägteste dichterische Dolmetsch, den Sieg bei Slivnica besang, verhüllte er sein Haupt, weil er erstarrten Bluts aus dem „frevlen Krieg zweier Brudervölker“ eine „schreckliche Zukunft voller Stürme und neuen Haders“ aufsteigen sah. Da der Unabhängigkeitskampf Sofias gegen Rußland von den Serben nur zu gut verstanden wurde, bereitete schon im Jahr nach dem Morden Belgrad der Europa bereisenden bulgarischen Abordnung einen herzlichen Empfang; des Ministers Garašanin Worten, daß die Sache Bulgariens die aller Balkanvölker sei, entnahm sie, daß Serbien an ein Bündnis mit dem slawischen Nachbar denke. Ein Jahrzehnt danach, im Mai 1896, erinnerte auf einem Verbrüderungsbankett serbischer und bulgarischer Studenten in Sofia der Herausgeber des „*Narodni Prava*“ Kusjov an die Bestrebungen der sechziger Jahre, Serben und Bulgaren in ein einheitliches südslawisches Zartum zusammenzufassen, und leerte sein Glas auf Herstellung einer unscheidbar festen Einheit beider Völker, „einer Macht, vor der die Lanzen unserer Feinde zersplittern“. Im Februar 1897 liefen nach einem Besuch König Aleksandars in der bulgarischen Hauptstadt neuerdings Gerüchte von einem Bündnis um, und als im gleichen Jahre ein Handelsvertrag zwischen Belgrad und Sofia Geltung erhielt, entlud sich auf dem Grenzgelände zwischen Pirot und Caribrod die Volkstimmung in stürmischen Ausbrüchen serbisch-bulgarischer Freundschaft. Wieder ein Jahr später tat einer der ernstesten radikalen Politiker Belgrads, Milovan Milovanović, im „*Delo*“ zwar den Glauben an den baldigen

vollen Zusammenschluß von Serben und Bulgaren in eine Volkseinheit als Selbsttäuschung ab, obwohl sie sich nach Sprache und anderen ethnischen Eigenschaften erheblich weniger als die einzelnen Teile mehrerer großer europäischer Nationen unterschieden, aber in einer Verständigung beider, einem Ausgleich ihrer Ansprüche, einer Solidarisierung ihrer Interessen den unvermeidlichen Durchgangspunkt für eine breitere Gemeinschaft der Balkanvölker sehend, verlangte er, daß Serben und Bulgaren durch einen innigen Schutz- und Trutzbund dem Ausland gegenüber als ein Volk aufträten.

Durch den Aufstand von 1875 offenbarte Bosnien eine Ahnung südslawischer Volkseinheit nicht nur insofern, als orthodoxe und katholische Bauern, Popen und Patres als ihre Führer, Seite an Seite kämpften, sondern auch durch die Einwirkung, die die Christen, in den Spuren von Dositej Obradović wandelnd, auf ihre muselmanischen Stammesgenossen versuchten; eine Flugschrift: „Wort des Hodža von Petrovac an die Brüder Türken“, christlicher Feder entflossen, machte den Moslems klar, daß alle Bosnier ohne Unterschied des Glaubens Brüder seien, und forderte sie auf, mit den christlichen Brüdern den gemeinsamen Feind, die Osmanen, zu verjagen. Vor allem aber erstand aus dem Feuer der Begeisterung, das die Erhebung auf dem ganzen südslawischen Siedlungsgebiet entzündete, ein Stück geistiger Einheit. Dalmatien war der Etappenraum der Bewegung, der die Streiter mit Geld, Nahrung und Schießbedarf versorgte und ihre vor den türkischen Untaten geflohenen Greise, Weiber und Kinder gastlich aufnahm. Ragusa glich zu Zeiten einem Flüchtlingslager, in Zara bildete „*Narodni List*“ unter

Biankini das Pressequartier des Aufstandes, das Nachrichten zu seinen gunsten in alle Welt sandte, und als Ljubibratić mit seiner Truppe über die Grenze gedrängt und von den Oesterreichern interniert wurde, flogen ihm auf dem Wege durch ganz Dalmatien die Herzen des Volkes zu. Das Gefühl, daß es in Bosnien um aller Südslawen Sache gehe, trieb auch aus Kroatien und der Vojvodina die Freiwilligen in die Reihen der Rebellen; da die k. und k. Machthaber hinter diesem Ueberschwang Hochverrat witterten, mußte Banus Mažuranić Verhaftungen über Verhaftungen anbefehlen, und in Neusatz wurde, ungeachtet seiner Abgeordnetenimmunität, Svetozar Miletić ob der Werbung von Kämpfern für den Aufstand zu fünf Jahren Kerkers verurteilt. Hinter Kroaten und Serben standen die Slowenen nicht zurück; in Laibach sammelte ein Ausschuß Gulden, Verbandszeug und Pulver und Blei für die bosnischen Blutsbrüder; erglühte Jünglinge stahlen sich, fiebernd, bis sie in einer der Banden eine Flinte in der Hand hielten, bei Nacht und Nebel fort; den Namen des slowenischen Insurgentenführers Miroslav Hubmaier kannte jeder europäische Zeitungsleser, und 1876 feierte „*Slovenski Narod*“ den Krieg der Serben gegen den Halbmond, den „südslawischen Krieg“, als trefflichen Erwecker des Volksbewußtseins auch bei den Slowenen: „Die nationale Idee, der Gedanke, daß die Kultur nur auf dem Grunde einer großen verwandten Gemeinschaft, auf dem Grunde eines geeinten Volkes leben und zu einem mächtigen Baum emporwachsen kann, muß auf die Einigung des Südslawentums einwirken.“

In Serbien vermochten die Südslawen Oesterreich-Ungarns den Preisfechter dieser Einigung nach dem

Berliner Kongreß um so weniger zu erblicken, als Milan Wien zuliebe jede nationale Politik in die Rumpelkammer warf und unter der Gewalt- und Fäulnisherrschaft der beiden letzten Obrenović das Land als ein Fetzen dalag. Daß zu gleicher Zeit wenigstens in der zisleithanischen Reichshälfte unter dem Regime Taaffe die Slawen aus der Bedientenstube an den Tisch der Herrschaft geladen wurden, nahm dagegen dem Gedanken einer südslawischen Einigung unter habsburgischer Führung einen Teil seiner Abgeschmacktheit. Schon vorher, 1875, legte es die Adresse des kroatischen Sabor dem Kaiser nahe, im Verein mit Serbien der Türkei den Krieg zu erklären; 1878 begrüßte der Laibacher „*Slovenec*“ die Okkupation, die den Slowenen erlaube, zwischen den sich befehdenden Serben und Kroaten zu vermitteln, und redete einer Einigung der Serben, Kroaten und Slowenen unter dem alten Namen Illyrer das Wort; Oesterreich-Ungarn müsse ein Illyrien von Villach in Kärnten bis Trebinje in der Hercegovina, von Osijek in Slawonien bis Cattaro in Dalmatien schaffen, das auch bald das Fürstentum Serbien zu sich hinüberziehen werde; hause allerdings Wien in Bosnien nach dem Satz *Divide et impera*, so werde Serbien zum Träger der illyrischen Idee und zur Gefahr für die Donaumonarchie. 1887 ermunterte im Reichsrat der slowenische Abgeordnete Dr. Gregorčič Oesterreich, nach Salonik zu gehen und die südslawische Verwaltungseinheit zu schaffen, die den Dualismus zerbräche und die Magyaren im Zaum halte, und Luka Svetec, der in der inneren Politik den Faden des Dr. Bleiweis fortspann, meinte 1890 im Krainer Landtag, daß sich die große südslawische Gemeinschaft gegen den Willen Habsburgs nicht, mit seiner Zustimmung sehr schnell durchführen

lasse und als starke Schutzwehr des Reichs gegen Süden und Westen vielleicht Vorteile bringe.

Die Ursache der südslawischen Zersplitterung erkannte Fran Podgornik, wenn er in „*Slovanski Svet*“ die abendländische Politik anklagte, daß sie ständig Serben und Kroaten, Bulgaren und Serben verhetze und bald den serbischen, bald den kroatischen Chauvinismus ausnutze; da alle Stämme aufeinander angewiesen seien, forderte er Starčević auf, sein Programm so zu erweitern, daß es sämtliche Südslawen der Donaumonarchie umfange, und auch der durchdringende Geist des jungen Krek fand schon auf dem Wiener Augustineum allein im „Zusammenschluß aller Slawen im Süden“ das Heil: „Sonst werden wir noch lange Zeit ein Zigeunerleben führen.“ Daß Slowenen zu Slowenen, Kroaten zu Kroaten strebten, war an der Tagesordnung. Wenn nach Dr. Ferjančičs Zeugnis die Slowenen um 1893, der „Realpolitik“ huldigend, das Ziel eines geeinten Sloweniens aufgegeben hatten, so war der Gedanke, der sich 1878 zu einer Bittschrift ihrer Abgeordneten an den Kaiser um Vereinigung der Slowenen in eine administrative und möglichst auch staatsrechtliche Einheit verdichten konnte, bei weitem nicht tot; 1898 begegneten sich Liberale und Klerikale in dem Wunsch nach Zusammenfügung aller slowenischen Gebiete zu einer Verwaltungseinheit; seit 1892 pflegten auch die kroatischen Vertreter Dalmatiens im Reichsrat eine Erklärung zu verlesen, die die Verschmelzung ihres Landes mit Kroatien und Slawonien heischte. Aber auch an einer Annäherung zunächst zwischen Slowenen und Kroaten fehlte es nicht. Die Auswirkung der Okkupation fachte bei jenen die Erörterung über Annahme der kroatischen

Amts- und Schriftsprache von neuem an. In „*Slovenski Narod*“ legte sich 1878 ein Mitarbeiter dafür ins Zeug, daß die slowenischen Zeitungen einfach auf Kroatisch erschienen, dann werde die Zeit kommen, „da man in den slowenischen Kanzleien kroatisch-serbisch schreibt und in den Mittelschulen die gemeinsame kroatisch-serbische Sprache einführt“; „*Slovenec*“ vertraute auf die Einigung beider Stämme durch Oesterreich und glaubte dann an einen solchen Ausgleich der Sprache binnen einiger Jahrzehnte, „daß man nicht mehr weiß, wo die Slowenen aufhören und wo die Kroaten anheben“; auch der Agramer „*Obzor*“ war für Zusammenschluß von Kroaten und Slowenen in einen Staat und hielt hernach die sprachliche Einigung für leicht, und in Ragusa schlug man für die ineinander aufgegangenen Slowenen und Kroaten den Sammelnamen *Slovinac* und als Schriftsprache die hercegovinische Mundart vor. Obwohl der Dichter Stritar warnte, das Slowenische preiszugeben, da man sonst das Volk verliere, rief Dr. Tavčar 1882 bei einer Feier des „*Kolo*“ in Agram aus: „Unser Land ist nach Geschichte und historischem Recht nur ein Stück des kroatischen Landes . . . Wir Slowenen hätten nichts dagegen, wenn man auch in kultureller und literarischer Hinsicht nicht von zwei Völkern, sondern nur von einem, nämlich dem kroatischen Volke, spräche“. 1890 fanden sich slowenische und kroatische Volksvertreter aus Istrien zu gemeinsamer Beratung in Laibach ein, und drei Jahre später gründeten einige Abgeordnete beider Stämme, dem Hohenwart-Klub den Rücken kehrend, im Reichsrat den Südslawischen Klub.

Auch bei Serben und Kroaten mangelte es nicht an Zeugnissen, daß trotz Zanks und Zauserei das Gefühl der Blutsgemeinschaft nicht erloschen war. Als 1879 die Gebeine des kroatischen Nationaldichters Petar Preradović von Wien nach Agram geleitet wurden, sang der volkstümlichste serbische Poet Jovan Jovanović Zmaj:

Aber dieser Kranz hier
sei ein Ruf zur Tat,
daß der Serbe liebe
dich wie der Kroat!

.....
Wenn der Heimat Efeu
um dein Kreuz sich flicht,
so genügt's der Asche,
deiner Seele nicht.
Frieden hat sie nimmer,
bis vom Himmelspfad
sie die Eintracht schaut von
Serbe und Kroat,

Vasa Djurdjević, Führer der serbischen Partei im Agramer Sabor, erklärte: „Die Serben und die Kroaten haben im kroatischen Königreich dieselbe Zukunft, dasselbe Schicksal, dieselben politischen Ziele“; Stroßmayer warb von der hohen Warte seiner mehr als achtzig Jahre sonder Ermatten für das Ideal südslawischer Volkseinheit, und ein Silberblick am wolkenschweren Himmel war es, als 1897 kroatische Sokols in Belgrad als Brüder von Brüdern empfangen wurden.

Aber daß in Reif und Regen, Sturm und Hagel der südslawische Gedanke dort am kräftigsten gedieh, wo die Fahnen der Zukunft wehten, erwies sich nicht nur 1896 an der Gründung der Südslawischen Sozialdemokratischen Partei unter Etbin Kristan in Laibach, die alle öster-

reichischen Südslawen umfassen wollte, sondern sinnfälliger noch an der Bewegung der neuen serbokroatischen Jugend. Das Jahr 1895 bedeutete eine Wende. Denn die Agramer Hochschüler, die wegen Verbrennung der magyarischen Fahne von der Universität verwiesen wurden, gingen einhellig nach Prag. Aus der erschlaffenden und entnervenden Umwelt Khuen-Hedervarys in die kühle und strenge Luft von Masaryks Hörsaal verpflanzt, wurden diese jungen Leute bald inne, daß auch die Kroaten ihre Königinhofer Handschrift hatten. Was für die ältere Generation des Tschechentums der gefälschte Sang vom Sieg bei Hostejn, war für das am Ueberlieferten klebende Geschlecht des Kroatentums das altehrwürdige Staatsrecht: Grundlage einer rückwärts gewandten, historisch-romantischen und darum unfruchtbar tatlosen Weltbetrachtung. Zum erstenmal fegte jetzt aus kroatischen Köpfen der unerbittliche Besen von Masaryks Logik die Spinnweben versunkener Jahrhunderte; zum erstenmal sah sich eine Jugend des „dreieinigen Königreichs“ von vermoderten Pergamenten auf das blühende Leben gelenkt; zum erstenmal vernahm eine neu aufkommende Bildungsschicht des Südslawentums, dessen Patriotismus sich namentlich in Kroatien so gern und ganz in Bankettreden und Trinksprüchen verschleudert hatte, die Heilsbotschaft von der nationalen Wiedergeburt durch Arbeit. Was sich unter Masaryks formender Hand an den jungen Agramer Studenten vollzog, war ein wesentliches Stück der Ent-Mittelalterlichung und Ent-Orientalisierung des südslawischen Menschen. Da in den nächsten Jahren der akademische Nachwuchs aus dem slawischen Süden der Donaumonarchie stets begieriger nach Prag drängte,

drückte der tschechische Philosoph und Soziologe einer ganzen Generation des Südslawentums den Prägeempel seines klaren und scharfen Geistes auf, und da sich unter den Hochschülern so gut Serben wie Kroaten befanden, erfuhren die einen wie die anderen aus dem Munde ihres großen Lehrers wieder die Wahrheit, die im tiefsten Brunnen ihres Bluts rauschte, daß sie im Guten und Schlimmen ein Volk waren. Ihre neu erworbene Erkenntnis, daß sie von der Natur zusammengefügt, von der Kunst getrennt waren, daß die Vergangenheit sie schied, die Gegenwart und Zukunft sie band, verkündeten sie bald frohgemut in Zeitschriften, die am Jahrhundertende sturmvoegelgleich in Agram und Prag aufstiegen. Der ersten, „*Hrvatska Misao*“, wurde als größtes Verdienst nachgerühmt, daß sich „die Jugend der südslawischen Zweige“, nämlich Serben, Kroaten und Slowenen, wieder die Hände hinstrecke, die zweite, „*Novo Doba*“, nannte sich „Blatt der vereinigten kroatischen, serbischen und slowenischen Jugend“, die dritte, „*Narodna Misao*“, versprach allen Lebensäußerungen des slowenischen, kroatischen, serbischen und bulgarischen Volks eifrig zu folgen. Die südslawische Jugend in Prag beschloß, daß ihre serbischen Mitglieder der „*Matica Hrvatska*“ und ihre kroatischen der „*Srpska Književna Zadruga*“ beiträten, für „*Slovenska Matica*“ und „*Društvo Svetog Mohorja*“ galt das gleiche; auch betonte sie die Notwendigkeit, daß jeder Kroat und Serbe Slowenisch, jeder Slowene Serbokroatisch lerne. Unermüdlich klang das muntere Glockenspiel dieser Zeitschriften für „die nationale Einheit der Kroaten und Serben“; von „unserem Volk“ hallte es, „das in Serben, Slowenen, Kroaten und

Bulgaren geteilt ist“; „unser Land vom Balkan bis zum Triglav“ war ein stehender Begriff, und im Namen aller erläuterte einer dieses hochgestimmten Geschlechts, Stjepan Radić: „Wir sind in der Regel nur Kroaten, nur Serben und nur Slowenen, aber in dem Sinne, daß allein die drei Namen zusammen das ganze Volk in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezeichnen“.

In Bulgarien das Selbstherrschergelüst des Battenbergers, die Diktatur Stambolovs und das persönliche Regime des Koburgers, in Serbien die Verwesung aushauchende Tyrannei der Obrenović, in Bosnien der eiserne Despotismus Kallays, und Khuen-Hedervarys harte Hand auf Kroatien; dazu die Südslawen außerhalb und innerhalb des Habsburgerreichs hinter ein Dutzend Gitter gesperrt; zwischen Bulgaren und Serben die kaum verarbeitete Wunde eines Bruderkriegs und der Streit um Makedonien, in Bosnien und Hercegovina der Hader dreier Glaubensgemeinschaften, in Kroatien, Slawonien und Dalmatien Bruderhaß und Bruderkampf; endlich Petersburg und Wien wie Geier über ihrer südslawischen Beute schwebend, Belgrad und Sofia im Kreuzpunkt großer europäischer Gegensätze — wo erschien die Nacht dichter als im slawischen Süden? Aber wer in den Sternen zu lesen verstand, erkannte schon an dem lebenssprudelnden „Jugoslavenizam“, dem frischen Auftrieb der neuen Jugend, daß der Morgen nicht mehr fern war.

X.

Sammlung und Aufmarsch

Im neuen Jahrhundert ging ein mächtiges Fluten und Stoßen, Drängen und Treiben durch den ganzen slawischen Süden; überall kamen die Geister in Fluß, die Fäuste in Schwung. Der Bandenkrieg in Makedonien, die Oppositionsbewegung in Bulgarien, der Umschwung in Serbien, die Gärung in Montenegro, der Zusammenschluß in Kroatien, die Freiheitsströmung in Bosnien, der Aufbau in Slowenien, die serbisch-bulgarische Zollunion und der Balkanbund waren Glieder einer Kette, die gesprengt wurde. Aber das Mürzsteger Programm, die jungtürkische Revolution, die Annexion Bosniens und der Hercegovina, der Agramer Hochverratsprozeß, die Hinderung des serbisch-bulgarischen Zollverbandes durch den Ballplatz, die Fesselung Bulgariens an Rußland wälzten neue schwere Steine auf den Weg des südslawischen Befreiungs- und Einigungswerkes, und sogar der Balkanbund diente ursprünglich dem Versuch, die Südslawen am Gängelband selbstsüchtiger Großmachtpolitik zu halten.

Was ein Menschenalter vordem Bosnien gewesen war, jetzt war es Makedonien: die Wunde, durch die alle unreinen Säfte des türkischen Greisenbrandes ausschwärten. Noch immer eroberte die friedliche Kirchen- und Schulpropaganda der freien Balkanstaaten, für die das makedonische Problem eine nationale Frage ersten Ranges war, Stützpunkt um Stützpunkt in dem zerrissenen Lande. Die Bulgaren rühmten sich 1902, über achthundertneun- undfünfzig Schulen mit dreizehnhundertachtundfünfzig Lehrkräften und fünfundvierzigtausend Schülern zu verfügen; die Serben zählten im folgenden Jahre in den Wilajets Salonik und Monastir neunundsiebzig Schulen mit rund viertausend, in Altserbien hunderteinunddreißig Schulen mit etwa zehntausend Schülern. Aber stets mehr verdrängte im Kampf für und um Makedonien die Handgranate die Fibel. Schon in den neunziger Jahren waren bulgarische Banden aus dem Fürstentum eingedrungen, und seit 1895 galt, Frucht des ersten Makedonierkongresses in Sofia, das Oberste Makedonische Komitee unter Traiko Kitančev als Zentralinstanz der Bewegung. Aber während seine Anhänger nur an die Befreiung Makedoniens mit und durch Bulgarien dachten, erkannte Dame Gruev, daß der Kampf nicht von außen hereingetragen werden dürfe, sondern von innen heraus losbrechen müsse. Im Dienst dieses Gedankens machte der Unerschrockene und Unermüdliche aus Salonik das erste Umsturznest und warb mit Goce Delčev in Stip unter den Bauern, und da namentlich die von der bulgarischen Propaganda besoldeten einheimischen Lehrer allenthalben

eifrig die Fäden knüpften, überzog bald die „*Vatrešna Makedonska Organizacija*“, die Innere Makedonische Organisation das Land mit einem Netz von revolutionären Geheimverbindungen. Neben einer Hauptverwaltung gab es Dorf-, Stadt-, Bezirks- und Kreiskomitees; eigene Kuriere beförderten Nachrichten schneller und sicherer als die verlotterte osmanische Post; ein eigenes Steuerwesen schröpfte Feind und Freund für die gute Sache; eine eigene Gerichtsbarkeit erledigte die nicht seltenen Verräter, und neben dem in Salonik unterirdisch gedruckten „*Pravo*“ verbreiteten hektographierte Zeitungen die Losung: Makedonien den Makedoniern! Die Wirkung ward an dem steigenden Selbstbewußtsein der slawischen Raja sichtbar, die nicht mehr jeden des Wegs kommenden Türken mit unterwürfigem Kratzfuß als Aga begrüßte.

Aber Oberstes Komitee und Innere Organisation arbeiteten nicht nur nebeneinander, sondern auch gegeneinander. Auf den Bandenkrieg im kleinen, den diese nährte, beschloß jenes 1902 den Trumpf eines großen Aufstandes zu setzen, der, von der anderen Richtung nicht gefördert, zusammenbrach, aber die Innere Organisation dazu brachte, für ihren Teil im nächsten Jahr loszuschlagen. Seit langem angesagt, allgemein erwartet, durch fortwährende Geplänkel vorbereitet, überraschte die Erhebung, als sie 1903 am „*Ilinden*“, dem Eliastag, ausbrach, doch alle Welt durch ihre Ausdehnung. Auf einem Gebiet von zehntausend Quadratkilometern fochten schließlich zwanzigtausend Aufständische gegen hunderttausend Soldaten; neben dem „fliegenden Teufel“ Goce Delčev schrieb sich Boris Sarafov mit Blut und Brand in das Gedächtnis der Zeitgenossen ein; nach Hunderten

zählten die Toten der Komitees, nach Tausenden die der Truppen; wilde Gemetzel hüben und drüben peitschten zu neuen Grausamkeiten auf; zehntausend Kämpfer, Helfer und Unschuldige verschleppte türkischer Rache-durst in die Kerker oder in die anatolische Verbannung, und Bulgarien nahm dreißigtausend Flüchtlinge auf.

Nicht zuletzt als Folge dieses großen Aufstandes zeigten sich mit dem Jahre 1904 auch serbische Banden, zumal im Lauf der Zeit rund sechzigtausend Bewohner Altserbiens im Königreich Zuflucht gesucht hatten. Wie bei den Bulgaren waren es junge Lehrer, Akademiker und Offiziere, die, von Abenteuerlust und Erlösungsdrang gequält, sich den Patronengurt umhingen und zum Mauser-Karabiner griffen. Kannte und nannte man bald unter den Vojvoden der serbischen Bewegung Namen wie Jovan Stojković-Babunski und Voja Tankosić, so sammelte sich schnell auch um jeden von ihnen ein Häuflein verzweifelter Bauern, den osmanischen Herren schlimmen Frevel durch schlimme Tat zu vergelten. Wie die bulgarischen verbrachten auch die serbischen Bandenmitglieder den Winter als Milchhändler oder Bäcker in Belgrad oder Sofia, wo die langen, sehnigen Gestalten durch den doppelköpfigen makedonischen Adler am weißen Käppchen mit der Umschrift: Freiheit oder Tod! auffielen; bei der ersten Schneeschmelze riß es sie wieder unwiderstehlich zu Kampf und Untergang in die Klüfte der Heimat. An Zahl waren die Bulgaren den Serben weit voran. Von 1906 bis 1907, Zeit, in der das tödliche Blei auch Gruev traf, verzeichnete die türkische Heeresleitung sechsundfünfzig Scharmützel mit bulgarischen, elf mit serbischen Banden, und wenn der Generalgouverneur von

Makedonien, Hilmi Pascha, 1908 außer griechischen, walachischen und albanischen Banden sechsundfünfzig bulgarische Banden mit siebenhundertsieben Mann und nur vier serbische mit insgesamt neun Mann aufzählte, eilte die Ziffer von anderthalbtausend Toten, die die Serben in dem achtjährigen Bandenkrieg verloren haben wollten, sicher der Wahrheit erheblich voraus.

Auch waren die Bulgaren rücksichtslosere und entschlossener Meister der Guerilla-Taktik. Aber war der hier zusammensinkende, dort aufflackernde, nie verlöschende Kleinkrieg auch ein Teilgefecht des großen Befreiungskampfes der Südslawen und ein wichtiger Abschnitt aus der Revolutionsgeschichte der Stämme zwischen Triglav und Pontus, so dachte doch keiner seiner Strategen daran, die trotz allem übermächtige Türkei nach Asien zu drängen; der Ausgang des Aufstandes von 1903 machte auch dem überschwenglichsten Kopf das Kräfteverhältnis klar, denn als die Osmanen mit reichlicher Artillerie eingriffen, war das Spiel rasch zu Ende. Vielmehr sollte jeder Bombenwurf und Flintenschuß lediglich die Augen der Großmächte auf das mißhandelte Makedonien lenken. Die Sozialisten, die nach dem Elias-tag in der Inneren Organisation Fuß faßten, vermochten dazu wertvolle Fingerzeige zu geben. Solange nur einer Million armer christlicher Pachtbauern von den muselmanischen Grundherren das Fell über die Ohren gezogen wurde oder die Statistik von zweihundertvierundzwanzig Morden in dem einen Bezirk Skoplje binnen fünf kurzer Monate des Jahres 1905 berichtete, krächte im ganzen großen Abendland kein Hahn danach. Aber wurde seine druckempfindlichste Stelle, die kapitalistische Gewinn-

gier, berührt, so schrie Europa schmerzvoll auf. Wenn wie 1903 zu Salonik das Gebäude der *Banque Ottomane* in die Luft flog und ein Frachtdampfer im Hafen in Flammen aufging, wenn Brücken gesprengt wurden und Züge entgleisten, rechnete jede Börsenhalle des Westens wehklagend die Zinsverluste aus, und die geschädigten Gläubiger sammelten sich, entschiedenes Einschreiten zu heischen, in den Vorzimmern der Ministerien in Wien und Paris, Berlin und London. Doch zu Propagandazwecken stifteten die Bandenkämpfer, denen das tausendfache Leid einer Jahrhunderte dauernden Gewaltherrschaft die Nerven abgestumpft hatte, auch kaltblütig unmenschliche Schlächtereien an. Da nach einer Pause von zweieinhalb Jahren 1911 die Bewegung wieder auflebte, überbot jeder Tag den vorhergehenden an Greueln. Wenn im November dieses Jahres in Stip eine bulgarische Bombe eine Moschee zerstörte und die darob ergrimmten Moslems an die hundert Christen abwürgten und im August 1912 in Kočana eine Höllenmaschine, Dutzende von Marktbesuchern in Stücke reißend, ebenfalls ein Christengemetzel entfesselte, lagen solche Scheußlichkeiten auf der Linie eines wohlüberlegten Plans: wie eine Fackel sollte Makedonien lohen, deren Schein die Mächtigen des Erdteils auch nicht eine Stunde ruhen ließ.

2.

Daß Bulgarien noch ein türkischer Vasallenstaat war, kam nur mehr durch den jährlich zu entrichtenden Tribut und durch die Vorrechte zum Ausdruck, die europäische Mächte unter dem Namen Kapitulationen genossen und zu deren Ablösung es jedesmal besonderer Verträge be-

durfte. An einer Schürung der makedonischen Unruhen ließ sich denn die Regierung in Sofia um so weniger verhindern, als sich Zehntausende von Slawen aus Makedonien in Bulgarien eingebürgert hatten, in Offizierkorps, Bildungsschicht und Zeitungswelt eine große Rolle spielten und bis in die Kabinette hinein als chauvinistischer Sauerfeig wirkten. Ohne Bedenken benutzte Ferdinand auch im Oktober 1908 das Durcheinander nach der jungtürkischen Revolution, um die volle Unabhängigkeit des Landes zu verkünden, auf die bulgarische Strecke der Orientbahn die Hand zu legen und das Fürstentum zum Königreich zu erhöhen. Aber auch um Freiheit von den eigenen Machthabern schlug das bulgarische Volk seine Schlachten. Zwar stieß sich das Selbstherrschertum des Koburgers mit jedem Jahr weniger an die konstitutionellen Schranken; gestützt auf das Heer, das zu einer scharfen Waffe geschliffen ward, wechselte er ohne Rücksicht auf das Parteiverhältnis im Sobranje seine Regierungen nach Willkür, und als eine Verfassungsänderung ihm 1911 gestattete, Geheimverträge mit anderen Staaten auf eigene Faust ohne Kenntnis der Kammer abzuschließen, war er vollends der allmächtige Gebieter. Da den Ministern durch den Monarchen die Mißachtung des Parlaments als Gastgeschenk mit auf den Weg gegeben wurde, schufen sie sich nach eigenem Wohlgefallen die nötigen Mehrheiten; das Kabinett Grekov-Ivančev, dessen Seele die Partei Radoslavovs war, bei Jahrhundertbeginn am Ruder, strich einfach zwanzig oppositionelle Mandate als ungültig und erzielte bei den Ergänzungswahlen durch schärfsten Behördendruck das gewünschte Ergebnis. Als 1903 den kurzlebigen Kabinetten Karavelov und Danev

ein nationalliberales Ministerium erst unter Raco Petrov, dann unter Ferdinands Günstling Dr. Stancev, seit 1906 unter Dimitr Petkov und schließlich unter Dr. Gudev folgte, schienen gar die Tage Stambolovs wiedergekehrt. Zügellose Reaktion tobte sich aus; durch ein Preßknebelungsgesetz und neue Strafbestimmungen für Vergehen „gegen die staatliche und öffentliche Sicherheit“ wurden die ursprünglichsten bürgerlichen Freiheiten unterbunden, und wie der Fürst den Ministern nicht Rede und Antwort stand, suchten sie ihre Verantwortung der Kammer gegenüber zu beseitigen. Da von den Anhängern Radoslavovs Jungliberale unter Tončev und von der Karavelov-Partei eine radikale Gruppe unter Naico Canov absplitterten, und der Demokrat Malinov, der, 1908 zur Ministerpräsidentschaft gelangt, im Sobranje nur vier Parteigänger zählte, bei den Wahlen nicht allein durch amtlichen Abstimmungsterror sofort hundertsiebzig Abgeordnete gewinnen konnte, erleichterten die Verschwommenheit der meisten Parteien, die Verwirrung der Volksmassen und der Mangel an Stetigkeit im politischen Leben das Spiel des Absolutismus.

Aber aus dem Lande heraus erwuchs Widerstand. Nicht nur gerieten immerhin zwei Minister des Kabinetts Danev mit dem Fürsten wegen seiner Despotenlaunen hart aneinander, und Malinov prallte 1909 wegen eigenmächtiger Schaffung eines Ordens mit ihm zusammen, sondern 1907 pfiff auch bei Eröffnung des Nationaltheaters die akademische Jugend dem zähneknirschenden Koburger ihre Verachtung und ihren Groll schrill in die Ohren, der verhaßte Minister Petkov wurde gar von einem Fanatiker niedergeschossen, und da Nationalpartei, Demokraten,

Cankovisten, Radikale und Sozialisten einen Oppositionsblock formten, flackerte ein Steppenfeuer trotziger Protestkundgebungen über ganz Bulgarien. Von den faulen Flecken an der Oberfläche wurde der gesunde demokratische Kern des Volkes nicht berührt. Mehr als nur der Trieb, am Gegner Rache zu nehmen, auch das Gefühl für Sauberkeit bewirkte es, daß die Regierung Danev gegen Mitglieder des Kabinetts Grekov-Ivančev wegen gesetzwidriger Auflösung der Gemeinderäte und persönlicher Schmutzereien Anklage erhob, und auch das demokratische Ministerium Malinov die Regierung Petrov vor den Staatsgerichtshof zu stellen beschloß. Wenn die Entwicklung des Unterrichtswesens: 1911 dreitausendvierhundertzweiundachtzig Volksschulen mit achttausendsechshundertzweiundachtzig Lehrern und dreihundertsiebenundachtzigtausend Schülern, dreihundertsechzehn Progymnasien mit vierzigtausend Schülern, achtzehn Knaben- und drei Mädchengymnasien mit neuntausendsechshundert Schülern und fünftausendzweihundert Schülerinnen, jeden bulgarischen Patrioten mit Stolz erfüllte, entfachte 1907 die polizeiliche Schließung der vier Jahre zuvor gegründeten Universität wegen der Kundgebung gegen Ferdinand Erbitterung über Erbitterung; der Versuch, bei Wiedereröffnung der Hochschule nicht nur die Studenten des aufsässigen Jahrgangs, sondern auch die ganz unschuldigen Professoren auszuschalten, scheiterte an der einmütigen und entrüsteten Ablehnung der Bildungsschicht. Auch die Entfaltung der Sozialdemokratie zeugte in dem industriearmen Lande von politischer Gärung im Bürgertum: 1902 fielen der Partei zwanzigtausend Stimmen und acht Mandate zu, und ob-

wohl im folgenden Jahre die Spaltung in „Engherzige“ und „Weitherzige“ ihre Werbekraft minderte, erzielten beide Gruppen zusammen 1911 an dreißigtausend Stimmen und sechs Mandate. Bis in ihre Tiefen aber wurde die Bauernschaft aufgewühlt, als 1900 die Regierung durch Einführung des Zehent ihre leeren Kassen zu füllen gedachte; diese ungerechte Steuer, an deren Namen noch aus der Türkenzeit so viel Haß haftete, brachte das Landvolk nicht allein in den Kreisen Varna und Philippopel bewaffnet auf die Beine, und da Belagerungszustand, Truppenaufgebot und blutige Zusammenstöße vornehmlich in Šabla und Duran-Kulak den Boden lockerten und düngten, ging die Saat, die Canko Bakalov hauptsächlich durch die Dorflehrer ausstreuen ließ, trefflich auf: die junge Bauernpartei, seit 1902 mit ihrem Blatt „*Zemledelsko Zname*“, die sich bewußt gegen alle anderen politischen Gruppen stellte, errang schon bei den ersten Wahlen dreiundzwanzig Mandate und verfügte trotz manchen Rückschlags im Sobranje bald über vierzig, bald über fünfzig Sitze, ein Unterpfand auch sie der Demokratie, die rüstig auf dem Marsch war.

3.

Der Demokratie in Serbien räumte die Blutnacht vom 10. auf den 11. Juni 1903 die Hindernisse aus dem Weg, da sie das verfaulte Herrscherhaus der Obrenović austilgte und die Dynastie Karadjordjević auf den Thron hob. Blind und taub, ein vom Machtwahn Trunkener war Aleksandar nach der Heirat mit Draga seinem Untergang entgegengetaumelt. Würdiger Erbe seines 1901 gestorbenen Vaters, mißachtete er schlimmer noch als jener geschriebene Verfassungen als beliebigen Wisch Papier.

Nachdem er 1901 eine Konstitution oktroyiert hatte, die einen Senat mit zu zwei Dritteln ernannten Mitgliedern vorsah, aber durch niederen Zensus, unmittelbare Wahl und geheime Abstimmung für die Skupština vor der Akte von 1869 Vorteile voraus hatte, vollzog er im April 1903 den merkwürdigsten Staatsstreich: in der Nacht setzte er die zwei Jahre zuvor erlassene Verfassung für so lange außer Kraft, als es brauchte, die ihr entflorenen Gesetze aufzuheben, die dank ihr angestellten Beamten zu entlassen, beide Kammern aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben; nach genau fünfundvierzig Minuten galt wieder das Staatsgrundgesetz von 1901! Aber ein Delirium selbstherrlicher Willkür, gedeckt durch die Ministerpräsidentschaft des kaum widerstrebenden Generals Cincarmarković, wütete jetzt in Serbien; was das Land noch an Ansehen, der Einzelne noch an Ehre besaß, wurde in einem Cancan entfesselter Günstlingswirtschaft unter den Sohlen zerstampft; als den Obrenović und seine Helfer das Schicksal ereilte, lagen die Aechtunglisten schon bereit, an Hand deren unter den unabhängigen Politikern aufzuräumen war und nur feile Knechte des Tyrannen übrig gelassen werden sollten. Der neue König aber hatte nicht umsonst in jungen Jahren John Stuart Mills „*On liberty*“ übersetzt und im Geleitwort die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, entgegen oft gehörter Anschauung, das serbische Volk für die Freiheit vollauf reif sei. Da jetzt der Sohn des 1858 entthronten Aleksandar, im Genfer Exil ergraut, nach Belgrad zurückkehrte, versprach er, ein Hüter der Verfassung, ein Freund freiheitlicher Ideen, der Aufklärung und des Fortschritts zu sein: „Nichts werde ich ohne Uebereinstimmung mit der vom

Volk gewählten Skupština tun." Er hielt Wort. Petar Karadjordjević wurde der erste musterhaft konstitutionelle Herrscher Serbiens, der keinen Finger breit von der wieder eingeführten Verfassung von 1889 abwich; an diesem Monarchen, der in seiner schlichten Lebensweise und geraden Denkart, auch mit seinem Aberglauben das Urbild des Bauern aus der Šumadija war, erfüllte sich das Wort: *Le roi régne, mais il ne gouverne pas*; da so zum erstenmal durch das Mittel des parlamentarischen Regimes das serbische Volk sein Schicksal selbst bestimmte, ward ihm die innere Freiheit unter dem Enkel jenes Schwarzen Georg zu teil, der ein Jahrhundert zuvor den Kampf um die äußere Freiheit begonnen hatte.

Als Aleksandar 1901 die Grenzen der Verfassung etwas ausweitete, dächte er die Radikalen zu ködern. In der Tat schwenkten sie mit den aus dem politischen Grabe erstandenen Fortschrittlern zur Regierungsfront für das Kabinett Mihailo Vujić ein, aber dieses Bündnis, vorher die wenn auch zage Beteiligung an dem übelduftenden „Hochzeitsministerium“ Aleksa S. Jovanović und die Nachgiebigkeit gegen die Dynastie entfremdete der Partei Pašićs und Protićs die heißeren Herzen, so daß ihrer eine Anzahl auszog und als *Samostalci* oder Selbständige, auch Jungradikale genannt, auftrat. Während der Tobsuchtsherrschaft Cincarmarkovićs war es unter der Würde jeder Partei, dem Regime etwas anderes als den Rücken zuzukehren; da keine die Wahlen des 1. Juni 1903 mitmachte, kam nur ein Oppositioneller in die Skupština. In der neuen, parlamentarischen Zeit fanden sich Alt- und Jungradikale anfangs unter dem Ministerpräsidenten Sava Grujić zu gemeinsamer Arbeit bereit, um bald

wieder gegeneinander aufzustehen und miteinander um die Macht zu ringen. Aber weder die altradikalen Regierungen, die erste unter Nikola Pašić, noch die jung-radikalen Kabinette, das erste 1905 unter Ljuba Stojanović, sicherten ruhige Fahrt; da ihnen der Ballast einer starken Mehrheit fehlte, schlingerte das Staatsschiff bald, von Parlamentsobstruktion und Ministerkrisen geschüttelt, hin und her. Trotz allem wirkte statt der lähmenden Sumpfluft des Absolutismus der Salzhauch der politischen Freiheit belebend, statt des zähen Morastes der Tyrannei das bewegte Wellenspiel der politischen Kämpfe aufrüttelnd. Als Zeichen der Veränderung von Grund auf hißte gleich nach dem Umsturz der vordem niedergehaltene Sozialismus seine Fahne. Unter begabten und mitreißenden Führern wie Dragiša Lapčević und Dimitrije Tucović drang die Partei, die das Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie unverändert übernahm, munter vorwärts, zählte 1911 rund dreitausend eingeschriebene Mitglieder und brachte bei den Wahlen des folgenden Jahres fünfundzwanzigtausend Stimmen und zwei Skupštinasitze heim, während die Altradikalen über zweihunderttausend Stimmen und vierundachtzig Mandate, die Jungradikalen hundertzwanzigtausend Stimmen und neununddreißig Mandate, Liberale und Fortschrittler zusammen hundertdreizehntausend Stimmen und sechsunddreißig Mandate musterten.

Mit den Parteien, wie sie da waren, hatte die Juni-revolution von 1903 wenig zu tun. Im ganzen Volk gärte und brodelte der Unwille, und nachdem im April dieses Jahres eine Straßenkundgebung der Arbeiter und Stu-

dentem von der schon zögernden Truppe zersprengt worden war, hingen revolutionäre Gewitterwolken schwarz und schwer über der Hauptstadt. Den Blitz zur Erde lockten als Vollstrecker des Volkswillens Offiziere. Ragten unter ihnen der General Jovan Atanacković und der Oberstleutnant Petar Mišić hervor, so drängte doch auch hier die Jugend, namenlose Leutnants und Oberleutnants mit dem romantisch kühnen Hauptmann Dragutin Dimitrijević an der Spitze, stürmisch zur Tat. Daß die Kraft des Staates in einer Zeit verdorrte, in der schon die makedonische Frage ihn zu historischer Rolle aufzurufen schien, erfüllte sie mit Ingrim; ihren Groll steigerte das Gelächter der ganzen Welt, das ob der vorgetäuschten Schwangerschaft der Königin über Serbien niederging; daß sie selbst statt des Gehalts mit zweifelhaften Anweisungen abgefunden und dafür die Günstlinge des Hofes mit Beförderungen und Orden überschüttet wurden, gab ihrem patriotischen Zorn einen persönlichen Stachel. Vor der Umsturznacht hatten sie mit Politikern wenig Fühlung; Sicherheit bestand nur, daß Petar Karadjordjević die Krone nicht ablehnen werde. Am Morgen des 11. Juni sahen sie mit einiger Gleichgültigkeit zu, wie sich aus Alt- und Jungradikalen, Liberalen und Fortschrittler das Konzentrations- und Revolutionskabinett Avakumović bildete, aber nachdem sie einmal eine wichtige Seite innerer Geschichte mit dem Säbel geschrieben hatten, fanden sie Geschmack daran. Ein Teil von ihnen suchte auch fürder auf die Politik Einfluß auszuüben, die Stetigkeit der Staatsentwicklung litt darunter, und als Rücksturz in die böseste Obrenović-Zeit war es ein schwarzer Tag für Serbien, als 1907 Milan Novaković, journalistischer

Hauptgegner der Verschwörer, in der Gefängniszelle umgebracht wurde.

Bei allem begannen jetzt nach den sieben mageren Jahren unter Milan und Aleksandar für Land und Volk die sieben fetten Jahre, nach einer Periode unaufhalt-samen Verfalls eine Spanne zähen Aufstiegs. Serbien arbeitete, warf alte Häute ab und erneuerte sich. Nur ein Beispiel war der Aufschwung des Bildungswesens und die geistige Entfaltung. 1911 gab es eintausendvierhundert-fünfundzwanzig Volksschulen, und die Lehrerschaft der insgesamt neunundvierzig Mittel- und Fachschulen war allein in Belgrad zahlreicher als ein Menschenalter zuvor im ganzen Königreich; von dreihundertzwei serbischen Blättern und Zeitschriften erschienen in Serbien hundert-neunundneunzig, die in fünfzig Millionen Stück verbreitet wurden. Der Ausbau der Selbstverwaltung in Gemeinden, Bezirken und Kreisen ließ das durch die Büttelwirtschaft abgeschnürte Blut frei und belebend durch den Staatskörper strömen; in Turner- und Schützenvereinen, mit denen nach Schweizer Muster jedes Dorf bedacht wurde, gewann die Bauernmasse Kraft und Selbstvertrauen, und der harte moralische Schlag der Annexionskrise wurde von der Volksseele deshalb leicht verwunden, weil die sittliche Wiedergeburt der Gemeinschaft sie gestählt hatte; doppelt wurde nach 1908 die namentlich von dem helläugigen und hellhörigen Dr. Jovan Skerlić gepredigte demokratische Heilslehre, daß nur Arbeit die Mutter des Erfolgs sei, in unmittelbare Wirkung umgemünzt.

Von dem Sternenhimmel des an Haupt und Gliedern erneuerten Serbien fiel ein Strahl auch in die politische Düsternis der Schwarzen Berge. Mit der Volksbildung

stand es hier noch so brüchig, daß 1906 das erste Hundert staatlicher Grundschulen noch nicht voll war, aber seit Beginn des Jahrhunderts regte sich ein junges Geschlecht, das sich im Ausland ungetan hatte, und vornehmlich die Studenten, die nach 1903 von der Belgrader Universität heimkehrten, trugen die Forderungen bürgerlicher Freiheit und verfassungsmäßiger Zustände ins Volk. Der Nikola Petrović, der bald ein halbes Jahrhundert über seiner Viertelmillion Untertanen den Krückstock eines patriarchalisch harten Despotismus schwang, suchte die Kanäle dieser Strömung zu verstopfen; der Führer der neuen Jugend, Miloš Šaulić, fiel als Opfer seiner stets bedenkenfreien Tücke. Aber auch als der Fürst im November 1905 unter dem Zwang der Umstände seinen Montenegrinern eine Verfassung überreichte, dachte er der „*Gošpodar*“, der allgebietende Herr zu bleiben. Dem geringen politischen Reifegrad der Bevölkerung war es geschuldet, daß nicht nach Programmen, sondern nach Persönlichkeiten gewählt wurde, aber als sich die erste Skupština im Spiegel beschaute, fanden sich die Widersacher der fürstlichen Willkür doch in der Mehrheit. Da sie 1907, als „Klub der Nationalpartei“ auftretend, wirkliche parlamentarische Rechte ausüben wollten, schloß der Tyrann die Bude, mit grimmer Selbstverhöhnung erklärend, daß er nichts gegen die Skupština, nur etwas gegen politische Parteien und die Opposition habe. Wenige Monde später mußten offensichtliche Erfindungen eines berufsmäßigen Lockspitzels Djordje Nastić, dem die Batzen aller möglichen balkanischen Polizeibehörden in der Tasche klingelten, über einen von der Nationalpartei geplanten Bombenanschlag gegen

Nikola zu einer wilden Hetze gegen die Verfechter eines freien Montenegro erhalten. Die Gefängnisse faßten die Menge der auf gut Glück Verhafteten nicht; eine freche Justizkomödie warf den Führer des jungen Geschlechts, Andrija Radović, Ministerpräsidenten der ersten konstitutionellen Cetinjer Regierung, für fünfzehn Jahre in Kerker und Ketten; 1909 lieferte abermals eine bestellte Verschwörung den Vorwand, den Schwager des Verhafteten zu erschießen. Durch Jahr und Tag tobte sich tolle Schreckensherrschaft aus; unbequeme Blätter wurden nicht allein verboten, sondern auch ihre Druckereien dem Erdboden gleichgemacht; mißliebige Bürger wurden nicht nur gefänglich eingezogen, sondern auch zugunsten der fürstlichen Tasche ihres Vermögens beraubt, und vor heimlichem Gift und meuchlerischen Dolchen schreckten die Sbirren des Petrović nicht zurück. Aber auch mit den asiatischsten Mitteln konnte wohl der demokratische Freiheitsdrang des jungen Montenegro für eine Weile geduckt, nicht jedoch auf die Dauer erstickt werden.

4.

Ogleich die Serbokroaten der Vojvodina, nicht vier vom Hundert der Bevölkerung, unter allen Südslawen des Habsburgerreichs am schwächsten waren, verharren die beiden serbischen Parteien trotz mancher Einigungsbemühungen im Hader. 1908 spaltete sich sogar von den Radikalen eine Gruppe mit dem Blatt „*Srpstvo*“ ab, und neben den Nationalfreisinnigen entstand eine neue demokratische Partei, die sich „*Srpski Glas*“ zum Sprachrohr wählte. Immer noch erregte denn die abgeklapperte Frage der kirchlichen Autonomie die Gemüter über Gebühr; die

Wahlen zum Kirchenkongreß wurden so hitzig ausgefochten wie die zum politischen Parlament, und wer nach dem Tode des Patriarchen in Karlovci residieren würde, hielt jedermann durch Monate in Atem. Aber die Glocken der neuen Zeit läuteten auch der Vojvodina. Die Wiedergeburt ihrer freien Brüder stärkte das Selbstgefühl der ungarischen Serben; die über das Südslawentum hinrollenden Ereignisse dieses bewegten Jahrzehnts spannten die Nerven, und da seit 1906 im Budapester Reichstag vier serbische Abgeordnete mit Rumänen und Slowaken unter dem Schutzdach des Nationalitätenklubs saßen, meldeten sie unbekümmert ihre Ansprüche an. Ein alter Volksführer wie Dr. Mihailo Polit-Desančić, der sich als den rechten Erben Svetozar Miletićs betrachtete, hob unermüdlich hervor, daß Demokratie für die Serben die Grundlage der nationalpolitischen Entwicklung sei. „Wir haben keine Aristokratie, keine Grafen, keine Barone, keine Latifundienbesitzer, wir haben keine Herrschaft höherer Schichten. Bei uns drücken die breiten Volksmassen dem nationalen Wesen das Gepräge auf.“

Lag über den Serben in Bosnien und der Hercegovina in manchem auch ähnliche Stimmung wie über ihren Stammesbrüdern in der Vojvodina, so förderte doch ihr Erfolg im Streit um die Kirchenautonomie 1905 ihre politische Sammlung. Im Herbst 1907 fanden sich Bevollmächtigte des Serbentums aus dem ganzen Lande in Sarajevo ein und riefen, gestützt darauf, daß jedes Volk das Recht der Selbstbestimmung habe und daß die Regierung den Volkswillen ausdrücken müsse, nach verfassungsmäßigen Zuständen. Aber als der Landtag, 1910 den nunmehr annektierten Provinzen als Almosen Wiens

und Budapests beschert, an Wirkungsmöglichkeit nicht einmal einer größeren Stadtverwaltung gleichkam, schlug der Serbenführer Dr. Srškić vergeblich die Ablehnung des Danaergeschenks durch Mandatsniederlegung sämtlicher Abgeordneter vor, denn daß überall auf dem warmen Dung der k. und k. Gewaltherrschaft die Giftpflanze des Opportunismus üppig gedieh, offenbarten gleichermaßen die „*Srpska Narodna Organizacija*“ mit einunddreißig, die „*Muslimanska Narodna Organizacija*“ mit vierundzwanzig und die „*Hrvatska Narodna Zajednica*“ mit zwölf Parlamentsvertretern. Nicht nur waren die einzelnen gegen persönliche Gefälligkeiten der Machthaber nicht zugeknöpft genug, sondern als Moslems und Kroaten sich zu gemeinsamer Tätigkeit verbanden, wetteiferte auch ihr Block mit der Serbenpartei um die Ehre und den Vorteil, der Regierung die Mehrheit stellen zu dürfen.

Aber auch von anderen Kräften quirlte und brodelte es unter der österreichisch-ungarischen Decke. Schon drei Jahre ehe 1909 die Sozialdemokraten als Partei auftraten, explodierte zu Sarajevo ein Ausstand in Arbeiterunruhen; als das rohe Drauflos von Polizei und Gendarmerie drei Tote aufs Pflaster streckte, lehnte sich in dem dreitägigen Proteststreik, der von der Hauptstadt weitergriff, auch nationaler Widerstand gegen eine Fremdherrschaft auf. In den Landtag gelangte kein Sozialist, aber einer kleineren kroatischen und muselmanischen Gruppe auf seinen Bänken war die Demokratie Herzenssache. Vor allem verachtete der junge, feurige Serbe Petar Kočić nicht nur als erdhafter, saftstrotzender Dichter die fällige Hochverratsanklage, wenn er flehte: „O mein Gott, gib mir große und gewaltige Worte, die die Feinde

nicht verstehen, doch die das Volk versteht, damit ich mich aufrichtig über das schwarze Schicksal meines Volkes und Landes ausweine und ausklage“, sondern auch im Parlament warf er sich an der Spitze eines winzigen agrardemokratischen Fähnleins ungestüm für die Menschenrechte der armen, erniedrigten, gequälten Pachtbauern in die Bresche. Da seine berühmte Satire „Der Dachs vor Gericht“ neben den fremden Gebietern auch die kompromißelig geruhsamen Mastbürger der eigenen Nation mit Ruten strich, schlug sein Blatt „*Otadžbina*“ die Brücke zu einer neuen Jugend, in deren Gedankenwelt sich die erste russische Revolution spiegelte. Mit Feuereifer riß dieses erregte Geschlecht Herzens und Kropotkins Lehre an sich, empfand und durchdrang den sozialen Inhalt der nationalen Frage und hungerte, voll tiefer Geringschätzung für die schwätzenden Krämer der „*čaršija*“, des Marktes, nach der befreienden Tat. Die nationalistischen Vereine an den Gymnasien von Sarajevo, Mostar, Banjaluka, Tuzla und Trebinje verwandelten sich, von diesen Ideen befruchtet, aus literarischen Leseklubs in politische Geheimgesellschaften, und als erster dieser Jugend, der das Leben der Ueberzeugung opferte, schoß Bogdan Žerajić am Tage der Landtagseröffnung auf den Landeschef Varešanin, um sich die letzte Kugel in die eigene Schläfe zu jagen; falsches Gleichnis, daß der unverletzt gebliebene General die Leiche des Jünglings verächtlich mit der Stiefelspitze anstieß, denn in Bosnien war der revolutionäre Nationalismus nicht so tot und die habsburgische Vormacht nicht so lebendig, wie es den Anschein hatte.

5.

Mit freudigerem Brausen mußte in ein Land von alter politischer und parlamentarischer Ueberlieferung wie Kroatien-Slawonien der demokratische Frühling einziehen. Seit zwanzig Jahren zurückgestauter Unwille durchbrach seine Dämme, als Anfang 1903 ein magyarisches Schild am Agramer Verkehrsamt eine neue Etappe der Magyarisierung deutlich machte: der 2. März sah die erste Protestversammlung, der 11. April verzeichnete, da das Herabreißen einer ungarischen Fahne vom Bahnhofsgebäude in Zaprešiće zu Krawallen führte, das erste Todesopfer, der 4. Mai brachte ob der unheimlichen Fortschritte der Bewegung die erste Verhängung des Belagerungszustandes. Als nach Wochen und Monden die Bajonette der Machthaber der Auflehnung Herr geworden waren, beklagte das Volk eine Verlustliste von rund zwanzig Toten, zweihundert Verwundeten und zweitausend Eingekerkerten, aber nicht nur war seine Widerstandskraft gewachsen und sein Rebellenerv gereizt, sondern Khuen-Hedervary schied auch, mit der Ernennung zum ungarischen Ministerpräsidenten die Treppe hinauffallend, im Juni des gleichen Jahres. War mit der Bestallung des Grafen Todor Pejačević, eines Sohnes des „Kavalierbanus“, zum Nachfolger des Verhaßten an sich noch nichts gewonnen, so schien es doch allen, als sei der Deckel vom Sarge Kroatiens gesprungen. In Hunderten von politischen Versammlungen erhob das Volk seine Stimme, und in neue Parteigebilde strömte junge Kraft wie durch aufgezoogene Schleusen. 1903 noch formte sich, die Ueberreste der von Dr. Frank abgewendeten Starče-

vičianer aufnehmend, die Kroatische Rechtspartei unter Führung Dr. Tuskans, 1904 folgte die Kroatische Fortschrittspartei mit Dr. Lorković, und im selben Jahr pflanzte Stjepan Radić das Banner der Kroatischen Bauernpartei auf. In diesen Versammlungen und diesen Parteien sprühte der angriffslustige und zielklare Geist jener Jugend auf, die in Prag vor Masaryks Katheder die Welt realistisch und demokratisch betrachten gelernt hatte, und auch die Führer der Selbständigen Serbenpartei Svetozar Pribičević, Bude Budisavljević und Dr. Dušan Popović standen unmittelbar oder mittelbar im Schatten des großen Lehrers des Tschechenvolkes. Daß jede Politik Luftschlösser in die Wolken baute, die nicht in den breiten Massen wurzelte, erkannten sie mit aller Schärfe; nicht starre Verneinung und fruchtlose Nörgelei, sondern Ausbau des Bestehenden und Aufbau eines Neuen war ihre Losung; sie beriefen sich auf das zwanzigste gegen das achtzehnte Jahrhundert, auf die Demokratie gegen die pragmatische Sanktion, auf den Volkswillen gegen das Staatsrecht; Radić verlangte sogar in dem Lande, in dem nicht nur die Wappen über jedem alten Haustor von kaum verflossener Feudalzeit kündeten, eine Bauernregierung und Bauernverwaltung auf Grund eines Bauernparlaments. Auch die Forderungen der anderen zeigten klärlich, wie es mit ihnen und dem Gemeinwesen bestellt war; in erster Reihe kamen Finanzautonomie, Unabhängigkeit der Richter, Schutz der persönlichen Freiheit, Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit, allgemeines und geheimes Stimmrecht und „reine Wahlen“, die nicht durch die schmutzigen Hände der Amtsbüttel verfälscht wurden. Unter dem Einfluß dieser mächtigen

Strömung erhielt selbst der politische Katholizismus, der sich seit 1900 regte, einen demokratischen Akzent.

Zu breiter Front der Demokratie in Kroatien verhalten freilich erst die Vorgänge in Ungarn. Dort führte seit 1903 überhitzter Nationalismus auf dem Boden der Unabhängigkeitspartei den heftigsten Kampf gegen Wien, um sämtliche Verbindungen mit Oesterreich bis auf eine lockere Personalunion zu lösen und vor allem eine eigene Armee mit magyarischer Befehlssprache unter der Hoheit des Parlaments zu schaffen. Mochte dieser Streit noch so unversöhnlich toben, so stieg doch in den weiterblickenden Agramer Politikern bange Furcht auf, daß sich Wien und Budapest eines Tags, und dann wieder einmal auf Kosten der Kroaten, verständigen könnten. Aus dieser Erkenntnis zog zuerst Dalmatien Folgerungen. Obwohl in seiner politischen Verwaltung zur Hälfte Fremde saßen, von denen ein Fünftel nicht einmal die Landessprache beherrschte, schritt hier doch im zwanzigsten Jahrhundert der slawische Gedanke wacker fürbaß. Noch ehe 1912 die letzte Einschränkung der serbokroatischen Amtssprache fiel, gingen die Gemeindevertretungen von Spalato, Sebenico, Trau, Ragusa, Cattaro und Lesina bei den Wahlen aus den Händen der wirklichen oder falschen Italiener in die der Kroaten über, und Gefäße des neuen Geistes, für den namentlich Dr. Josip Smoljaka und Dr. Ante Trumbić zeugten, wurden die 1904 gegründete Demokratische Partei und die Kroatische Partei, die im Jahr danach aus Teilen der Rechtspartei und der Nationalpartei entstand. Schonungslos befehdeten sich diese Gruppen bei den Wahlen 1907 und 1911 zum Reichsrat und 1908 zum Landtag in Zara, in dem die Kroatische

Partei einundzwanzig, die Rechtspartei und die Serben je sieben und die Italiener sechs Sitze erhielten. Aber da Dr. Smodlaka schon 1902 die Serben heranwinkte und Frano Supilos „*Novi List*“ in Sušak mit Ernst und Nachdruck der Anlehnung der Kroaten an die ungarische Unabhängigkeitspartei das Wort redete, erging 1905 aus Dalmatien der Ruf zur Sammlung an die anderen Teile des dreieinigen Königreichs. Im Oktober fanden sich vierzig kroatische Abgeordnete aus Kroatien, Dalmatien und Istrien in Fiume, einige Tage später sechszwanzig serbische Parlamentarier aus den gleichen Gebieten in Zara ein; da jene, darauf fußend, daß „jede Nation das Recht habe, frei und unabhängig über ihr Dasein und Schicksal zu entscheiden“, den Kampf um ihre konstitutionellen Freiheiten Seite an Seite mit dem ungarischen Volk beschlossen und diese freudig den Beschluß bestätigten, barg die Fiumaner und die Zaratiner Resolution nach Seton-Watsons Wort „die Großjährigkeitserklärung einer jungen Nation“.

Dieses Programm fügte, während die noch nicht alte Sozialdemokratie unter Vitomir Korač und Vilim Bukšeg Hebammendienste leistete, die Kroatische Rechtspartei, die Kroatische Fortschrittspartei, die kroatische Gruppe aus Slawonien, die Serbische Selbständige Partei und bis 1907 auch die Serbische Radikale Partei zur Serbisch-kroatischen Koalition zusammen. Bei allen kommenden Wahlen bewährte sich ihre Werbekraft über die Maßen, da sie 1906 und 1910 als stärkste Partei, 1908 und 1911 gar stärker als alle anderen Parteien zusammen im Sabor erschien; die mit der Regierung durch dick und dünn trottsende Nationalpartei schrumpfte 1906 auf einund-

zwanzig Vertreter ein, ward 1908 bis auf den letzten Mann wegrasiert, konnte 1911 nur mit allen Kniffen und Pfiffen wieder zu einer Minderheit belebt werden, und auch die zu Mamelukendiensten gegründete Nationale Fortschrittspartei blieb ein totgeborenes Kind. Begierig, das Land nach ihrem Bilde umzuschaffen, untermauerte die Koalition die wichtigen Gesetze über die Preßfreiheit und die Sicherung der Wahlfreiheit 1910 mit einer Wahlrechtsänderung, die durch Herabsetzung des Zensus auf fünfzehn und sechs Kronen die Zahl der Stimmberechtigten von fünfzigtausend auf hundertneunzigtausend erhöhte. Aber trat mit dieser Parteienfront auch das kroatische Bürgertum endgültig auf die politische Bühne, so war es dank der wirtschaftlichen Schwäche des Landes zum ganz rücksichtslosen Ellbogenspiel immer noch nicht selbstbewußt und kräftig genug. Wie die Reform an die jämmerlich rückschrittliche Wahlkreiseinteilung nicht rührte, so zeigte die Koalition auch sonst so viel Nachgiebigkeit und selbst Neigung zur überlebten Enthaltungspolitik, daß sie die siegessichere Gewalt der Machthaber herausforderte. Nachdem Kroatien an dem Zuckerstückchen politische Freiheit gelect hat, sollte es wieder den Essig der Knechtschaft kosten. Aber die Zeiten und die Menschen hatten sich auch außerhalb der Parteien gewandelt. Druck weckte Gegendruck. Nicht nur schoß im Juni 1912, angeeifert durch ein Beispiel im Budapester Reichstag vom Tag vorher, der Schüler Luka Jukić auf den Landvogt, der eingesetzt war, die Kroaten zu bändigen, sondern mehr noch sprachen Künstler wie Ivan Meštrović und Vladimír Nazor von der aufgereckten und nicht mehr niederzuringenden Stärke des kroatischen Volks. Beides

Dalmatiner, der Bildhauer wie der Dichter, waren beide Propheten der nationalen Energie. Meštrovičs Bruchstücke des Kosovo-Tempels, wie aus Urgestein herausgestemmt, gewaltig getürmt, weckten 1910 auf der Wiener Sezession den Eindruck, als bäume sich der so lange gehemmte Freiheitsdrang eines ganzen Volkes himmeln, und trotzig klang es zwei Jahre später dem vermeintlichen Bezwingen des unabhängigen Kroatentums aus Nazors Versen ins Ohr:

Jetzt, da zu Füßen Dir Du in den Staub mich zwangst,
seh' ich: Du fürchtest Dich! . . . In meine Adern trägst
Du desto größ're Kraft, je länger Du mich schlägst,
und immer schwärz're Flügel wachsen Deiner Angst.

6.

In ruhigeren Gleisen verlief die Entwicklung bei den Slowenen, wenn auch September 1908 in Laibach Soldateska in eine Kundgebung hineinpefferte und zwei junge Menschen tot niederstreckte, aber Entfaltung der Demokratie war auch hier der Grundzug. Ein vormärzliches Wahlsystem wirkte nicht lange mehr als Bremsklotz, denn die Wahlrechtsbewegung in Oesterreich, von der Sozialdemokratie entfesselt, schlug ihre Wellen bis in die slowenischen Lande; als 1907 Zisleithanien zum ersten Mal den Reichsrat nach allgemeinem und gleichem Recht beschickte, zählte er, während das alte Kurienparlament fünfzehn Slowenen unter vierhundertfünfundzwanzig Mitgliedern gesehen hatte, dreiundzwanzig Slowenen unter fünfhundertsechzehn Abgeordneten. Auch im Krainer Landtag konnte es nicht so bleiben, daß wie noch 1908 neununddreißigtausend Bauernwähler sechzehn, fünftausendsiebenhundert Städter zehn und dreiundachtzig

Großgrundbesitzer wieder zehn Vertreter in seine Hallen entsandten. Wenn jetzt in allen Kronländern, in denen Slowenen siedelten, keine parlamentarische Körperschaft ihrer entriet, so stand doch nicht überall ihre Zahl im Verhältnis zu der der slawischen Einwohner und der der Abgeordneten anderer Nationalität. In Görz saßen vierzehn Slowenen neben fünfzehn Italienern, in Istrien zwei Slowenen mit sechzehn Kroaten gegen sechsundzwanzig Italiener, in Triest zwölf Slowenen gegen achtundsechzig Italiener im Landtag; Steiermark mit fast einem Drittel slowenischer Bevölkerung wies dreizehn slowenische und vierundsiebzig deutsche, Kärnten mit mehr als einem Fünftel slawischen Volks nur zwei slowenische neben einundvierzig deutschen Abgeordneten auf; im Krainer Landesparlament entsprachen den achtunddreißig Slowenen 94.5, den elf Deutschen 5.5 vom Hundert der Einwohnerschaft.

Zum politischen Bekenntnis aufgerufen, schieden sich in allen slowenischen Gauen die Massen vornehmlich nach zwei Richtungen: auf dem Boden liberaler Anschauung bewegten sich die Nationalfortschrittliche Partei in Krain und Görz und die Nationalpartei in Steiermark, ein katholisches Weltbild in der Brust trug die Slowenische oder seit 1909 Allslowenische Volkspartei, die in Krain ihren Stamm, aber auch in den anderen Gebieten ihre Wurzeln hatte; ihr Ableger war die 1907 gegründete Slowenische Bauernpartei in Steiermark unter Dr. Antun Korošec. In beiden Lagern wurden die Grundsätze demokratisch zugefeilt. Das neue Programm der Nationalfortschrittler von 1906 beruhte außer auf Nationalismus auch auf Demokratismus und Freidenkertum und ver-

langte Trennung von Staat und Kirche; trotzdem war es den Jungen in diesem Parteiwams zu enge, so daß sie, freilich nicht für lange, die Slowenische Wirtschaftspartei schufen; auch die Entstehung der Nationalen Arbeiterorganisation unter Dr. Josip Mandič zu Triest 1907 war ein Stück radikaler Auflehnung gegen einen zu weichmütigen Liberalismus. Ueber der Slowenischen Volkspartei leuchteten nicht minder die Sterne der Demokratie. Namentlich Dr. Krek, der immer sichtbarer in ihren Vordergrund trat, war nicht nur deshalb ein rüstiger Bannerträger der Freiheit, weil der Durchbruch des demokratischen Gedankens mit allen Vorrechten auch die der privilegierten Nationen niederlegen mußte. Schon 1895 hatte er auf der ersten Zusammenkunft katholischer Arbeiter Krains das allgemeine und gleiche Wahlrecht für den Reichsrat zur Losung erhoben, und nur auf sein stetes Drängen forderte seit 1901 seine Partei das gleiche Stimmrecht auch für den Laibacher Landtag. Ins Wiener Parlament gewählt, rief er nach dem Sieg der Wahlreform bei jeder Gelegenheit dazu auf, alle Anhängsel des aristokratischen Oesterreich bis in die letzten Winkel zu verfolgen und einen wirklich demokratischen Staat einzurichten; stets aufs neue mahnte er, alle zur Selbstverwaltung fähigen Kräfte des Volkes heranzuziehen und heranzubilden; die im Reichsrat seltene stolze Selbstsicherheit eines echten Volksmannes war es, wenn er, auf die Regierungsbänke weisend, sagte: „Ich kenne kaum die dreizehn Herren, die dort sitzen. Mir sind Minister Hekuba. Minister werden erst dann für mich eine Bedeutung haben, wenn sie tatsächlich das Exekutivkomitee eines durch und durch demokratischen Parlaments sein werden.“

Mit der Klassenschichtung des Abendlandes war bei diesem Südslawenstamm auch der soziale Nerv am stärksten entwickelt. Zwar kam die Sozialdemokratie zahlenmäßig nicht recht auf einen grünen Zweig, aber mit dem Namen Ivan Cankar stand auf ihrer Rechnung ein gewaltiges moralisches Plus; von der Höhe echten Dichtertums erfaßte er, ein Meister vor allem der Prosaerzählung, die Menschen mit dem scharfen Blick des Sperbers und verkündete in Satire, Tragik und Paradoxen den unverzagten Glauben an sein Volk. Eher der liberalen Welt verhaftet war der Balladendichter Anton Aškerc, der als erster in der südslawischen Literatur die soziale Saite machtvoll anstrich, und für die katholische Partei wiederum predigte Dr. Krek die Heilsbotschaft eines christlichen Sozialismus, bei dem der Ton mindestens ebenso stark auf dem Sozialismus wie auf dem christlich lag. Stets war er sich bewußt, „ein Proletariervolk“ zu vertreten: „Auch unsere Bauern sind Proletarier“; den „Kampf gegen den Kapitalismus als das System, in dem freie, nach Gottes Ebenbild geschaffene Menschen zu Sklaven der materiellen Güter werden“, erklärte er auch für seine und der Seinen Sache; in fast allen Forderungen des Tages ging er mit der Sozialdemokratie Hand in Hand und lehnte es ab, in dem „Streben nach vollständiger Sozialisierung“ eine Gefahr zu sehen.

1907 bei den ersten Reichsratswahlen nach dem allgemeinen Recht errang die Volkspartei sieben, bei den zweiten Wahlen vier Jahre später neunzehn Sitze; die Fortschrittler schnitten erst mit vier, dann mit zwei Mandaten ziemlich kläglich ab; beide Male wurde auch in Kärnten und Triest je ein Slowene auf ein nationales

Programm gewählt. Die Wahlrechtsänderung für das Krainer Parlament brachte die Vormacht der katholischen Partei, die siebenundzwanzig unter fünfzig Abgeordneten hatte, auch im Lande zur Geltung. Während dem 1910 zum fünften Male zum Bürgermeister von Laibach erkorenen Hribar die Bestätigung durch die Hofburg versagt blieb, wurde Dr. Sušteršič 1912 Landeshauptmann von Krain. Daß die Herrschaft eines so demokratisch und sozial beflügelten Katholikentums nicht geistigen Stillstand bedeutete, zeigte der Ausbau des Bildungswesens. In Kärnten zwar mit zweiundachtzigtausend Slowenen unter dreihundertsechsendneunzigtausend Einwohnern gab es neben siebenundachtzig utraquistischen Schulen mit Slowenisch in den beiden untersten Klassen dreihundertzwei deutsche und lediglich drei slowenische Schulen, so daß eine Anstalt auf tausend Deutsche, aber erst auf siebenundzwanzigtausend slowenische Einwohner entfiel, und auch in Krain kam schon auf achthundert-siebzig Deutsche, doch erst auf zwölfhundertachtzig Slowenen eine Schule, aber insgesamt verfügte das Slowenen-tum, nachdem 1905 das erste vollkommen slowenische Gymnasium in St. Vid bei Laibach eröffnet worden war, über neuhundertsieben Volksschulen, einundvierzig Fort-bildungsschulen, sechzehn Gymnasien und sechs Real-schulen und nahm mit 14.65 vom Hundert Analphabeten hinter Tschechen, Deutschen und Italienern mit weitem Vorsprung vor Polen und Magyaren und erst recht vor Rumänen, Ruthenen und Serbokroaten den vierten Platz unter den Völkern der Donaumonarchie ein. 1912 er-schienen hundertzweiundzwanzig slowenische Zeitungen und Zeitschriften; das gleiche Jahr unterhielt die Volks-

partei vierhundertsechundsiebzig Bildungsvereine mit zweiundvierzigtausend Angehörigen, und die Gesellschaft des Heiligen Hermagoras teilte jedem ihrer fünfund-siebzigttausend Mitglieder Jahr für Jahr sechs gute Bücher zu.

7.

Südslawen kannte das zwanzigste Jahrhundert, von den rund vierzigtausend Slowenen in Norditalien abgesehen, in Görz und Gradiska hundertfünfundfünfzigtausend, in Triest neunundfünfzigtausend, in Istrien zweihundertneunzehntausend, in Krain vierhunderteinundneunzigtausend, in Kärnten zweiundachtzigtausend und in Steiermark vierhundertzehntausend, dazu in Kroatien-Slawonien zwei Millionen zweihundertdreißigtausend, in Ungarn sechshundertsechsfünfundfünfzigtausend, in Dalmatien sechshundertelftausend und in Bosnien-Herzegovina eine Million achthundertachtundneunzigtausend, in der gesamten Habsburgermonarchie sechs Millionen neuhundertvierzehntausend Seelen. Serbien zählte zwei Millionen achthunderteinundzwanzigtausend Köpfe, von denen ein kleiner Bruchteil Rumänen waren, Bulgarien hatte vier Millionen dreihundertneunundzwanzigtausend Einwohner, darunter ein Fünftel Türken, Griechen und andere Nichtslawen, Montenegro umfaßte rund eine Viertelmillion und die Türkei nach sehr unsicherer Schätzung anderthalb bis zwei Millionen Südslawen, so daß auf der ganzen Länge und Breite ihres Siedlungsgebiets ein Volk von rund fünfzehn Millionen saß. Ihre Lebenskraft bewies die rasche Bevölkerungszunahme, die im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Bulgarien 18.1, in Bosnien 16, in Serbien 15.6, in Dal-

matien 14,5, in Kroatien 12,9, in der Vojvodina 11,1 und in Krain 10 vom Hundert betrug.

Gleichwohl blieben dem wirtschaftlichen Aufschwung des Südslawentums vielfach die Flügel gestutzt. Am Mark der freien Balkanstaaten fraß nach wie vor das europäische Finanzkapital. Jedesmal, wenn Bulgarien in neue Schulden hineingezwungen ward, strichen sich *Banque de Paris*, Deutsche Bank, Oesterreichische Länderbank, Russische Staatsbank und Ottomanbank die Butter dicker aufs Brot; von 1902 entliehenen hundertsechs Millionen Francs wurden in elf Jahren etwa sechsundfünfzigdreiviertel Millionen Zinsen gezahlt, eine 1904 aufgenommene Anleihe von rund hundert Millionen belastete den Staat in neun Jahren mit dreiundvierzigeinhalb Millionen Zinsen; mit einer Anleihe von hundertfünfundvierzig Millionen im Jahre 1907 und zweien von zweiundachtzig und hundert Millionen im Jahre 1909 erreichten die Verpflichtungen des Königreichs 1911 eine Höhe von sechshundertzehn Millionen; von zweihundertachtundzwanzig Millionen des Staatshaushalts im Jahr zuvor schluckten Zinsen und Tilgung allein sechsundsechzig Millionen! Serbien lieh sich 1902 sechzig, 1906 fünfundneunzig, 1909 hundertfünfzig Millionen und türmte einen Schuldenberg von siebenhundertfünfunddreißig Millionen auf, von denen es nur fünfhundertachtundsechzig Millionen erhalten hatte, denn der durchschnittliche Kurs seiner Anleihen belief sich auf kaum 76,2 vom Hundert und die meist französischen Emissionsbanken verdienten gut und gern ein Zehntel des Nennwertes.

Aber diese kleinen Länder verspürten auch schmerzlich, daß die Entwicklung der Weltwirtschaft auf der

Stufe angekommen war, von der es in Hilferdings „Finanzkapital“ heißt: „Der Kapitalexport wird zum Mittel, die industriellen Lieferungen dem kapitalexportierenden Lande zu sichern. Der Abnehmer hat jetzt keine Wahl; er wird zum Schuldner und damit zum Abhängigen, der die Bedingungen des Gläubigers akzeptieren muß.“ Während die Ausbeutung der serbischen Erzschatze, auch des ergiebigen Kupferlagers bei Bor, an französische, belgische und englische Gesellschaften überging, und fremdes Kapital auch in den anderen Zweigen der jungen serbischen Industrie zu mindestens einem Drittel steckte, sah sich Belgrad 1906 der brüsken Forderung gegenüber, bei Ankauf von Geschützen und Salz unbedingt Wien und Budapest die Vorhand zuzugestehn; die Ablehnung dieses Verlangens, das Serbien zu Oesterreich-Ungarn in eine üblere Lage zu bringen drohte, als eine Kolonie sie zum Mutterland einnimmt, führte 1907 zum Zollkrieg zwischen beiden Staaten, der, sich mit aller Schärfe drei Jahre hinziehend, der serbischen Landwirtschaft ihren wichtigsten Markt verrammelte; auch der neue Handelsvertrag drückte, indem er nur die Einfuhr von zehntausend Rindern und fünfzigtausend Schweinen in geschlachtetem Zustand gestattete, Serbien hart den Daumen aufs Auge. Wenn sich in Montenegro das italienische Kapital des Tabakmonopols und des Eisenbahnbaus von Antivari nach Vir-Pazar bemächtigte, tat überdies der Petrović alles, sich auf Kosten seiner ausgepowerten Landeskinder schamlos zu bereichern. Während der kahle Karst den Untertanen verblieb, eignete er sich die fettesten Weiden, die dichtesten Wälder und die fruchtbarsten Aecker an; in London und Paris sein Zusammengescharrtes anlegend, wurde der

Gebieten eines der ärmsten Länder der Welt einer der reichsten Fürsten Europas.

Noch verhängnisvoller setzte sich die osmanische Fremdherrschaft in wirtschaftliches Elend um. Der Kern der makedonischen Frage war die grausam mittelalterliche Grundbesitz- und Arbeitsverfassung, die neun Zehntel des Bodens einer dünnen Herrschicht von türkischen Begs überließ und die Masse des Landvolks, soweit es sich nicht in das übrige Zehntel teilte, zu Pachtsklaven dieser Feudalen erniedrigte. Auch die Freibauern litten unter der allgemeinen Rechtsunsicherheit und dem Geldmangel, da der Zinsfuß bis auf hundert und hundertzwanzig Prozent hinaufkletterte, aber der *Čifčija*, der Pächter des makedonischen Grundherrn, führte ein Leben, das diesen Namen kaum verdiente. Jahresertrag der Mühen einer ganzen Familie stellte nie höheren Wert als fünfhundert Mark dar. Davon strich in Naturalien der Steuereintreiber siebenzig, der Feldhüter des Beg, ein Pascha im kleinen, dreißig, der Grundherr selbst zweihundert Mark ein, so daß sich der Bauer, wenn er die Aussaat für das nächste Jahr abzog, gerade den Mund wischen konnte. Der Robot auf den Feldern und in den Wäldern des Beg entfiel in neuerer Zeit nur dort, wo der Bandenkrieg den Ausbeutern der christlichen Raja tüchtig einheizte. Als aber nach der jungtürkischen Revolution ein Gesetzentwurf zu drohen schien, der zehn Jahre lang ununterbrochen beackertes Pachtland dem Pächter als Eigentum zusprach, zwangen die gewitzten Begs ihren *Čifčijas* Verträge über drei, sechs und neun Jahre auf, die die Grundherren nicht nur gegen jeden Eingriff des Staates sicherten, sondern auch in die Möglichkeit ver-

setzten, leichter denn bisher den Pachtbauer von seinem Grund zu verjagen und in noch tiefere Misere zu stoßen.

Mit ähnlich schwerem Joch auf dem Nacken ging auch im zwanzigsten Jahrhundert der bosnische Kmet seinem traurigen Tagwerk nach. Da sich von den rund neunundachtzigtausend Kmetenfamilien der Zählung von 1895 bis Ende 1909 gerade zehntausendsechshundert, jährlich noch nicht einmal tausend, freikaufte, ließ sich er rechnen, daß bei gleicher Gangart der Ablösung dieser soziale Schandfleck im ersten Viertel des einundzwanzigsten Jahrhunderts glücklich ausgetilgt war! Der 1908 auftauchende Plan aber, durch die Agrar- und Kommerzialbank dem Pachtbauern zum Loskauf Gelder vorzustrecken, mußte ihn vom Regen in die Traufe bringen, da er ihn bei einem tatsächlichen Zinsfuß von neun und zehn Prozent dem Privatkapital zur Schur überantwortete. Das im April 1911 vom Landtag angenommene Gesetz blieb gleichfalls Jammer und Halbheit, da es vor der Zwangsablösung zurückscheute, die rechtliche und wirtschaftliche Macht des Grundherrn eher stärkte denn schwächte und zur Verteuerung der vom Kmeten erstrebten Scholle beitrug. Die Abholzung der bosnischen Wälder durch fremde Firmen, die den Wert der Ausfuhr von Rohstoffen zwischen 1903 und 1911 von achtzehn auf vierunddreißig Millionen Kronen hinauftrieb, war ein besonderes Stück der kolonialen Ausbeutung, der die beiden Provinzen unterlagen. In der Vojvodina hatte sich an der lähmenden Vormacht des Latifundiums so wenig wie in Kroatien geändert, dessen Wirtschaft überdies durch die magyrische Eisenbahntarifpolitik immer schlimmer geschädigt wurde; Holz aus Slawonien nach

der ungarischen Hauptstadt kostete weniger Fracht als nach näheren kroatischen Orten, ein Waggon Mehl lief von Agram nach Fiume mit dem Umweg über Budapest billiger als auf dem geraden Wege, und während die Drau, deren Regelung aus dem gemeinsamen Budget bestritten wurde, auf der ungarischen Seite sauber eingedämmt war, sah sich das kroatische Ufer jedes Jahr zerstörenden Ueberschwemmungen preisgegeben. In Dalmatien, wo von sechshundert Dörfern mehr als die Hälfte des Trinkwassers entbehrte, wetteiferte das Kolonat mit dem Mangel an Verkehrsmitteln und der Weinzollklausel des italienischen Handelsvertrags, um die Verelendung des Volkes zu vollenden; der Zinsfuß für den bäuerlichen Kredit erreichte zwanzig bis fünfzig Prozent.

Namentlich in den noch vom Feudalismus heimgesuchten Strichen des slawischen Südens lag derart die Volkswirtschaft im argen. Da im Gegensatz zu dem voll ausgenutzten Freibauernlande der Besitz der Begs meist nur zu einem Fünftel angebaut wurde, wuchs in Makedonien die Brachflur; das Wilajet Kosovo bestellte 10.61, Monastir 7.3, Salonik gar nur 6.2 vom Hundert seiner Bodenfläche, und da der Betrieb des Ackerbaus an die Zeiten der Patriarchen gemahnte, der Eisenpflug selten, die Egge unbekannt, von Kunstdüngung und Fruchtwechselwirtschaft keine Rede war, wurden in den Wilajets Salonik und Monastir zwanzig, in Kosovo knapp achtzehn Hektoliter Weizen auf den Hektar geerntet. Der ehemals reiche Rinder- und Hammelbestand verkam und verdarb; ob der schreienden Armut der Bauernschaft kümmerten Handel und Gewerbe dahin, und statt daß Salonik Ausfallstor eines der ersten Getreideversorgungs-

länder des Erdteils war, führte es zweimal, dreimal, ja, zehnmal so viel Korn und Mehl ein als aus. Aehnlich hinderte in Bosnien das Kmetenverhältnis die Hebung der Landwirtschaft; anstatt Getreide auf den Markt zu werfen, mußte sich das Land draußen mit Brotfrucht eindecken; die Getreideerzeugung im Durchschnitt der Jahre 1899 bis 1903 betrug nur zweihundertfünfundvierzig Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung neben dreihundertachtundsiebzig und fünfhundertsechundneunzig Kilogramm in Serbien und Bulgarien. Standen diese beiden freien Kleinbauernländer trotz vielem so günstig, daß sie keine nennenswerte Auswanderung hatten, so steckte in der Ziffer von vierzigtausend Montenegrinern, die bis nach den Vereinigten Staaten Arbeit suchten, eine stumme soziale Revolution; das an sich dünn bevölkerte Makedonien verließen zwischen 1903 und 1908 fünfundsiebzigtausend Auswanderer, davon drei Viertel Slawen; da der Auszug derer, für die die Heimat nur Hunger hatte, aus der Hercegovina andauerte, rief der Mostarer Dichter Aleksa Šantić bewegt seinen Landsleuten zu:

Bleibt hier! Bleibt hier! Es wärmt am fremden Himmel
die Sonne so nicht, wie sie hier euch labt,
und bitter schmeckt das Brot, wo im Gewimmel
ihr nicht die Euren, nicht den Bruder habt.

In Dalmatien, das zwischen 1900 bis 1910 fast zweiunddreißigtausend Auswanderer zählte, verödeten ganze Bezirke, von deren Bevölkerung sich vier Fünftel überm Meer ihren Unterhalt verdienen mußten; von Jahrhundertbeginn bis 1912 schüttelten hundertsechundsechzigtausend geplagte Menschen, darunter über hundertfünzigtausend Amerikagänger, nach anderer Angabe gar eine

halbe Million, den Staub Kroatiens und Slawoniens von den Schuhen, und auch Slowenien wies im Jahrzehnt nach 1900 eine unheilvolle überseeische Emigration von siebzigtausend Köpfen auf. Ein gewaltiger Teil Kraft war es, der wie Blut aus offener Wunde dem Leibe des Südslawentums entströmte.

8.

Aber politisch und national strammten sich im Grunde dem Südslawentum nur deshalb die Muskeln, weil es sich dem ärgsten wirtschaftlichen Verfall entrafte. Die Auswanderung wurde durch einen dialektischen Prozeß ein Anlauf zur ökonomischen Selbstbefreiung, denn was an Südslawen von den Agenturen nach Nord- und Südamerika verfrachtet wurde, verschwand nicht spurlos im Hundertmillionengewimmel der neuen Welt, sondern nährte, Sprache und Eigenart wahrend, mit jedem beiseite gelegten Cent die Hoffnung, eines Tages daheim ein bäuerliches Kleineigen zu erwerben. Diese Ersparnisse liefen in die Summen; 1906 wollte ein Pariser Blatt wissen, daß nach Makedonien schon hundert Millionen Dollar zum Landankauf aus den Vereinigten Staaten geflossen seien, und beim Krach einer kleinen Agrarbank büßten um die gleiche Zeit serbokroatische „*Amerikanci*“ eine runde Million Dollar ein. Diese Gelder bohrten die Lösung der Agrarfrage wenigstens von der Hinterwand an. Wenn es in Makedonien seit 1908 Mühe machte, vom Beg selbst für klingendes Silber Aecker zu bekommen, da die Jungtürken als Gegengewicht gegen die Christen *Muhadžirs*, muselmanische Rückwanderer aus Bosnien und der Hercegovina, in diesen Wilajets anzusiedeln suchten, so ging in Kroatien mancher überschuldete Groß-

grundbesitz in kleinen Losen an kleine Bauern über. Daß bosnische Kmeten 1910 im Kreise Banjaluka Entrichtung des pflichtigen Erntedrittels weigerten, kündete auch von wachsender Widerstandskraft. Wo es aber halbwegs die Gunst der Umstände zuließ, setzten in diesem Jahrzehnt die Südslawen die alte Weisheit, daß die Schwachen verbunden stark werden, auch wirtschaftlich in muntere Tat um. Bulgarien zählte fünfhundertsechundsiebzig Raiffeisenvereine mit rund zweiunddreißigtausend Mitgliedern, und seit 1910 war die Zentralgenossenschaftsbank in Sofia Mittelpunkt der kooperativen Kredithilfe; Serbien beherbergte 1911 neunhundertfünfundsiebzig landwirtschaftliche Genossenschaften mit über siebenunddreißigtausend Mitgliedern, darunter sechshundertachtunddreißig Darlehenskassen, die seit 1894 bedürftigen Landleuten mit insgesamt zweiundzwanzig Millionen Dinar unter die Arme gegriffen hatten; in Dalmatien, das dieses Werk 1900 begann, umfaßte der „*Zadružni savez*“ 1912 an die zweihundert Genossenschaften, und gerade weil auf diesem Felde Katholiken und Liberale, jene seit 1899 mit der „*Zadružna zveza*“, diese neben einem älteren Verband seit 1907 mit der „*Zveza slovenskih zadrug v Ljubljani*“, um den Preis rangen, entwickelten sich die Slowenen zum Mustervolk des Genossenschaftswesens; der amtliche Bericht führte 1912 neunhundertzweiundfünfzig slowenische Genossenschaften auf, von denen die Darlehenskassen in diesem einen Jahre sechsundvierzig-einhalb Millionen Kronen ausliehen und die landwirtschaftlichen Genossenschaften neunundsiebzig-einhalb Millionen umsetzten. Die nationale Bedeutung der genossenschaftlichen Arbeit sprang in der Vojvodina recht

ins Auge; die Zurückdrängung der Serben, die, ökonomisch rückständiger und gleichgültiger, seit je von den fleißigeren und anpassungsfähigeren Deutschen ausgekauft, proletarisiert und zur Abwanderung gezwungen wurden, hörte auf, seit die serbische landwirtschaftliche Genossenschaft ihre Mitglieder mit billigem Kredit, gutem Ackergerät und selbst mit Grund und Boden versorgte.

Sammlung eigener Kräfte zur Abschüttelung fremder Kapitalherrschaft vollzog sich auch durch die Bankgründungen. Zwar waren in Bulgarien von den rund sechzig einheimischen Banken die meisten nicht mehr als bessere Wechselstuben, und das gleiche galt von Serbien, wo 1909 hundertfünfundsechzig Geldanstalten dreiunddreißig Millionen eingezahlten Kapitals und vierundvierzigdreifünftel Millionen Spareinlagen in sich vereinigten, aber die 1900 in Laibach eröffnete „*Ljubljanska kreditna banka*“ war, Vorläufer mehrerer anderer, ein allen Forderungen der Zeit entsprechendes Finanzinstitut. In Kroatien, wo der Bauer seine erübrigten Kronen lieber ins Bettstroh steckte als an einem Schalter einzahlte, vermehrten sich zwischen 1900 und 1910 die Banken von neunzehn auf zweiundfünfzig, die Sparkassen von fünfundsiebzig auf hundertsiebenunddreißig, die eingelegten Kapitalien von rund fünfundachtzig auf zweihundertzehn Millionen; in diesem Lande knüpfte sich der ökonomische Emanzipationskampf der Serben durch Schaffung von Banken, Handelsunternehmen und Genossenschaften an den Namen O. Matijević. In Bosnien und der Hercegovina trumpten zwar die Wiener und Budapester Geldanstalten mit mehr als zwanzig Millionen Kapital, acht Millionen Reserven und sechzig Millionen

Einlagen auf, aber seit sich 1903 in sehr bescheidenen Ausmaßen die „*Trgovačka Banka i štedionica d. d.*“ in Mostar auftrat, strömte das einheimische Kapital in den rasch entstehenden einheimischen Banken zusammen, deren es binnen eines Jahrzehnts vierundvierzig mit insgesamt achtzehneinhalb Millionen Kapital, fast sieben Millionen Reserven und an die achtzehn Millionen Einlagen gab.

Nicht minder warfen die Südslawen, wo sie auch nur zum Teil ihres Schicksals Meister waren, durch Vorstöße der Industrie einen Schutzwall gegen die Abhängigkeit von fremden Wirtschaftsmächten auf. In den habsburgischen Ländern eilten die Slowenen mit Siebenmeilenstiefeln ihren Volksgenossen voraus. Krain, dessen Bewohner nur mehr zu drei Fünfteln in der Landwirtschaft ihr Brot fanden, überzog sich mit Straßen, Bahnen und Elektrizitätszentralen, und neben dem Kohlen- und Eisenbergbau half der Holzreichtum dem Großgewerbe in mannigfachen Formen auf die Beine. Daß auch Bulgarien allerhand zur Förderung der Industrie tat, bezeugten im Jahre 1909 zweihundertsechundsechzig Fabriken, von denen zweihundertdreiundfünfzig einzig mit einheimischem Kapital liefen; allerdings beschäftigten nur neun mehr als hundert Arbeiter, während die Hälfte Kleinbetriebe mit weniger als zwanzig Arbeitern waren. Wenn in Serbien der Staat ebenfalls durch Unterstützung aller Art, Zollnachlässe, Steuerbefreiung und Frachtermäßigung, die Industrie hochzubringen suchte, zählte das Land 1906 erst sechsendneunzig Fabriken mit zusammen noch nicht fünftausend Arbeitern und einer Jahreserzeugung von etwas über dreizehn Millionen Dinar. Wo in Makedonien

einmal eine Werkstatt stand oder eine Esse rauchte, schufteten arme Teufel unter den erbärmlichsten Bedingungen mit einer täglichen Arbeitszeit von zwölf bis achtzehn Stunden, aber in den anderen südslawischen Gebieten trieb die wachsende Volkskraft auch zum Zusammenschluß der Arbeiter; wenn in dem wirtschaftlich hoch entwickelten Krain der Katholische Fachverband den freien Gewerkschaften nicht viel über dreitausend Mitglieder ließ, faßten sie um 1910 in Bosnien und Bulgarien je sechstausend, in Serbien siebentausendvierhundert Mitglieder.

Ueberraschung weithin aber erregte es, wie das kleine Serbien aus der Not des Zollkrieges mit dem mächtigen Habsburgerstaat die Tugend eines großen Wirtschaftserfolges zu machen verstand. Die Schließung der österreichisch-ungarischen Grenzen schien dem Handel des Königreichs tödlichen Schlag zu versetzen, denn neun Zehntel seiner Ausfuhr hatte 1905 das Nachbarland aufgenommen. Aber Belgrads Tatkraft und Umsicht wußte in kurzem den gesamten Agrarexport der Längs- und Querrichtung nach umzustellen. War das serbische Horn- und Borstenvieh seit mehr als einem Jahrhundert den Weg in die Donaumonarchie gewöhnt, wurde ihm jetzt durch Handelsverträge mit Italien, Frankreich, England, Belgien und der Schweiz ein neuer Markt erschlossen und durch Tarifabkommen mit der Orientbahn und Vereinbarungen mit Dampferlinien eine bei Salonik ins Meer mündende neue Straße gewiesen; nach der Apenninhalbinsel etwa gingen 1907 erst zweitausendachthundert, 1910 schon fast dreißigtausend Stück Rinder. Und hatte bisher bei der Ausfuhr Lebendvieh vornangestanden, be-

gann jetzt durch Ausbau von Schlachthäusern, Ankauf von Kühlwaggons und Errichtung von Eisanlagen der Versand von geschlachtetem und verarbeitetem Fleisch im großen. Der Erlaß einer neuen Markt- und Gewerbeordnung, die Aufstellung öffentlicher Getreidespeicher und die Umwandlung der Fruchtbörse halfen auch dem Weizen und Mais die Unabhängigkeit vom österreichisch-ungarischen Markt erkämpfen. Dem einzelnen brachte dieser gründliche Bruch mit einer langen Handelsvergangenheit manche harte Opfer, aber der Gesamtheit erblühte Gewinn: der Wert der serbischen Ausfuhr während des Zollfriedens zwischen 1901 und 1905 stieg von fünf- undsechzig auf einundsiebzig, während des Zollkriegs zwischen 1906 und 1910 von einundsechzig auf achtundneunzig Millionen! Der gewaltsame Ruck, mit dem Serbien, zurückgestoßen, seine Volkswirtschaft von dem Habsburgerreich abkehrte, kam auch dem Verkehrsnetz zugute; die Schienenlänge der neuerdings beliebten Schmalspurbahnen wuchs von einundzwanzig Kilometern im Jahre 1903 auf vierhundertzweiundvierzig Kilometer im Jahre 1912. Zu allem war im Zusammenhang mit der politischen Säuberung des Landes seit 1903 nicht zuletzt dem radikalen Minister Laza Paču eine Gesundung der Staatsfinanzen zu danken; blieben im Jahr der Thronrevolution im Haushalt noch elfeinhalb Millionen ungedeckt, so hub 1904 bereits mit einem Plus von sechseinhalb Millionen die Zeit der Ueberschüsse an. Auch in diesem Betracht stand Serbien so fest auf den Füßen wie nie zuvor.

9.

Ganz war in dieser Spanne südslawischer Sammlung und Wiedergeburt der alte Stammeshader noch nicht zu

Asche niedergebrannt. Auf dem engen Raum des Balkans wirkten die zu vielen Dynastien um so trennender, als sie durch Ausrufung des Königreichs in Sofia und Cetinje an Ansehen und Ansprüchen zunahmen. Zwischen den Trägern der Herrscherwürde stand mehr als eine Wand. Der Karadjordjević betrachtete den Koburger allezeit mit dem unausrottbaren Mißtrauen, das alle ehrlichen Leute angesichts des Ränkevollen befiel, und Ferdinand zahlte ihm seine Gefühle heim, indem er 1907 von Sofia nach Wien nicht auf dem nächsten Wege, sondern über Bukarest fuhr, als müsse er in Serbien für seine Sicherheit fürchten. Wenn wiederum der bulgarische Monarch gelegentlich den Herrn der Schwarzen Berge einen Lumpenkerl schalt, so war auch im Verhältnis des serbischen Königs zu seinem Cetinjer Schwiegervater jede Herzlichkeit längst eingefroren. Als im Herbst 1907 der elende Nastić aus seinem großen Lügensack auch die Mär hervorzog, daß an dem geplanten Anschlag auf Nikola das amtliche Belgrad teilhabe, und montenegrinische Blätter den Kronprinzen Djordje als Anstifter von Bombenattentaten gegen seinen Großvater schmäheten, rissen mit Abbruch des diplomatischen Verkehrs und Abreise des serbischen Gesandten für eine Weile die Beziehungen völlig.

Aber erwartete schon Alexander von Battenberg die endgültige Lösung der Orientfrage von einer Verständigung Bulgariens, Serbiens und Griechenlands über die künftige politische Geographie der Balkanhalbinsel, so waren, verhetzt und verfeindet, auch die Völker noch nicht überall und gleich zu dieser Einsicht reif. Immer noch lag Makedonien als Zankapfel zwischen Bulgaren

und Serben. Aber umsonst wurden von beiden Seiten die großen Kanonen der Afterswissenschaft aufgeföhren, um hier das bulgarische, dort das serbische Volkstum der makedonischen Slawen zu beweisen, und vergeblich übermalten fingerfertige Professoren auf der Landkarte das ganze Gebiet bald bulgarisch, bald serbisch, denn weder das eine noch das andere, waren die Makedoslawen in der Kette südslawischer Stämme, die sich von der Isonzoquelle zum Schwarzen Meer zog, das Bindeglied zwischen Serben und Bulgaren. Wie die mitteldeutschen Mundarten vielfach im Wortschatz dem Niederdeutschen, in der Lautgebung dem Oberdeutschen zuneigen, teilte der makedonische Dialekt mit dem Serbischen Betonung und Lautveränderung, mit dem Bulgarischen Artikel und Deklinationsart. Sein Bauernslawisch vermochte der Makedonier denn je nach der Nationalität seines Schulmeisters ebenso spielend zur serbischen wie zur bulgarischen Schriftsprache abzuschleifen. Aber nicht nur mit Gelehrtenzank und Schulpropaganda, sondern auch mit Handgranate und Mauserflinte wüteten Bulgaren und Serben widereinander; wie sich zur Freude der Osmanen 1905 die Banden Dimitrovs und Babunskis bei Drenovo abschlachteten, so waren stets die Makedoslawen nicht allein Subjekt, sondern mehr noch Objekt des Kleinkriegs. Hatte Petko Slaveikov von diesem Stamm gesagt, daß das Ich die Sonne sei, um die sich alle Planeten drehten, so war in Druck und Drangsal dem Makedonier in der Tat das Hemd näher als der Rock; wo ihm soziale Befreiung winkte, schaute er nicht auf die nationale Kokarde. Zu der wirtschaftlichen und kulturellen Stufe, auf der sich aus dumpfen Nebeln ein klares Volksbewußtsein löst, waren diese ärmsten aller armen Pachtbauern

noch nicht aufgestiegen; in ihrer Masse fühlten sie sich als Christen im Gegensatz zu den türkischen Herren, höchstens als Slawen im Widerspiel zu den Griechen. So fest steckten sie noch in religiösen Bindungen, daß der Kampf um ihre Seele das Gewand eines Kirchenstreites überwarf; nicht Bulgaren standen gegen Serben, sondern Exarchatsanhänger gegen Patriarchatsgläubige, und in dem ewigen Fluß der Begriffe geschah es häufig, daß, wie der einzelne von einer „Partei“ zur anderen hinüberwechselte, von Zwillingsbrüdern der eine „Bulgare“, der andere „Serbe“ war, und ganze Dörfer „bekehrten“ sich unter der Drohung gewalttätiger Banden vom Patriarchat zum Exarchat, vom Exarchat zum Patriarchat. Hatten die Bulgaren dank regerer und ausgebreiteter Tätigkeit im allgemeinen die Vorhand, so stellte doch ihr Generalkonsul Sopov in Salonik 1910 den Verlust von einem Viertel ihres Bestandes im letzten halben Menschenalter fest, aber so oder so, auf jeden Fall reichte die makedonische Frage hin, das Verhältnis zwischen den Blutsbrüdern immer aufs neue zu stören; im Winter 1900 plante die Regierung Aleksandars ein Angriffsbündnis mit Rumänien, um einem Einfall Bulgariens in Makedonien vorzubeugen, später erhob die Sofioter Regierung in Belgrad unwirsche Vorstellungen wegen Unterstützung der serbischen Banden, und auf dem Slawenkongreß von 1910 wurde die holde Eintracht durch die Häkeleien der Serben und Bulgaren wegen Makedoniens gründlich getrübt.

Auch Kroaten und Serben blitzten sich da und dort noch mit Zornesblicken an. Im September 1902 hoben in Agram die einen gegen die anderen Schmutz und Steine auf, Blut floß, und in der Folge ließ die Frank-Partei mit giftiger Hetze gegen die orthodoxen Volksgenossen nicht

locker. Ihre Blätter denunzierten die Serben als Verschwörer wider Kaiser und Reich, und als der Agramer Prozeß deren Führer wirklich an den Hochverratsgalgen bringen sollte, schwelgten die Büttel einer willfährigen Justiz, Vorsitzender Tarabocchia und Staatsanwalt Accurti, in allen Verkehrtheiten von Starčevićs Lehre; sogar daß die Serben sich nicht bescheiden Walachen nannten, wurde ihnen am Richtertisch zum Vorwurf gemacht. In Bosnien führte so wenig ein Steg von Stamm zu Stamm, daß kein Katholik sein Erspartes zum Orthodoxen trug und umgekehrt, und serbische, kroatische und muselmanische Banken neben- und gegeneinander arbeiteten; im Namen des Serbenklubs rückte Dr. Stjepan Grđjić von den Kundgebungen für das sich magyarischer Gewalt erwehrende Kroatien ab, und ob die Landessprache serbokroatisch oder kroatoserbisch zu heißen habe, ob auf den Straßenschildern der Latinica oder der Ćirilica der Vorrang gebühre, war ein unerschöpflicher Streitgegenstand. Die Moslems in ihrer großen Mehrheit waren national farblos, ihr Führer Serif Arnautović spielte bald den begeisterten Serben, bald den überzeugten Kroaten, und von manchem der Seinen galt das auf Mustafa Beg Halilbašić gemünzte Wort, daß er auf Reisen in Belgrad Serbe, in Makedonien Türke und daheim in Bosnien Kroat sei. Auch bei einem Teil der Vojvodina-Serben ließ der südslawische Gedanke matt die Flügel hängen; der Vorkämpfer der Radikalen, Jaša Tomić, ritt unverdrossen auf dem Steckenpferd herum, daß Serben, Kroaten und Slowenen drei Völker seien: „Wir sind uns nahe, aber wir sind nicht eins,“ und in einer 1906 zu Sofia erschienenen Schrift über die makedonische Frage und den Balkanbund eiferte Aleksandar Cankov gegen die

serbischen „Hirngespinnste“ von einer Einigung des Südslawentums, die die Bulgaren ablehnten, da im politischen Leben der so zusammengeschlossenen Völker das Serbentum die unterdrückende Mehrheit bilden werde.

10.

An Irrlichtern, das südslawische Einigungssehnen in einen Sumpf zu locken, mangelte es gleichfalls nicht. Der alte Panslawismus spukte wieder unter neuem Namen, aber auch der Neoslawismus, der seine Jünger auf die Prager Konferenz von 1908 und den Sofioter Kongreß von 1910 trommelte, hatte keinen Grund unter den Füßen; was er an erdfesten Dingen wie Gründung einer allslawischen Bank, Abhaltung einer slawischen Ausstellung, Organisation des slawischen Zeitungswesens vorsah, gelangte nie über Pläne und Entwürfe hinaus, und aus der Nähe angeschaut, zerfloß die Erscheinung als Nebelstreif. Wenn sich in Prag und Sofia die Slowenen unter anderem mit Hribar und Rybar, die Kroaten mit Radić, Šandor Gjalski und Tresić-Pavičić, die Serben mit Kosta Kumanudi, Pavle Popović und Kosta Stojanović, die Bulgaren mit Bobčev, Kalinov und Vacev einstellten, beteten doch nur die schon halb vergessenen Männer von vorgestern die abgeleierte panslawische Litanei herunter; aus Bulgarien währte ein Ministerpräsident Alexanders, Sobolev, daß das slawische Zeitalter gekommen sei, und von den Serben begrüßte der greise Giga Geršić die Zusammenkunft als „Morgenröte der neuen Geschichte des Slawentums“; die Jüngeren richteten kühlere Blicke auf ein Gewirr, das sich trotz aller Trinksprüche und Umarmungen schon wegen des Gegensatzes zwischen Russen und Polen und zwischen Polen und Ukrainern nicht entwirren wollte.

Aber da sich in Prag Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren zu einer südslawischen Gruppe einten, auch in Sofia Südslawen die Mehrheit bildeten und auf der slawischen Journalistenkonferenz zu Belgrad 1911 unter dem serbischen Dichter Branislav Nušić zwei Slowenen, zwei Kroaten, vier Serben und zwei Bulgaren am Vorstandstisch saßen, hatten am Ende diese allslawischen Tage nur das eine Ergebnis, daß die Südslawen Berührungspunkte unter sich fanden und einander näher kennen lernten.

Weitete der Neoslawismus den südslawischen Einheitsdrang ins haltlos Phantastische aus, so verengte ihn der Trialismus aufs ideallos Realpolitische. Da keine der mächtigen Dynastien dem Papst wie das Wiener Erzhaus ergeben war, schwemmte die wachsende katholische Strömung bei Slowenen und Kroaten den Gedanken einer Einigung zunächst der Südslawen römischen Glaubens durch und für die Habsburger ans Ufer; falls auch Serben in diese Austro-Jugoslavija einbezogen wurden, sollte die Vormacht doch den Katholiken gehören. Als 1908 die Annexion Bosniens und der Hercegovina das südslawische Problem als ersten Punkt auf die Tagesordnung der Donaumonarchie setzte, schien dieser Akt manchem eine Vorstufe zur trialistischen Staatsgestaltung. Im Ausschuß der österreichischen Delegation sprach noch im Oktober jenes Jahres der Führer der Slowenischen Volkspartei, Šušteršič, seinen Segenswunsch über diese erste Etappe zur Lösung der Südslawenfrage und forderte im Dezember von der Tribüne des Reichsrats die Zusammenlegung beider Provinzen mit den anderen südslawischen Ländern im Rahmen der habsburgischen Dynastie auf Grund des Volks- und des geschichtlichen Rechts; im Januar des

folgenden Jahres begrüßte der Krainer Landtag die Annexion „in der festen Hoffnung, daß damit der erste Schritt zur Vereinigung aller Südslawen unserer Monarchie in einen staatsrechtlich selbständigen Organismus unter dem Zepter des Habsburgerhauses geschehen sei“; in Triest erschien eine Zeitschrift „*Trializam*“, und manche Broschüre auf Serbokroatisch suchte die Idee schmackhaft zu machen. Auch der kroatische Bauernführer Radić konnte sich Kroatien ebensowenig außerhalb der Habsburgermonarchie vorstellen wie diese Monarchie außerhalb Europas oder Europa irgendwo in der Luft; mit rührendem Glauben an eine Rolle, die die Dynastie nimmer zu spielen vermochte, wies er ihr die historische Aufgabe zu, weder deutsch noch magyarisch noch slawisch, sondern christlich, europäisch und demokratisch zu sein. Im Januar 1912 aber, nach dem Tode Dr. Franks, überreichte die erst gespaltene, dann wieder geeinte Rechtspartei dem Kaiser eine Denkschrift, die von fünfundfünfzig Abgeordneten der kroatischen, bosnischen, dalmatinischen und istrischen Landtage unterzeichnet war; auf den „einst einheitlichen kroatischen Staat“ und das „einheitliche kroatische Volk“ sich beziehend, verlangte das Dokument Einberufung von Vertretern des Kroatentums aus allen Ländern zu einem Sabor nach Agram, um, im Einklang „mit der Großmachtstellung der Monarchie und der Dynastie“, einen großkroatischen Trialismus aus der Taufe zu heben.

11.

Der wahre südslawische Einigungsdrang empfing von dem demokratischen Wind dieser Jahre rote Backen; von keines dynastischen Gedankens Blässe angekränkelt,

ging er vom Volke aus und kam zum Volke. Zunächst rankte er sich an dem Gemeinschaftsgefühl der einzelnen Stämme empor, das über alle Landesgrenzen hinwuchs. Von der kroatischen Bewegung des Jahres 1903 erbebt Dalmatien; auf das Gerücht, daß einige Dutzend Bauern als Rebellen gehängt worden seien, hüllten sich Spalato, Ragusa, Sebenico und andere Städte wie trauernde Mütter in Schwarz. Gleich zu Beginn der Annexionskrise gab Dr. Polit-Desančić die Meinung der Vojvodina-Serben im „*Branik*“ dahin wieder, daß Serbien und Montenegro wohl „von den Waffen unserer Monarchie“ besiegt werden könnten, aber deshalb werde das serbische Volk am Balkan niemals auf seine Zukunft verzichten, „wie sich die Italiener auch dann nicht, als die Einheit Italiens auf immer begraben schien, ihrer Zukunft entschlügen“. In Montenegro schrien die Wortführer des jungen Geschlechts auch in die verstopftesten Ohren, daß sie Serben waren und sich als Serben fühlten; das erste Parlament in Cetinje nannte sich stolz „Serbische National-Skupština Montenegros“ und verlangte in seiner Thronadresse die Einigung mit allen Serben, und Andrija Radović faßte die seelische Entwicklung dreier Generationen in den einen Satz, den Nikola zu hören bekam: „Mein Großvater war nur Mitglied seines Stammes, mein Vater war Montenegriner, und ich bin Serbe!“

Gründlicheren Umsturz in der Gefühlswelt der Serben und Kroaten leitete, da die Fahne der Nationaleinheit beider, weithin sichtbar, am Mast hochging, die Fiumaner und Zaratiner Resolution ein. Schon vordem hämmerte Supilos „*Novi List*“ ohne Unterlaß in die Köpfe, daß Serben und Kroaten eines seien; ein Beschluß der

Kroatischen Partei in Dalmatien von April 1905 stützte sich auf die Tatsache, „daß Kroaten und Serben nach Blut und Sprache ein Volk sind, untrennbar durch das Gebiet verbunden, auf dem sie wohnen“; im nächsten Monat erwogen Selbständige Serbische Volkspartei und Serbische Radikale in Kroatien eine einheitliche Wahlfront mit der kroatischen Opposition; den Grundsatz voranstellend, „daß Serben und Kroaten ein Volk ausmachen“, schlug im November Dr. Petar Čingrija im dalmatinischen Landtag vor, daß die Landessprache von den Behörden „kroatisch oder serbisch“ geheißen, im Unterricht serbische und kroatische Geschichte gelehrt und den Schülern kyrillisches wie lateinisches ABC beigebracht werde; das Protokoll der Koalition vom Februar 1906 endlich erwähnte als Hauptaufgabe des politischen Bündnisses, „mit allen Kräften den Gedanken der nationalen Einheit und einverständlichen Zusammenarbeit von Kroaten und Serben in Dalmatien, Kroatien und Slawonien zu verbreiten“. Auch außerhalb der Koalition und des dreieinigten Königreichs zog dieses Ereignis seine Kreise. In Kroatien stimmten künftig manchmal schon die verbissensten Feinde von eben, serbische Radikale und kroatische Starčevićaner, für einander, und trotz wilder Hetze fanden sich unter den sechsenddreißig freiwilligen Verteidigern der Angeklagten des Agramer Hochverratsprozesses sechzehn kroatische Anwälte. Für die Serben der Vojvodina rief Dr. Polit-Desančić in den ungarischen Reichstag: „Wir Serben und Kroaten sind ein und dasselbe Volk mit zwei Namen“, in dem stammesmäßig am meisten zerklüfteten Bosnien schürte die demokratische Kroatengruppe des Landtags das Feuer der nationalen

Einheit, und in seiner ersten Sitzung meldete der ungestüme Petar Kočić eine neue Zeit an: „Wir sind ein Volk, unsere Sprache ist eins, wir brauchen auch eine Schrift.“ Hatten sich seit Erlöschen des illyrischen Funkenregens Serben und Kroaten nebeneinander und gegeneinander entwickelt, jetzt, da beide starke Flüsse waren, strömten sie in ein breites Bett zusammen.

Seit 1903 der bulgarische Bandenführer Sarafov in Belgrad wie ein eigener Held gefeiert worden war, spannen sich auch zwischen Serben und Bulgaren die Fäden. In Sofia, wo der Publizist Georgij Nikolov für beider Ausgleich unermüdlich arbeitete, verbrüderten sich 1904 auf einem Akademikertag serbische und bulgarische Studenten und legten zwei Jahre später serbische und bulgarische Zeitungsschreiber auf einem Schriftstellerkongreß Hand in Hand. Als 1905 die Vereinigung beider Staaten unter einem Wirtschaftsdach nahegerückt schien, jauchzte Belgrad Halleluja; da sieben Jahre später der Balkanbund zum Schlag ausholte, tat Jovan Cvijić, Geograph europäischen Rufes, in serbischen und auswärtigen Zeitschriften dar, daß Serben und Bulgaren tatsächlich ein Volk seien, und in den Straßen Belgrads lärmte die Begeisterung für das bulgarische Volk und Heer: Es lebe die serbisch-bulgarische Brüderschaft!, und vor der bulgarischen Gesandtschaft erklang das *Šumi, Marica*. Auch in Sofia wurden die Bedenken einzelner Chauvins über die Teilung Makedoniens von der Freude fortgespült, mit der die Masse, aber gerade auch die Bildungsjugend dem Bündnis zujubelte.

Serbisch-kroatische Verständigung und serbisch-bulgarisches Uebereinkommen ramnten die Brückenpfähle zur

südslawischen Einigung. Politisch konnte der Einheitsgedanke, der 1907 im Reichsrat sieben Slowenen, zwölf Kroaten und zwei Serben zum „Verband der Südslawen“ zusammenführte, über die Staatsgrenzen nicht hinausgreifen, aber da sich das kulturelle Annäherungsstreben nicht an Schlagbaum und Schranke kehrte, entsandte die Kunst die Taube mit dem Oelzweig im Schnabel zu allen wo immer siedelnden Blutsbrüdern. Die Agramer Oper reiste zu Gastspielen von Spalato und Sarajevo bis Belgrad und Cetinje durch den ganzen slawischen Süden; der Bund südslawischer Künstler „Lada“ trat mit Gemäldeausstellungen in Agram, Belgrad und Sofia heraus; „Slovenska Matica“, „Matica Hrvatska“ und „Srpska Književna Zadruga“ spendeten ihr Scherflein für die geistige Verschmelzung, indem jene beiden seit 1909 jährlich je ein Buch in Čirilica, diese eins in Latinica herausbrachten; serbische Schriftsteller schrieben in kroatischen, kroatische in serbischen Zeitschriften, und 1910 erschien als vollgültige Probe südslawischer Gemeinsamkeit ein Serbisch-kroatischer Almanach. Hingerissen war es das junge Geschlecht, das die Vermählung des nationalen und demokratischen Gedankens feierte. Ein ganzer Schwall neuer Jugend brach in diesem Jahrzehnt in das öffentliche Leben. Wie alle Akademikervereine im Ausland nur mehr die Bezeichnung Südslawisch trugen, war der Name des Belgrader Studentenklubs „Slovenski Jug“ ein frohes Bekenntnis; Zeitungen, vom Geist der Jungen befeuert, wie „Nova Riječ“ in Agram, „Glas Juga“ in Laibach, „Slovenski Jug“ in Belgrad, „Srpska Omladina“ in Sarajevo und „Ujedinjenje“ in Spalato dienten der südslawischen Idee, und Niederschlag dieses oft brausenden

Sturms und Drangs war auch das etwas wirre „Revolutionäre Statut“ des kroatischen Serben Milan Pribičević, das die „volle Befreiung der Südslawen und ihre staatliche, politische, soziale, kulturelle Einigung in eine Einheit, gegründet auf völlig freiheitliche demokratische Prinzipien“, vorbereiten sollte.

Je mehr Jugend einer der anerkannten älteren Führer im Herzen barg und je fester er auf dem Boden der Demokratie stand, desto klarer formte sich auch ihm das Bild der gemeinsam südslawischen Zukunft. Erinnernd, daß die Sprachwissenschaft von Cilli bis zum Schwarzen Meer den Uebergang aus einer in die andere Mundart nicht festzustellen vermöge, wandte sich der Slowene Krek im Krainer Landtag von 1909 mit innerer Wärme den annektierten Provinzen zu: „Wir sprechen von uns selber, wenn wir von Bosnien und Hercegovina sprechen, wir sprechen von unserem Haus und unseren Leuten. Nicht nur das Land, sondern auch das Volk in ihnen ist unser Volk.“ Durchdrungenster und beredtester Dolmetsch der südslawischen Ideologie, tastete auch der Urserbe Jovan Skerlić zu den Slowenen hinüber, streckte zu den Bulgaren Fühler aus, beklagte als Zeichen national-kultureller Rückständigkeit, daß Serben und Kroaten, ein Volk mit einer Sprache, getrennte Literaturen hatten, und warb mit Feuereifer für eine gemeinsame Schriftsprache in Gestalt der ostserbischen ekawischen Mundart; seine Zuversicht, daß in wenigen Jahrzehnten die Kroaten das Ijekawische für das Ekawische, die Serben die kyrillische für die lateinische Schrift hergeben würden, war unentwurzelt wie sein Glaube an die Unaufhaltsamkeit des Ausgleichungsprozesses der vier südslawischen Stämme.

Ausstrahlung so glühender Ueberzeugung auf die Nachbarn erschien 1908 Professor Bobčevs Erklärung in Prag, daß Bulgarien, ganz unabhängig geworden, es als seine Pflicht ansehe, auf vollkommene und allseitige Annäherung sämtlicher Südslawen hinzuwirken.

Von den politischen Parteien schwenkte die Sozialdemokratie, berufenste Verkünderin der Zukunft, das Banner der südslawischen Einigung am höchsten. 1907 entwickelte ihr Abgeordneter im Görzer Landtag Dr. Henrik Tuma in einer kleinen Schrift „*Jugoslovenska ideja in Slovenci*“, auf der natürlichen ökonomischen Einheit der Südslawen fußend, den Gedanken ihrer Befreiung wirtschaftlich durch die Genossenschaft, politisch durch die Demokratie und kulturell durch die Lateinschrift für alle Stämme. Zwei Jahre später erörterte in Laibach eine Konferenz der südslawischen Sozialisten aus Slowenien, Kroatien - Slawonien und Bosnien - Hercegovina leidenschaftlich das Problem ihres nationalen Seins. Für die Slowenen bestritt Etbin Kristan heftig die seit Prešeren eifersüchtig gehütete Lehre, daß sie ein besonderes Volk seien, und nannte sie lediglich den „Bruchteil eines noch nicht konsolidierten Volkes“, für die Kroaten sprach Juraj Demetrović vom Südslawentum als einem neuen Begriff auf neuer wirtschaftlicher Grundlage, dessen Bedeutung sei, „aus Kroaten, Serben, Slowenen und Bulgaren ein Volk zu schaffen, sie national und kulturell zu einigen, sie für ein politisches Ziel zu begeistern und so aus ihnen ein politisches Volk zu machen“, für die Serben des Königreichs hob Dimitrije Tucović als Gast hervor, daß nur die südslawische Kultureinheit die einzelnen Stämme aus der Vereinsamung und Blockade herausführe. Der Beschluß

der Konferenz, die Tivoli-Resolution, heischte eine Umgestaltung Oesterreich-Ungarns, die jedem Volk Selbständigkeit und Selbstverwaltung in allen national-kulturellen Fragen verbürge, und forderte, da die Sozialdemokratie die vier südslawischen Völker als Elemente eines einheitlichen Volkes betrachte, „die vollkommene nationale Einigung aller Südslawen ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Namens, des Glaubens, der Schrift und der Mundarten oder Sprachen“. Ein Südslawentag war auch Anfang 1910 die Erste Sozialistische Balkankonferenz, denn Griechenland beteiligte sich gar nicht, Rumänien nur mittelbar; vollzählig aber fanden sich die Delegierten von Serbien, Bulgarien, Montenegro, Kroatien, Slawonien, Bosnien-Herzegowina und Slowenien ein und beschlossen, eine „Lösung der Balkanfrage auf dem Wege der Einigung der Völker“ anzubahnen. Wie die Sozialdemokratie für ein serbisch-bulgarisches Bündnis als Vorstufe des Balkanbundes eingenommen war, gährte der südslawische Gedanke in ihr weiter; am Vorabend entscheidender Geschehnisse, im September 1912, verkündete Demetrović im Wiener „Kampf“: „Die Vereinigung der Südslawen und die Konstituierung der einheitlichen südslawischen Nation ist die historische Idee der Befreiung der Südslawen, und der Vorkämpfer dieser Idee ist das südslawische Proletariat.“

Je tiefer der Einheitsgedanke drang, desto schmerzlicher zuckten alle Teile des Südslawentums, wenn einem ein Leids geschah. Mit der Peitsche des Zollkrieges schlug Wien auch seinen Serbokroaten Striemen, und als sich 1912 wiederum der Absolutismus auf Kroatien stürzte, flammte nicht nur wie 1903 Dalmatien in Ent-

rüstung auf; wie in Ragusa und Spalato wurde in Mostar auf offener Straße die magyarische Fahne verbrannt, Sarajevo erlebte scharfe Zusammenstöße mit der bewaffneten Macht, und sogar in der serbischen und bulgarischen Hauptstadt rührte sich erbitterter Widerstand gegen die Mißhandlung der kroatischen Brüder. Wenn selbst Dr. Krek im Reichsrat warnte, daß man bei Fortdauer der Schmach in Kroatien „umsonst in den südslawischen Völkern ein österreichisches Staatsgefühl suchen“ werde, so machte Serbiens innere Erneuerung und Kräftigung Belgrad immer mehr zum Depositar der nationalen Hoffnungen. Als im Juni 1903 der Karadjordjević auf der Reise von der Schweiz nach seiner künftigen Residenz über Wien kam, begrüßten auf dem Bahnhof, einträchtiglich geschart, die Mitglieder von vier Studentengesellschaften, der serbischen „Zora“, der kroatischen „Zvonimir“, der slowenischen „Slovenija“ und der bulgarischen „Balkan“, den Durchfahrenden mit stürmischem: Hoch der südslawische König! Der gleiche Ruf erschallte, als im Herbst des nächsten Jahres zur Krönung Petars über hunderttausend Serben, Kroaten, Slowenen und Bulgaren, und nicht nur Schaugepränges halber, in Belgrad zusammenströmten, und da die Annexionskrise die Anziehungskraft des Königreichs in nichts verminderte, schrieb im Sommer 1909 der slowenische Dichter Anton Aškerc nachdenklich einem Freunde: „Ja, die Serben! Ich bin überzeugt, daß sie fortan das Geschick der Südslawen lenken werden.“

12.

Was im Volksbewußtsein quellendes Leben zu werden begann, die Einheitsidee, bestimmte auch die Hand-

lungen und Verträge der Staaten. Mochte der Petrović dem Karadjordjević noch so spinnefeind sein, nach der Annexion drängte die Volksstimmung Montenegro an die Seite Serbiens; ein Bündnis diente der Vorbereitung gemeinsamen Feldzugsplans, und in einem Manifest sagte Nikola deutlich genug, daß die schwarzgelbe Fahne niemals eine Grenze bilden werde, „imstande, Sinn und Geist der Montenegriner von den Brüdern in den annektierten Ländern zu trennen“. Im Frühling 1911 meldete der Herr von Cetinje nach Belgrad, daß er sowohl was die allgemeine politische Lage als auch was die gemeinsame serbische und montenegrinische Politik angehe, den Standpunkt der Regierung Petars teile, und 1912, als während seines Besuchs in der Wiener Hofburg die bulgarischen Unterhändler an ihn herantraten, war er sofort bereit, die Falken der Schwarzen Berge in die große Balkanfront zu rufen.

Da Zusammengehen mit den Bulgaren ein Hauptprogramm der serbischen Radikalen war, begann 1903 mit dem Aufstieg dieser Partei zur Macht die entschiedenste Annäherung an den blutsverwandten Nachbarstaat. Als Leiter der auswärtigen Politik buchte Pašić den Erfolg, daß im Mai 1904 bei einer Zusammenkunft in Niš Petar auf den Herrscher des „Brudervolks“ sein Glas erhob und Ferdinand auf die „serbische Schwesternation“ trank. Im folgenden Jahre kam, soweit es nur von beider Regierungen und Volksvertretungen abhing, als Vorspiel festen politischen Bündnisses der Zollunionsvertrag zwischen Serbien und Bulgarien unter Dach und Fach. Die Annexionskrise bestärkte Belgrad in der Ueberzeugung, daß nur engste Anlehnung an Bulgarien zu geuehlicher Lösung der Balkanfrage führe. Da ein neuer

serbischer Gesandter in Sofia sein Beglaubigungsschreiben überreichte, hatte er den Auftrag, Serbiens unerschütterlichen Glauben an die gemeinsame Zukunft mit Bulgarien zu unterstreichen, und als im April 1909 Belgrad, allerdings vergeblich, mit Sofia zu einem Meinungs austausch über die türkischen Begebenheiten zu gelangen suchte, schlug es vor, auf dem Text des Handelsabkommens von 1905 Verhandlungen aufzubauen. Wenn im Januar des gleichen Jahres Stojan Novaković an der Spitze des „Kabinetts der nationalen Verteidigung“ die Föderation aller Balkanvölker südlich von Save und Donau, also in erster Reihe Serbiens und Bulgariens, anregte, und der Skupštinapräsident Ljuba Jovanović für eine serbisch-bulgarisch-montenegrinisch-rumänische Allianz sprach, war in Sofia vornehmlich Danev der Wortführer derer, die Bulgarien und Serbien „durch unlösbare Bande“ verknüpft sehen wollten. Als denn auf Grund des Gedankens einer Teilung Makedoniens, der noch aus Stambolovs Tagen stammte, 1911 Rizov, Gešov und Stanciov mit Milovanović als serbischem Minister des Auswärtigen erst in Belgrad, dann im Bahnwagen bis Lapovo, schließlich während einer Galavorstellung der Pariser Oper verhandelten, brach sich endlich hundertfach gehemmte natürliche Entwicklung Bahn. Das im März 1912 von Petar und Ferdinand unterzeichnete Schutz- und Trutzbündnis, vier Monate später durch einen gemeinsamen Kriegsplan des serbischen und bulgarischen Generalstabs ergänzt, blieb auch nach dem Beitritt Cetinjes und Athens im wesentlichen ein südslawischer Bund, denn von der Million Bajonette, über die er verfügte, entfiel nur ein Fünftel auf Griechenland.

Richtete der Balkanbund Schneide und Spitze am unmittelbarsten gegen das Osmanenreich, so enthüllten sich schon vorher die überwiegend von Südslawen bewohnten Gebiete der Türkei als ihr Schicksalsland. Durch eine Art Inzucht war in den Jahrzehnten unbeschränkten Schaltens und Waltens die Tyrannis Abdul Hamids zur Groteske entartet. Geflissentlich die letzte Kraft des Staates zerstörend, ließ er die Flotte verrosteten, das Heer verkommen, das Beamtentum verlumpen, weil nur aus der vollkommenen Verwesung dem irrsinnig Mißtrauischen keine Gefahr drohte. Auf das, was in dem allgemeinen Untergang noch Regierungsgeschäfte hieß, übte der Oberste der Haremswächter mehr Einfluß als der Großvezier; nach anschaulicher Schilderung des deutschen Botschafters Marschall bewegte sich der Sultan inmitten mehrerer konzentrischer Kreise, von denen Dienerschaft und Leibwache den ersten, die Eunuchen den zweiten, die Ulemas den dritten, die Palastbeamten den vierten und erst den fünften die Minister bildeten. War so auch die Masse der Rechtgläubigen dem Padischah siriusfern, so hätte er die Raja in Makedonien kaum je nur mit dem Gedanken gestreift, wenn sie nicht der Punkt gewesen wäre, an dem ihn die Zange der Großmächte am größten packte. Vor seinen Ohren war selbst das Wort makedonische Frage verpönt und durfte höchstens von den rumelischen Sorgen geredet werden, aber den Reformforderungen Europas mußte er 1903 wohl oder übel nachgeben, und sein Sträuben gegen die Finanzkontrolle für Makedonien zwei Jahre später wurde rasch durch eine internationale

Flottendemonstration vor der Insel Mytilene zunichte. Da in den Wilajets Kosovo, Monastir und Salonik die Gendarmerie fremden Offizieren unterstand, zwei fremde Berater den türkischen Generalgouverneur gängelten und das Budget von fremden Beamten aufgestellt wurde, befand sich das Land, der Hoheit der Pforte schon halb entrückt, unter europäischem Sequester, und manchen gläubigen Sohn des Propheten wollte es bedünken, als gleiche die Türkei dem Schweine vor dem christlichen Weihnachtsfest, das, um abgeschlachtet zu werden, nur des Beiles harrt.

Doch von Makedonien ging auch aus, was für Stunden nach Erneuerung des morschen Reichs schmeckte. Furcht, daß die Mächte mit der osmanischen Herrschaft in Europa bald ganz aufräumen würden, trieb im Juli 1908 ein paar verwegene Offiziere der Garnisonen Resen und Monastir zu einem schnell sich verbreitenden Aufstand; wie die Verfassung von 1876 geschaffen worden war, eine Einmischung Europas aufzufangen, so wurde sie jetzt zu gleichem Ende aus der Rumpelkammer geholt. Die Abberufung der ausländischen Oberaufsicht aus Makedonien schien als Erfolg dem Unternehmen recht zu geben. Von der Donau bis zur Aegäis hallte der Jubelruf: *Hürriet!* Freiheit!, Sendboten des „Komitees für Einheit und Fortschritt“ machten den Christen die Freuden des jungtürkischen Paradieses glaubhaft, Bandenführer und zur Niederzwingung dieser Banden ausgeschickte Militärs lagen sich im Verbrüderungsrausch in den Armen. Wie sich im Februar 1909 die Serben in der Türkei politisch zusammenschlossen, verwandelte sich die Innere Organisation in eine konstitutionelle Volkspartei; in Salonik

erschieden ungehindert zehn bulgarische Zeitungen, und im Lenz 1909 marschierte unter den siebenundzwanzigtausend Mann, mit denen Mahmud Schewket Pascha die Gegenrevolution in Konstantinopel niederwarf und Abdul Hamid durch Mehmed V. ersetzte, auch Sandanski mit seinen makedonischen Banden. Eine Zeitlang weckte die scheinbar verjüngte Türkei in Bulgarien sogar Annäherungswünsche; in Sofia entstand ein Ausschuß zur Anbahnung eines politischen und ökonomischen Bündnisses beider Staaten, und gegenseitige Besuche von Offizieren, Kaufleuten, Professoren und Studenten waren im Schwang.

Aber am Prüfstein Makedonien erwies sich auch die innere Hohlheit der jungtürkischen Revolution, die, ohne die Massen zu ergreifen und die gesellschaftliche Ordnung umzuwälzen, eine einfache Offiziersrevolte war. Saß im Ministerium Kiamil Pascha auch der eine oder andere Christ, so dachten die Türken doch gar nicht an ihre Abdankung als herrschende Kaste; im März 1909 schon erklärte Dschawid Beg einer Volksmenge, daß die Moslems ihren Vorrang nicht verlieren, Scheriat und Koran maßgebende Gesetze bleiben sollten, und ganz im Bann des alten religiösen Fanatismus beschloß das Kabinett im selben Jahr, den Bruch des Ramazan-Fastens mit Arrest oder Geldstrafe zu ahnden. Neu war am jungtürkischen Regime nur der heißblütige osmanische Nationalismus. Die Tatsachen sehr verkennend, rieben die im Juni 1908 ans Ruder gelangten Machthaber Bulgarien sofort sein Vasallentum unter die Nase und antworteten auf die Annexion Bosniens und der Hercegovina mit einem wirkungsvollen Boykott österreichischer Waren, um sich

am Ende ihre Zustimmung doch für vierundfünfzig Millionen Kronen abkaufen zu lassen. Die Blätter des Komitees schrieben ganz offen von den fünfunddreißig Millionen Osmanen im Reich, und wenn gnadenhalber ins Konstantinopeler Parlament unter zweihundertfünfund-siebzig Abgeordneten auch vier Bulgaren und drei Serben einzogen, so hatte vordem schon Dr. Nazim, der Ideenschmied von „Einheit und Fortschritt“, in Vodena verkündet, daß bei einem jungtürkischen Wahlsieg nach dreißig oder vierzig Jahren kein Christ mehr in Makedonien weilen werde. Bald begann denn in den europäischen Wilajets durch Schließung der christlichen Schulen, Entwaffnung der slawischen Einwohner, Verbot der bulgarischen Blätter und Auflösung der serbischen Klubs schonungslose Unterdrückung anderen Volkstums. In einer Denkschrift an den Internationalen Kongreß zu Kopenhagen erhob, gefeit gegen den Verdacht nationalistischer Uebertreibung, die Sozialdemokratie Serbiens und Bulgariens Anklage wider „die unerhörte bestialische Tyrannei“ der Jungtürken in Makedonien und Altserbien, die durch ihre Verbrechen und Gewalttaten bei weitem das alte Regime Abdul Hamids übertreffe, und brandmarkte die „unfähige, kulturlose, verderbte und blutgierige Sippe“ des Komitees, die mit Belagerungszustand und Galgen Ausrottungspolitik treibe: „Die Bevölkerung wandert in Massen aus oder flieht in die Wälder, um ihr Leben zu retten.“ Waren im Herbst 1912 die sich auf den Artikel XXIII des Berliner Vertrages stützenden Forderungen der verbündeten Balkanstaaten auch nur Vorwand zum Krieg, so zeigten sie doch, was alles die Jungtürken ihrem fortschrittsfreundlichen Namen schuldig geblieben

waren; die Note verlangte ethnische Autonomie der Nationalitäten des Reichs, Vertretung jeder Nationalität im Verhältnis zu ihrer Zahl in der Kammer, Zulassung der Christen zu sämtlichen öffentlichen Aemtern in den von ihnen bewohnten Provinzen, Gleichberechtigung der christlichen und osmanischen Schulen, Bürgerschaft gegen Aenderung des ethnischen Charakters der europäischen Türkei durch Ansiedlung von Moslems, Einreihung der christlichen Rekruten in christliche Truppenteile, Reorganisation der makedonischen Gendarmerie unter Befehl von Schweizern oder Belgiern, Ernennung von Schweizern oder Belgiern zu Walis für die auch von Christen besiedelten Wilajets und, da die Versprechen der Pforte nie einen Pfifferling wert gewesen waren, Einrichtung eines Ueberwachungsausschusses für Durchführung dieser Reformen beim Großvezierat.

Auch unmittelbar gab Makedonien den Anstoß zum Zusammenbruch der Türkei in Europa. Wie vier Jahre nach der Julirevolution Offiziersmeutereien den Sturz des jungtürkischen Kabinetts bewirkten, so offenbarten die albanischen Wirren jedem halbwegs Hellsichtigen die Zerbröckelung der osmanischen Macht. Gegen den Aufstand der Raja sammelte Abdul Hamid 1903 nicht nur fürchterliche Streitkräfte an, sondern koppelte auch nach bewährter Gepflogenheit gegen die Reformen die Arnauten los. Mit Wollust sich auf die Christen stürzend, wüteten diese Halbwilden in Peč und anderwärts mit Mord, Brand und Schändung gegen die Südslawen. Als aber nach ihrer Revolution die Jungtürken, statt wie bisher die Häuptlinge im Arnautluk durch bare Münze bei guter Laune zu halten, albanische Rekruten nach Kleinasien schickten

und auf offenem Markt die Hammelsteuer erhoben, endete dieser waghalsige Versuch, die freien Bergsassen aus der Stammesverfassung der Urzeit in den Staat des zwanzigsten Jahrhunderts zu zwängen, mit dem großen Aufstand des Jahres 1910. Obwohl Torgut Schewket Pascha, mit achtunddreißig Bataillonen einrückend, Nordalbanien zu einer Wüste zu machen versprach, führte Niederschießen und Niederbrennen nicht zum Ziel der Befriedung des Landes. Wurde schließlich wieder mit Zugeständnissen vorläufige Ruhe erkaufte, so überflutete im August 1912 eine Völkerwanderung bewaffneter Arnauten Skoplje, Sitz eines Wali und eines Korpskommandeurs, ohne daß die türkischen Behörden gegen die sich als Herren Aufspielenden einen Finger zu rühren wagten. Im Feuerschein dieses unblutigen Aufstandes erschien die ganze Ohnmacht der Türkei, deren Heer ohne Manneszucht, deren Staatsschatz ohne Geld war; daß die Axt des Försters diesen Baum gezeichnet hatte, erkannte niemand besser als der Balkanbund.

14.

Schloß die Verpflichtung, den status quo in der europäischen Türkei zu erhalten, seit 1897 Oesterreich-Ungarn und Rußland aneinander, so galt diese Formel auch noch im zwanzigsten Jahrhundert. Im Schlamm des fernen Ostens festgefahren, war die Petersburger Politik heilfroh, sich um den Balkan etliche Zeit nicht kümmern zu müssen, und Goluchowski ahnte, daß in den auswärtigen Angelegenheiten nur die Etikette: Nicht stürzen! die Porzellan- kiste der Habsburgermonarchie vor Scherben schützte. Da mit der Gärung in Makedonien die k. und k. Ruhe zu schwinden drohte und die balkanischen Sorgen Rußland

im Fell zu jucken anfangen, vereinbarten Goluchowski und Lamsdorff im September 1902 ein Reformprogramm, um Oel auf die Wogen zu gießen; genau ein Jahr später gebar die Zusammenkunft Franz Josefs mit Nikolaus in Mürzsteg das Uebereinkommen über die Umbildung der makedonischen Gendarmerie und die Einrichtung eines österreichischen und russischen Zivilagenten beim Generalgouverneur der drei Wilajets. Begeistert erwähnte der Zar „*notre cordiale entente et l'harmonie parfaite*“, und der Leiter des Ballplatzes feierte die „Mürzsteger Punktationen“ mit ernster Miene als „die Lösung des Jahrhundert alten orientalischen Problems“; schon vorher standen, im April 1903, in Odessa zweieinhalb Divisionen bereit, um gemeinsam mit österreichisch - ungarischen Truppen gegen die Türkei vorzugehen, falls der Widerstand der Albaner weiterhin die Reformen verhinderte, und Aehrenthal als Botschafter am Zarenhof hielt es im selben Jahr für möglich, daß Rußland, durch Balkanwirren in einen Krieg gegen die Pforte hineingezogen, die Donaumonarchie an seiner Seite sehen werde! Solange dem Zarismus 1904 und 1905 durch Japan von außen und die Revolution von innen der Atem abgeschnürt wurde, und die habsburgische Politik gottergeben die Hände im Schoß faltete, schien das Einverständnis zwischen Wien und Petersburg für die Ewigkeit gemauert. Aber bald begann es fast zur gleichen Stunde an beiden Enden im Gebälk zu knacken. Drüben warf die Niederlage im fernen Osten die russischen Pläne auf den nahen Osten zurück; der Verlust Port Arthurs belebte den Wunsch nach dem Gewinn Konstantinopels. Hüben gelangte im Herbst 1906 in Lexa von Aehrenthal ein neuer Besen mit dem Ehrgeiz, scharf zu kehren, auf den Ballplatz. Nahm auch Isvolski,

seit Mai des gleichen Jahres Lamsdorffs Nachfolger, insgeheim die Mürzsteger Abmachungen nicht wichtig, die jedem Vertragspartner selbständige Schritte auf dem Balkan ohne Verständigung des anderen untersagten, so lockerte doch als erster der habsburgische Minister die Bindung; im Januar 1908 wirkte seine Ankündigung des Baues der Sandžakbahn, als Verlängerung der Strecke Sarejevo-Uvac über Mitrovica bis Salonik, als Faustschlag auf den gedeckten Kaffeetisch. Sofort kam an der Newa der Entwurf der Donau-Adria-Bahn aufs Tapet, die, von Radujevac über Niš, Pristina und Prizren ans Meer vorstoßend, Serbien mit der See verknüpfen sollte. Sprach Aehrenthal über die Annexion Bosniens und der Hercegovina auch vorher mit Isvolski, so zerrüttete das Drum und Dran dieser Angelegenheit, die die Habsburger Politik als „Affirmation des Machtgedankens der Monarchie“ austrompetete, die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland unrettbar. Der Wunsch des Ballplatzes, 1910 die Vereinbarungen von 1897 bis 1903 wieder aufzuwärmen, täuschte darüber ebensowenig hinweg wie die russische Geneigtheit zu halber Verständigung.

Das Oesterreich und das Rußland, die mit Reformen den schwelenden Brand in Makedonien zu löschen unternahmen, mußten den Balkanslawen, denen der Bandenkrieg ein sozialer und nationaler Befreiungskampf war, als Gegner erscheinen. Beide Mächte warnten im Januar 1905 in Belgrad, Sofia und Athen ernstlich vor Unterstützung der Komitees; da das Mürzsteger Programm „eine Aenderung der territorialen Abgrenzung der Verwaltungsbezirke im Sinn einer regelmäßigen Gruppierung der verschiedenen Nationalitäten“ verhiess, fuhr im Sep-

tember 1907, an die serbische, bulgarische und griechische Regierung gerichtet, eine neue Note Petersburgs und Wiens den Banden in die Parade, die durch „Bekehrung“ oder Ausmerzung der anderen Nationalitäten die Ethnographie Makedoniens zu korrigieren suchten, und wieder wandten sich, Nachklang dieser Zeit, Rußland und Oesterreich-Ungarn am 8. Oktober 1912 gemeinsam gegen jede Maßregel der Balkanstaaten, die einen Bruch des Friedens herbeiführen könne. Aber zogen beide am gleichen Strick, so war doch im Kern die habsburgische Balkanpolitik stockkonservativ und stets auf die Wahrung der osmanischen Oberhoheit eingeschworen; Goluchowski erschien es das Wünschenswerteste, „den Türken zu überlassen, in Makedonien zu regieren, wie sie wollen“, und nicht zum Spaß stand im Rotbuch des Ballplatzes von 1912 das Wort von „unserer traditionellen Politik, die nach wie vor an der Erhaltung des türkischen Reichs das größte Interesse hat“. Die Balkanpolitik des Moskwitertums aber blieb auch unter anderer Maske im Grunde revolutionär und auf die Zertrümmerung der Osmanenmacht als letztes Ziel erpicht. Diesen Unterschied witterten die Slawen Südosteuropas mit feiner Spürnase, und da, wenigstens was die Türkei anging, die Linie ihrer nationalen Entwicklung mit dem russischen Plan gleichlief, aber von Oesterreichs Absicht durchschnitten wurde, hatte Petersburg bei ihnen einen Vorsprung.

15.

Was den Lenkern der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns in dieser schicksalsschweren Zeit unbedingt eignete, war Feudalität. Für den Grafen Kalnoky, der selbst mit Erzherzögen „die Nase in der Luft“ sprach, fing der Mensch wirklich erst beim Baron an; Graf

Goluchowski war der große Herr, der mit gelassener Gebärde etwas so Plebejisches wie Arbeit seinen Untergebenen überläßt; Graf Berchtold, mehr auf dem Rennplatz als auf dem Ballplatz zu Haus, wirkte als der fesche Kerl aus dem „Pschütt“, und wenn dem Freiherrn von Aehrenthal, Urenkel eines getauften jüdischen Handelsmannes, auch die für den Kammerherrenschlüssel nötigen sechzehn blaublütigen Ahnen fehlten, so war doch durch seine Heirat mit einer Gräfin Szechenyi auch er auf dem besten Wege. Für diese Blüte des Hochadels spielten höfische Gründe ebenso in die auswärtige Politik hinein wie Parketteitelkeit; die Annexion Bosniens sollte das sechzigjährige Regierungsjubiläum Franz Josefs schmücken, und der Generalstabschef Conrad von Hötzendorf traute Aehrenthal zu, daß er sich dazu entschlossen habe, um Graf zu werden. Auf jeden Fall aber war auch im zwanzigsten Jahrhundert die Hausmacht der Habsburger Leitgedanke dieser Politik, für die die Völker nur den billigen Rohstoff abgaben; namentlich die Südslawen als demokratisches Bauernvolk, das sich nicht einmal unter einer Sternkreuzordensdame etwas vorzustellen wußte, ließen in diesen Sphären ganz kalt. Außer der Sozialdemokratie, die unablässig ihre Stimme für Umwandlung der Donaumonarchie in einen Völkerbund im kleinen erhob, gebrach es auch den Parteien Oesterreichs an Neigung und Verständnis für die südslawische Frage. Auch abseits der Alldeutschen, die unter rücksichtsloser Einstampfung südslawischen Volkstums die deutsche Sprachgrenze bis zur Adria vorzuschieben trachteten, war Dr. Baernreither ein weißer Rabe, wenn er, das Problem unter die Lupe nehmend, anerkannte: „In Serbien lebt die große Kraft eines freien Bauernvolkes, das an seinem

Fortschritt arbeitet," und im April 1912 im Reichsrat dar-
tat, daß sich die Südslawen trotz aller Gegensätze als
einen Volkskörper fühlten, „und man müßte blind sein,
wenn man die große Bewegung, die heute in diesem Volks-
körper vor sich geht, ignorieren wollte“. Die Leitenden
des Habsburgerreichs aber waren blind. Kleinwächter
kannte österreichische Minister, die keine Ahnung von den
nationalen, geschweige den wirtschaftlichen Verhältnissen
im slawischen Süden des eigenen Landes hatten; wie
Metternich Italien als „geographischen Begriff“ abtat, sah
der Graf Burian, seit 1903 als gemeinsamer Finanz-
minister der Oberherr Bosniens und der Hercegovina, im
Südslawentum nur einen „linguistischen Begriff“, und für
den magyarischen Magnaten und Minister Tisza war mit
dem Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn und
Ungarn und Kroatien 1867 und 1868 die kroatische Frage
auf geologische Erdperioden hinaus entschieden; was
neuerdings so hieß, erschöpfte sich ihm in der Vorstellung
von Hetzern, die ein vorschrittmäßig denkendes Volk zu
verführen suchten. So erschien als Wesen des süd-
slawischen Problems höchstens die Unruhe, die, von
Serbien böswillig eingeschmuggelt, die Südslawen zu un-
bequemen Untertanen machte; Goluchowski meinte zu
Bülow, daß mit dem Augenblick, da zwischen Donau und
Adria ein großer slawischer Staat erstehe, Oesterreich
nicht mehr zu regieren sei, denn „die zentrifugalen
slawischen Elemente“ würden es auseinandersprenge-
n, und Aehrenthal konnte und wollte es nicht zulassen, „daß
diese kleinen Staaten an unserer Grenze“ wie Serbien
„einen Attraktionsherd bilden“.

Den „Attraktionsherd“ draußen zu verlöschen, indem
man den Südslawen drinnen durch Rechte und Freiheiten

die Menschenwürde sicherte, auf diese abstruse Idee verfielen freilich Ballplatz und Hofburg nicht, sondern behielten sich vorderhand mit dem alterprobten habsburgischen Haustränklein des *Divide et impera*. Indem er Serbien durch Drohung mit Abbruch der Handelsvertragsverhandlungen das Knie auf die Brust preßte, gelang es Goluchowski 1906, das Wirtschaftsbündnis zwischen Sofia und Belgrad zu vereiteln, und in der Folge betrieb Wien erst recht die Verhetzung von Bulgaren und Serben. Schon 1906 glaubte es Bulgarien am Angelhaken zu haben, und als zwei Jahre später der Koburger den Habsburger besuchte, erteilte Aehrenthal mit Freuden zur Unabhängigkeitserklärung und Ausrufung des Königreichs seinen Segen und machte dem stets Begehrlichen mit der Aussicht, daß sich sein Staat auf Kosten seines blutsverwandten Nachbarn territorial bereichern könne, die Zunge lang. So unverbrüchlich glaubte der Ballplatz an die Ewigkeit des serbisch-bulgarischen Gegensatzes, daß er im Mai 1912 die erste Kunde vom Abschluß des Balkanbundes als Wahngewilde belächelte. Bedingung für Schwächung des Serbentums war auch wie nur je die räumliche Trennung des Königreichs von Montenegro; der deutsche Reichskanzler erfuhr 1900 von dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern, daß er „nie die Vereinigung von Serbien und Montenegro zulassen“ werde, Aehrenthals Sandžakbahn war als dauernde Barre zwischen den beiden serbischen Staaten gedacht, und immer wieder belebte sich auch die Wiener Hoffnung, den internationalen Pfründner Nikola am goldenen Seile halten zu können.

Nicht weniger wacker wurde im Inneren an der Zerkrümelung des einheitlichen Südslawentums gearbeitet. Nach General Auffenbergs Zeugnis unterstützte Aehrenthal „die ihm konvenierenden südslawischen Parteien moralisch durch einen *coup d'épaule* und durch die Subvention ihrer Presse“; der Agramer Hochverratsprozeß sollte die Serben auch züchtigen, weil sie sich nicht mehr wie unter Khuen-Hedervary gegen die Kroaten ausspielen ließen, und der auf Kompromißstückchen geeichte Banus Nikola Tomašić wußte 1910 wenigstens die slawonische Gruppe von der serbisch-kroatischen Koalition loszulösen. In Bosnien hatte die Erledigung der Agrarfrage auch deshalb keine Eile, weil der religiöse Widerstreit der Untertanen angenehm durch einen sozialen Gegensatz verschärft wurde, solange mehr als neun Zehntel der Großgrundbesitzer Moslems und nahezu drei Viertel der Pachtbauern Orthodoxe waren. Aber erst die bosnische Verfassung! An sich ein aus allerhand Flicken zusammengestückelter Bettlermantel, zu schäbig, auch nur die notdürftigste Blöße des Absolutismus zu bedecken, da das Parlament nicht einmal seinen Präsidenten selbst bestimmen und Interpellationen nur mit Genehmigung der Regierung einbringen durfte, war sie doch ein Meisterwerk, mit dem sich die seit Jahrhunderten geübte Kunst des Teilens und Herrschens selbst übertraf. Nicht nur waren alle Möglichkeiten des Wählens in eines verquirlt, so daß nach dem allgemeinen Recht und nach einem Zensus, direkt und indirekt, proportional und unproportional abgestimmt wurde, sondern je nach Steuerleistung, städtischem oder ländlichem Wohnsitz, akademischem Grad oder Offiziersrang waren die Wähler auch in drei Kurien eingeschachtelt, und jede Kurie zerfiel in drei

Konfessionen, so daß der Landtag unabänderlich sechsunddreißig Orthodoxe, neunundzwanzig Moslems, einundzwanzig Katholiken und zwei Israeliten umfaßte. In einem solchen Scheinparlament war es der Regierung ein leichtes, durch irgend eine Glaubensfrage dem südslawischen Einheitsbewußtsein die Spitze abzubrechen.

Da er die Katholiken über die Orthodoxen, die Kroaten über die Serben erhöhen sollte, war auch der trialistische Gedanke eine Blüte aus dem Treibhaus der *Divide et impera*-Politik. Ohne feste Umrisse schwang der Trialismus, der den seit 1867 herrschenden Dualismus ersetzen sollte, auch für seine Lobredner zwischen den Polen des Zentralismus und Föderalismus. Vielfach galt der Thronfolger als Anhänger einer trialistischen Reichsgestaltung, die die Südslawen mit einem eigenen dritten Staat neben Oesterreich und Ungarn beglückte; den Hofmarschall Graf Bombelles vertröstete er gelegentlich: „Sagen Sie Ihren Kroaten, sobald ich auf den Thron komme, werde ich all das Unrecht, das ihnen widerfahren, gutmachen“; in der Tat sann dieser im starrsten Gottesgnadentum steckende Habsburger, der das Ende des schrankenlosen Absolutismus und Feudalismus schmerzlich bedauerte, täglich über ein Mittel, die Machtgelüste der magyarischen Herrenkaste zu brechen. Aber um die Herrlichkeit des Erzhauses, nicht um die Freiheit der Völker ging es ihm, und die Idee, durch ein Königreich Illyrien Budapest ein Paroli zu bieten, nahm der stets Sprunghafte und Oberflächliche nur auf, um sie bald wieder fallen zu lassen. In seinem Sinn und Auftrag entwarf der Leiter seiner Militärkanzlei und sein Vertrauter, Oberstleutnant Brosch v. Aarenau, um 1910 ein Re-

gierungsprogramm für den Tag, der „Franz II., von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, Apostolischem König von Ungarn, König von Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien, Rama, Bosnien und der Hercegovina, Kumanien, König von Illyrien, Jerusalem usw. usw.“ die Krone schenkte. Dem Trialismus stritt dieses Schriftstück Nutzen für die Dynastie oder für Oesterreich ab, da „die Südslawen alle mehr oder weniger unverläßliche Politiker“ seien, und niemand dafür bürgen, „daß das aus Kroatien, Bosnien und der Hercegovina, Dalmatien und dem Küstenland gebildete dritte Staatsgebiet der Monarchie, zu dem auch Krain und vielleicht noch ein Stück Steiermark zugeschlagen werden müßte, immer zu Oesterreich halten werde“; im Gegenteil sei es nicht ausgeschlossen, „daß die bisher einfachen Schwierigkeiten sich verdoppeln würden, wenn drei Ministerien, drei Parlamente, drei Delegationen miteinander zu arbeiten hätten“. Nichts blieb von den viel umrauten trialistischen Plänen des Thronfolgers übrig als der kärgliche Ausbau Bosniens und der Hercegovina zu einer in den Delegationen vertretenen dritten staatsrechtlichen Individualität.

16.

Als aber trotz aller Künste die Woge der südslawischen Nationalbewegung stieg und stieg, griff Habsburg zu dem anderen vertrauten Mittel, der Gewalt. Im Innern übten die Magyaren sie im Verkehr mit den Südslawen meisterlich. Obwohl von je hundert Bewohnern des eigentlichen Ungarn selbst nach der bedenkenlosen amtlichen Statistik neunundvierzig Deutsche, Rumänen, Serbokroaten, Slowaken und sonst Nichtmagyaren waren,

galten einzig die Magyaren als *nemzet* oder Nation, die anderen nur als *nemzetiseg* oder Nationalitäten. Um den Nationalstaat zu schaffen, der Ungarn sein sollte, hieß es alles nach Strich und Faden magyarisch einfärben. Daß vor dem frechen Trumpf der Magyaren: „In Ungarn sind wir die Herren!“ Recht und Freiheit der übrigen Völker zu Boden sank, verspürten nicht zuletzt die Serben der Vojvodina. Am rasendsten gebärdete sich, an die Regierung gelangt, dieselbe Unabhängigkeitspartei, die erst mit den Südslawen geliebäugelt hatte. Unter ihrem Ministerium Wekerle griff Apponyis berüchtigtes Schulgesetz die Unterrichtsautonomie der orthodoxen Glaubensgemeinschaft an; der fast ein Jahrhundert bestehenden serbischen Präparandie in Sombor suchte man den nationalen Charakter zu nehmen; Lesehallen durften sich nicht als serbisch bezeichnen, die serbischen Kinder mußten herunterschnurren, daß sie Magyaren seien, nur durch das Bekenntnis von den anderen unterschieden, und selbst Geistliche drückte Zwang, damit sie serbischen Zöglingen die Christenlehre auf magyarisch eintrichterten. Wohl verfocht Dr. Polit-Desančić im Budapester Reichstag das roh geschändete Recht, an seinen Ausspruch von 1874 erinnernd: „Ungarn wird entweder eine östliche Schweiz sein oder es wird nicht sein“, aber undenkbar war wirksamer Widerstand in einem Parlament, in dem neben den vierzig Delegierten des Agramer Sabor dank einem verschmitzt schnöden Wahlsystem vierhundert Magyaren die zehn bis zwanzig Vertreter der nichtmagyarischen Völker niederwuchteten. Auch der Kampf außerhalb des Reichstags lahmte. Zwar kamen politische Vergehen vor die Geschworenen, aber da sich Tribunale zweiter Instanz mit

Schwurgericht nur in rein oder überwiegend magyarischen Städten fanden, stand der Verfechter der Nationalitätenrechte stets vor einem sorgfältig gesiebten Kollegium von Feinden seines eigenen Volkstums.

Auch Kroatien und Slawonien betrachteten die magyarischen Herren immer ungescheuter als Provinz ihres Reiches. Für Tisza war der kroatische Sabor kein Parlament und der Banus nicht ihm, sondern dem ungarischen Ministerpräsidenten verantwortlich; ein Begrüßungstelegramm des Führers der Unabhängigkeitspartei, des Sohnes des großen Kossuth, an den Gouverneur von Fiume nannte das kroatische Gestade *magyar tengerpart*, ungarisches Küstenland, und bei einer Seefahrt dieses Beamten auf einem Dampfer der Ungaro-Croatia wurde geflissentlich die kroatische Fahne niedergeholt. Mit magyarischen Mitteln ward auch der sich reckende kroatische und südslawische Nationalgedanke zur Erde herabgedrückt. Unter Khuen-Hedervary waren in zwanzig Jahren hundertzwei Zeitungen zweitausendsiebenhundertmal konfisziert worden; berüchtigt wurden 1903 die „weißen Ausgaben“ der Agramer Blätter, bei denen die Zensurlücken mehr Raum einnahmen als der Text; der 1908 an den gleichen Platz tretende Baron Pavao Rauch schickte seine Büttel an hundertmal „*Pokret*“ und „*Srbobran*“ auf den Hals, und Cuvaj, niedrige Kreatur, 1912 als blindes Werkzeug der Magyarisierung zum Banus gemacht, feierte mit zweihundert Konfiskationen in drei Wochen einen Welttriumph. Den großen Schlag gegen den neuen Geist im Südslawentum aber hatte Rauch durch den Agramer Hochverratsprozeß zu führen. Von März bis Oktober 1909 rollte mit der Verhandlung gegen dreiundfünfzig Ange-

klagte, voran die Brüder Adam und Valerian Pribičević, eine der dreistesten Justizpossen in der Geschichte aller Länder ab. Nachdem manche der Angeschuldigten Monate ohne Verhör in Haft gewesen waren, und der Untersuchungsrichter neben zweihundertsechundsiebzig Belastungszeugen nicht einen Entlastungszeugen vernommen hatte, legte sich in den Sitzungen wütendste Parteilichkeit keinerlei Zügel an. Dem Dr. Djurić hielt ein Richter hämisch vor, daß er aus Kroatenhaß, da Krawatte von Krobate stamme, keinen Schlips trage; die Anwälte wurden achthundertfünfzigmal an den wichtigsten Fragen durch Wortentziehung oder Disziplinarstrafen behindert, die Angeklagten jeden Augenblick wegen „Ungehörigkeit“ in Einzelhaft oder Dunkelarrest gesteckt, die Zeugen mit Drohungen und Verhaftungen wegen Meineids eingeschüchtert, und da der würdige Präsident Tarabocchia, betrunken in Gasthäusern umhertorkelnd, geprahlt hatte, daß er es den Kerlen schon eintränken werde, nahm die Verurteilung der Brüder Pribičević zu je zwölf Jahren Zuchthaus und die Verhängung von insgesamt hundertvierundachtzig Jahren Kerker nirgends wunder. Freilich mußte der Spruch, mit dem ein europäischer Skandal vorläufig abschloß, im April 1910 von der höheren Instanz aufgehoben werden, und im November des nächsten Jahres wurde der ganze Prozeß niedergeschlagen.

Das Parlament, das durch die serbisch-kroatische Koalition die seit Jahrzehnten gewohnte Schafsgeduld zum erstenmal abschüttelte, schickten die Machthaber bei jeder Gelegenheit, Dezember 1907, August 1910, November 1911, Januar 1912 mit einer Auflösungsorder nach Hause und riefen es, wenn aller Wahlterror versagte, in Jahr

und Tag nicht zusammen; Baron Rauch schaltete von 1908 bis 1910 den Landtag für volle fünfundzwanzig Monate aus. Aber wie erst, als Cuvaj im April 1912 zum „Königlichen Kommissar in den Königreichen Kroatien und Slawonien“ bestellt ward! Mit einem Federstrich „jede Tätigkeit der autonomen gesetzgebenden Körperschaft und sämtliche Vorarbeiten zu Abgeordnetenwahlen“ einstellend, ohne Parlament, ohne Mehrheit, ohne Budget, ohne Programm hausend, entfesselte er mit Knebelung der Presse, Einschränkung des Streikrechts, Auflösung der Gemeinderäte und vielfältiger Gewalttat Orgien des Absolutismus. Wie Kroatien unter seiner Fuchtel stöhnte nur Finland noch unter der eisernen Faust des Henkers Bobrikov, und einzig wenn es galt, die Südslawen zu einem Verzweiflungstreich zu treiben und durch einen gewaltigen Aderlaß für Jahrzehnte zu schwächen, steckte hinter diesen aufpeitschenden Quälereien allerdings verruchter Sinn und Verstand.

17.

Vorspiel des Versuchs, mit derselben rohen Gewalt die Südslawen draußen zu behandeln, legte der Zollkrieg gegen Serbien zugleich den wirtschaftlichen Kern der Wiener und Budapester Balkanpolitik bloß. Je hartnäckiger im Habsburgerreich die Großgrundbesitzer das serbische Vieh vom heimischen Markt fernzuhalten suchten, desto eifriger strebte sein auf dem Weltmarkt nicht ganz konkurrenzfähiges Großgewerbe danach, sich das serbische Absatzgebiet zu sichern; der serbischen Landwirtschaft die Tür nach Oesterreich zu sperren, der österreichischen Industrie die Tür nach Serbien aufzustoßen, wurde der Zollkrieg begonnen, und da Großindustrielle und Groß-

agrariern in Ministerien und Parlamenten ein Wörtchen mitredeten, verhallte Aehrenthals Versprechen, bei einer friedlichen Beilegung des Annexionskonflikts Belgrad handelspolitische Vorteile zu gewähren; durch magyarischen Einfluß ging der Krieg weiter. Wenn selbst ein eher serbenfreundlicher Nationalökonom wie Professor Grünberg glaubte, daß das kleine Land „ohne die Gefahr wirtschaftlichen Ruins“ keinen Zollkampf gegen Oesterreich-Ungarn wagen könne, schwelgte die führende Sippe in übermütiger Siegesicherheit. Aber da zwischen 1905 und 1910 nicht nur die Einfuhr der Donaumonarchie nach Serbien von drei auf weniger als ein Fünftel des serbischen Gesamtimports sank, sondern auch Italien und Belgien, selbst Schweden und Norwegen, doch vor allen Deutschland den serbischen Markt zum dauernden Schaden der österreichischen Ware eroberten, schloß der Wirtschaftskrieg mit der ersten schweren Niederlage der Habsburger im Unterdrückungskampf gegen die Südslawen.

Um so brennender erwachte der Wunsch, an die echte, die rechte, die Waffengewalt zu appellieren. Im Offizierkorps gärte unruhiger Tatendrang. Nach kriegerischen Lorbeeren hungernd, hielten nicht nur junge Heißsporne das Mürzsteger Programm von 1903 nur für so lange bindend, als die Ereignisse nicht über eine Linie von Bosnien bis Salonik hinauswuchsen; von 1905 ab begann „Danzers Armee-Zeitung“ planmäßig zu einer Zerschmetterung Serbiens aufzuhetzen, und als Conrad 1907, Kandidat Franz Ferdinands, an die Spitze des Generalstabs trat, wurde die gleiche Losung sein politisches Programm. Ein kleiner Uebermensch, der sich und anderen das „Recht auf Macht“ auseinanderdröselte, erkannte er

wenigstens das eine richtig: „Der Zusammenschluß der südslawischen Rasse ist eine jener völkerbewegenden Erscheinungen, die sich nicht wegleugnen und nicht künstlich verwehren lassen“, aber fördern wollte er, mit Kommißbrot genährter Kopf, diese unvermeidliche Entwicklung durch gewaltsame Ausmerzungen des freien Serbien. Im Herbst 1908 und Vorfrühling 1909 spornte er ohne Unterlaß den Kaiser, den Thronfolger, die Minister zum Losschlagen mit dem Ziel der Einverleibung des Königreichs; eine seiner Denkschriften von 1910 tat für das Habsburgerhaus die Notwendigkeit dar, Serbien und Montenegro zu verschlucken, „was bezüglich Serbiens absolut gilt, bezüglich Montenegros vielleicht durch ein unbedingtes Abhängigkeitsverhältnis ersetzt werden könnte“; er wies darauf hin, daß das Reich schon kraft seiner geographischen Lage fähig sein müsse, allen Forderungen auf dem Balkan entscheidenden Nachdruck zu geben: „Erst mit dem Besitz Serbiens, speziell des Moravatal's inklusive des Beckens von Niš erscheint dies gewährleistet“.

Von den Herren am Ballplatz war selbst der behutsame Goluchowski der Gewaltanwendung gegen die Serben nicht abgeneigt; verächtlich nannte er sie 1902 eine „*quantité négligeable*“ und meinte zum deutschen Botschafter: „Wir erdrücken einfach Serbien, wenn es Ernst auf dem Balkan wird, und Serbien etwa wagte, andere Politik zu machen, als wir wollen“, und zwei Jahre später war, nach dem Thronumsturz in Belgrad, Aehrenthal ehrlich betrübt, weil das kühle Verhältnis zu Rußland nicht gestatte, „daß Oesterreich mit einem befristeten Mandat in Serbien einmarschiere und Ordnung“ — k. und k. Ordnung! — „mache“. Gleich seine Ankündigung der

Sandžakbahn einem strategischen Vorstoß in der Richtung der Aegäis, da für Handelszwecke die bestehende Bahnverbindung Wien-Belgrad-Salonik um hundertachtzig Kilometer kürzer war, so erfuhr der deutsche Staatssekretär v. Schoen im September 1908 von dem Minister, daß Oesterreich-Ungarn den Vormarsch nach Salonik endgültig aufgegeben habe; der griechische Gesandte Panas in Sofia allerdings wollte wissen, daß die Donaumonarchie noch weit später bei Tastversuchen über ein Abkommen mit Athen Anspruch auf jenen Hafen angedeutet habe. Die Annexionskrise gab Aehrenthal Gelegenheit, seinen Sinn für das Ordnungmachen durch Bajonette zu betätigen. Gleich zu Anfang, als er zu Schoen von der Möglichkeit sprach, das „serbische revolutionäre Nest“ aufzuheben, war er willens, den Konflikt durch raschen Ueberfall auf den Nachbarstaat zu entscheiden; dann zögerte er trotz der über Winter andauernden Kriegsbereitschaft vieler Bataillone; im März 1909 bestand er auf demütigender Unterwerfung Serbiens, wahrscheinlich um doch den bewaffneten Zusammenstoß zu erzwingen. Als Kriegsziel lehnte er die Eingliederung Serbiens wegen der inneren Schwierigkeiten ab, erklärte sie aber für später als das Gegebene; durch Besetzung Belgrads bis zur Zahlung einer in kleinen Beträgen zu entrichtenden Kriegsentschädigung hoffte er das Land „möglichst lange unter österreichischem Druck halten“ zu können. In der Tat beschloß am 29. März der Ministerrat gewaltsames Vorgehen und Mobilmachung, und als durch Serbiens Einlenken der Frieden in letzter Viertelstunde gerettet wurde, verbarg Aehrenthal keineswegs seine Enttäuschung, daß die Vermittlungsaktion nicht gescheitert sei.

Da bei aller Kraftstoffelei die Politik des Ballplatzes innerlich faul war, duftete sie nicht nach Rosenöl. Unter Mitwirkung des amtlichen Preßbureaus verwandelte sich ein großer Teil der Wiener und Budapester Zeitungen in eine Lügenkloake, aus der täglich neue Verleumdungen Serbiens in die Welt sinterten; dieses ernst an sich arbeitende Volk, dessen Kultur ein junges grünendes Reis war, erschien im trüben Licht dieser Blätter als verkommene Bande von Hammeldieben, und wegen des Umsturzes von 1903, dessen Folgen Oesterreich-Ungarn von allen Mächten zuerst anerkannte, wurde es als Raub- und Mordgesindel geschmäht. Wenn dagegen Aehrenthal im Januar 1908 in den Delegationen beteuerte: „Unsere Mission auf dem Balkan ist eine zivilisatorische Mission“, so strafte allein das Getändel Wiens mit den Albanern dieses geschwollene Wort Lügen. Schon weil Habsburg an der albanischen Küste nie eine andere Macht zu sehen und beim Zerfall der Türkei den Fuß am Mal zu halten wünschte, grub es sich, namentlich in dem Gebiet der katholischen Stämme des Nordens, ein, indem es ihnen Kirchen baute, Schulen errichtete, Pfarrer besoldete, Rosenkränze und Repetiergewehre schenkte, aber auch als Südslawenschlächter wurden die Albaner gehätschelt, die selbst nach dem Zeugnis Chlumeckys, eines beflissenen Schrittmachers schwarzgelber Ausdehnungspolitik, „unter allen Balkanvölkern auf der weitaus niedrigsten Kulturstufe“ standen. Daß sie in einzelnen Gebieten Altserbiens die slawische Bevölkerung dezimiert, in den letzten zwei Jahrzehnten nach einer Belgrader

Berechnung sechzigtausend Serben erschlagen, hundertsechzigtausend gewaltsam albanisiert hatten, verdiente ihnen am Ballplatz einen Stein im Brett; wie die Pforte durch Jahrzehnte diese wilden Horden gegen den südslawischen Befreiungskampf aufgeboten hatte, dachte es in einem Waffengang mit Serbien auch Conrads Generalstab zu tun.

Heuchelei und Hinterhältigkeit zeichneten auch sonst die habsburgische Politik immer mehr aus. Stellte Graf Czernin beim Erzherzog Franz Ferdinand „eine das europäische Durchschnittsmaß hoch übersteigende Unaufrichtigkeit“ fest, so verstand es des Thronfolgers Günstling Aehrenthal nach seines Biographen Molden Bekundung, „wichtige Dinge in unauffälliger Form mitzuteilen, so daß, wer nicht genau aufmerkte, ahnungslos darüber hinweghörte“. Mit solchen diplomatischen Kniffen des achtzehnten Jahrhunderts täuschte er bei der Buchlauer Besprechung Isvolski über den nahen Zeitpunkt der Annexion hinweg und blickte auch bei dessen Vorschlag der Sanktionierung der Angliederung Bosniens durch einen Mächtekongreß wie die leibhaftige Zustimmung in die Welt, so daß nachher der Russe, sich betrogen glaubend, vor Wut über diese Perfidie schäumte, aber dem treuen Diener Habsburgs kam es auch nicht darauf an, unmittelbar vor dem bedeutungsvollen Schritt seine Absicht dem britischen Botschafter ins Gesicht hinein zu leugnen. Von Heuchelei triefte die Annexionsproklamation des 5. Oktober 1908, wo sie die Räumung des Sandžak als „Kundgebung der friedlichen Absichten Oesterreich-Ungarns“ pries, denn nicht nur war dieser Verzicht durch die Besorgnis vor italienischen Kompensationsforderungen

begründet, sondern den Ausschlag gab Conrads Gutachten, daß seine Vormarschlinie auf dem Balkan nicht durch das unwegsame Bergland, sondern quer durch Serbien auf der breiten Heerstraße des Moravatal verlaufe. Gar unter die Ehrenmänner, die mit gezinkten Karten dem *corriger la fortune* oblagen, gerieten die äußerlich so tadellosen Staatslenker des Habsburgerreichs. Im Agramer Hochverratsprozeß durfte als Kronzeuge der Anklage jener Lockspitzel Nastić, auch nach dem Urteil schwarzgelber Patrioten ein kaum mit der Feuerzange anzupackender Kerl, unter den wohlwollend aufmunternden Blicken des Gerichtshofes drei Wochen lang seine lächerlichen Märchen abspulen, und als im März 1909 der Historiker Professor Friedjung an der Hand von Dokumenten aus den Geheimschränken des Ballplatzes in der „Neuen Freien Presse“ die Führer der serbisch-kroatischen Koalition hochverräterischer Beziehungen zu Serbien bezichtigte, stellte der von den Verleumdeten vor dem Wiener Schwurgericht angestrengte Prozeß im Dezember die Helfershelfer Aehrenthals bis auf die Knochen bloß: von fünfundzwanzig Schriftstücken, meist Protokollen des Belgrader „*Slovenski Jug*“, erwiesen sich vierundzwanzig als ebenso freche wie plumpe Fälschungen! Da Masaryk, als Reichsratsabgeordneter den Spuren der Fälscher nachgehend, auf einen Art- und Gesinnungsgenossen des Nastić, Vladimir Vasić, und auf die österreichisch-ungarische Gesandtschaft in Belgrad stieß, wich Aehrenthal, in die Enge getrieben, Schritt für Schritt zurück. Zuerst leugnete er ab, daß der Gesandte Forgach mit dem Lumpen je „in Verkehr gestanden“ habe, dann gab er Verbindungen eines „subalternen Kanzleibeamten“

mit Vasić zu, endlich mußte er damit herausrücken, daß der Gesandtschaftsdragoman v. Swientochowski die von jenem gelieferten Urkunden eigenhändig abgeschrieben habe. Doch da sich das Unmoralische in diesen Bezirken nachgerade beinahe von selbst verstand, blieb des Ministers Stellung unerschüttert; daß der so übel mitgenommene Forgach als Gesandter in Dresden und Sektionschef im Ministerium gar Ehrung und Beförderung erfuhr, befremdete selbst einen bedingungslosen Lobredner österreichischer Gewaltpolitik wie Sosnosky. Der Prozeß aber enthüllte auch den erbaulichen Kern der Angelegenheit. Mit diesen Erzeugnissen einer Fälscherwerkstatt waren Kaiser und Thronfolger für Aehrenthals Pläne gegen Serbien eingefangen worden, und da Friedungs Artikel eine Fanfare unmittelbar vor Kriegsausbruch, vor „gründlicher Ausfegung des Verschwörernestes in Belgrad“ war, sollte nach seinem eigenen Eingeständnis auf diese beispiellos schmierige Art „vor Europa der Beweis geliefert werden, daß Oesterreich-Ungarn durch illoyale Verbindung Serbiens mit unlauteren Elementen unserer Monarchie genötigt gewesen sei, zu den Waffen zu greifen“!

19.

Wenn 1903 Kallay dem englischen Zeitungsmann Wikham Steed seine Zufriedenheit mit dem Dynastiewechsel in Belgrad nicht verhehlte, da, abgesehen vom Alter des neuen Königs, die Karadjordjević niemals Schwierigkeiten sei es mit der Türkei, sei es mit Oesterreich geliebt hätten, wandelte er auf einem der Holzwege, auf die sich die habsburgische Politik stets häufiger verlor. Von seiner sterbenden Mutter hatte der Enkel des

Schwarzen Georg das Vermächtnis übernommen, daß Oesterreich der größte Feind der Serben sei; in Franz Josef sah er einen Henker des Südslawentums und hielt einen Krieg mit der Donaumonarchie für unausbleiblich. Aber nicht deswegen wurde die Spannung zwischen Belgrad und Wien mit jedem Jahr unbehaglicher, sondern weil Serbien seit 1903 statt dynastischer nationale Politik trieb. Freilich waren auch die meist herrschenden Radikalen keine Oesterreichfeinde um jeden Preis. Ihr Ministerpräsident Sava Grujić dachte an eine Anleihe in Wien und an Geschützbestellungen bei Skoda, und Milovanović als Minister des Auswärtigen arbeitete auf ein Zusammentreffen Petars mit dem Kaiser hin. Aber seit dem Wirtschaftskrieg nistete auch abseits des Politischen unter jedem Bauerndach die Gewißheit, daß die Donaumonarchie auf die Erdrosselung Serbiens ausgehe; eine Politik, die einen Mauerbrecher gegen das Habsburgerreich richtete, fand fortan die leidenschaftliche Zustimmung der Massen, und wer wie Professor Živojin Perić aus Ueberzeugung dafür eintrat, daß „die utopische südslawische Politik“ für eine auf Versöhnung mit Wien abzielende nationalserbische „Realpolitik“ aufgegeben werde, wurde zum belächelten Einspänner. Das Wirtschaftliche trieb auch bei der Annexion einen Stachel mit Widerhaken tief in das Fleisch des Serbenvolkes. Die alte Handelsstraße über Mokra Gora, Foča und Bileć zur Adria war seit 1878 gesperrt, so daß Serbiens Handel mit Bosnien bis 1905 auf nahezu ein Hundertstel seines früheren Wertes sank; die Verwandlung eines immerhin Vorläufigen in ein anscheinend Dauerndes führte jedem Serben bitter zu Gemüt, daß es aus der Blockade durch

den Habsburgerstaat keinen Ausweg gab; darum der von der Belgrader Regierung als Ausgleich geforderte Korridor zum Meer, der zehntausend Quadratkilometer mit dreihundertsiebzehntausend Einwohnern von Bosnien und der Hercegovina getrennt hätte. In dieser Stimmung suchten Pašić und andere in Konstantinopel die Pforte gegen Wien aufzuputschen, unter dem Konzentrationskabinet Stojan Novaković bewilligte die Skupština eilige Rüstungskredite, und von Kriegsgeschrei hallten Presse und Straße wider, aber selbst in diesen brodelnden Wochen verstummte der Wunsch nicht ganz, mit dem großen Nachbarn in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Als das Parlament die Gründung eines türkischen Vasallenfürstentums Bosnien-Hercegovina unter Bürgschaft der Großmächte als Lösung des Konflikts vorschlug, rief Milovanović aus: „Wenn Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Hercegovina annektiert, Serbien von der Adria zurückwirft und unsere Vereinigung mit Montenegro hindert, zwingt es dem serbischen Volke früher oder später einen Kampf auf Leben oder Tod auf“, aber er fügte hinzu, daß, falls sich das unabhängige Leben Serbiens und Montenegros auf Bosnien und die Hercegovina zu stützen vermöge, Serbien und das serbische Volk auf dem Balkan, vornehmlich in den beiden Provinzen als „Bindestrich zwischen Oesterreich und der Balkanhalbinsel dienen“ könne; wenn Stojan Protić in der gleichen Sitzung gute nachbarliche Beziehungen zum Habsburgerreich davon abhängig machte, daß es auf die Rolle einer Großmacht verzichte und sich mit der einer östlichen Schweiz bescheide, verlangte er nichts Ungeheuerlicheres als was die besten Köpfe Oesterreichs von Kürnberg bis zu den

jungen Marxisten um Otto Bauer und Karl Renner seit je und je gefordert hatten, und Professor Cvijić sprach in einer für Europa bestimmten Schrift Serbiens Bereitwilligkeit aus, mit einem Oesterreich-Ungarn, dessen Eroberungsgelüste es nicht mehr zu befürchten brauche, in enge Verbindung zu treten.

Unter der unmittelbaren Wirkung der Annexionsbotschaft entstand der Verein „*Narodna Odbrana*“, der, in vollster Oeffentlichkeit arbeitend, es unternahm, hauptsächlich durch Aufklärung das serbische Volksbewußtsein auch außerhalb des Königreichs wachzurütteln und für die kommenden Aufgaben zu stählen. Der drei Jahre später gegründete Geheimbund „*Ujedinjenje ili smrt*“ dagegen, in dem unter dem Oberstleutnant Dragutin Dimitrijević andere Verschwörer von 1903 die Drähte zogen, suchte, die kulturelle Tätigkeit mißachtend, durch ausgesprochen revolutionären Kampf „die Volksideale, die Einigung des Serbentums“ in die Wirklichkeit zu übertragen; in diesem Carbonari-Klub stauten sich alle scharfen Säfte, die sich durch die Vergewaltigung und Abschnürung des Landes im serbischen Volkskörper bildeten. Aber auch nachdem Belgrad die Unterwerfungsformel abgepreßt worden war, dachten die verantwortlichen Lenker der Politik anders als diese Tollköpfe. Im November 1909 erfuhr Dr. Baernreither in Wien von dem serbischen Minister des Auswärtigen Milovanović als Voraussetzungen für eine „wirkliche Entente“ mit der Donaumonarchie, daß sie Serbien handelspolitisch entgegenkomme und seine Verkehrswege nicht verrammele, das System in Bosnien vor allem durch eine Kmetenbefreiung ändere und beim Zusammenbruch der Türkei eine Ausdehnung des Königreichs nach Make-

donien nicht hindere. Da Aehrenthal zur grimmen Enttäuschung des einsichtigen Mittelsmannes dieses ernste und wichtige Angebot mit ein paar Redensarten bei Seite schob, durfte der russische Gesandte in Sofia im nächsten Jahr schreiben, so viel er wisse, „haben sich die serbischen politischen Führer endgültig auf Rußlands Seite gestellt“. Durch die Reise König Petars nach Petersburg und Paris und die Heirat seiner Tochter Jelena mit einem Großfürsten ging Serbien auf dem einzigen Wege weiter, den ihm Habsburg ließ und wies.

20.

Jagte die Wiener Politik dem Zarismus die Hasen in die Küche, so tat Petersburg selbst alles, um die Balkan-slaven einzufangen. Als es sich nach den Niederlagen in der Mandschurei wieder auf den nahen Osten besann, war ein Motor seiner Pläne auch das aufstrebende russische Großbürgertum. Nicht nur leuchtete die Wichtigkeit des Dardanellenbesitzes für eine stets ungestörte Getreideausfuhr ein, sondern die wachsende Industrie rief auch nach dem Markt Südosteuropas; als publizistischer Wortführer der bourgeoisen Kadettenpartei verlangte Peter Struve, daß die Regierung, auf die Ausbeutung der Kohlen- und Erzlager im Donbecken gestützt, als Vorspiel der politischen und kulturellen Beherrschung der Balkanhalbinsel das asiatische und europäische Ufergebiet des Schwarzen Meeres wirtschaftlich durchdringe. Auch der Panslawismus suchte sich ökonomisch aufzuputzen; der 1906 in Petersburg gegründete „*Slavjanski sojus*“ stellte sich keine bescheideneren Ziele als eine Zollunion der Slawen des Balkans und Mitteleuropas mit Rußland, aber

er hinkte auf beiden Beinen; der panslawische Gedanke blieb nach einer Fassung des Demokratenführers Miljukov „die Ideologie der konservativ-nationalistischen oberen Klassen“. Der auswärtigen Politik gab er so wenig die Richtung, daß die Warnungen der „*Novoje Vremja*“ vor dem asiatischen Abenteuer in den Wind gesprochen waren, und 1912 meinte Sazonov, seit zwei Jahren am Platz des als Botschafter nach Paris gegangenen Isvolski, in vertraulicher Unterredung achselzuckend: „Die Zeit der Panslawistenkomitees ist vorbei!“ Wenn, auf Orthodoxie und Autokratie eingeschworen und in Prag und Sofia die wenig anziehenden ältesten Ladenhüter der Reaktion ausstellend, der russische Panslawismus zum Teil vor dem „roten revolutionären Neoslawismus“ der habsburgischen Slawen den lebhaftesten Abscheu hatte, war der eine lange tot und der andere erwachte nie zum Leben.

Hatte Friedrich Engels Ende der achtziger Jahre die zarische Diplomatie als eine Art modernen Jesuitenordens gemalt, „voll eiserner Ausdauer, unverrückt den Blick aufs Ziel gerichtet, vor keinem Treubruch, keinem Verrat, keinem Meuchelmord, keiner Kriecherei zurückschreckend, Bestechungsgelder mit vollen Händen ausstreuend“, so war sie inzwischen in ihren geistigen Maßen zusammengeschrumpft, so daß mit den Isvolski und Sazonov wahrhaft kleine Leute das Heft in die Hand bekamen, aber in der Wahl der Mittel schlug sie an Gewissenlosigkeit die Staatskunst der anderen noch immer um mehrere Pferdelängen. Immer noch waren ihr auch die Balkanslawen ein beliebiger Läufer auf dem Schachbrett der Weltpolitik. Kein Funke echten Mitgefühls mit dem Los der Raja

erglomm in Petersburg; selbst die Begeisterung der Offizierskreise für die slawischen Brüder im Südosten flaute erheblich ab, und die Mitkämpfer von 1878 ernteten Beifall, wenn sie den Türken im Gegensatz zur christlichen Bevölkerung der Halbinsel die Achtung nicht versagten. Wie sich der Zarismus sein Verhältnis zu den Balkanstaaten dachte, begriff in seiner Gerissenheit der Herrscher der Schwarzen Berge, als er Sazonov mit stramm hervorgestoßenem: Zu Befehl! versicherte, daß er Rußland gegenüberstehe wie der Soldat seinem Vorgesetzten; das schützte ihn freilich nicht davor, daß der Minister 1911 dem serbischen Gesandten Popović bedeutete, daß man den „kleinen Intriganten“ wie Montenegro ihre Gelüste schon austreiben werde. Am unangenehmsten berührte es Petersburg, so einer eigene Wege zu gehen wagte; Sinovjev, als Botschafter am Goldenen Horn eine Weile die Seele der zarischen Orientpolitik, hielt nicht mit seinem Bedauern zurück, daß sein Kaiser Kriege geführt habe, um die kleinen Balkanstaaten zu schaffen, die ein ständiger Anlaß zur Unruhe geworden seien.

Den bulgarischen Ansprüchen wehrte die russische Politik nicht nur wegen der Abmachung mit dem türkenfreundlichen Oesterreich oder um des Eindrucks in Belgrad willen, sondern in erster Reihe, weil den Staatsmännern an der Newa Bulgarien ungebührlich stark zu werden drohte; seinem deutschen Kollegen in Konstantinopel sagte Sinovjev im Juli 1903 rund heraus: „Wir haben eingesehen, daß die Bulgaren nicht Hörige Rußlands, sondern eine selbständige Nation sein wollen, mit der ausgesprochenen Tendenz, sich auf Kosten anderer

zu einem Großstaat herauszubilden“; ein Großbulgarien aber, das Salonik zum Kriegshafen mache, sich mit England verbinde und nach dem Besitz Konstantinopels trachte, erklärte er mit den russischen Interessen für unvereinbar; fünf Jahre später noch offenbarte Isvolski dem serbischen Gesandten in Paris, Milenko Vesnić, daß Rußland von seinem Irrtum, ein großes Bulgarien zu wünschen, abgekommen sei. Mit Verwunderung sah denn der Vertreter des Deutschen Reichs am Zarenhof, wie in der makedonischen Frage „der traditionelle Schutzherr der slawischen Brüder mit geradezu verletzenden Worten das hilfeschuchende Bulgarien in seine Stellung als halb-souveränen, vom türkischen Großherrscher abhängigen Staat“ zurückwies. Zum erstenmal forderte Petersburg 1901 die Pforte auf, alle Machtmittel gegen die revolutionären Umtriebe in Makedonien anzuwenden, und riet geradezu, „*de sévir contre les Bulgares*“; 1903 schrieb Lamsdorff dem Fürsten Ferdinand, daß Rußland für ein Bulgarien, das die Ruhe störe, keine Kopeke ausgeben werde, und als letzter Druck wirkte immer die verblühte Drohung mit der Absetzung des Koburgers zugunsten seines rechtgläubigen Sohnes Boris. Da Sinovjev zum serbischen Gesandten über das makedonische Komitee sagte: „*Je l'écraserai*“ und dem deutschen Botschafter versicherte: „Makedonien darf niemals bulgarisch werden“, und auf russischen Wink Danev die Kanzlei des Obersten Makedonischen Komitees schloß und den Uebertritt von Banden nach Makedonien hinderte, nannte das Organ Sarafovs Rußland „das größte Hindernis für eine befriedigende Lösung der makedonischen Frage“, und Janko Sakazov zog aus einer Summe von Enttäuschungen das Ergebnis:

„Die Geschichte des modernen bulgarischen Bürgertums ist die Geschichte der Emanzipation Bulgariens von Rußland.“

Aber Petersburgs auswärtige Politik hatte zwei Hände, von denen die Rechte nicht wußte, was die Linke tat. Seine Gesandtschaften auf dem Balkan, dunkle Schlupfwinkel, in denen dunkle Gestalten ein- und ausgingen, arbeiteten jede auch auf eigene Faust. Im weiten Mantel der russischen Orientpläne hatte es Platz, daß die Bulgaren in Konstantinopel von Sinovjev abgewiegelt und in Sofia von Bachmetiev aufgewiegelt wurden; der Verschlagene empfing regelmäßig die makedonischen Bandenführer und trug dazu bei, daß sich nacheinander alle Parteien an der Regierung verbrauchten, weil auch so Bulgarien die eigene Ohnmacht ohne Väterchens Unterstützung einsehen mußte. Nicht zuletzt durch Anwesenheit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des Kriegsministers Kuropatkin und mehrerer Dutzend russischer Generale wurde die Fünfundzwanzigjahrfeier der Kämpfe um den Schipkapaß im September 1902 eine großbulgarische Kundgebung, die den Worten Lamsdorffs und Sinovjews ins Gesicht schlug. Vom Balkon der Sofioter Gesandtschaft hielt unter den stürmischen Rufen: Nieder die Türkei! Hoch Makedonien! der alte Ignatiev Brandreden gegen die Osmanen, und Kuropatkin klopfte dem ihm zugeteilten bulgarischen Stabsoffizier auf die Schultern: „Wir werden San Stefano schon verwirklichen.“ Im gleichen Jahre meldete sich Ferdinand wieder einmal beim Zaren, und da schon vorher der russische Staatsrat Kobekov zur Untersuchung des bulgarischen Finanzwesens nach Sofia, der bulgarische Kriegsminister Oberst

Paprikov nach Petersburg gefahren war, wurde jetzt ein Vertrag mit Militärabkommen unterzeichnet, durch den Rußland Unversehrtheit und Unverletzlichkeit des Fürstentums zu schirmen versprach, und der bulgarische Generalstab machte durch die Presse für die Abtretung von Burgas an die zarische Macht Stimmung. Half Lamsdorff dem Ministerpräsidenten Danev durch Vermittelung einer Anleihe in Paris aus der Patsche, so schlug Isvolski einen neuen Haken ein, indem er durch erkleckliche Abstriche von der türkischen Kriegsschuld des Jahres 1878 den Widerstreit Bulgariens mit der Pforte wegen seiner Unabhängigkeitserklärung beendete. Im Dezember 1909 band Petersburg denn Sofia abermals durch ein Abkommen, das bei einer Aufteilung der Türkei dem jungen Königreich eine Vergrößerung annähernd in den Grenzen des Friedens von San Stefano verhiess.

21.

Wenn im Dezember 1908 der Zar dem deutschen Marine-Attaché v. Hintze anvertraute, daß ihm Serbien und Montenegro ziemlich gleichgültig seien, so bekamen in der Tat auch die Serben die Selbstsucht des Moskowitertums aus Schöpflöffeln zu kosten. Daß die Töchter des montenegrinischen Nikola, die durch Heirat russische Großfürstinnen geworden waren, den Empfang der Draga am Zarenhof vereitelten, entzog der fallenden Dynastie Obrenović die letzte Stütze; da Aleksandar es nicht mit genügender Unterwürfigkeit quittierte, daß Rußland 1902 die umstrittene Weihe des serbischen Bischofs Firmilian von Skoplje durchsetzte, wurde der 11. Juni 1903 in Petersburg mit einem Aufatmen begrüßt, und die Karadjordjević

rückten in Gunst. Aber wie General Kuropatkin noch 1912 an der Formel: Konstantinopel den Russen, Salonik den Oesterreichern! hing, die die Serben den Habsburgern auslieferte, so schnitt Isvolski 1908 den Preis für die Zustimmung des Ballplatzes zur Oeffnung der Dardanellen aus dem Kernfleisch des Südslawentums heraus, indem er in Buchlau zur Annexion Bosniens und der Hercegovina grundsätzlich Ja und Amen sagte. Vergeblich ertönte in Belgrad der Schmerzenschrei: Wo bleibt das heilige Rußland? Obwohl Ende Oktober 1908 Pašić mit dem Kronprinzen in Petersburg die Zusicherung erhielt, daß der Kaiser diesen Bruch des Berliner Vertrags nicht anerkennen werde, erfuhr der junge Karadjordjević bald die Wahrheit: *Qui mange du Tzar, en meurt!* Denn da er im Vertrauen auf den großen Moskowitersäbel den Louis Ferdinand vom Sommer 1806 zu feurig nachahmte und der aufgeregten Straße mehr versprach, als Rußland halten konnte und wollte, besiegelte sein Thronverzicht im März 1909 die Unterwerfung Serbiens unter den Ballplatz. Daß die Enttäuschung in den Eingeweiden des serbischen Volkes wühlte, empörte den Zarismus oben drein; noch drei Jahre später klagte der russische Botschafter in Wien, die Luft Belgrads sei „mit ungerechtfertigter Empfindlichkeit und Erregung“ gesättigt, und Sazonov bemerkte verärgert Serbiens Meinung, „daß es vom Schicksal verfolgt sei und daß sich Rußland ihm gegenüber teilnahmslos verhalte“. Aber zur rechten Zeit stellte Petersburg wieder wie stets große Wechsel für einen unbestimmten Tag aus. Im Oktober 1908 setzte Isvolski dem serbischen Diplomaten Vesnić zu, um ihn zu überzeugen, daß das Königreich durch die Annexion

nichts verlöre, sondern im Gegenteil wegen der Aufgabe des Sandžak noch gewänne, und aus dem gleichen Munde vernahm der serbische Gesandte in London zu seiner Verblüffung, daß es den Serben mehr nutze, wenn sich Türkei und Oesterreich-Ungarn berührten, als wenn Serbien und Montenegro durch den Sandžak verbunden seien. Des Dumapäsidenten Gutschkov Prophezeiung: „Es werden die Tage eurer Freuden kommen“, verzuckerte nur die Mahnung, jetzt keinen Krieg zu beginnen, und wenn Isvolski pythisch dunkle Andeutungen von sich gab, daß die Zukunft für Serbien Großes im Schoß berge und daß es bis zum Verfall Oesterreich - Ungarns zu kärglichem Leben verurteilt sei, so sollte mit all diesen Künsten lediglich Belgrad in Trost gelullt werden, daß Rußland sich nicht ernstlich für Kompensationen ins Zeug legte und nach einer Mitteilung des Ministers an den serbischen Gesandten Košutić sich selbst bei einer Besetzung Serbiens durch die k. und k. Bataillone nicht auf einen Krieg einlassen konnte. Nicht mit Unrecht fürchteten darum die Serben 1910 bei der neuerlichen Annäherung Aehrenthals an Rußland, daß sich die beiden Großen — zum wievielten Male in der Geschichte! — über den Kopf des Kleinen hinweg vereinbaren könnten.

Ein besonderes Meisterstück aber dachte die zarische Diplomatie zu liefern, indem sie den natürlichen und naheliegenden Gedanken des Balkanbundes für ihre Zwecke ausnutzte und verfälschte. Seit 1909 arbeiteten die russischen Gesandten Nekludov in Sofia und Hartwig in Belgrad Tag und Nacht an der Annäherung von Bulgarien und Serbien; im Mai 1911 reiste dieser eigens in die bulgarische Hauptstadt, um auf die Regierung einzu-

wirken, und Sazonov redete in Petersburg Malinov ins Gewissen. Wenn der Koburger sein Sträuben aufgab, als er das Uebergewicht Rußlands in Europa über Oesterreich-Ungarn zu erkennen glaubte, flüsterte Milovanović fast ehrfürchtig bei der ersten Besprechung Gešov zu: „Ohne die Unterstützung Rußlands kann und darf man nichts unternehmen.“ Da Nekludov und sein Militärattaché, Oberstleutnant Romanovski, an den Verhandlungen über die Abgrenzung Makedoniens teilnehmend, mit der Drohung auf Bulgarien drückten, daß beim Scheitern des Plans Rußland nach seinen Interessen handeln werde, leistete Petersburg auch im einzelnen Geburtshelferdienste, und im Mai 1912 überreichte Danev in Yalta dem Zaren als Schutzherrn und Schiedsrichter des Balkanbundes die Abschriften des serbisch-bulgarischen Vertrags samt den Geheimzusätzen. Ursprünglich hatte die russische Staatskunst, besorgt, daß Bulgarien einmal mit stärkerem Riegel als die verfallende Türkei die Dardanellen sperren werde, über eine Allianz der Balkanvölker mit dem Osmanenreich gegrübelt, zu dem heimtückischen Zweck, dieses vor jenen zu sichern, aber auch zu dem jetzt unterzeichneten Abkommen durfte sich Sazonov Glückwünschen, denn die zwei entscheidenden balkanslawischen Staaten zappelten anscheinend unentrinnbar im russischen Netz. Sollte der Bund vielleicht zu gelegener Zeit gegen Oesterreich-Ungarn ins Feuer geschickt werden, so gewann doch Kiderlen-Wächter, im April 1912 davon erfahrend, den keineswegs falschen Eindruck, „daß diese Abmachungen von Rußland nur als Mittel gedacht sind, die Balkanstaaten in der Hand zu halten und deren eigenmächtiges Vorgehen zu verhindern“.

Da Rußland und Oesterreich-Ungarn fest in das Bündnissystem eingespannt waren, das seit der Annexionskrise mehr denn je Europa in zwei sich mißtrauisch belauernde Lager schied, bekam die Südslawenfrage auch für ferner stehende Mächte Bedeutung und rückte aus dem Umkreis in die gefährliche Mitte der großen Politik. Deutschlands Stellung zu ihr bestimmte sein Verhältnis zum osmanischen und habsburgischen Reich. Mit hundert Saugarmen klebte das deutsche Kapital am Leib der Türkei. Die 1899 von der Pforte zugestandene Weiterführung der anatolischen Bahn bis Bagdad und Basra gedieh 1903 schon bis Konia; Dampfer der Hapag liefen in den Persischen Golf; durch die Levantelinie belebte sich der Verkehr mit Kleinasien; eine deutsche Gesellschaft legte das Kabel Berlin-Bukarest-Konstantinopel; neben der Deutschen Bank schob seit 1908 die Deutsche Orientbank ihre Agenturen vor; im ersten Lustrum des Jahrhunderts stieg der Wert der deutschen Einfuhr von vierunddreißig auf fünfundsiebzig Millionen Mark; unter den Gläubigern der *Dette publique ottomane* seit 1898 an dritter Stelle, gelangte das Reich 1912 an den zweiten Platz; eine runde Milliarde Mark heckte im nahen Orient Zinsen. Aber je verhängnisvoller durch Wilhelms II. Admiralsspielerei der Gegensatz zu Großbritannien aufbrach, desto ausschweifender schätzte Berlin die osmanische Hilfe in einem Krieg gegen England ein; nichts einfacher, als daß der Brite die Herrschaft über den Suezkanal, die Verbindung mit Indien und Ostasien und wahrscheinlich auch seine Besitzungen in Mittel- und Südafrika

einbüßte, wenn ihn die türkische Faust an seinem Genick Aegypten packte. Im Bann solcher Illusionen sah die deutsche Politik sehr scheel auf die Bewegung der Südslawen in Makedonien, die das Ansehen des Sultans und die Kraft seines Reiches zermürbte. Aehnlich wie einst Wilhelm Liebknecht höhnte der deutsche Botschafter bei der Pforte, die Raja, die in unwürdiger Knechtschaft heiligste Güter gegen türkische Willkür verteidige und nur Gleichberechtigung und die Segnungen des modernen Rechtsstaats verlange, gehöre nicht der Wirklichkeit, sondern den Feuilletons und Romanen an. Die Lösung des Problems lag diesen schneidigen Herren in der genügenden Entfaltung von Infanterie, Kavallerie und Artillerie: „Gegen die Revolution, wie sie von Bulgarien aus nach Makedonien getragen wird, kann niemals die Reform, sondern nur die militärische Repression helfen“, sagte ein Bericht Marschalls, und im Sinn seines drohenden Schnurrbarts schmetterte der Kaiser an den Rand: „Das Einzige wäre sofortiges Einrücken in Sofia.“ So wurde Deutschland zum Bremsklotz am Rad der von den anderen Mächten geforderten und betriebenen Reformen, freute sich über die gewohnten Ausflüchte und Zurückzieher der osmanischen Diplomatie, schloß sich als einziger Großstaat von der Flottenaktion gegen Mytilene aus, und nur weil sich der Kanzler einen inneren Ruck gab, um nicht noch offensichtlicher als Rußland gegen die Reformen zu sein, riet er dem Großvezier zur Annahme des Mürtzsteger Programms. Schien es Kiderlen-Wächter im Sommer 1908 noch vor der jungtürkischen Revolution geboten, daß Deutschland für die Souveränitätsrechte Abdul Hamids in Makedonien eintrat und

alle damit unvereinbaren neuen Reformen ablehnte, so rief nach der Umwälzung die Wilhelmstraße gemeinsam mit dem Ballplatz vor allen anderen ihre Reformoffiziere ab, und den Einspruch Bulgariens gegen die gewaltsame Entwaffnung der Makedonier durch die Jungtürken wies der deutsche Botschafter in Konstantinopel mit den stolzen Worten zurück: „Für Deutschland gibt es keine makedonische Frage mehr, sondern nur eine Türkei, die ihre inneren Angelegenheiten selbst regelt.“

Je t äppischer Bülows tänzerisches Gehaben alle Welt vor den Kopf stieß und sogar so ungleiche Gesellen wie den russischen Bären und den britischen Walfisch gegen sich einte, desto eifriger sah die deutsche Politik wenigstens dem einzigen noch zuverlässigen Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn jeden Wunsch an den Augen ab. Als der Ballplatz 1902 zum erstenmal die Bahn Sarajevo-Novi Pazar auf türkischem Gebiet bis Mitrovica fortzuführen gedachte, riet Berlin mit Ernst und Erfolg ab, da der Augenblick schlecht gewählt sei; 1907 über die Absicht Aehrenthals verständigt, den Bau der Sandžakbahn anzukündigen, erhob es keine Einwendungen mehr. Bei der Annexion wütete der Kaiser über den „Raubanfall gegen die Türken“ und die „Doppelzüngigkeit“ und „Felonie“ seines Verbündeten, aber seines geschmeidigen Kanzlers Leitsatz war: „Für unsere Haltung in allen Balkanfragen sind in erster Linie die Bedürfnisse, Interessen und Wünsche Oesterreich-Ungarns maßgebend.“ Da er dem k. und k. Minister seine Unzuständigkeit bekannte, über die serbische Frage mitzureden: „Ich werde daher die Entscheidung, zu der Sie schließlich gelangen werden, als die durch die Verhältnisse gebotene ansehen,“ gaben die

Hohenzollern für jeden nur möglichen Balkanplan der Habsburger unbesehen ihre Unterschrift; nicht umsonst klagte Graf Monts, deutscher Botschafter in Rom, daß Bülow's Politik „uns die Abhängigkeit von Wien brachte und Aehrenthal nicht genug überwachte“.

Während der hitzigen Erörterungen über die Annexion in der Skupština hielt ihr Präsident Ljuba Jovanović an dem Glauben fest, „daß es unter den siebzig Millionen Menschen, die das große deutsche Volk zählt, auch noch welche gibt, deren Seele Spuren der großen Bewegung, der großen Ideen und der großen Männer bewahrt, die die deutsche Nationaleinheit geschaffen haben“, aber die Politik des Reichs wurde im Sinne derer geleitet, die wie Professor Adolf Wagner in einer Berliner Versammlung auf österreichfeindliche Rufe in Prag antworteten: „Nieder mit Serbien! Nieder mit den Slawen! Hoch Oesterreich!“ Im entscheidenden Augenblick der Annexionskrise trat Deutschland mit großer Geste, in „schimmernder Wehr“, voll „Nibelungentreue“ vor den Bundesgenossen; den Rückzug Rußlands und die Demütigung Serbiens erzwang am 21. März 1909 die in Petersburg übermittelte Drohung, daß bei weiterer Verschleppung der Angelegenheit Berlin sich zurückziehen und den Dingen ihren Lauf lassen werde, die Verantwortung für alle weiteren Ereignisse würde dann ausschließlich Herrn Isvolski zufallen. Aber ganz geheuer war es den überlegteren Köpfen der deutschen Diplomatie nicht. Als nach dem Tode Aehrenthals Graf Berchtold am Ballplatz saß und Kiderlen-Wächter die auswärtigen Geschäfte des Reichs führte, verwarhte sich der deutsche Staatssekretär entschieden dagegen, „den österreichischen Satelliten im Orient“ zu machen; mit größtem Nachdruck

verlangte er im September 1912, daß Deutschland über die Absichten des Bundesgenossen nicht erst nachher, sondern vorher unterrichtet werde: „Sonst verwickelt uns Wien über Nacht in ein Balkanabenteuer“; argwöhnisch wachte er darüber, daß nicht „die Leitung der Politik von Berlin nach Wien übergeht, wie es Aehrenthal gegenüber Bülow leider gelungen war“, und meinte voll böser Ahnungen: „Das könnte uns eines Tages viel kosten!“

23.

Nach der entgegengesetzten Seite wie Deutschland zog in Orientfragen innerhalb des Dreibunds Italien. Weit mehr als durch die Ansprüche auf Triest und Trient geriet es durch die Balkandinge in immer schärferen Gegensatz zu Oesterreich-Ungarn. In dem gleichen Jahre 1896, in dem die Ausdehnungspolitik des Hauses Savoyen aus Abessinien und Afrika herausgeschlagen wurde, setzte sie durch Vittorio Emanueles Heirat mit einer Tochter des Nikola Petrović den ersten Meilenstein an eine neue Straße. Freilich war das dürftige Ländchen der Schwarzen Berge nur als Schilderhaus und Sprungbrett gedacht; das Ziel, für das nicht allein die in Sizilien seßhaft gewordenen Schkipetaren Lärm machten, hieß Albanien. Durch den Besitz von Valona verwandelte sich, Beginn einer dritten Weltherrschaft Roms, die Adria in das ersehnte „*mare nostrum*“. 1900 wurde zwar der drei Jahre zuvor mit Oesterreich-Ungarn abgeschlossene Vertrag verlängert, der beide Mächte auf Erhaltung des Bestehenden an der adriatischen Ostküste oder aber auf Schaffung eines autonomen albanischen Staates festlegte, und die Abkommen von 1907 und 1908 faßten ein gemeinschaftliches

Vorgehen auf dem Balkan ins Auge. Den Sinn dieser Bindungen setzte Tittoni 1904 in der Kammer auseinander: „Albanien selbst hat keine große Wichtigkeit. Seine besondere Bedeutung liegt in seinen Häfen und Küsten, deren Besitz für Oesterreich oder Italien mit der unbestrittenen Vorherrschaft auf der Adria zusammenfällt. Die kann aber weder Italien Oesterreich zugestehen noch Oesterreich Italien, und wenn das eine danach streben wollte, müßte sich das andere diesem Vorhaben mit allen Mitteln widersetzen.“

Gleichwohl wurde im römischen Parlament ungescheut der Wunsch laut, daß bei einer Teilung der Türkei Italien die Hand auf Albanien lege, und mit Konsulaten und Agenturen, Schulen und Missionen wühlten sich die italienischen Maulwürfe im Lande ein; auch italienische Repetiergewehre und Rosenkränze buhlten um die Herzen der nordalbanischen Stämme, und vor aller Welt rangen die Bundesgenossen darum, wer Skutari in wirtschaftliche und politische Abhängigkeit brächte. Jedes Ereignis, das eine Entscheidung in der Frage des nahen Ostens zu verkünden schien, näherte denn die italienische Politik ein weiteres Endchen den Gegnern der Habsburgermonarchie; in der Annexionskrise schrie nicht nur die Straße nach Triest und Trient, sondern die Consulta drückte auch vom Ballplatz den Verzicht auf die Rechte heraus, die wie die Seepolizei an der montenegrinischen Küste seit 1878 die Bewegungsfreiheit der Crnagora einengten. Als 1909 Viktor Emanuel III. und Nikolaus II. in Racconigi ehrenhalber dem Götzen des status quo ihre Verbeugung machten, doch bei einer Zertrümmerung der Türkei die Entwicklung der Balkanstaaten im Sinne ihres Volkstums zu fördern

verabredeten, war das ein Schlag gegen das Erzhaus, dessen Allerheiligstes wie in den Tagen Metternichs die Legitimität, nicht die Nationalität war. Gewann der Empfang des Königs Petar in Rom 1911 in diesem Licht einige politische Bedeutung, so lag der Ueberfall auf Tripolis im gleichen Jahre etwa auf der Linie der Abmachungen mit dem Zaren: daß Italien der Türkei das letzte Fetzen ihrer Souveränitätsrechte in Afrika entriß, ermunterte die Balkanstaaten, auch aus Europa die Osmanen hinauszufegen.

24.

Wie durch und für die Balkanfrage Italien in der Dreibundsrechnung ein unsicherer Posten war, so ging Frankreich nicht immer mit der Orientpolitik seines russischen Alliierten. Da rund zwei Milliarden Franken aus dem französischen Sparstrumpf in türkische Unternehmungen und Staatskassen gewandert waren, betrachtete die dritte Republik die Dinge mit dem Auge des Gläubigers, der um Leben und Zahlungsfähigkeit des Schuldners besorgt ist. Lenkte Poincaré im Februar 1912 Rußlands Aufmerksamkeit „*sur les intérêts puissants, qui nous attachent fermement au maintien de l'intégrité de l'empire Ottoman*“, so wußte er, warum. Frankreichs Friedensbedürfnis schützte denn namentlich während der Annexionskrise den Topf vor dem Ueberkochen. Isvolski erboste sich über die „ultrapazifistischen Tendenzen“ des französischen Volkes, das für einen kleinen Weltkrieg um Serbiens willen aber auch gar kein Verständnis hatte, und Hanotaux sprach aus dem Herzen der Millionen kleiner Sparer und Rentner seines Landes, wenn er im „*Figaro*“ „die Herren Serben, Bulgaren, Monte-

negriner, Albaner und Bosniaken, die von der ihnen gewährten Unabhängigkeit so zweifelhaften Gebrauch machen“, anherrschte, sich endlich ruhig zu verhalten: „Was kümmert es unsere französischen Bauern, ob die Bosniaken okkupiert oder annektiert sind?“ Wohl bewilligte Frankreich im Sommer 1912 der bulgarischen Regierung eine Anleihe, weil Rußland ihr bescheinigte, daß sie endgültig auf die Seite der Entente gefallen sei, und vorher schon hatte der Minister des Auswärtigen de Selves dem Teil der serbisch-bulgarischen Verhandlungen, der sich zufällig in Paris abspielte, aufmunternd zugeneigt, aber über den Abschluß des Balkanabkommens wurde Poincaré von der russischen Diplomatie nach Strich und Faden belogen. Durch den Botschafter des Zaren erfuhr er, daß das Bündnis auf Erhaltung des status quo ausgehe, und Sazonov beschwichtigte zu gleicher Zeit den Vertreter Frankreichs in Petersburg mit dem „rein defensiven Charakter“ der Vereinbarungen. Als, erst im August 1912, der französische Ministerpräsident in der russischen Hauptstadt den Text des Vertrags zu lesen bekam, sah er entsetzt, daß es „*une convention de guerre*“ war, die im Keim einen Krieg nicht nur gegen die Türkei, sondern auch gegen Oesterreich-Ungarn enthielt und die Hegemonie des Zarismus über die beiden südslawischen Königreiche aufrichtete. Vom selben Augenblick an bemühte er sich fieberhaft, den Ausbruch des Feuers, dessen Brandgeruch bereits Europa durchzog, zu verhindern.

Die Pläne einer Macht, die wie England in fünf Erdteilen Geschäfte hatte, wurden stets von mehreren Gründen bestimmt. Downing-Street schirrte die Russen vor den Karren der makedonischen Reformen, um sie von

Afghanistan abzubringen, vernahm die Ankündigung der Sandzākbahn mit Mißtrauen, weil der Handel in Salonik bedroht schien, und zog bei der Annexion scharfe Saiten gegen die Donaumonarchie auf, um durch das Eintreten für den Kalifen die Moslems in Indien zu gewinnen. Aber beherrscht wurde die britische Politik von dem Gegensatz zu Deutschland. Seit die Pforte den Hohenzollern Gefolgschaft leistete, seit jeder neue Kilometer Bagdadbahn wie ein Schwert auf den Lebensnerv des englischen Weltreichs zielte und seit die Panzerkreuzer Eduards VII. türkische Truppen 1901 aus dem Hafen von Kuweit und 1906 aus der Nähe des Suezkanals vertreiben mußten, war auch die letzte Neigung für Erhaltung der Türkei erloschen. Was das Balkankomitee der Brüder Buxton predigte, daß der Halbmond nach Asien verschwinden müsse und sein europäisches Erbe unter die Völker der Halbinsel aufzuteilen sei, nahm die Londoner Politik stillschweigend als Leitsatz an. Nicht nur setzte sie ihren Gesandten wieder nach Belgrad, den sie wegen der Ermordung Aleksandars und Dragas aus *Cant* einige Zeit abberufen hatte, sondern mit einemmal waren ihr auch für Makedonien keine Reformen gründlich genug, weil sie dem Bundesgenossen Wilhelms II. die Schlinge um den Hals legten; im Sinne der Festlandsverbindung Aegypten-Indien verständigte sie sich 1907 mit Rußland über die nur halb verhüllte Verspeisung Persiens, und da sich im Jahr darauf King und Zar in Reval die Hand reichten, um durch Anziehen der Reform-Daumschraube die Türkei vollends unter ihre Gewalt zu bekommen, wurde der in Makedonien zusammengeballte Teil der Südslawenfrage recht eigentlich zum Grundstein der Entente,

Die vornehmlich von Poincaré bei den Balkankonflikten gern beschworene „Solidarität Europas“ war wie zur Zeit des Berliner Kongresses an sich ein Begriff ohne Inhalt. Bei Abgrenzung der Reformzonen in Makedonien jagte jeder der Großstaaten ganz offen eigenen Zielen nach. Während Deutschland, beflissen, dem Großtürken nie auf die Zehen zu treten, sich mit der Oberaufsicht über die Gendarmerieschule beiseite drückte und Frankreich und England sich mit den neutraleren Bezirken von Seres und Drama begnügten, setzte sich Rußland nach Salonik, um der Donaumonarchie den Ausgang des Vardartals zu sperren, Oesterreich-Ungarn wählte sich das Wilajet Kosovo aus, um unmittelbar Anschluß an den Sandžak Novi Pazar zu haben, und Italien ließ sich in Monastir nieder, um Albanien auch vom Lande aus zu durchdringen. Ebenso kam im März 1909 auf Anregung der Wilhelmstraße ein gemeinsamer Druck der Mächte auf Serbien nicht deshalb zustande, weil sie einig waren, sondern weil trotz lodernder Uneinigkeit die eine Gruppe zu kriegerischem Wagnis zu schwach war. Aber sämtliche Großmächte steckten in der gleichen Verdammnis imperialistischer Gewalttat und Raubsucht. Frecher haben Gracchen selten über Aufruhr geklagt als die Regierungen, die 1908 und 1909 ob der Zerreißung des Berliner Vertrags durch Oesterreich-Ungarn Feurio schrien. Das Rußland, das das eigene Volk knutete, den Finnen die feierlich verbrieft Selbstverwaltung entriß und Persien erdrosselte, das Frankreich, das Marokkos Freiheit zertrat und die Eingeborenen seiner Kolonien in den Pfuhl

der Rechtlosigkeit stieß, das England, das mit den Iren herrisch umsprang, sich Aegyptens bemächtigte und die indische Unabhängigkeitsbewegung mit Blut und Schrecken niederhielt, wo nahmen sie die Stirn zur Entrüstung über die Mißhandlung der Südslawen durch das Habsburgerreich her? Aber bewußter knüpfte ein anderes Band die Mächte zu der Einheit Europa zusammen: die Gemeinschaft der Großen war es, die dünkelfhaft und eifersüchtig den Aufstieg der Kleinen zu hemmen unternahm. In diesem Sinn schrieb Hanotaux in seinem „*Figaro*“-Artikel von den Südslawen: „Europa soll dem ersten, der sich rührt, den Brotkorb höher hängen“, und besondere Empörung flammte auf, da der Balkanbund als „siebte europäische Großmacht“ den Anspruch erhob, es auch einmal so gut zu haben wie die anderen. Den ungezogenen Kindern bedeutete die strenge Tante, daß die Seite Weltgeschichte, die sie aus eigenem ohne fremdes Diktat zu schreiben vorhatten, unweigerlich aus dem Buch herausgerissen werde; keine Veränderung des status quo, auch bei einem Sieg der Balkanstaaten nicht! hieß das jämmerliche Programm, auf das sich im Spätsommer 1912 Berlin und Paris, Petersburg und Wien, London und Rom schnell und freudig einigten.

Aber „Europas“ waren die Balkanslawen seit langem bis zum Ekel überdrüssig. Alle großspurigen Redensarten der Mächte über Reformen hatten die makedonischen Greuel nicht auszutilgen vermocht, und Serbien machte im Frühjahr 1909 schwarze Erfahrungen, da es sein Schicksal weniger vertrauensvoll als notgedrungen in die Hand „Europas“ legte. Deshalb wuchs mit jedem Jahr bei den Kleinen das Bewußtsein, daß sie verbunden endlich

ohne die Großen handeln mußten. Schon 1904 gab Pašić in der Skupština die antiimperialistische Losung aus: Der Balkan den Balkanvölkern!, Milovanovč erklärte 1909 vor dem Parlament den Hintergedanken des Berliner Vertrags, Oesterreich-Ungarn zum Wärter der Balkanhalbinsel gegen Rußland zu bestellen, für hinfällig, denn, allein fähig, sich zu wehren, seien die Balkanstaaten gewillt und entschlossen, „Freiheit und Unabhängigkeit bis zum äußersten zu verteidigen“, und da sich durch das Abkommen von 1912 Serbien und Bulgarien mit allen Streitkräften zu helfen versprochen, „falls irgend eine der Großmächte versuchen sollte, ein beliebiges Stück der heute unter türkischer Herrschaft stehenden Teile der Balkanhalbinsel zu annektieren, zu okkupieren oder mit ihren Truppen zu erfassen, sofern der Vertragspartner in diesem Geschehnis eine Verletzung seiner Lebensinteressen und einen *casus belli* sieht“, war der Kern des Bundes die Lösung der Orientfrage ohne und gegen „Europa“.

Auf dem Wege zum Ziel kümmerten sich die Balkanstaaten so wenig um Oesterreich-Ungarn wie um Rußland wie um die Gesamtheit der Mächte. Als im Juni 1912 der Ballplatz sich vom Stand der Dinge überzeugte, trösteten sich die schwarzgelben Militärs und Diplomaten mit gewohnter Leichtfertigkeit, daß die sichere Niederlage der Serben die Regelung der Südslawenfrage zugunsten der Habsburger fördern werde, aber da auch für die russische Staatskunst der Balkanbund nur eines der vielen Muster war, die sie in den Teppich ihres Machtstrebens knüpfte und nach Bedarf wieder auftrennte, ward auch sie der wahren Absicht der Verbündeten mit Bestürzung inne. Im Mai setzte Sazonov einer bulgarischen

Abordnung unter Danev auseinander, daß ein aktives Vorgehen Bulgariens mit den unvermeidlichen Verwicklungen auf dem Balkan in Rußland arg mißfallen werde; Ende August erwog er die Möglichkeit, einen bewaffneten Konflikt „bis zum Beginn einer Jahreszeit zu verhüten, in der er wegen der klimatischen Verhältnisse unmöglich wird“; am 30. September wies er seine Vertreter bei den Balkanstaaten an, die Mobilmachung zu hintertreiben, und noch nach der Kriegserklärung Montenegros warnte, am 8. Oktober, die Petersburger Regierung Sofia, Belgrad und Athen, gegen die Vorstellungen der Mächte zu handeln. Aber die russische wie die europäische Hypnose hatte keine Kraft mehr. Hartwig, der vielen als Einpeitscher der serbischen Politik galt, wurde gründlich hinters Licht geführt; Ende Juli, als die Rüstungen im vollen Gange waren, meldete er seinem Minister, daß „Serbien irgendwelchen kriegerischen Plänen durchaus abgeneigt“ sei, und noch am 1. Oktober sprach er zu seinen Kollegen von der friedfertigen Haltung Pašićs, von der er überzeugt war. Ebenso wich Gešov Ende September einer Frage des russischen Gesandten nach dem Militärbündnis mit Montenegro geschickt aus, um ihm am ersten Oktobertag auf seine Warnungen vor der Mobilmachung achselzuckend zu erwidern, jetzt sei es zu spät. Am gleichen Tage, da schon die Einberufenen den Kasernen zuströmten, versicherte der serbische Ministerpräsident den Vertretern der Großmächte, die ihm von „übereilten Schritten“ abrieten, mit unverkennbarem Hohn im diplomatischen Rotwelsch, daß er lebhaft die Erhaltung des Friedens wünsche und die hierauf abzielenden Bemühungen mit Genugtuung begrüße. Wie das Gefühl, verspielt zu haben, den leiten-

den russischen Kreisen schließlich gar den Wunsch eines türkischen Sieges aufdrängte, da Fortschritte der Osmanen leicht zu bremsen seien, während zu große Erfolge der Balkanstaaten Oesterreich-Ungarn auf den Plan zu rufen drohten, erklang aus der enttäuschten Seele aller Großmächte bei der Kriegserklärung Sazonovs ärgerliches: „Sie sind mir entwischt!“

Denn als am 18. Oktober 1912 rechts und links der Marica die Spitzenkolonnen der bulgarischen Zweiten Armee und ein wenig später die serbischen Divisionen Morava, Drina und Donau bei Ristovac und Buštrenje die türkische Grenze überschritten, gaben die Balkanslawen zu weltgeschichtlichem Protokoll, daß sie sich vom Gängelband „Europas“ losrissen. Von den Segenswünschen aller Südslawen begleitet, legten sie ihr Schicksal auf den eigenen Amboß, es mit dem eigenen Hammer zu schmieden.

XI.

Opfergang und Erfüllung

Auf dem Wege zu dem ihm historisch gesteckten Ziele erlebte das Südslawentum die Zeitspanne von 1912 bis 1918 als Einheit, in der der serbisch-bulgarische Krieg als Episode Türkenkrieg und Weltkrieg verband. Da ganz Europa sich in ein Irrenhaus und Schlachthaus verwandelte, schien auch im slawischen Süden jegliches Widersinn und Untergang, und alle Kräfte, die des Volkes Entfaltung hindern wollten, waren vervielfältigt. Aber ebenso spannte sein Drang, sich durchzusetzen, wie nie zuvor die Sehnen, und auch in diesen Höllenjahren wußte, große und kühne Bildnerin, die Logik der Geschichte das Zufällige vom Notwendigen zu streifen und durch Verkehrtheit, Verwicklung und Vernichtung jeder Art das Zeitliche dem Ewigen entgegenzuführen. Wie die Kinder Israel durch die Wüste mußten, schritten durch Not und Tod, Qual und Krampf, Blut und Tränen die Südslawen ihrer Bestimmung entgegen, bis eines Morgens das Kanaan ihrer nationalen Freiheit und Einheit vor ihnen aufleuchtete.

1.

Nachdem sich die Balkanstaaten einmal zu tatenlustigem: Ich will! aufgerafft hatten, bot die Türkei der

Stoßkraft des Südslawentums kein ernstes Hindernis mehr. Einzig ungebrochen war der dünnkelhafte Uebermut ihrer Herrenkaste. Trumpfte vor kurzem noch das Komiteeblatt „*Tanin*“ mit anderthalb Millionen Bajonetten auf, die bereit seien, Bulgarien, Montenegro und Serbien zurückzuerobern und abermals vor den Toren Wiens dem Abendland „das osmanische Gesetz zu diktieren“, so gedachte der Aufruf des Großherrn im Oktober 1912 hochfahrend der asiatischen Reiterhorden, „die einst, eine kleine Schar, von Anatolien nach Europa zogen und große Landstriche unterwarfen“, der Kriegsminister Nazim Pascha ermahnte die Offiziere beim Ausmarsch, die Paradeuniform für den Triumpheinzug in Sofia nicht zu vergessen, und in dem eingeschlossenen Adrianopel suchte Schükri Pascha die Stimmung mit der Kunde von der Erstürmung Belgrads zu heben. Wenn statt dessen unter den wuchtigen Schlägen des Vierbundes die viel angestaunte Heeresmacht des Sultans in einem dreißigtägigen Krieg fast ruhmlos zusammenbrach, so prallten, wie ehedem bei Jena und Auerstedt, bei Kumanovo und Lüle Burgas nicht zwei Armeen, sondern zwei Gesellschaftsordnungen aufeinander: das trotz allen Jungtürkentums feudalabsolutistisch-asiatische Osmanenreich als Nutznießer vergangener Gewalttat und Eroberung und die demokratischen Kleinbauernstaaten des Balkans als Befreier der unterdrückten Volksgenossen. Da bei diesen der nationale Gedanke seine zündende Kraft versprühte, bei jenem jeder Gedanke fehlte, lag eine Welt zwischen den beiden Fronten: drüben die Anatolier, die der britische Berichterstatter Ashmead-Bartlett sah, wie sie stumpf und teilnahmslos gleich Schlachtvieh durch die Straßen Kon-

stantinopels getrieben wurden, hüben die Einberufenen, die, Gewehr und Mütze mit Astern geschmückt, singend zur Laderampe der Bahnhöfe zogen; dort die kleinasiatischen Redifs, die, von ihren Offizieren zur Tapferkeit für Vaterland und Heimat aufgemuntert, staunend antworteten: „Dies ist nicht unsere Heimat, unsere Heimat ist Anatolien“, hier die serbischen Infanteristen, die, als Sieger und Rächer auf dem Kosovofeld, der Schicksals-ebene von 1389, anlangend, sich erschüttert niederbeugten, den heiligen Boden zu küssen; auf jener Seite die armen Teufel aus Kurdistan, die, des Hinterladers ungewohnt, im Fieber der Schlacht die Patronen oben in den Lauf zu stopfen suchten, auf dieser Seite die bulgarischen Milizen, die, am Lagerfeuer die elektrische Taschenlampe eines Fremden weiterreichend, den Krieg deuteten: „Auch wir werden das jetzt haben“; unter Stern und Halbmond widerwilliges Kanonenfutter, das, in Panik ausreißend, mit vorgehaltenem Revolver, Reitpeitsche und flacher Klinge ins Feuer zurückgeprügelt wurde, bei den Montenegrinern auch in der Schwarmlinie die Bewohner eines Dorfes beisammen, die, Erinnerung an die kaum erloschene Stammesverfassung, durch das Sippengefühl aneinandergeschweißbt wurden.

Dem entsprach alles andere. Während Mitglieder des österreichischen Roten Kreuzes verwundert entdeckten, daß bei den Serben „die Sanitätszüge musterhaft, ihre Leute glänzend geschult, ihre Aerzte voll Hingabe und in manchem ihre Einrichtungen geradezu ideal zu nennen“ waren, lag bei den Türken das Sanitätswesen ganz im argen, Aerzte gab es wenig, Feldlazarette überhaupt nicht,

und während bei den Bulgaren im Gefecht jede Unterabteilung durch Fernsprecher mit dem Oberkommando verbunden war, mußte Muktar Pascha bei Lüle Burgas eine Front von dreiundvierzig Kilometern durch berittene Ordonnanzen leiten. Wie die Intendantur versagte auch der Generalstab bei den Osmanen ganz und gar. Ohne Marschdeckung bewegten sich die Truppen vorwärts; Vorpostenstellungen wurden nicht bezogen; die Schützengräben an der Tschataldschalinie fand Hochwächter zur namenlosen Verblüffung seines preußischen Offiziersgemütes auf den Höhen angelegt; die Batterien feuerten fast offen, weil die Kanoniere die zum indirekten Schießen erforderlichen Richtmittel nicht genügend beherrschten, und vielfach hielten die Infanteristen, den Kopf sorgfältig hinter die Deckung eingezogen, nur das Gewehr über den Rand und knallten, ohne zu zielen, ins Blaue, so daß sich anfangs ausländische Betrachter die häufigen Verletzungen des linken Arms und der linken Hand nicht erklären konnten. Nach den ersten Niederlagen genügte ein Nichts, ganze Einheiten in sinnloser Angst auseinanderzuspritzen zu lassen; in Skoplje bewirkte, obwohl der Feind noch fern war, die zufällige Entladung einer Flinte, daß eine Batterie Feldartillerie die Stränge zu den Geschützen durchhieb und auf ihren Gäulen davonraste, und in Thrakien flutete die dritte Armee in Auflösung zurück, ehe sie noch recht Pulver gerochen und wesentliche Verluste gehabt hatte. Daß an der Tschataldschalinie der oft ungeordnete, von Schreckensszenen begleitete Rückzug zum Stehen kam, konnte das Los des Osmanenreichs so wenig wenden wie die längere Verteidigung der Festungen Adrianopel, Janina und Skutari.

Wenn der Londoner Vorfriede im Mai 1913 den Türken nur einen zwanzig bis vierzig Kilometer breiten Landstreifen diesseits des Marmarameeres ließ, so daß sie in der Tat aus Europa hinausgefegt waren, glückte es während des zweiten Balkankrieges Enver Beg, dem im Januar des Jahres ein Putsch samt dem Komitee wieder zur Macht verholfen hatte, durch kühnen Vorstoß Adrianopel neuerdings zu besetzen, und der Friede von Konstantinopel lieferte noch ein Stück Thrakiens rechts der Marica der Herrschaft des Halbmondes aus. Aber war genau vor einem Jahrhundert nach Karadjordjes Freiheitskrieg der in Europa lagernde Flächenraum der osmanischen Ländermasse noch größer als das Deutsche Reich von 1871, so hafteten jetzt die Eroberer von einst, knapp vierundzwanzigtausend Quadratkilometer einnehmend, am äußersten Zipfel des Kontinents, in dessen Herz vorzudringen sie sich ehemals vermessen hatten. Ein halbes Jahrtausend waren sie für die Balkanslawen im unheilvollsten Sinne Schicksal gewesen; jetzt hatte die zur Nation gewordene Raja das letzte Joch zerbrochen und den Teil der Orientfrage gelöst, dem weder die Reformen der Mächte noch die Revolution der Jungtürken beizukommen vermochten. Konnte kaum der Pazifist einem Kriege gram sein, der nicht einem segensreichen Frieden, sondern auf dem Schauplatz der makedonischen Bandenbewegung einem unseligen Kampf aller gegen alle ein Ende machte, so steckte auch ein rechtes Maß historischer Vernunft darin, daß eine Fremdherrschaft, durch das Schwert errichtet, durch das Schwert erhalten, durch das Schwert unterging. Fortan schien die Türkei selbst ihren Freunden so hilflos, daß Deutschland mit

seinen Dreibundsgenossen im Frühjahr 1913 sehr eifrig und nicht platonisch die Möglichkeit ihrer völligen Zerstückelung und Verspeisung durch die Mächte besprach. Im Weltkrieg noch einmal zu kurzem Scheinleben erweckt, bewies das Reich Osmans durch die planmäßig grauenvolle Abschlachtung der Armenier nur, daß es auch in Asien nicht mehr fähig war, anderen Völkern Oberherr zu sein. Mußte die Türkei 1915 als Preis für den Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte einen Fetzen Thrakiens hergeben, um 1918 an die Tschataldschalinie zurückgedrängt zu werden, so läutete doch nicht erst der Ausgang des Weltkriegs ihrem Dasein in Europa das Totenglöcklein: auf dem Meilenstein, der trotz des Friedens von Lausanne das Ende der Osmanenherrschaft in diesem Erdteil bezeichnet, stehen die Namen Kumanovo und Lüle Burgas.

2.

Bei Beginn des Balkankriegs stimmten alle militärischen und diplomatischen Sachverständigen des Habsburgerreichs mit der „Oesterreichischen Rundschau“ überein, die noch im letzten Dezember geschrieben hatte: „Sie ist zu Lande heute stärker denn je, die moderne Türkei, ihre kriegsstarke Bataillone halten die offenen und versteckten Wünsche der Balkanstaaten mit eiserner Faust im Zaume.“ Um so flatternder die Bestürzung, als die osmanische Streitmacht kläglich versagte, um so kälter das Entsetzen, als mit dem Jubelruf von Xenophons Griechen die Serben an der Adria erschienen und Teile der Divisionen Šumadija und Drina am 21. November in Alessio und San Juan di Medua, am 29. November in Durazzo einrückten! Vergebens suchte Berchtold im An-

fang des gleichen Monats nach diplomatischer Unterstützung, „um der Türkei so viel wie möglich von ihrem europäischen Besitzstand zu erhalten“, vergebens setzte er nach endgültiger Erledigung des Osmanenreichs auf Bulgarien und erklärte bei Ausbruch des zweiten Balkankriegs, daß er Serbiens weitere Vergrößerung und Grenz-nachbarschaft mit Griechenland nicht dulden könne, er mußte auch das schlucken. Schon ein wirtschaftlicher Zugang des serbischen Landes zur See war den Machtmenschen in Wien ein Unerhörtes; Schaden und Gefahr sah Conrad von Hötzendorf darin, „wenn Serbien die Möglichkeit erhält, mit Umgehung des Gebiets der Monarchie einen Schienenweg an die Adria und dortselbst einen Hafen zu bekommen, durch den es ungehindert exportieren und importieren kann“. Mehr noch bedeutete für Berchtold die ruhige Hinnahme der Stärkung Serbiens „nicht nur eine beträchtliche moralische und materielle Unterstützung dieses uns traditionell feindlich gesinnten Nachbarn, sondern auch ein nicht zu unterschätzendes Anwachsen der großserbischen Idee und Propaganda“; unheimlichen Schatten warf die südslawische Frage an die Wand des Habsburgerstaats. Für Conrad lag ihr größtes Uebel darin, „daß ein Teil der Südslawen im Gebiet der Monarchie, der andere in den angrenzenden souveränen Königreichen lebt“, und Tschirschky berichtete im Herbst 1912 nach Berlin, daß der Ballplatz einen diplomatischen Erfolg brauche, um die Südslawen innerhalb der eigenen Grenzen ruhig zu halten, denn ihre Frage enthülle sich mehr und mehr als eines der wichtigsten Zukunftsprobleme Oesterreich-Ungarns. Aber wenn Berchtold im Gespräch mit dem gleichen deutschen Bot-

schafter unter Südslawenfrage den „ungestörten Besitz der von Südslawen bewohnten Provinzen“ begriff, so war das im zwanzigsten Jahrhundert unverändert die überliefert mittelalterliche Auffassung von Ländern und Völkern, die wie ein Rittergut mit Leibeigenen von einer Familie besessen, bewirtschaftet und vererbt werden; im Sommer 1914 erhaschte der russische Geschäftsträger in Wien den Kern des Gegensatzes, als er zu Klagen des Ministers über die allserbische Wühl- und Werbetätigkeit insgeheim bemerkte, daß Serbien mit seiner nationalistischen, dazu extrem demokratisch gefärbten weltlichen Propaganda „eine tatsächliche und zweifellose Bedrohung der österreichisch-ungarischen Staatsordnung bilde, die ihrerseits auf dem katholischen Ultramontanismus und Ueberresten atavistisch-feudaler Grundsätze beruht“. Da es für die Frage der Sphinx eine Antwort aus dem Geist vergangener Jahrhunderte nicht gab, standen die Gewalthaber des Donaureichs ratlos, planlos, gedankenlos da; wie Hohn wirkte Ende September des letzten Weltkriegsjahres die Vertröstung des Ministerpräsidenten Hussarek, daß bei der notwendigen Aenderung des staatsrechtlichen Gefüges Oesterreichs die Erledigung des Südslawenproblems das erste sei, denn um dieselbe Zeit spottete „Danzers Armee-Zeitung“ mit Recht, daß 1918 Wien zur Lösung der seit sieben Jahrzehnten offenen südslawischen Frage genau so unvorbereitet sei wie 1848, wie 1867, wie 1914.

Nach den Umwälzungen auf der Balkanhalbinsel erkannte zwar jeder halbwegs gescheite Schwarzgelbe, daß der alte Weg gründlich ausgefahren war. „Die Südslawen“, schrieb Chlumecky, „können nicht weiter mehr mit Bajo-

netten und Ausnahmemaßregeln an die Monarchie gekettet werden. Wenn schon in den letzten Jahren dieses System der Repression und der Polizeiwillkür das denkbar unglücklichste war, so ist es jetzt, nach Kumanovo, einfach zur Unmöglichkeit geworden . . . Es hieße in leichtsinniger Verblendung die Analogie der Ereignisse in der Lombardei und in Venetien *usque ad finem* treiben zu wollen.“ Aber umsonst warnte er, die Taktik des *Divide et impera* werde dahin führen, „daß nur mehr das *dividere* übrig bleibt und es mit dem *imperare* zu Ende geht“, denn wieder einmal bestätigte sich Treitschkes hartes Wort, daß an der Stumpfheit der habsburgischen Hauspolitik die Lehren der Jahrhunderte spurlos vorübergehen. Den Berchtolds war das Teile und herrsche ein nicht minder bewährtes Mittel als den Metternichs. Gleich nach den ersten türkischen Niederlagen erwog der Ballplatz die Sprengung des Balkanblocks, der nach dem Bündnisvertrag auch gegen Oesterreich-Ungarn ins Rollen gebracht werden konnte. Daß Wien seine Zustimmung zur Gebiets-erweiterung der Sieger vom Verzicht Serbiens auf die Adriaküste und der Zulassung eines selbständigen albanischen Staates abhängig machte, an dessen Lebensfähigkeit es selbst zweifelte, war ein schlaue geknoteter Plan, über dessen Gelingen die „Oesterreichische Rundschau“ später frohlockte, daß durch Schaffung Albaniens „ein starker Grundstein aus dem künstlichen Bau des Balkanbundes herausgezogen und damit sein Zusammenbruch herbeigeführt“ worden sei. Denn da Serbien, um den besten Preis seiner Opfer, den Zugang zur offenen See, geprellt, Entschädigungen auf Kosten Bulgariens heischte, brauchte die k. und k. Staatskunst nur in das Feuer dieses Zwists

zu blasen, um bald die Flamme hell aufschlagen zu sehen, die den Balkanbund verzehrte. Im ungarischen Reichstag hetzte zu diesem Ende Stefan Tisza ganz ungescheut die Bulgaren zum Krieg, und Einflüsterungen Berchtolds bewogen Ferdinand zur Abweisung der serbischen Wünsche, Zusicherungen des Ministers über die Neutralität Rumäniens zum Losschlagen. Daß König Carol nicht gegen die öffentliche Meinung seines Landes Politik zu treiben vermochte, ging dem Ballplatz nicht ein, dem jedes Staatenbündnis ein Dynastenverhältnis war. Um so schrecklicher kam das Erwachen, als Bukarest sich mit Belgrad und Athen einte, um Sofia seinen Willen aufzuzwingen. Aber das geschlagene, verstümmelte und erbitterte Bulgarien erschien erst recht als guter Läufer auf dem habsburgischen Schachbrett. Die Besprechungen in Konopischt zwischen Wilhelm II. und Franz Ferdinand im Juni 1914 drehten sich um die Möglichkeit, die Bulgaren für den Dreibund zu gewinnen, ohne die Rumänen dauernd abzustoßen. Bei Weltkriegsbeginn war die Bindung noch nicht so weit gediehen, daß die Bataillone des Koburgers nach Conrads Wunsch sofort über Pirot, Niš und Kragujevac gegen Serbien losbrachen, aber im Oktober 1915 feierte der Machiavellismus des Ballplatzes den Triumph, daß zum zweitenmal binnen drei Jahren Serben und Bulgaren im grausamen Bruderkampf gegeneinander wüteten.

Als mit Verjagung der Türken aus Europa Serbien und Montenegro nicht mehr durch die Barre des Sandžak getrennt waren, sondern sich unmittelbar berührten, brachte die Furcht vor einer vollen Einigung beider die Diplomaten Franz Josefs um den Schlaf; selbst dieser schäbigste Artikel aus dem Kleinen Katechismus des

Teilens und Herrschens, daß aus den zwei serbischen Königreichen nicht eines werden durfte, blieb bis zum Untergang des Erzhauses in Geltung. Noch 1914 erfuhr Sazonov vom österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg, daß Wien einem Zusammenschluß Serbiens und Montenegros als einer „Verschiebung des Gleichgewichts an der Adria“ nicht ruhig zuschauen könne. Selbst im Weltkrieg dachte man noch die Petrović gegen die Karadjordjević auszuspielen und ein verkleinertes Serbien durch ein vergrößertes Montenegro mazzusetzen; vor der Eroberung des Lovćen und der Besetzung der Crnagora verhandelte der frühere k. und k. Militärattaché in Cetinje, Oberst Hubka, mit König Nikola über einen Sonderfrieden, Unterredungen des Erbprinzen Danilo mit deutschen Vertrauensmännern in der Schweiz erstrebten das Gleiche, und als im Dezember 1916 Prinz Mirko in der Wiener Kapuzinergruft am Sarge des alten Kaisers betete, schien das vielen ein gültiges Zeugnis des Wohlwollens der Habsburger für die Petrović und ein Unterpfand für die Zukunft der Schwarzen Berge unter dem österreichischen Doppeladler.

Den Seuchenkeim des *Divide et impera* Serbien selbst durch Unterstützung der „großen Unzufriedenheit der Makedonier“ einzupflanzen, schlug im März 1914 Graf Czernin vor, damit den Serben „die Verdauung ihrer neuen Ländereien erschwert werde und die Konsolidierung des neuen Staates sich langsamer und schwieriger gestalte“, aber lebendiger war in den habsburgischen Köpfen noch immer der Wahn, daß nur aus der ewigen Verhetzung von Kroaten und Serben das Heil erblühe. Da im Weltkrieg überall Militärs in die Politik hinein-

pfuschten, sah der 1915 zum Landeschef von Bosnien und Hercegovina ernannte Generaloberst Sarkotić im rein kroatischen Gedanken „jene Plattform, von der die beiden staats- und dynastiefindlichen Strömungen der serbischen und jugoslawischen Propaganda allein mit Erfolg auf die Dauer bekämpft werden können“; noch 1918 empfahl er bei Neuordnungen dem Minister des Aeußern Burian „völlige staatliche Trennung des kroatischen und serbischen Elements“ und als Quadratur des Zirkels die Zusammenlegung Bosniens und der Hercegovina, Dalmatiens und Kroatien-Slawoniens zu einer Verwaltungseinheit, in der, ein kroatischer Kurs der Regierung vorausgesetzt, die zwei Millionen achtmalunderttausend Kroaten und sechshunderttausend Moslems die anderthalb Millionen Serben mühelos zu Boden drücken würden.

3.

Aber mehr denn je suchte das Habsburgertum das, was ihm mit flinken Fingern nicht gelang, mit der geballten Faust zu erreichen. Wie vor 1866 die Kriegspartei fanatischen Haß gegen Preußen nährte, so daß „der Marsch nach Berlin“ und „die notwendigen Prügel der aufgeblasenen Berliner“ das Denken ganzer Schichten als Zwangsvorstellung beherrschten, war jetzt die Stimmung gegen Serbien. Durch Südslawenhaß verblödete Witzblätter in Wien und Budapest fanden mit der unwürdigsten Beschmutzung ganzer Völker und ihres redlichen Strebens beim Spießer lauten Beifall. Das wieherte vor Behagen, wenn es im Gereimel der „Muskete“ hieß: Was ist der Serb? Ein Schweinehirt!, wenn die Aufmunterung erklang:

Gehört ein solches Zigeunervolk
Nicht unbedingt in die Stampfe?

oder wenn die Serben einem lästigen Floh verglichen wurden:

O Ungeziefer drinawärts,
O sänftige doch deinen Schmerz
Vermittels dieser Fabel!
Bedenke, nahe scheint die Stund',
Wo Oesterreich dich knaxen kunnst'
Mit seinem scharfen Sabel!

Mit ähnlichen Fadheiten schimpfte sich ein Teil des Offizierkorps die schlechte Laune von der Leber, daß immer wieder mobilisiert und nie Ernst gemacht wurde. Der 1913 erschienene Roman „*Quo vadis, Austria?*“ eines ungenannten Portepéeträgers enthüllte mehr von der Geistesverfassung seiner Welt als viele Leitartikel der großen Presse. Die in diesem Buch dargestellten Offiziere schwärmten von „Oesterreich-Ungarn als Weltmacht“ und dem „Vormarsch nach Salonik“, redeten von den Balkanvölkern nur als dem „Gezücht hier unten“, von Serbien und Montenegro als „Pseudostaaten“ und „frechen Kötern“ und bramarbasierten: „Ein oder zwei Armeekorps, und Serbien und Montenegro winseln um Gnade.“

Der getreue Dolmetsch dieser säbelrasselnden, säbelschleifenden Soldateska war General Conrad von Hötzen-dorf. Wie ein Besessener sah er in Traum und Wachen nur eines vor sich: den Krieg gegen Serbien. Im Oktober 1912 wälzte er den Gedanken, daß die Donaumonarchie an die Spitze des Balkanbundes träte und sich seine Staaten etwa im Verhältnis Bayerns zum Reich eingliederte; nach dem Spruch: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!“ empfahl er Serbien vor die Wahl zu stellen: Freundschaft oder Krieg? und riet in der albanischen Frage, „mit der größten

Skrupellosigkeit und Rücksichtslosigkeit zuzugreifen“. Im Dezember nach kurzer Pause wieder zum Generalstabschef ernannt, hielt er dafür, daß sich die letzten Chancen böten, „die Rechnung mit Serbien erfolgreich auszutragen“, und begeisterte sich in einem Brief an seinen deutschen Kollegen Moltke für „die kriegerische Niederwerfung Serbiens ohne Scheu vor den möglichen Konsequenzen“. Bei Beginn des serbisch-bulgarischen Kriegs drängte er darauf, daß sich das Habsburgerreich an die Seite Bulgariens stellte, die Mobilmachung anordnete und in Serbien einmarschierte; sonst voll Verachtung für die Beweggründe der Krämer, wies er doch bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß das Ziel seiner Wünsche „ein überaus fruchtbares, an Naturprodukten reiches und äußerst entwicklungsfähiges Land“ sei, „dessen Schätze auszubeuten man nicht anderen Staaten überlassen sollte“. Ein Jahr später bei der ersten Nachricht von dem Verbrechen in Sarajevo stand, ehe er mehr als die nackte Tatsache wußte, für den General unverbrüchlich fest, daß das — endlich, endlich! — der Krieg sei.

Aber auch für die Verantwortlichen am Ballplatz hatte der Gedanke der Gewalt nichts Schreckliches. Ob die Serben am freien Meer saßen oder nicht, war für die Donaumonarchie so wenig eine Lebensfrage, daß ihnen eine Richtung im Ministerium des Aeußern den Adria-hafen gegen wirtschaftliche Zugeständnisse einzuräumen dachte; auch Conrad hatte nichts dagegen, falls Oesterreich-Ungarn die Schutzherrschaft über Albanien unter Ausschluß Italiens dafür eintauschte. Aber weil Berchtold in seiner Flottheit und Leichtherzigkeit aufs Ganze gehen

wollte, erklärte er im November 1912 feierlich vor ganz Europa, daß „unter keinen Umständen“ die Serben an die Adria dürften, und im folgenden Jahre hatte Graf Mensdorff auf der Londoner Botschafterkonferenz den gemessenen Befehl, an keiner Beratung über Serbiens Wunsch nach einem eigenen Hafen teilzunehmen. Wenn in jenem erregten November der österreichische und der deutsche Generalstab Maßregeln für den Kriegsfall besprachen, und Conrad in Bukarest einen gemeinsamen Aufmarschplan gegen Serbien und Rußland zu vereinbaren suchte, so war Berchtold in der Tat nach den Siegen der Balkanstaaten drauf und dran, jede Gebiets-erweiterung des serbischen Nachbarn mit Waffengewalt zu hindern, und konnte von dem österreichischen Ministerpräsidenten Stürgkh nur mit aller Mühe zurückgerissen werden; der Gesandte in Belgrad hatte schon die Weisung in der Tasche, was ihm beim Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu tun oblag. Wieder machte der Minister Anfang Juli 1913 angesichts des zweiten Balkankriegs in Berlin und Rom darauf aufmerksam, daß sich Oesterreich-Ungarn neuerlicher Ausdehnung Serbiens widersetzen müsse; unwillig nur steckte er das halbgezogene Schwert in die Scheide, weil er hier wie dort mit seinem frevlen Abenteuerdrang keine Gegenliebe fand. Aber für die Vernunftgründe des italienischen Ministers des Aeußern San Giuliano, daß es sich bei den ausgesprochenen Befürchtungen doch um „vermeintliche künftige Gefahren“ handele, „denen man wohl mit anderen Mitteln als mit einem Krieg vorbeugen könne“, hatte ein Berchtold kein Ohr; schon im Oktober feuerte er ein Ultimatum mit achttägiger Frist nach Belgrad ab, als

die Serben bei der Verfolgung von Arnautenbanden in albanische Grenzstriche eingerückt waren. Im April des nächsten Jahres tastete die habsburgische Politik nach einer Bekundung Take Joneskus in Bukarest das Gelände für einen Präventivkrieg gegen Serbien ab, doch da sie hier schwankenden Boden unter den Füßen fühlte, rüstete sie für den Sommer eine große diplomatische Offensive auf dem Balkan, um Bulgarien als Bundesgenossen zu gewinnen, Konstantinopel und Sofia anzunähern, derart Rumänien zum Dreibund zurückzuzwingen, vielleicht auch Griechenland zum Anschluß zu bewegen und mit allem Serbien völlig einzukreisen. Den Gedanken dieses neuen Balkanbundes unter Wiener und Berliner Führung entwickelte eine für die Wilhelmstraße bestimmte Denkschrift in dem Augenblick, als die Schüsse von Sarajevo fielen. Sofort beschloß der Ballplatz, was man eben durch diplomatische List erlangen wollte, die Ausschaltung Serbiens „als politischer Machtfaktor“, jetzt durch militärische Gewalt zu erreichen. Schon am 30. Juni enthüllte Berchtold dem Grafen Tisza seine Absicht, „die Greuelthat in Sarajevo zum Anlaß der Abrechnung mit Serbien zu machen“. Der Mordanschlag, dem auch eine unschuldige Frau und Mutter zum Opfer fiel, schien den Kriegszündern „eine glückliche moralische Position“ vor der Welt zu verschaffen; der habsburgische Gesandte in Belgrad, Giesl, freute sich schon am 8. Juni über den Krieg, weil der Augenblick dazu „glänzend“ sei; eine solche Gelegenheit kam so leicht nicht wieder. Gleichwohl blieben Radetzky-Marsch und Prinz-Eugen-Lied im allgemeinen für die Kaffeehäuser und Heurigenstuden; wo man die Dinge nur etwas überschaute, wurde der

Wille zum Losschlagen eher als Verzweiflungstreue gewertet. Tisza besorgte, daß „ein derartiger Angriff auf Serbien nach jeder menschlichen Voraussicht eine Intervention Rußlands und so den Weltkrieg heraufbeschwören werde“, und auch Berchtold war sich im klaren, „daß der Krieg mit Rußland infolge unseres Einmarsches in Serbien sehr wahrscheinlich“ sei. Als die Ereignisse nicht mehr zu bremsen waren, drückte denn gerade auf die entscheidenden Stellen eine Art Selbstmordstimmung; Conrad verhehlte sich nicht, daß das ganze Beginnen ein Vabanque-Spiel sei, und halb wehmütig, halb grimmig meinte Franz Josef: „Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll, so soll sie wenigstens anständig“ — in einem Meer von Blut! — „zugrunde gehen.“

4.

Als der Balkanbund die Scharen des Großherrn bis zum Marmarameer zurückwarf, verschwand für die habsburgische Ländergemeinschaft auch der letzte Schatten ihres früher oft und gern hervorgehobenen Daseinsgrundes, Schutzwall des Abendlandes gegen die Osmanengefahr zu sein. Die historische Perversität des am 28. Juli 1914 beginnenden Kriegs aber wurde durch nichts schärfer beleuchtet als durch die Absicht der Mittelmächte, bei dem für folgendes Frühjahr geplanten großen Angriff gegen Serbien hunderttausend Türken einzusetzen, und da seit Jahrhunderten die Feldzeichen des Erzhauses gegen die Roßschweife der Paschas geweht hatten, kehrte sich Sinn der Geschichte in Widersinn, als Januar 1916 bei der deutsch-bulgarischen Herrscherzusammenkunft

auf dem alten Kastell in Niš neben Schwarzgelb die Fahne mit dem Halbmond flatterte, die dort vor achtund-dreißig Jahren gesunken war.

Süß schmeckte auch die Anwendung der Gewalt gegen Serbien im Anfang nicht. Im August 1914 zu der prahlerisch angekündigten „Strafexpedition“ in der Richtung Valjevo vordringend, erlitt Potiorek in der Schlacht am Cer einen so empfindlichen Stoß vor die Brust, daß er bei dem eiligen Rückzug über die Drina fünfzig Geschütze und viertausendfünfhundert Gefangene zurückließ, und im Dezember bekam er von neuem eingepaukt, welche Kräfte ein um seine Freiheit kämpfendes kleines Volk zu entfalten vermag: die zweihundertfünfund-sechzig Bataillone, die diesmal die Sache meistern sollten, wurden wenige Tage nach der Besetzung Belgrads bis auf die fünfzigtausend Mann und hundertzwanzig Geschütze, die in den Händen der Serben blieben, aus dem Lande gefegt. Aber als im Oktober 1915 Mackensens gewaltige Uebermacht, eine Walze schwersten Artillerie-feuers vortreibend, von Westen und Norden heranwuchtete und von Osten die Bulgaren zupackten, lag trotz tapferen Widerstandes in kurzem ganz Serbien den Siegern als Beute zu Füßen. Wähten jetzt die habs-burgischen Militärs und Minister ihre jeweilige Patent-lösung der Südslawenfrage in weichen Ton kneten zu können, so bewegten sie sich ganz in der Zeit der Kabinettpolitik und Erbfolgekriege, die — was Völker! — Staaten teilte und zerstückelte, einverleibte und ver-schenkte. Der zweite k. u. k. Generalgouverneur Serbiens, Baron Rhemen, fand im Mai 1918 auf einer Besprechung mit dem Generalobersten Sarkotić und dem General-

major Graf Clam-Martinitz, Gouverneur Montenegros, zu Sarajevo die erfrischend einfache Formel: „Es handelt sich in erster Linie um Nehmen oder Nichtnehmen. Meine Ansicht ist: Nehmen!“ Gleich eindeutig dachte Conrad längst. Als gerader Soldat stirnlings aufs Ziel losgehend, drückte er schon Anfang Dezember 1915 den Grafen Burian, zu erklären, „daß Serbien aufgehört habe zu bestehen, daß somit erstens die Dynastie Karadjordjević aufgehört habe zu regieren und zweitens das Gebiet des bestandenen Königreichs Serbien im Einvernehmen zwischen den drei Verbündeten bis auf weiteres militärisch verwaltet wird, während sie sich vorbehalten, über die künftige Aufteilung des Gesamtgebiets im gegenseitigen Einverständnis zu entscheiden“. Da auch ihm der Appetit beim Essen kam, setzte er sich einige Tage danach in einem Schreiben an den Ballplatz dafür ein, daß neben Serbien auch Montenegro und Albanien als selbständige Staaten „endgültig und völlig“ verschwänden und daß der nicht an Bulgarien fallende Teil der beiden serbischen Königreiche und Nordalbanien etwa bis zum Mati-Fluß restlos von der Monarchie zu verschlucken seien; in einem noch so ausgiebig zum Krüppel geschlagenen Serbien sah er „auch weiters den gefährlichen Agitationsherd für alle südslawischen Sonderbestrebungen“.

Stimmte der Minister in seiner Antwort einer Annexion Belgrads mit Umgebung und der Mačva wie einer Selbstverständlichkeit zu, um für die anderen Teile bindende Entschlüsse abzulehnen, so entsprang solche Vorsicht der Rücksicht auf die Magyaren. Wohl begrüßte Graf Albert Apponyi die Kriegserklärung mit einem

freudigen: Also endlich!, und Budapest hallte von den Klängen des *Megállj, kutya szerbia!* wider:

Warte, warte, Hündin Serbien du,
Herceg-Bosna fällt dir nimmer zu!

Aber drei Wochen zuvor war im Rat der habsburgischen Würdenträger einzig Tisza gegen den Krieg um jeden Preis aufgestanden. Jetzt verwahrte er sich mit finsternen Brauen gegen die ausschweifenden Pläne des Generalstabschefs, weil „eine Einverleibung mehrerer Millionen Serben und Montenegriner“ das Reich „vor eine unmögliche Aufgabe stellen“ und „eine innere Zerrüttung der Monarchie anbahnen“ würde; ihm genügte es, den Bulgaren ihr Stück Serbien hinzuwerfen, Montenegro von der Adriaküste abzudrängen und die Nordwestecke Serbiens zu annektieren, um „Serbien und Montenegro von der Außenwelt abzuschneiden“ und als „arme, ganz auf die Monarchie angewiesene Staaten“ wirtschaftlich in tiefste Abhängigkeit von Oesterreich-Ungarn zu bringen. Wo in Wahrheit der Hase im Pfeffer lag, erkannte Conrad scharf und richtig, als er dartat, daß sich die Granden von Tiszas Schlag einzig „aus Furcht vor Herabminderung der nur gewaltsam aufrecht zu erhaltenden magyarischen Hegemonie gegen eine Vermehrung der ungarländischen Südslawen“ sträubten und „bewußt lieber die schwerste Gefahr für den Bestand der Monarchie“ abermals heraufbeschworen, „als der ethnographisch und kulturell ungerechtfertigten Präponderanz der magyarischen Minorität auch nur das geringste Opfer zuzumuten“; in diesem Aerger entfuhr ihm das Geständnis, daß Serbien „hauptsächlich durch die Nationalitäten- und Wirtschaftspolitik Ungarns“ zum erbitterten Feind

Habsburgs geworden sei. Aber ob im Mai 1918 die Rhemen, Clam-Martinitz und Sarkotić die anzugliedern- den Teile Serbiens zur „Erziehung“ der Bevölkerung für vier Jahrzehnte einer Militärdiktatur unterwerfen wollten, so glich doch alles, was sie über Dualismus und Sub- dualismus, virtuelle und faktische Angliederung und Stellung der neuen und alten südslawischen Gebiete zu Ungarn und zum Gesamtreich begrübelten und er- klügelten, den Sandburgen der Kinder am Meeresstrand, die die schon heranrollende Woge zerstört.

5.

Den politischen Wortführern in Wien und Budapest jedes Verständnis für das Gebot der Stunde auch im Innern zu rauben, genügte allerdings diese militaristisch- imperialistische Belastung des Südslawenproblems. Nur die Sozialdemokratie verfocht wie immer die Umwandlung des überalterten Reichs in eine „kleine Internationale“ durch Zerlegung in nationale Selbstverwaltungsgebiete, aber sogar ein gescheiter Kopf wie Karl Renner unterlag dem Irrtum, daß der Habsburgerstaat im Weltkrieg die Probe als Wehr- und Wirtschaftsgemeinschaft seiner Völker bestanden habe. An der Wurzel packte die Dinge erst das von Otto Bauer entworfene Programm der Parteilinken, das im Januar 1918, die Nationen über den Staat stellend, nicht nur den Zusammenschluß aller Deutschen in einem demokratischen deutschen Gemein- wesen forderte, sondern auch „das Recht der Slowenen, Kroaten und Serben auf Vereinigung in einem süd- slawischen Gemeinwesen“ anerkannte; erst am 3. Oktober schloß sich der sozialdemokratische Parlamentsklub diesen

Grundsätzen an. Auch wer sonst sehenden Auges und fühlenden Herzens mit den Südslawen zusammenkam, erlebte innere Einkehr; Ende Februar 1918 wandte sich von der Galerie des Reichsrats ein Oberleutnant, mit der hohen Kriegsauszeichnung des *signum laudis* geschmückt, an die Abgeordneten: „Ich bin als Deutscher stolz auf mein Volkstum und voll Sorge um seine Zukunft, aber ich habe in den Serbokroaten einen Volksstamm kennen gelernt voll glänzendster Eigenschaften, im wahrsten Sinne des Wortes ein prachtvolles Volk, dessen Söhne mit Heldenmut an allen Fronten gekämpft haben. Ich habe schon lange den Augenblick herbeigesehnt, wo die Deutschen sagen werden, daß dieses Volk ein Entgegenkommen verdient, die vollste Unterstützung aller Deutschen.“

Doch in den Gehirnwindungen der Parteien mit deutschnationalem Firmenschild löste sich der Kalk verflüsselter Jahrzehnte nicht so leicht. Wo die Grundpfeiler einer Welt wankten, dünkte es sie ein Frevel am Heiligsten, an Dualismus und Kronländerverfassung, weil beides den Deutschen in Zisleithanien die Vorherrschaft sicherte, auch nur zu rühren, und wo sie an einen Umbau des alten Gemäuers dachten, gingen sie auf eine neue Unterdrückung statt auf eine Befreiung der Südslawen aus. Das sogenannte Osterprogramm der Deutschen erstrebte Schaffung eines „zielbewußt deutsch“ zu regierenden Kaisertums Oesterreich; zu diesem Ende sollten Dalmatien, Bosnien und Hercegovina unter ein Säbelregime gestellt, das Küstenland, die Alpenländer wie Krain, Kärnten und Steiermark und die Sudetenländer zu einer deutschen Verwaltungseinheit verschmolzen, die deutsche

Amtssprache überall eingeführt und die Gründung nicht-deutscher Mittel- oder Hochschulen verhindert werden; der britische Pangermane Houston Stewart Chamberlain mit seinem Rat, die deutsche Sprache „der ganzen Welt aufzuzwingen“, schien diesen gegen den geistigen Aufstieg der slawischen Völker gerichteten Plänen Pate gestanden zu haben. Auch daß durch Bildung einer südslawischen Einheit selbst innerhalb des Habsburgerreichs das Deutschtum vom Mittelmeer abgedrängt werde, war in der Folge ein beliebtes Schlagwort dieser Hetze; der österreichische Ministerpräsident Seidler ließ sich noch Ende April 1918 vernehmen, man wisse nicht, ob nicht einmal ein südslawischer Staat im Rahmen der Monarchie entstehen werde, aber wenn, dann ohne die Slowenen, die auf dem Wege zur Adria lägen. Obwohl in diesem Jahre der Weltkrieg längst auf das Donaureich gewirkt hatte wie der Magnetberg im Märchen auf die ihm nahekommenden Schiffe, denen er Eisenteile, Klammern und Nägel entzieht, trumpfte die „Alldeutsche Parteileitung für die Steiermark“ auf, daß das deutsche Volk in Oesterreich niemals die Errichtung des selbständigen Südslawenstaates in welcher Form immer — „und sei es auch die Kronlands-Autonomie“ — zugeben dürfe; auf deutschen Volkstagen heischten Urgermanen mit Namen Scala, Mravlig und Ambroschitsch, daß „ein südslawisches Reich“ mit allen Kräften vereitelt werden müsse, und Abordnungen aus den südlichen Alpenländern erbaten in der Hofburg ehrerbietigst „ein entschiedenes Machtwort des Kaisers gegen die südslawische Propaganda“; wie gegen ein durchgehendes Milchfuhrwerk riefen sie gegen den unerbittlichen Lauf der Weltgeschichte die Polizei

an, und Seidler tat ihnen auch im Juli, zu einer Zeit, da die Habsburgerei schon mehr ein Spuk denn ein Sein war, den Gefallen, den „deutschen Kurs“, das war die Herrschaft eines Drittels über zwei Drittel, zu verkünden.

Wenn selbst das Manifest Kaiser Karls vom 16. Oktober, das die Umwandlung Oesterreichs in einen Bundesstaat der Völker anzeigte, vor dem Dualismus achtungsvoll haltmachte und deshalb gar nicht ans Ohr, geschweige ans Herz der Südslawen reichte, war der Satz, daß durch die Neugestaltung „die Integrität der Länder der ungarischen heiligen Krone in keiner Weise berührt werden“ dürfe, durch die Angst vor den Magyaren erpreßt worden. Dünkelhafter und unbelehrbarer noch als die Deutschen pochten sie bis zum letzten Augenblick auf ihr überliefertes und durch den Ausgleich von 1867 verbrieftes Herrentum; Ende September 1918 noch schnauzte Tisza in Sarajevo, wo er für seine „Lösung“ der Südslawenfrage Stimmung zu machen gedachte, die kühl ablehnenden bosnischen Notabeln an wie ein kolonialer Eroberer unterjochte Negerhäuptlinge: „Wir werden euch zerschmettern!“ Treppenwitz der Weltgeschichte, daß kaum vier Wochen später sein Stammes- und Standesgenosse Andrassy als letzter gemeinsamer Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Südslawen die volle Autonomie versprechen mußte, aber da kam nach dem alten Wort Oesterreich wieder und zum letztenmal um einen Posttag zu spät.

6.

Seit Oktober 1912 hauchte die habsburgische Südslawenpolitik immer üblere Düfte aus. Von den amtlichen Stellen gefördert, betrieb die schwarzgelbe Presse während

des Balkankriegs so hanebüchene Verleumdung des serbischen Heeres, daß, eine Seltenheit in aller Geschichte, ein Blatt des Feindes, der Konstantinopeler „*Ikdam*“, die Erfindungen namentlich der „Reichspost“ zurückwies und für die Menschlichkeit der serbischen Armeeführung Zeugnis ablegte. Ein besonderer Schlemmerbissen aus dieser journalistischen Sudelküche war der Fall Prohaska. Nach der Einnahme Prizrens wurden Wochen hindurch Tag für Tag Schauermedien in die Welt gejagt, daß der k. und k. Konsul dort von den Serben bald hieß es mißhandelt, bald getötet, bald entmannt worden sei; das Ministerium des Aeußern schwieg auch noch zu der schamlosesten Nachricht, die sich irgendein Schmock aus den schmutzigen Fingern sog, weil es galt, für den geplanten Krieg den Spießbürger zum wilden Serbenhaß aufzuputzen. Erst als der Angriff abgeblasen war, bequemte sich das Preßbureau Berchtolds zu der Feststellung, „daß die in Umlauf gewesenen Gerüchte, wonach Konsul Prohaska serbischerseits auf seinem Posten förmlich gefangen gehalten, ja, sogar mißhandelt worden wäre, jeder Grundlage entbehren“.

Aehnlich beim Attentat von Sarajevo. Der Kaiser, dem die Verbindung Franz Ferdinands mit einer „Un-ebenbürtigen“ Sorgen für die spätere Thronfolge schuf, nahm in all seiner Herzenskälte die Schreckenskunde fast befriedigt hin: „So hat Gott doch wieder alles in Ordnung gebracht“; er schlief in der nächsten Nacht so ausgezeichnet wie stets. Auch die Wiener Hofsippe konnte kaum ihre Erleichterung verbergen, daß es mit dem leidigen Hinundhergezerre zwischen dem alten und dem jungen Herrn vorbei war. Die magyarischen Granden

vollends jubelten insgeheim über den Tod ihres gefährlichsten Gegners; als der Präsident des bosnischen Landtags, Dr. Dimović, dem ungarischen Ministerpräsidenten seinen Abscheu vor dem Verbrechen ausdrückte, unterbrach ihn Tisza mit schlecht in Frömmerei eingewickelter Hohn: „Der liebe Herrgott hat es so gewollt, und dem lieben Herrgott müssen wir für alles dankbar sein“. Auch dachte von den Leitern der habsburgischen Politik keiner auch nur einen Augenblick an eine Schuld der serbischen Regierung. Berchtold war nach eigener Bekundung der Meinung, daß die Tat den Belgrader Machthabern höchst unwillkommen gewesen sei, des Ministers einflußreicher Kabinettschef Graf Hoyos bekannte später, er habe nie geglaubt, „daß die Ermordung des Erzherzogs von maßgebender Stelle in Belgrad oder Petersburg aus vorbereitet oder gewollt worden sei“, und lediglich Bestätigung dieser Ueberzeugung war der Bericht des zur Untersuchung nach Sarajevo gesandten Sektionsrats Wiesner vom 14. Juli 1914: „Mitwisserschaft der serbischen Regierung an der Leitung des Attentats oder dessen Vorbereitung und Beistellung der Waffen durchs nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen.“ Mit gewohntem Freimut sprach denn Conrad aus, daß der Krieg „nicht als Sühne für den Mord“, sondern für „das Prestige einer Großmacht“ geführt werde; die ganze große moralische Entrüstung über die verwerfliche Tätigkeit der Belgrader Regierung war nur eine kaltblütig angezettelte Mache des Ballplatzes, um die Masse bis zur Weißglut für das Losschlagen zu erhitzen. Auch die gemeinsame Ministerratssitzung vom 7. Juli 1914, in der

die Pandorabüchse geöffnet wurde, erwähnte Schuld und Strafe mit keiner Silbe; nach Berchtolds Wort handelte es sich nur darum, „durch rechtzeitige Abrechnung mit Serbien“ einen „bereits im Gange befindlichen Entwicklungsprozeß“, nämlich die Bildung eines neuen Balkanbundes, aufzuhalten. In diesem diplomatischen Verbrecherkeller herrschte, bis auf den ungarischen Ministerpräsidenten, schönste Einmütigkeit, daß, wie das unkorrigierte Sitzungsprotokoll verriet, „ganz unannehmbare Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, damit es bestimmt zum Kriege komme“; Tisza sagte treffend dem Kaiser, im Ministerium sei die Absicht gereift, „den Krieg zu provozieren“, und die Sorge der Verantwortlichen am Ballplatz drehte sich einzig darum, „daß die vollkommene Nachgiebigkeit Serbiens das Ausholen zum Schlage erschweren könne“. Darum wurden die Forderungen des Ultimatums so zugespitzt, daß, wie Hoyos zufrieden bemerkte, „ein Staat, der noch etwas Selbstbewußtsein und Würde habe, sie eigentlich unmöglich annehmen könne“; es war die habsburgische Losung von 1850 gegen Preußen: *D'abord avilir, puis démolir!* Als wider Erwarten die serbische Regierung den Nacken doch unter das kaudinische Joch beugte, benutzte Wien einige nicht wesentliche Einwendungen Pašićs als Vorwand zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Auf kotigem Pfad, der der k. und k. Staatskunst nicht mehr unvertraut war, schritt Berchtold weiter, wenn er Franz Josef die Zustimmung zur Mobilmachung mit der in jedem Buchstaben von ihm selber erlogenen Nachricht ablistete, daß ein Einbruch serbischer Banden auf bosnisches Gebiet die Oesterreicher vierhundert Mann

an Toten und Verwundeten gekostet habe, und ebenso begründete er vor dem Kaiser die Notwendigkeit der Kriegserklärung mit der Meldung über ein von den Serben hervorgerufenes lebhaftes Geplänkel bei Temes-Kubin; als der erlauchte Namenszug unter dem verhängnisvollen Schriftstück stand und es ein Zurück nicht mehr gab, erzählte der Minister dem Monarchen so nebenbei, daß die Kunde von dem blutigen Zusammenstoß keine Bestätigung gefunden habe. Auch im Verkehr mit den anderen Mächten, selbst mit dem deutschen Bundesgenossen, zeigte die habsburgische Diplomatie eine tiefgründige Hinterhältigkeit. Leugnete der Botschafter am Zarenhof noch am 18. Juli 1914 Sazonov gegenüber jede Absicht, die Beziehungen zu Belgrad zu verschärfen, so entlockte zehn Tage später Berchtolds Politik, die für ihre Pläne mit Serbien in Berlin, Rom, London und Petersburg vier verschiedene Fassungen hatte, dem deutschen Reichskanzler den verzweifelten Stoßseufzer: „Diese Zweideutigkeit Oesterreichs ist unerträglich!“

Auch von Fälschungen, die sie im Frieden nicht schamhaft erprobt hatte, ließ diese Staatskunst im Kriege nicht. Als im März 1917 im Budapester Reichstag eine Enthüllungsbombe platzte und angeblich in Belgrad entdeckte Geheimakten der „*Narodna Odbrana*“ gestatteten, daß eine Reihe namentlich genannter serbokroatischer Abgeordneter des Hochverrats bezichtigt wurde, kam bald ans Tageslicht, daß der ganze Fund ein Schwindel und die Urkunden Fabrikate nach beliebten Mustern waren. Den Hörern aber rann es eisig über den Rücken, als in öffentlicher Sitzung des kroatischen Landtags am 10. November desselben Jahres Dr. Ivan Frank die unwiderlegbare Mit-

teilung machte, daß ihm in den bewegten Tagen nach der Tat von Sarajevo der Polizeichef von Agram, Mraović, nahegelegt habe, nach dem Vorbild der russischen Pogrombanden ein Schwarzes Hundert zu bilden und die Führer der serbisch-kroatischen Koalition Valerian und Svetozar Pribičević und Bude Budisavljević zu meucheln! Dem Staat, der vor solchen gemeinen Verbrechen nicht zurückschreckte, sprach ein lauterer Gemüt wie Dr. Krek, dem Befreiung und Einigung seines Volkes eine sittliche Forderung war, außer allem anderen auch die moralische Eignung zur Lösung der Südslawenfrage ab.

7.

Wenn Oesterreich-Ungarn seit 1908 Deutschland meist im Schlepptau seiner Balkanpolitik hatte und oft auf eigene Faust vorging, ohne den Bundesgenossen zu fragen, ja, nur zu unterrichten, und nachträglich von ihm Rücken- deckung gegen die ganze übrige Welt verlangte, so glückte das gerade in der Serbenfrage nicht immer. Im Oktober 1912 empörte sich Wilhelm II., daß die Großmächte die Balkanstaaten in ihrem Beginnen zu hemmen suchten: „Mit welchem Recht? Zu wessen gunsten? Das mache Ich nicht mit. Ebensowenig wie wir uns haben 1864, 1866, 1870 hineinreden lassen in unsere ‚berechtigte Entwicklung‘, so wenig kann und will Ich andere hindern oder ihnen hineinreden“; als Anfang November die Türkei die Vermittlung Europas anrief, verbot er die Beteiligung an jeder Aktion, „die irgendwie seitens des Vierbundes als Absicht, ihm in den Arm zu fallen, ausgelegt werden könnte“; auch sah er nicht ein, warum die Serben nicht an die Adria sollten. Wohl erklärte sich zugleich Staats-

sekretär Kiderlen-Wächter in Wien zur Erfüllung aller Bundespflichten bereit, die gefährliche Formel brauchend, Deutschland habe nicht zu entscheiden, was Oesterreichs Interesse in Albanien erfordere, aber auf Umwegen gab die Wilhelmstraße zu verstehen, daß bei einem Krieg gegen Serbien der Bündnisfall nicht ohne weiteres eintrete. Der deutsche Dämpfer nicht zuletzt bei einer Zusammenkunft Wilhelms und Franz Ferdinands war es, der in diesem Jahre den habsburgischen Kriegswillen erstickte. Wie im nächsten Frühling der Kaiser die Wiener Politik abermals verfehlt schalt und ihr riet, Serbien Rückhalt gegen Bulgarien zu gewähren, so zog Deutschland im Juli 1913 Berchtold an den Rockschoßen von seinem kriegerischen Abenteuer zurück, und da Wilhelms Machtwort auch den Wunsch des Ballplatzes, den Bukarester Frieden zum Vorteil Bulgariens zu ändern, durchkreuzte, kam man sich in Wien allgemach wie im Stich gelassen vor. Nicht nur warf Conrad einzelnen Trägern von Bethmann Hollwegs Politik wie dem Gesandten in Cetinje „prononzierte Sympathien für die Balkanstaaten“ vor, sondern die Militärpartei zweifelte überhaupt an der Neigung Berlins, gegen Serbien mitzumachen. In der Tat bedauerte Graf Moltke im Februar 1913 sehr, daß das Reich „durch Verträge und durch die Notwendigkeit, Oesterreich zu erhalten“, in eine gewisse Abhängigkeit von dem Bundesgenossen gekommen sei, und noch Ende Mai 1914 flossen in ein Schreiben Tschirschkys an Kiderlens Nachfolger Jagow starke Bedenken ein, „ob es wirklich noch lohnt, uns so fest an dieses in allen Fugen krachende Staatsgebilde anzuschließen und die mühsame Arbeit weiterzuleisten, es mit fortzuschleppen“.

Aber die wilhelminische Politik der Plötzlichkeiten hatte es so gründlich mit aller Welt verschüttet, daß sie an Ersatz für das Bündnis mit diesem zweiten „kranken Mann“ in Europa nicht zu denken vermochte und deshalb immer wieder darauf verfiel, ihn zu hegen und hätscheln. Obwohl Deutschland von dem österreichischen Ultimatum an Serbien im Oktober 1913 vorher nichts erfuhr, sagte es auch für einen Krieg Beistand zu, und Wilhelm, sich in Purzelbäumen von seinem Standpunkt bisher entfernend, stachelte Conrad an: „Ich gehe mit euch; die anderen sind nicht bereit, sie werden nichts dagegen unternehmen. In ein paar Tagen müßt ihr in Belgrad stehen.“ Auch nach Sarajevo entschied Berlin. Als am 5. Juli der Generalstabschef bei Franz Josef für den Krieg sprach, verschwieg der Kaiser seine Zweifel wegen der Haltung des Bundesgenossen nicht, aber auf Conrads Frage: „Wenn die Antwort lautet, daß Deutschland auf unserer Seite steht, führen wir dann den Krieg gegen Serbien?“, erwiderte er ungesäumt: „Dann ja!“ Von allen deutschen Diplomaten sah lediglich Fürst Lichnowsky in London auf den Grund der Dinge; in der klugen Erkenntnis, daß das südslawische Nationalgefühl und Einigungsbedürfnis nicht durch einen Krieg zu unterdrücken sei und vielleicht um so heftiger emporschießen werde, warnte er, Berchtold in „einer aktiven Balkanpolitik zu unterstützen, bei der wir alles zu verlieren und absolut nichts zu gewinnen haben“. Allerdings riet auch Tschirschky in Wien gleich nach dem Attentat nachdrücklich von übereilten Schritten ab, und am 4. Juli legte Unterstaatssekretär Zimmermann dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin neben großer Vorsicht

ans Herz, „keine demütigenden Forderungen“ an Serbien zu richten. Aber da am nächsten Tage Wilhelm auf ein Handschreiben Franz Josefs den habsburgischen Plänen seine volle Unterstützung auch im Fall eines Krieges mit Rußland zusicherte und Bethmann Hollweg dem diplomatischen Vertreter der Donaumonarchie, das gleiche betuernd, sagte, daß Deutschland es Oesterreich-Ungarns Urteil überlasse, wie das Verhältnis zu Serbien zu klären sei, hielt Berchtold die heiß ersehnte, kaum gehoffte Blankovollmacht in der Hand. Freudig vertraute er am 7. Juli dem Generalstabschef an, Berlin stehe „unbedingt auf unserer Seite“ und rate zum Losschlagen; drei Tage später meinte er, man könne jetzt auch Deutschlands wegen nicht zurückweichen. So lange drängte, auch als die Weltkriegsgefahr schwefelfarben am Himmel aufleuchtete, die Wilhelmstraße den Bundesgenossen zur Beschleunigung seines Vorgehens, bis es zu spät war. Da der Kaiser am Morgen des 28. Juli die serbische Antwort auf das Ultimatum wertete: „Damit fällt jeder Kriegsgrund fort . . . Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen“, war die Kriegserklärung schon unterwegs und das abgeschossene Blei nicht mehr in den Lauf zurückzuzaubern.

Seit Jahren hatte der größte Teil der deutschen Oeffentlichkeit den europäischen Südosten durch die gefärbten Wiener und Budapester Gläser angeschaut. Darum verfiel nach der Ermordung Franz Ferdinands nicht nur der Hohenzoller in seinen Randbemerkungen in den Verkehrston der Gosse: „Serbien ist eine Räuberbande!“ „Nur feste auf die Füße des Gesindels getreten!“, sondern auch ein Professor Sombart schrie hysterisch,

„daß man ehrliche Waffen beschmutzt, wenn man mit solchen Völkern ficht“, und ein Professor Meinecke schmähte „die stinkende Sache der Serben“. Wer diese Nation ein wenig näher kannte, hatte stets ein anderes Urteil. Doch wenn der deutsche Generalstäbler von Gleich als Militärattaché im Balkankrieg entdeckte, daß die serbischen Offiziere „in ihrem Wesen ansprechend, im Auftreten gewandt und bestimmt“ waren und „einen wohlunterrichteten Eindruck“ machten, stieß er überall auf Unglauben; „das Vorurteil gegen alles, was serbisch hieß, war unausrottbar“. 1915 aber neigte sich die deutsche Oberste Heeresleitung nicht nur vor dem „zähen Widerstand des kriegsgewohnten und sich brav schlagenden Gegners“ und nannte ihn als tapferen Kämpfer ebenbürtig, sondern Hunderttausende von Deutschen bekamen jetzt das bestverleumdete Volk und Land der Welt mit eigenen Augen zu sehen und wunderten sich baß über den Unterschied zwischen ihrer durch schwarzgelbe Lügen genährten Vorstellung und der nicht anzuzweifelnden Wirklichkeit. Was Mannschaften und Offiziere empfanden, sprachen die Kriegsberichterstatter aus. Ganghofer meinte nachdenklich: „Das Volk in Serbien scheint wesentlich anders zu sein, als wir daheim es zu sehen gewöhnt sind“; Roda Roda rühmte die „hübschen, reinlichen Dörfchen“ und beschrieb die Verblüffung, „in kleinen Dörfern weitläufige, neue, guterhaltene Schulgebäude zu finden“; Hegeler staunte, „daß man so zahlreiche deutsche Bücher und so zahlreiche Leute antrifft, die nicht nur deutsch sprechen, sondern auch deutsche Sympathien haben“, und erwähnte die Schulen auf deutscher Grundlage, „deren das Land, zu seinem Lob muß man es sagen, selbst in

dem kleinsten Dorf eine besitzt und die fast immer das stattlichste Gebäude ist“, und Köster rief aus: „Niemand hat uns dieses Land lieben gelehrt. Wir mußten erst mit Mörsern und Kolonnen kommen, um zu entdecken, wie schön dieses Serbien ist . . . Die Dörfer machen einen geordneten Eindruck — man findet Schulen von einer Größe wie nicht immer in Westeuropa. Und die Menschen sind das Ueberraschendste. Entgegenkommend, freundlich, zu jeder Hilfe bereit da, wo man es erwarten kann — zurückhaltend und kühl, wo der nationale Takt es gebietet“. Da auch das Benehmen der also Verwunderten sich von dem ihrer Bundesgenossen vorteilhaft abhob, bezeugte Dr. Boža S. Nikolajević bei weitem nicht als der einzige Serbe, „daß sich zur Zeit der dreijährigen Okkupation zwischen unserem Volk und den Deutschen sogar eine Art Freundschaftsverhältnis herausbildete“.

Trotz allem gedieh in der Heimat die Beschäftigung mit der Serben- und Südslawenfrage nur spärlich. Obwohl 1913 Seton-Watsons „*The Southern Slav Question and the Habsburg Monarchy*“ in Uebersetzung erschienen war, hatten die Wortführer der öffentlichen Meinung von der reichen und fruchtbaren Problematik dieses Volks keine Ahnung, und ein Schriftchen, bei Eugen Diederichs in Jena verlegt, in dem Milčinović und Krek über das Wesen von Kroaten und Slowenen Wesentliches aussagten, ließ die Militärzensur vorsorglich nicht ans Tageslicht. So herrschten Schablone und Schlagwort. Alldeutsche Kraftstoffel verhehlten nicht, daß der Weg Berlin-Bagdad über die Leiche des Serbentums gehen müsse, und wenn auch Karl Kautsky in seiner mutigen Schrift „Serbien und Belgien in der Geschichte“ im Namen der Demo-

kratie und Internationalität für den Zusammenschluß der Südslawen in einem unabhängigen Staat eine Lanze brach, sahen andere Sozialdemokraten von Ruf eine Lösung der Orientfrage in einem künstlich aufgedunsenen Bulgarien, das als Platzhalter der Mittelmächte quer über dem Balkan lag.

8.

Als Zar Ferdinand Mitte Oktober 1915 auf Grund der fünf Wochen zuvor abgeschlossenen Verträge gegen Serbien losschlug, hißte namentlich Deutschland den Wimpel der Bulgarenbegeisterung. Zwar durfte, da eine Dreibatzen-Geschichtsbetrachtung den Weltkrieg als Entscheidungskampf zwischen Germanentum und Slawentum ausgab, der neue Bundesgenosse beileibe kein Südslawe sein; er wurde zum „Turanier“ umgetauft, und ein gedankentiefer Kopf von Professor kam darauf, daß die Achse des europäischen Ringens der Aufstieg der turanischen Völker, Magyaren, Bulgaren und Osmanen, sei. So entstand eine „Deutsch-Bulgarische Gesellschaft“ und ein „Institut für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien“, bulgarische Sondernummern deutscher Zeitschriften erschienen, in Leipzig tat sich der Verlag einer „Bulgarischen Bücherei“ auf, in Sofia wurde der Grundstein zu einem deutsch-bulgarischen Freundschaftshaus gelegt, und so tönend klang das: Herzbruder du, an meine Brust!, als sei die Verbindung mit dem Bulgarenvolk erst des deutschen Wesens Erfüllung.

Aber wenn Wilhelms Ueberschwang in der bulgarischen Hauptstadt vom unzerreißbaren Band der Waffenbrüderschaft rühmte, daß es „dem der Stammesgemeinschaft nicht nachsteht“, oder der deutsche Gesandte Graf Obern-

dorff die Herzlichkeit pries, die von Anfang an das Verhältnis zwischen beiden Staaten beseelt habe, so tauchte Moltkes Aufforderung an Conrad von August 1914 solche Redensarten in ein unbarmherzig nüchternes Licht: „Lassen Sie doch die Bulgaren gegen Serbien los und lassen Sie das Pack sich untereinander totschiagen!“ Denn wieder machte ein Kleiner seine bitteren Erfahrungen mit den Großen; abermals erfuhr ein Südslawenstamm, was die Hingabe an eine europäische Macht bedeutete. Nur zu bald gingen den Bulgaren die Augen auf, daß sie allein Mittel zum Zweck waren. Weit entfernt, das bulgarische Volk aus seinen eigenen Daseinsbedingungen heraus zu begreifen, rümpfte der spätere Eintagskantzler Michaelis auf einer Fahrt nach Konstantinopel die Nase, weil die Kampfgenossenschaft „mit so rohen Kerls wie den Bulgaren“ doch „eine scheußliche Sache“ sei, und der Kriegsminister Stein sah in ihnen „ein unfertiges, noch in den Kinderschuhen steckendes Volk mit Bauernschlauheit und Eigennutz“. Wenn deutsche Offiziere noch hochnäsiger Urteile über den Bundesgenossen in die Gasthäuser Sofias schmetterten, erregte das böseste Blut; schon während des Krieges wurde das Wort eines angesehenen bulgarischen Ministerialbeamten bekannt: „Die Deutschen haben es nicht verstanden, unsere Herzen zu gewinnen; das ist schlimmer für sie als für uns“. Nachher vor dem Staatsgerichtshof über die Beziehungen zu den Mittelmächten vernommen, bekundeten die Generale Čarakčiev und Lukov, daß sich der deutsche Militär-Attaché Massow in anmaßendster Weise als Oberbefehlshaber des bulgarischen Heeres aufgespielt und ohne Unterlaß Reibungen mit den ein-

heimischen Behörden gehabt habe, bezeugten, daß sich die Deutschen als die absoluten Herren gefühlt und mit dem bulgarischen Volk wie mit Knechten und Leibeigenen umgesprungen seien, und der eine hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge, daß in ihrer Erbitterung die bulgarischen Soldaten lieber gegen ihren Bundesgenossen als gegen Serben und Franzosen gefochten hätten. Als sich im Sommer 1916 im Sofioter Gemeinderat der radikale Sozialist Dr. Dimitrov gegen die Feierlichkeiten für die deutschen Reichstagsabgeordneten kehrte, sprach er vielen seiner Landsleute mit der Begründung aus dem Herzen, daß dieser Besuch nur ein Glied in einer Kette sei, „den Balkan, vornehmlich Bulgarien, in ökonomischer und vielleicht auch politischer Hinsicht zu unterjochen“, und da Friedrich Naumann auch das Königreich Ferdinands in seine politische Traamtänzeri Mitteleuropa einbezog, ließ sich Aleksandar Cankov über das in jenem Plan enthaltene Zollbündnis mit den Mittelmächten sehr skeptisch aus. Auch daß sie ihren kleinen Verbündeten für alle Fälle fest am Kragen hatten, rief Unbehagen hervor; bei geheimen Verhandlungen des bulgarischen Diplomaten Rizov mit den russischen Gesandten zu Stockholm und Kristiania im Februar 1917 verriet er, die Deutschen hätten auf den verschiedenen Fronten und im Lande selbst ihre Truppen so umsichtig verteilt, daß für Sofia eine Aenderung der auswärtigen Politik ausgeschlossen sei, und wirklich faßte das k. und k. Militärgeneralgouvernement Serbien Ende Juli 1918, als es die Abschwenkung Malinovs für die zweite Septemberhälfte richtig voraussagte, in aller Gemütsruhe einen Krieg gegen Bulgarien ins Auge!

Лука Ђеловић
БЕОГРАД
Luka Celović
BEOGRAD

Schlug nach der Aussage des Generals Lukov das von Anfang an kühle Verhältnis der Bulgaren zu den Deutschen in offenen Haß um, seit diese sich mit Gewalt der für die verbündete Armee bestimmten Lebensmittelwaggons zu bemächtigen begannen, so weckte auch der Befehl, das Kohlenbergwerk Pernik deutscher Ausbeutung zu übergeben, gärenden Groll. Schlimmer noch war die rücksichtslose Ausschöpfung des Menschenreservoirs, das Bulgarien für die Mittelmächte darstellte; das kleine Land hatte schließlich im Verhältnis zu seiner Bevölkerung weit größere Massen unter den Waffen als Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Die Enttäuschung darüber schoß um so mehr ins Kraut, als vielfach der Glaube verbreitet gewesen war, Sofia könne nach Erreichung seines Kampfziels, der Eroberung Makedoniens, mit dem Kriege Schicht machen; im November 1915 schon sprach der Finanzminister Tončev hoffnungsvoll von der Aussicht, demnächst einen Teil des Heeres zu demobilisieren. Daß die Mittelmächte nicht mit den nötigen Kräften eingriffen, um die Entente bei Salonik ins Meer zu drücken und so die Balkanfront ein für allemal zu erledigen, verstimmt das bulgarische Oberkommando, und noch ungescheuter machte es seinem Aerger Luft, als es der Verweigerung zweier angeforderter deutscher Divisionen im November 1916 die Schuld am Verlust der auch moralisch wichtigen Stadt Bitolj gab. Aber dem deutschen Generalstabschef Falkenhayn war die Bedrohung Bulgariens durch die Salonik-Armee eben recht, um den Bundesgenossen, der sonst das Interesse am Krieg verlieren konnte, bei der Stange zu halten. Mit feinem Gefühl für die schwache Stelle des Bündnisses setzte die Propaganda namentlich

der Engländer hier den Bohrer an, um Bulgarien zum Abfall zu überreden, da es seine Wünsche erfüllt habe, fortan nur mehr *pour le roi de Prusse* kämpfe und im besten Fall ein Korridorstaat für die deutsche Orientpolitik werde, und schon 1916 war der Chef des bulgarischen Generalstabs Jostov dafür, daß man in der Tat jetzt, nach der Besetzung Makedoniens, auf die Seite der Entente trete.

Für seine Bundeshilfe sicherten Hohenzollern und Habsburger dem Koburger jenes Makedonien zu, das sich Belgrad im Bukarester Frieden angeeignet hatte, dazu ein saftiges Stück Ostserbien mit Pirot, Niš, Vranja und Leskovac, das schandenhalber den Namen Morava-Land erhielt; zu seinen sechsundneunzigtausend erwartete Bulgarien einen Zuwachs von mindestens siebenundsechzigtausend Quadratkilometern. Aber nicht zufällig ließ Oesterreich-Ungarn bei den Abmachungen im Dunkel, daß es das ganze Gebiet westlich von der Vertragsgrenze als eigene Interessensphäre betrachtete und dort das alleinige Verfügungsrecht verlangte. Schon bei dem Gedanken, daß die von ihm entworfene Teilung Albaniens die Bulgaren an die Adria brächte, zog Conrad ein saures Gesicht, und als sie sich im Becken von Priština, Prizren, Djakovica und Elbasan festsetzten, blieben scharfe Zusammenstöße zwischen den Regierungen und Heeresleitungen nicht aus. Beim Besuch Ferdinands im Teschener Hauptquartier führte im Februar 1916 Conrads schroffe Haltung in dieser Frage zum persönlichen Bruch zwischen beiden. Der Generalstabschef brandmarkte es überdies durch den Militärattaché in Sofia als Hinterhältigkeit, wenn die Regierung Radoslavov nach früher nie er-

strebten Länderstrecken giere, und machte auch stets die deutsche Oberste Heeresleitung gegen die Bulgaren scharf, denen, wie allen Balkanvölkern, nicht über den Weg zu trauen sei.

Suchten die Deutschen in diesem Fall auszugleichen, so gerieten sie selbst mit Bulgarien hart aneinander, als die Niederwerfung Rumäniens das Schicksal der Dobrudscha auf die Tagesordnung setzte. Nach dem Bündnisvertrag sollte sie den Bulgaren zufallen, und außerstande, den Impuls des Augenblicks zu bändigen, wünschte Wilhelm schon Radoslavov Glück zum Erwerb eines Edelsteins wie Constanza. Aber da die Pforte von einer solchen Machterweiterung des Bundesgenossen Gefahren für Konstantinopel befürchtete, war, sich den osmanischen Erwägungen anschließend, Ludendorff dafür, daß Bulgarien zum mindesten den 1915 ausbedungenen Streifen westlich von Adrianopel und östlich der Marica an die Türkei zurückgebe. Als obendrein Deutschland nach Stadt und Hafen Constanza samt der Bahnlinie und Erdölleitung nach Cerna Voda Begehrtug und Oesterreich-Ungarn eine Ecke Morava-Land beim Eisernen Tor verlangte, währte Bulgarien bei den Friedensverhandlungen mit Rumänien als Besiegter, nicht als Bundesgenosse der Mittelmächte dazustehen. Da der Bukarester Vertrag ihm nur die Süddobrudscha zubilligte und den nördlichen Teil gemeinsamer Verwaltung aller Verbündeten unterstellte, schalt man in Sofia enttäuscht und verbittert über die krasse Undankbarkeit der Deutschen und Oesterreicher und drohte unzweideutig mit den schlimmen Folgen für den Fortgang des Kriegs. Ueber dem Versuch der Bulgaren, die deutschen Etappen-

behörden aus der Norddobrudscha zu verdrängen, kam es zu scharfen Zwistigkeiten und sogar blutigen Zusammenstößen, und einflußreiche Kreise in Sofia sprachen sich das Recht zu, da der Partner seine Verpflichtung nicht innegehalten habe, für ihren Teil mit der Entente anzubündeln. Nicht zuletzt über den Bukarester Frieden stürzte das Kabinett Radoslavov. Die vorbehaltlose Abtretung auch der nördlichen Dobrudscha an Bulgarien am 25. September 1918 hinkte eine halbe Stunde hinter den Ereignissen drein; am gleichen Tage faßte das von vornherein der anderen Seite zugeneigte Ministerium Malinov den Beschluß, das Oberkommando der Salonik-Armee um Waffenstillstand anzugehen.

Der Bündnisvertrag mit Bulgarien aber belastete auch die deutsche Friedenspolitik. Da in den Gebieten, die es als Preis für seine Heeresfolge einzustreichen hatte, das Bulgarentum entweder, wie in der Dobrudscha, nicht vorherrschend oder, wie in Makedonien, nicht zweifelsfrei war und im Morava-Land gar eine rein serbische Bevölkerung saß, war diese Aenderung der Balkankarte nur durch einen Gewaltfrieden erreichbar. Sich dessen bewußt, wollten die bulgarischen Nationalisten von einem Kriegsschluß durch Verständigung nichts wissen, und die deutschen Annexionisten waren vom Panbulgarismus wie von der eigenen Sache eingenommen. Folgten aber schon dem Friedensangebot der Mittelmächte vom Dezember 1916 in Sofia erste Zweifel, ob bei der Neuordnung des Balkans nicht auch die Entente gewichtig mitreden werde, so zeigte die Friedensresolution des Reichstags vom 19. Juli 1917, in welches Verhängnis beide Parteien durch das Bündnis verstrickt waren. Auf der einen Seite

wurde die Friedensbereitschaft der deutschen Regierung in das Zwielficht der Zweideutigkeit getaucht und blieb auch bei den Völkern der Entente ohne Widerhall, weil sie sich mit Rücksicht auf Bulgarien nicht zum reinen Verständigungsfrieden zu bekennen wagte; daß eine amtliche Erklärung gegen alle Annexionen den Verträgen von 1915 widersprach, ward Bethmann Hollweg richtig gewahr. Auf der anderen Seite bekam Bulgariens Bündnistreue einen Sprung, da es sah, wie der Gedanke an einen „weißen Frieden“ in Deutschland immer mehr Boden gewann; auch nur einen Mann noch zu opfern, lohnte nicht, wenn am Ende nicht mehr in die Scheuern gefahren wurde, als auch die Entente versprochen hatte. Da in Brest-Litowsk die Vertreter Radoslavovs verlangten, daß die Mittelmächte in ihrer schriftlichen Antwort an die Russen den Erwerb der fraglichen serbischen und rumänischen Gebiete durch Bulgarien vom Begriff der Annexion ausnähmen, drohte nach heftigen Auseinandersetzungen Popov mit seiner Abreise; ob er sich schließlich mit den Unterschriften Kühlmanns und Czernins unter der Verpflichtung zufrieden gab, daß alle Verträge und Vereinbarungen zwischen Bulgarien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn in Kraft bleiben sollten, täuschte sich wohl niemand in Sofia über den Wert dieses Fetzens Papier für den Fall, daß die Mittelmächte einen glimpflichen Frieden auf Kosten ihres kleinen Bundesgenossen zu erlangen vermochten. Streckten schon seit Frühjahr 1917 Demokraten, Nationalpartei, Radikale und auch die weitherzigen Sozialisten, gegen die alle Radoslavov mit seiner Regierungsgruppe von sechsundachtzig Abgeordneten im Sobranje keinen leichten Stand hatte, die Fühler nach

Paris, London und Petersburg aus, so bekamen jetzt diese Parteien gänzlich Oberwasser, und Malinovs Unterwerfung unter die Entente durfte Berlin als Quittung für eine Politik buchen, von der, wo immer sie mit einer Großmacht im guten oder bösen näher zusammentrafen, bislang noch alle Südslawen ein Lied singen konnten.

9.

Auch Rußlands Verhältnis zu den Südslawen wurde in einer Zeit, die alle weltgeschichtlichen Gegensätze auf die Spitze trieb, mehr denn je von nackter Eigensucht beherrscht. Der Panslawismus diente kaum mehr als Attrappe. Wohl faselte der einfältige Nikolaus, dem die eigenen Offiziere höhnisch nachrechneten, daß in seinen Adern erst auf hundertachtundzwanzig Tropfen fremden ein Tropfen russischen Blutes komme, im Februar 1914 zu Pašić von der „slawischen Sache“ und drohte im November des gleichen Jahres, die Bulgaren bei einem Angriff auf Serbien aus der „slawischen Familie“ auszustoßen. Für französische Ohren, die gern von edlen Ideen und hohen Idealen hörten, sprach auch der Leiter der auswärtigen Geschäfte des Zarismus von „dem durch Ueberlieferung und jahrhundertelange Sympathie genährten Gefühle Rußlands für die slawische Sache“, aber waren die Auguren unter sich, wurden wie von Isvolski im Verkehr mit dem Minister die „Imponderabilien“ der Petersburger Politik und die „geschichtlich eingestellte“ öffentliche Meinung in ironische Gänsefüßchen gesetzt; zum deutschen Kanzler äußerte sich Sazonov, daß Rußland seine Mission gegenüber den christlichen Balkanstaaten als abgeschlossen betrachte, seinem Vertreter in Sofia tat er zu wissen, in Rußland festige sich immer mehr

die Ansicht, „daß wir für die Balkanstaaten genug getan hätten“, und Witte, Staatsminister und Berater des Zaren, redete mitten im Weltkrieg zu dem französischen Botschafter Paléologue mit einer Verachtung sondergleichen über die „fromme Pflicht, unsere Rassebrüder zu schützen“, und fertigte „Rußlands historische und heilige Mission im Orient“ als „aus der Mode gekommen“, als romantische Chimäre ab: „Niemand, der ernst zu nehmen wäre, interessiert sich hier noch für diese *Balkaniens agités et vaniteux*, die nichts Slawisches an sich haben, sondern schlecht getaufte Türken sind“. Um was es wie stets einzig ging, war die Macht des Zarismus und der Weg nach Konstantinopel. Dem französischen Minister des Aeußern Jonnart erläuterte der russische Gesandte in Paris im Januar 1913 unromantisch und folgerichtig, daß Rußland keine Gebietsschmälerung der von ihm geschaffenen Balkanstaaten dulden könne, nicht etwa wegen der Völker, sondern weil eine solche Preisgabe „den vollen Zusammenbruch unserer Stellung im nahen Osten“ bedeute, und der klarblickende französische Diplomat Doulcet zog die Bilanz des ersten Balkankriegs dahin, daß sich Petersburg weder von den Serben nach Durazzo noch von den Bulgaren zum Bosphorus noch von den Montenegrinern nach Skutari habe schleifen lassen: „Die russische Regierung folgte eigenen Zielen und hat nie das Interesse eines Balkanstaates mit dem russischen Interesse gleichgesetzt“.

In der Tat sammelten während des Zusammenstoßes mit den Türken die Balkanslawen reichlich Erfahrungen über Rußlands Schützer- und Befreierrolle. Von vornherein nistete in Petersburg Besorgnis, daß die Bulgaren

siegestrunken nach Konstantinopel greifen könnten. Nicht nur die hohen Militärs mißgönnten ihnen denn Adrianopel als Etappe nach Stambul, sondern auch die Regierung betonte klipp und klar in Sofia, daß die neuen Erwerbungen an der Marica zu enden hätten und daß auch Adrianopel der Pforte verbleiben müsse. Wohl fand sie sich nach den hallenden Siegen des Vierbundes mit der erst unerwünschten Vergrößerung Bulgariens ab, doch bei den Friedenserörterungen in London hielt sie fast drohenden Tones ihrem Schützling vor, daß die Linie Enos-Midia als Grenze das äußerste Zugeständnis sei, und als die Bulgaren im Sommer 1913 Adrianopel nicht ohne eigene Schuld wieder einbüßten, verbarg Isvolski seine hämische Befriedigung nicht, da die Türken bereit seien, Rußland für diese wichtige Stadt alles, „die Meerengen, die Eisenbahnen und vielleicht ihre wirkliche Freundschaft und Dankbarkeit“ zu geben. Geradezu Bestürzung herrschte an der Newa, als am 5. November 1912 Truppen Ferdinands Rodosto am Marmarameer besetzten; ein Artikel des Sofioter „*Mir*“ ließ nicht im unklaren, daß Bulgarien ein für allemal die Dardanellenfrage zu lösen entschlossen sei. Aber mit derselben Verbissenheit, mit der Wien die Serben nicht an der Adria dulden wollte, scheuchte Petersburg die Bulgaren vom Bosphorus zurück. Gerüstet, mit einer Flotte und einem Landungskorps die Hand auf die Stadt Konstantins zu legen, falls sich die Bataillone des Koburgers ihr näherten, überschüttete Rußland die bulgarische Regierung mit Warnungen vor weiterem Vormarsch und riet noch im April 1913 dem Kabinett Gešov vom Sturm auf die Tschataldschalinie dringend ab.

Wenn die zarische Diplomatie auf Sofia drückte, damit es Silistria an Rumänien abtrat, so schuldete, als der Streit um die Teilung Makedoniens die Verbündeten entzweite, nach der von Sazonov gern angerufenen öffentlichen Meinung Rußland den Bulgaren mehr Rücksicht als den Serben. Bestrebt, auf jeden Fall einen Ausgleich zwischen beiden zustande zu bringen, versicherte die Petersburger Politik im Frühjahr 1913 mit gewohnter Treuherzigkeit Bulgarien ihrer vollen moralischen Unterstützung; Nikolaus in Person hatte für Danev ähnliche Versprechungen. Aber bereits Ende April verwendete sich Sazonov bei der bulgarischen Regierung für eine Aenderung des Vertrags zugunsten Serbiens, und im Juni warf das Telegramm des Zaren wegen Verzögerung der Aussprache unter den Balkanverbündeten Sofia in Mißstimmung, weil es den Herrscher Bulgariens wie einen kleinen russischen Kreischef herunterputzte. Obwohl denn Ministerpräsident Gešov im Mai Rußlands Schiedsspruch erbat, trieb Mißtrauen gegen Wohlwollen und Gerechtigkeit der zarischen Entscheidung Ferdinand zum Losschlagen. Da der russische Generalstab an die Ueberlegenheit der bulgarischen Armee über die vereinigten serbischen und griechischen Heere glaubte, lag Sazonov daran, daß Rumänien Bulgarien beschäftige, um es an einer Zerschmetterung seiner Gegner zu hindern, ohne jedoch den Serben einen Triumph zu erleichtern, der mit der Einmischung Oesterreich-Ungarns den Weltkrieg heraufbeschwören konnte. Daß nach dem Fall der eisernen Würfel Rußland zwar Kavalla für Bulgarien zu retten trachtete, aber Serbien seine makedonische Beute ließ, erfüllte das bulgarische Volk mit Ingrim. Laut ver-

kündete Todorov, daß die Politik der Russenfreundschaft endgültig Schiffbruch erlitten habe, und daß man fortan bei anderen Mächten Hilfe suchen müsse, und die neue Regierung Radoslavov stellte sich in den Schatten Oesterreich-Ungarns und Deutschlands. Freilich starben auch die Moskauschwärmer nicht aus. Im Sobranje waren die Demokraten unter Malinov und Liapčev, die Nationalpartei unter Gešov, die Progressisten unter Danev stramm russophil, und selbst Genadiev, Führer einer liberalen Gruppe, drückte noch im November 1913 Isvolski den Wunsch Bulgariens aus, sich durch ein Abkommen an Rußland zu binden. Petersburg stemmte sich auch dagegen, daß Sofia in das andere Lager hinüberglitt. Als im April 1914 über einen bulgarischen Pump in Berlin verhandelt wurde, setzte, damit Bulgarien nicht deutschem Einfluß anheimfalle, Sazonov Himmel und Hölle in Bewegung, um dem Koburger aus den Taschen der Entente Geld zu verschaffen; als trotzdem der Abschluß mit der deutschen Finanz vor der Tür zu stehen schien, wühlte nach altem Brauch Rußland unter den Sobranjeparteien, um den Anleihevertrag in der Kammer abzuwürgen. Bei den Oktoberwahlen 1913 war Radoslavov, der Sazonov ein Dorn im Auge war, ohne Mehrheit geblieben; nach der Auflösung des Parlaments bekam er im Februar 1914 nur durch die achtzehn türkischen Abgeordneten aus den neu gewonnenen Strichen eine knappe Majorität von fünfzehn Stimmen. Diese schwache Stellung des Ministerpräsidenten feuerte die Russen an, in den folgenden Monaten mit allen Mitteln hinter den Kulissen zu arbeiten, um die ihnen ergebenden Parteien möglichst unter Malinov ans Ruder zu bringen, obwohl Isvolski bei den Bulgaren als

einem „höchst berechnenden und praktischen Volke“ über die Begriffe russenfreundlich und russenfeindlich skeptisch dachte.

Bei Weltkriegsbeginn war für Rußland das erste der Versuch, die Bulgaren zur Entente hinüberzuziehen. Legte schon am 31. Juli der russische Geschäftsträger im Auftrag seines Ministers in Belgrad ein militärisches Zusammengehen mit Bulgarien nahe, das durch Gebietsentschädigungen geködert werden sollte, so verlangte Petersburg wenige Wochen später in dem barschen Ton, den es im Verkehr mit Vasallen anschlug, und unter der ungewöhnlichen Drohung, die Mitglieder des Kabinetts persönlich verantwortlich zu machen, von Sofia eine unzweideutige Erklärung über seine Neutralität und die Abwehr eines möglichen türkischen Angriffs. Wenn in der folgenden Zeitspanne das Barometer der Russenfreundschaft bei jedem kriegerischen Erfolg der Zarenmacht stieg, um bei jeder Niederlage zu fallen, so war neben Makedonien und allem anderen einer der großen politischen Gründe für die Abkehr Bulgariens von der Entente die Furcht, daß jetzt der Zarismus die Meerengenfrage mit dem Schwert lösen werde; Rußland an den Dardanellen und in Konstantinopel, und Bulgarien wurde nach Radoslavovs Aeußerung völlig russisches Gebiet oder im besten Fall ein russischer Pufferstaat. In Petersburg tröstete man sich bis zur letzten Stunde, daß das Land unmöglich gegen den Enkel des „Zar-Befreiers“ kämpfen, daß eher der bulgarische Soldat die Flinte wegwerfen werde. Als das Unerwartete dennoch geschah, entriß sich damit, wenn auch zu drei Vierteln im Dienst eines anderen Imperialismus, wieder ein Teil der Südslawen der „russischen Hypnose“.

Auch an Montenegro erprobte Mütterchen Rußland den Grundsatz, daß seine Kinder züchtigt, wer sie lieb hat. Schon vor den Balkankriegen wurde Sazonov die Befürchtung nicht los, daß Nikola davon träume, die Welt in Brand zu stecken, um an dem Feuer sein Ei zu kochen. Wenn gleichwohl Petersburg im Dezember 1912 hoffte, für die Crnagora Skutari herauszuschlagen, so erkannte es bald die Unmöglichkeit, diese Forderung gegen den Widerstand nicht nur Oesterreich-Ungarns, sondern auch der anderen Mächte durchzudrücken. Die leidenschaftliche Agitation, die die beiden montenegrinischen Großfürstinnen Anastasija und Milica bis in die Gemächer des Zaren hinein betrieben, fiel am Ende Sazonov ebenso auf die Nerven wie das tolldreiste Auftreten des Cetinjer Zaunkönigs gegen ganz Europa. Von seinem Minister geschoben, wies Nikolaus II. in einer Depesche die Majestät der Schwarzen Berge wie einen unbotmäßigen Vasallen zurecht, aber der Abgekanzelte nahm es auch mit dem Selbstherrscher aller Reußen auf; sein Amtsblatt „*Glas Crnagorca*“ fuhr gegen eine neue Abfertigung Montenegros durch Sazonov im April 1913 grobes Geschütz auf und sprach, wenn auch bedingt, von einer allen Gesetzen der Moral widersprechenden Aufreizung der Untertanen gegen ihren Monarchen, und in einem Brief an den Karadjordjević fluchte der Petrović: „Mit seiner Zustimmung, daß Skutari an Albanien fällt, stößt Rußland dem Serbenvolk das Messer ins Herz“.

Obwohl in der albanischen Frage Petersburg der natürliche Widerpart Wiens war, spannen auch die

Serben mit ihrem mächtigen slawischen Freunde keine Seide. Der Gesandte Hartwig setzte zwar dem rumänischen Kollegen auseinander, daß ein Verzicht Serbiens auf den eigenen Adria-hafen ganz unmöglich sei, aber Sazonov ging in seiner Hilfe für Belgrad nicht über eine Eisenbahn zu einem neutralisierten albanischen Hafen hinaus. Ernstlich verwarnte er Pašić schon im November, sich nicht an seine übertriebene Forderung zu klammern; als der serbische Gesandte in Berlin, den Mund ein wenig voll nehmend, von der Aufteilung der Adriaküste unter den Verbündeten und der sicheren Unterstützung Serbiens durch Rußland sprach, rüffelte Sazonov diesen „ungehörigen Ton“ und teilte Hartwig mit: „Wir haben Serbien kategorisch wissen lassen, daß es nicht darauf rechnen solle, uns mit sich fortzureißen . . . Warnen Sie ganz offen vor der Expedition nach Durazzo!“, zugleich erhielt der Belgrader Gesandte einen scharfen Tadel, weil er Pašić in einer Politik bestärke, die eine friedliche Erledigung des Streits um den Adria-hafen hindere, und im Dezember setzte Petersburg der Belgrader Regierung die Pistole auf die Brust, um in kürzester Frist die ausdrückliche Erklärung zu erlangen, „daß sich Serbien der Entscheidung und den Ratschlägen der Triple-Entente unterwerfen wird“.

Sich wegen der Serben die Finger zu verbrennen, war nicht die Meinung der russischen Machthaber; nach einem Krieg gierten sie nicht, da es zur Lösung der Dardanellenfrage durch einen Angriff auf Konstantinopel der ausgiebigsten Vorbereitung bedurfte und ihren Plänen die innere Zersetzung der Habsburgermonarchie ohnehin den Triumph verbürgte; der russische Generalstabschef

verhehlte dem französischen Botschafter keineswegs, daß Rußland selbst bei einem österreichischen Ueberfall auf Serbien nicht vom Leder ziehen werde. Die Serben fröstelte es denn in der kühlen Luft der moskowitzischen Freundschaft. Weniger Glimpf für die Republik als Schimpf für den Zarismus war es, wenn im März 1913 der Thronfolger Aleksandar dem französischen Konsul in Skoplje dankend beteuerte, daß Frankreich fast mehr für Serbien getan habe als Rußland; in der Skupština erhob sich Gemurr, daß die Belgrader Politik in Petersburg gemacht werde, „*Mali Žurnal*“ nannte Pašić „den Finger der dräuenden russischen Hand, die sich schwer auf das Serbentum legt“, und selbst der Ministerpräsident schien an seinem Glauben irre, wenn er im Sommer 1913, seinen Rücktritt wegen der wirklichen oder vermeintlichen Unterstützung Bulgariens durch Sazonov erwägend, mit Auflehnung gegen den Schutzherrn drohte. Aber gerade in Enttäuschungskrisen tat die unendlich gewandte und verschmitzte zarische Diplomatie alles, das kleine Königreich kirr und kusch zu halten. Als Gerüchte über unmittelbare Verhandlungen Serbiens mit Oesterreich-Ungarn aufschwirrten, warnte Hartwig väterlich Pašić vor der „Gefahr einer zu offenen Aussprache mit Wien“; als der Traum des serbischen Adriaahafens zerrann, tröstete der Gehilfe des russischen Ministers des Auswärtigen den Gesandten König Petars: „Die Zukunft ist euer!“, als es den Zusammenstoß zwischen Serben und Bulgaren zu bremsen galt, zauberte Sazonov demselben Popović die Fata Morgana einer Zeit vor, da Serbien viel Land von Oesterreich-Ungarn erben werde, und zu Pašić sprach der Zar im Februar 1914 zwar wenig, was Hand und Fuß

hatte, ließ sich aber nach einigen Fragen über die Donaumonarchie zu der wie Gold klingenden Verheißung herbei:
„Für Serbien werden wir alles tun.“

Da auf Berchtolds Ultimatum der serbische Kronprinz einen Hilferuf nach Petersburg sandte, nahm in den Erwägungen der russischen Verantwortlichen das Schicksal Serbiens an sich nur geringen Raum ein; Sazonov versicherte dem habsburgischen Botschafter noch am 27. Juli glaubhaft, er habe für die Balkanslawen, die für Rußland eine schwere Last seien, gar kein Gefühl, und Witte meinte sogar später, man hätte die Serben „ihrer verdienten Züchtigung überlassen sollen“. Aber eine Zerschmetterung dieses Landes traf Rußland vor die Stirn. Wurde nach des Hohenzollern Wort Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan „präponderant“, so konnte die zarische Ausdehnungspolitik ihre Mähre absatteln und in den Stall stellen. Trotzdem empfahl Sazonov, ob er wie jeder einsichtige Betrachter der Weltlage beim Entziffern der Wiener Note den Eindruck hatte: „*C'est la guerre européenne!*“, dem serbischen Gesandten sofort die größte Mäßigung für die Antwort und bezeichnete es in einer Weisung nach Belgrad für „angebracht, wenn die Serben im Fall eines österreichischen Ueberfalls überhaupt keinen Versuch machten, Widerstand zu leisten, sondern sich zurückzögen, dem Feinde die Möglichkeit gäben, kampflos das Gebiet zu besetzen, und an die Großmächte appellierten“. Um seiner vermeintlich eigensten Interessen willen griff dann der Zarismus zu den Waffen, aber wenn Pašić bei der Nachricht, daß Serbien diesmal nicht im Stich gelassen werden sollte, bis zu Tränen gerührt war, so erlebte er nachher an dem Protektor in Petersburg

wenig Freude. Sich seiner eigenen Haut wehrend, hatte Rußland genug zu tun, um sich auch noch groß um Serbien zu kümmern. Vor Mackensens Schlag, dessen Vorbereitungen nicht verborgen blieben, sagte Petersburg wohl dem Drängen des französischen Botschafters Entsendung von zweihunderttausend Mann zu, aber als Rumänien die Erlaubnis zum Durchmarsch verweigerte, war es auch gut; wie der Mann in Schillers „Glocke“ sah der Zarismus im Herbst 1915 seine Werke „müßig und bewundernd“ untergehn, und es war schon viel, daß Nikolaus II. persönlich den Präsidenten Frankreichs und den König Englands anflehte, sich der an der Adria anlangenden Reste des serbischen Heeres und Volkes anzunehmen. Auch an dem aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen geformten serbischen Freiwilligenkorps erwies sich die geringe Neigung Rußlands, für Serbien etwas zu tun. Dreimal erbat Pašić diese Abteilung für die Salonik-Front, dreimal schlug der Oberbefehlshaber Brusilov die Bitte ab, weil er zum eigenen Vorteil die Truppe in den Dobrudscha-Kämpfen zu verbrauchen gedachte.

Aber wußte die öffentliche Meinung in Petersburg von den Serben zur Not, daß sie Slawen waren, gegen Oesterreich kämpften und einst gegen die Türken von russischen Freiwilligen unter General Tschernajev unterstützt worden waren, so ahnte sie von Kroaten und Slowenen kaum die Namen. „Uns“, berichtete Dr. Ante Mandić als Delegierter des Südslawischen Ausschusses aus Rußland, „kennt man hier nicht, man weiß absolut nichts von uns, und wir sind ihnen völlig indifferent“; er fand, daß die „Frankfurter Zeitung“ und andere deutsche Blätter selbst über die

Serben wohlwollender schrieben als die russische Presse, und als Dr. Trumbić im April 1916 dem Vizepräsidenten der Duma, Protopopov, in London Schmerz und Sehnsucht des Südslawentums auseinandersetzte, hörte der Russe nicht einmal mit halbem Ohr hin und fragte abbrechend, ob sein Gegenüber geborener Engländer sei! Aber nicht nur, weil die Romanovs aus dynastischer Solidarität vor Erledigung der Habsburger zurückschreckten und noch Anfang 1917 auf die Erhaltung Oesterreich-Ungarns Gewicht legten, konnte Baron Nolde aus dem Ministerium des Aeußern amtlich erklären, daß es für Rußland eine südslawische Frage nicht gebe. Da die südslawische Einigung den Schlußstein in das Werk fügte, durch das sich seit Dositej Obradović Serbien immer mehr dem Abendland näherte, immer mehr Abendland wurde, besorgte der Zarismus vor allem, daß nach dem Zusammenschluß sein Einfluß dank der politischen Mattsetzung der Orthodoxen durch die kulturell kräftigeren katholischen Stämme sehr schnell ausgeschaltet würde; „speziell gegen die Kroaten“, hieß es in Mandićs Bericht, „hat man wegen des Katholizismus eine Aversion und viele, sehr viele fürchten sich vor unserer Einigung mit dem Königreich wegen des Einflusses, den die Katholiken, Kroaten und Slowenen, auf die Angelegenheiten des orthodoxen Serbien ausüben könnten“, und zu Trumbić sagte Isvolski im Mai 1915 mit erfrischender Deutlichkeit, daß die Basis der russischen Politik die Orthodoxie sei und daß Rußland aus Gründen der Staatspolitik den Zusammenschluß der kroatischen und slowenischen Katholiken mit den orthodoxen Serben in einen Staat nicht dulden könne.

Um dem Einheitsdrang die Sehnen zu durchschneiden, stimmte denn Rußland ebenso gelassen wie die anderen Ententemächte im April 1915 dem Vertrag zu, durch den sich Italien als Sold für seine Waffenhilfe große Stücke aus dem besten Fleisch des Südslawentums herausschnitt. Vergebens flehte Pašić die russische Regierung um die Erlaubnis an, seine Bedenken gegen die Ansprüche Roms in Petersburg persönlich vorzutragen; vier Wochen geruhte Sazonov überhaupt nicht zu antworten, und erst als das Abkommen mit Sonnino unter Dach und Fach war, teilte er kühl mit, daß wegen der außerordentlichen Verhältnisse nicht alle slawischen Aspirationen Erfolg haben könnten, und daß die Reise des Ministerpräsidenten nunmehr überflüssig sei. Als sich dafür Professor Aleksandar Belić und der frühere Minister Ljuba Stojanović nach der russischen Hauptstadt aufmachten, erhielten die zarischen Grenzbehörden Weisung, sie nicht durchzulassen, und als sie doch bis zu Sazonov vordrangen, ward ihnen die Eröffnung, daß Serbien wohl Anspruch auf Bosnien und Hercegovina habe und mit Montenegro vereinigt werden und einen Ausgang zum Meer bekommen solle, daß aber die Ideale keines Volkes auf einmal Wirklichkeit würden und deshalb über Kroaten und Slowenen nichts zu sagen sei. Ebenso suchte Neratov, der zweite Mann im Petersburger Ministerium des Aeußern, im Juli 1915 Italien die erwogene Abtretung der dalmatinischen Küste zwischen Ragusa und Spalato an Serbien durch das Zugeständnis schmackhaft zu machen, „daß die Frage Fiumes und der Einigung Kroatiens mit Serbien bis zum Kriegsende offen bleibt“. Noch übler erging es den Südslawen seit Sommer 1916 unter Sazonovs Nach-

folger Stürmer. Durch trübe Ränke trachtete man den Südslawischen Ausschuß zu sprengen; als im Oktober Dr. Trumbić nach Petersburg reisen wollte, winkte man ab, da die Südslawenfrage noch nicht in allen Einzelheiten erforscht sei; im November tat Menschikov, eine der gewandtesten Federn des Zarismus, in der „*Novoje Vremja*“ die Einigung von Serben und Kroaten als Unsinn ab und behandelte beider Mundarten als ganz verschiedene Sprachen, und noch im November 1917 erklang die verrostete Stimme des altersschwachen Slawophilentums in einem Vortrag des Professors Sobolevski, der alle Slawen, wenn nötig durch Prügel, in eine Staatseinheit unter russischer Fuchtel zusammenpressen wollte. So sprang der Riegel vor den Hoffnungen der Südslawen erst 1917 durch die russische Märzrevolution; die in ihren praktischen Wirkungen allerdings bald durch den bolschewistischen Umsturz ausgelöschte erste offizielle Anerkennung ihres Strebens war die Erklärung Miljukovs, des neuen Leiters der auswärtigen Geschäfte, daß die russische Politik auch auf Gründung „eines solid organisierten Südslawien“ ausgehe: der südslawischen Freiheit und Einheit die Bahn zu öffnen, mußten die Romanovs ebenso vom goldnen Stuhl der Macht stürzen wie die Habsburger!

11.

Paßte sich vor und in den Kriegsjahren Rußland der Entente ein, so war sie wiederum bis zur Weltkatastrophe ein Bestandteil „Europas“. Diese sehr lockere Gemeinschaft wurde in der Balkankrise von 1912 und 1913 nicht zuletzt durch das Bewußtsein zusammengehalten, daß ihr Zerfall den Krieg bedeute, an den jeder glaubte und den jeder scheute; nicht nur leere Worte waren es, wenn

Jonnart von „dem höheren Interesse Europas“, Poincaré von der „Solidarität Europas“ sprach und Pichon in der feuergefährlichsten Zeit, am 30. März 1913, dem Botschafter in Petersburg schrieb, daß „die Uebereinstimmung der Mächte die sicherste Schutzwehr des allgemeinen Friedens“ sei. Aber nicht minder wurden immer wieder die inneren Gegensätze „Europas“ durch das hochmütige Gefühl ausgeglichen, daß die Großen die Herren der Welt waren, in der die Kleinen nur geduldet weilten. Unmittelbar vor den ersten Schüssen des ersten Balkankriegs stieß eine französische Anregung, auf einer Konferenz die notwendigen Reformen der Türkei zu erörtern, auf die kategorische Bedingung Berchtolds, daß nur die Großmächte, nicht die Balkanstaaten Teilnehmer seien; auch Kiderlen-Wächter gebrauchte den protzigen Begriff „unter uns Großmächten“, und im selben Dünkel befangen dachten die Entente-Sieger nicht im Traum daran, in Versailles die Schwachen auch nur mit entfernt gleichem Recht mitreden zu lassen; Lloyd George schmähte „die elenden Ambitionen der kleinen Staaten“, hervorhebend, daß Preußen an der Schwelle seiner Machterweiterung nicht mehr Einwohner gehabt habe als jetzt Südslawien.

1912 klammerten sich die Mächte auch noch nach den ersten verblüffenden Siegen des Vierbundes an den selbstgefertigten Götzen des status quo, aber als sie sahen, daß er im frischen Luftzug der Weltgeschichte wie Moder zerbröckelte, waren sie sich sofort einig, daß ohne sie der Südosten nicht neu geordnet werden durfte. Auf Berchtolds Mitteilung, daß er einen Friedensschluß zwischen den kriegführenden Parteien „selbstverständlich nicht als

definitiv anzusehn in der Lage“ sei, bestätigte Sir Edward Grey schleunigst für England, „daß die größten Veränderungen der Landkarte Europas, die je stattgefunden haben, nicht vor sich gehen können, ohne daß die Mächte mitredeten“, und die anderen stimmten sogleich freudig bei. Als hätten auf den Schlachtfeldern nicht Bulgarien, Serbien und Montenegro mit hohem Einsatz gezahlt, brauten die Großen in der Giftküche der Londoner Botschafterzusammenkunft ihr Friedenstränklein, um es dem Balkanbund, wenn nötig, mit Gewalt einzuflößen. Grey meinte, daß, Rußlands Ja vorausgesetzt, die Botschafterkonferenz ihre Lösung: neutralisierter albanischer Hafen mit serbisch geleiteter Eisenbahn Serbien aufzwingen müsse, Jonnart schlug im März 1913 als wirksame Daumschraube vor, jeder widerstrebenden Regierung die Unterstützung für Aufrechterhaltung ihres Kredits und ihren wirtschaftlichen Wiederaufbau zu versagen, und Sazonov riet ein wenig später dem Quai d'Orsay, in Sofia und Belgrad zu erklären, „daß Frankreich seine Beteiligung in Kredit- und Finanzfragen von der unverzüglichen Annahme des Präliminarfriedens unter den von den Mächten festgesetzten Bedingungen abhängig mache“.

Kam der Londoner Vorfriede am 30. Mai unter dem Druck „Europas“ zustande, so verlernten die Balkanstaaten doch die Ehrfurcht vor diesem Popanz. Nicht nur klaffte, allen sichtbar, der bedenkliche Spalt zwischen Dreibund und Dreiverband, sondern die Weisheit wichtigerischer Kabinette, die gestern den status quo mit heiligen Eiden umgaben, um heute den Osmanen den Verzicht auf den status quo zu empfehlen, forderte auch den Hohn heraus. Ein Wortführer des Kleinsten unter den

Kleinen war es denn, der montenegrinische Gesandte in Konstantinopel Plamenac, der bei der Abreise dem Ausfrager eines rumänischen Blattes erzählte, daß der Vierbund sonder Scheu seinen Willen dem der Großmächte entgegensetzen werde: „Wenn wir uns jetzt um den Willen der Mächte nicht bekümmert und der Türkei den Krieg erklärt haben, um wie viel weniger werden wir uns nach glücklich beendetem Krieg um jener Willen bekümmern“. Als sich im November 1912 die Großen mit einer Vorfrage wegen Friedensvermittlung an Bulgarien wandten, konnte es spöttisch antworten, daß bereits Verhandlungen mit der Pforte schwebten, die tags zuvor in Sofia selbst angeklopft hatte. Die lustigste Nase aber wurde „Europa“ im Frühling 1913 von dem Knirps Montenegro gedreht. Obwohl sechs gewaltige Staaten mit insgesamt dreihundertsechzig Millionen Einwohnern den Oberherrn einer Staatsspielschachtel mit knapp zweihundertfünfzigtausend Seelen durch Gezeter und Drohungen von Skutari zu vertreiben suchten und ihre großmächtigsten Panzerschiffe mit den dicksten Kanonen zur Blockade an die montenegrinische Küste schickten, ließ sich Nikola keinen Augenblick stören, belagerte weiter und war nach Eroberung der umstrittenen Stadt Ende April nur mit der äußersten Hebekraft des vereinigten Dreibundes und Dreiverbandes wieder zu entfernen. Wie wurmstichig das Ansehen „Europas“ auf dem Balkan geworden war, zeigte sich auch, als im Juli des Jahres weder Rußland noch Oesterreich-Ungarn auf Ferdinands Bitte mit aller Ueberredungskunst zu erreichen vermochten, daß Serbien und Griechenland ihre Truppenbewegungen gegen Bulgarien einstellten.

Wenn im einzelnen während der Balkankrise die französische Politik im Dienst des Friedens bald Serbien vor Herausforderungen Oesterreich - Ungarns warnte, bald Oesterreich-Ungarn zur Nachgiebigkeit gegen Serbien riet, und stets den Zarismus, vor seinen gefährlichen Seitensprüngen in Sorge, an der Leine hielt, so suchte sie doch ebenso sehr die Errichtung einer habsburgischen Vorherrschaft auf dem Balkan zu verhindern, weil sie früher oder später Frankreichs und Rußlands Einfluß und Stellung zu schwächen drohte. Die europäische Spannung wurde dadurch erhöht, daß Paris zum erstenmal unmittelbares Interesse für den Balkan bekundete. Daß Sazonov in die Abtretung Skutaris an Albanien willigte, gab Poincaré schon Anlaß zu unangenehmer Verwunderung, und vom Ernst der österreichischen Kriegsvorbereitungen überzeugt und eine Ueberraschung befürchtend, war im Winter 1912 das französische Kabinett von der offenen Kriegsunlust Rußlands betroffen. Auch ließ sich Frankreich den Ausgleich des Zwistes innerhalb des Balkanbundes angelegen sein, weil ihn „in vielleicht naher Zukunft“ die Entente als Bundesgenossen brauchen konnte, und in der bulgarischen Anleihefrage schien es dem Quai d'Orsay ebenso wichtig wie der Petersburger Regierung, „daß Bulgarien nicht unter den finanziellen und daraufhin politischen Einfluß Deutschlands und Oesterreichs geriet“.

Noch vorsichtiger bewegte sich England, um keine der herumliegenden Zündkapseln zur Entladung zu bringen. Grey hätte Konstantinopel lieber in den Händen der Bulgaren als der Russen gesehen, aber da er wußte, daß die öffentliche Meinung seines Landes einen Zusammenstoß

wegen des Balkans verabscheute, sandte er nach allen Seiten seine Warnungssignale. Namentlich redete er im Februar 1913 den Belgrader Machthabern scharf ins Gewissen, daß sie, falls sie es durch Gewalttat oder Drohung zu einem Krieg mit Oesterreich-Ungarn trieben, nie und nimmer auf die militärische Hilfe Englands zählen könnten. Die Serben, die die Verweigerung des freien Zugangs zur Adria ins Herz traf, hörten aus allen bereitwillig gespendeten guten Ratschlägen der Großen nur das Nein heraus; im Januar 1913 stellte Sazonov eine „Erbitterung Serbiens über die Mächte des Dreiverbandes“ fest, und im folgenden Monat beklagte sich der Gesandte Vesnić bei Poincaré über die laue und widerwillige Unterstützung der serbischen Sache vornehmlich durch Frankreich und England.

12.

Bei der Stellung zum Bukarester Frieden von 1913 schien linker Hand, rechter Hand alles vertauscht, da Rußland und Oesterreich-Ungarn für, Frankreich, Deutschland und Italien gegen seine Abänderung auftraten, und auch im Weltkrieg klappte Europa nicht ganz nach der Schablone Dreibund-Dreiverband auseinander, da sich Italien der Entente gesellte. Für die Südslawen aber war es fast gleich, ob diese Macht hüben oder drüben stand, denn sie blieb der Feind auch unter der Maske und im Zelt des Bundesgenossen. Belächelte Tittoni noch 1908 als Minister des Aeußern in der Kammer die Möglichkeit einer neuen Völkerwanderung, daß nämlich „die Slawen zu den Gestaden der Adria hinabsteigen, die Albaner von dort verjagen und sich selbst an deren Stelle setzen könnten“, so warf Rom vier Jahre später sein ganzes

Gewicht für einen albanischen Staat in die Wagschale, der als Schutzwall gegen die südslawische „Völkerwanderung“ zum Meer gedacht war; die Haltung der Consulta bestimmte die Entente sehr stark, auf die Wiener Albanien-Pläne einzugehen. Auch als im Februar 1914 in der Frage der Internationalisierung der Orientbahnen der italienische Gesandte in Belgrad mit Nachdruck erklärte, daß seine Regierung ohne ihr Wissen abgeschlossene Verträge niemals anerkennen werde, offenbarte sich der Trieb des römischen Imperialismus, auf dem Balkan überall dabei zu sein.

Daß aber Italien sein Scheit in die Glut des Weltkriegs schob, um die „*altra sponde*“, das slawische Ufer des Azurmeeres zu gewinnen, piffen längst vor der Veröffentlichung des Londoner Vertrags die Spatzen von den Dächern. Nannte noch ein Runderlaß Sonninos an seine Botschafter als Ziel, die strategische Vorherrschaft Oesterreich-Ungarns in der Adria zu brechen, wobei auch das Uebergewicht der Südslawen an dieser See durch Neutralisierung der dalmatinischen Küste bekämpft werden müsse, so enthüllte der Minister dem russischen Gesandten Giers, daß es für Italien nur um die eigene Vormacht auf der Adria gehe, da seine anderen Ansprüche von dem Dreibundsgenossen ohne Blutvergießen zu erlangen waren. Durch das Abkommen vom April 1915 sicherte sich denn die Dynastie Savoyen außer Görz, Istrien und dem Küstenland ein prächtiges Stück Mitteldalmatiens mit den Städten Sebenico und Zara samt dem vorgelegerten Inselmosaik. Da diese Gebiete in ihrer gesunden Gesichtsfarbe rein südslawisch, höchstens mit ein paar italienischen Sommersprossen gesprenkelt waren, brachte

der Pakt von London Italien in tödlichen Gegensatz zu den Südslawen; Serbien, das als ihr Vorkämpfer galt, bekam es bald zu spüren. Als im Herbst 1915 die Trümmer seines Heeres nach dem schauerlichen Rückzug über die vergletscherten und verschneiten albanischen Hochalpen die Adria erreichten, trafen sie statt auf die offenen Arme auf die geballten Fäuste der „Verbündeten“. Mit unverschleieter Feindseligkeit sperrten die italienischen Befehlshaber den Zufluchtsort Valona vor den zerlumpten, erfrorenen, verhungerten, kranken und sterbensmatten Menschen; selbst König Petar duldete man nur vierundzwanzig Stunden, argwöhnend, daß er hier die Hauptstadt Serbiens aufschlagen wolle. Um Weihnachten wurde die von Elbasan und Kavajia kommende Kavallerie-Division auf dem Marsch nach Valona durch General Bertotti am Schkumbi angehalten und mußte, erschöpft und elend, wie sie war, auf dem sumpfigen Fiebergelände jenseits des Flusses bleiben; ebenso wurde der Führer der Timok-Division, General Gojković, mit seinen Leuten am Ueberschreiten des Mati gehindert und gezwungen, statt nach Durazzo zu gelangen, sich nach Alessio zurückzuschleppen. Die hellste Verzweiflung aber bäumte sich am Gestade bei San Juan di Medua auf; entkräftet auf dem Boden hingestreckt, schoben die Serben feuchte Erde in den Mund und kauten Gras, die Hungerqualen zu betäuben, und sahen wenige hundert Meter draußen die italienischen Transportdampfer und Lebensmittelschiffe ankern, die keinen Flüchtling aufnahmen und kein Pfund Mehl abgaben. „In Skutari“, sagte Ljuba Jovanović, „war es schrecklich. Wegen der Italiener sind sicher mehr als zehntausend der

Unseren zugrunde gegangen. In Haufen hat man ihre Leichen ins Meer geworfen“. So weit sie noch Kraft zur Empörung hatten, flüsterten sich die Soldaten zu, daß Italien mit Verweigerung seiner Hilfe Serbien die Anerkennung des Londoner Vertrages abpressen wolle und seine Getreideschiffe lieber versenkt habe, als das Brotkorn den vor Entbehrung hinsterbenden Serben auszuteilen.

Auch unmittelbar stemmte sich der italienische Imperialismus überall gegen den Gedanken der südslawischen Einigung. Als Ende 1914 etliche Notabeln aus Dalmatien und Kroatien in Rom gegen Habsburg und für den Zusammenschluß der Serben, Kroaten und Slowenen zu wirken begannen, mußten sie schleunigst ihren Stab weitersetzen. Die Mitglieder des Südslawischen Ausschusses, der sich aus diesem ersten Versuch südslawischer Arbeit in der Emigration entwickelte, betrachteten Sonnino als eine Art Aufwiegler, die am besten aus allen Ententestaaten auszuweisen waren, und auch die Werbung unter den österreichisch-ungarischen Gefangenen für die südslawische Legion verbot die italienische Regierung. Chauvinistische Gesellschaften wie „*della Trento e Triesti*“ oder „*pro Dalmazia italiana*“ sprachen von den Südslawen mit den gleichen herabsetzenden Schlagworten wie die schwarzgelbe Presse und reckten die Hand nach ganz Dalmatien und Istrien mit Fiume und Triest, aber selbst die Gemäßigten um das Blatt „*Unità*“, die Mazzinis und Garibaldis Ueberlieferung ehrend, für einen südslawischen Staat waren, verlangten als etwas Selbstverständliches, daß er sich aller Gebiete östlich von Görz, des Innern von Istrien und der strategischen Punkte an

der dalmatinischen Küste entsetzt. Nachdem 1916 die Proklamierung der italienischen Schutzherrschaft über Albanien die Erbitterung der Südslawen neu geschürt hatte, trat im Frühjahr 1918 unter dem Einfluß der Erklärungen Wilsons, der russischen Revolution und der Niederlage bei Caporetto ein scheinbarer Umschwung ein. Der Kongreß der von Oesterreich-Ungarn unterjochten Völker zu Rom stellte, wenigstens auf dem Papier einer Resolution, „die besonderen Beziehungen zwischen Italienern und Südslawen auf die Anerkennung der südslawischen Einheit und Unabhängigkeit, die ein Lebensinteresse für Italien ist, ebenso wie die Vollendung der nationalen Einheit Italiens ein südslawisches Lebensinteresse ist“. Aber trotz der Verpflichtung dieses Beschlusses, „mögliche Gebietsstreitigkeiten auf Basis des Selbstbestimmungsrechts der Völker zu entscheiden“, unterlag Dr. Trumbić mit seinem Südslawischen Ausschuß verhängnisvoller Täuschung, wenn er danach von dem sehr guten Verhältnis zu Italien sprach. Denn ein Gaukelspiel war im September des Jahres die unter dem Druck des sozialistischen Ministers Bissolati zustandegekommene Erklärung des römischen Kabinetts, daß die Bewegung *dei popoli jugoslavi*, „der südslawischen Völker“, für einen unabhängigen und freien Staat den Kampfzielen der Entente entspreche. Beim Zusammenbruch des Habsburgerreichs sprengten die Italiener nicht nur von der den Südslawen überlassenen k. und k. Flotte das Großkampfschiff „*Viribus unitis*“ tückisch im Hafen von Pola in die Luft, nahmen den Rest des Geschwaders mit Gewalt in Besitz, drohten Fahrzeuge unter der südslawischen Flagge in den Grund zu bohren und be-

mächtigten sich selbst der Kroaten und Serben gehörenden Handelsschiffe, sondern sie warfen sich auch heißhungrig auf die im Londoner Vertrag umzirkten Gebiete und besetzten Zara und Sebenico mit einem bis Knin sich erstreckenden Hinterland, dazu Fiume, das ihnen nicht einmal nach dem Pakt vom April 1915 zustand. Da sie in Dalmatien wie in Istrien den Südslawen Schulen schlossen, Vereine auflösten, Versammlungen verboten, Zeitungen unterdrückten, Kokarden konfiszierten, Fahnen herabrissen, Geiseln aushoben und sich in rohen Massenausweisungen gefielen, überraschte des Ministerpräsidenten Orlando Erklärung in Versailles nicht weiter, daß er allerdings Kroaten und Slowenen als Feinde betrachte.

13.

Aber Salandras „*sacro egoismo*“ war nicht nur Italiens Losung. Dieselben Regierungen, die „das Recht der kleinen Völker“ nur mit feierlich aufgeblasenen Backen erwähnten, schlossen bedenkenlos den Londoner Vertrag und nicht aus Scham verheimlichten sie ihn Serbien mit vielem Eifer, sondern um der Empörung vorzubeugen, der die Belgrader „*Politika*“ durch die höhnische Aufforderung Luft machte, England und Frankreich sollten doch aus ihrem eigenen Gebiet dem neuen „großen Alliierten“ eine Entschädigung geben. Auch als die Entente 1916 insgeheim das zum großen Teil von Serben bewohnte Banat den Rumänen verhieß, lief Vesnić vergebens in Paris treppauf, treppab, um über das Abkommen etwas zu erfahren. Wieder behandelten die Großen Serbien ganz als Objekt ihrer Politik, als es sich im Sommer 1915 darum handelte, Bulgarien zu gewinnen. Zu dem ihnen zugemuteten Opfer an Land in Makedonien erklärten sich die

Serben endlich unter Londoner, Pariser und Petersburger Druck bereit, aber die Abtretung vor Kriegsende schlugen sie ab, weil sie den Versprechungen der Mächte gründlich zu mißtrauen gelernt hatten und ihnen der makedonische Sperling in der Hand lieber war als die bosnische Taube auf dem Dache. Tiefer noch wühlte sich der Groll in ihre Seele, als ihnen die großen Verbündeten, immer noch auf die Hilfe des Koburgers zählend, verboten, durch einen jähen Handstreich Bulgariens Mobilmachung und Kriegsrüstung zu stören; feste Ueberzeugung vieler blieb es, daß durch solche Taktik wenigstens die unheilvolle Abdrängung des serbischen Heeres zur Adria vermieden worden wäre.

Auch der Uebermacht Mackensens konnte die serbische Armee zur rechten Zeit ausweichen und, allerdings ebenfalls unter Preisgabe des Landes, bei Salonik günstigere Winde abwarten. Aber ihr Oberkommando kämpfte zäh um jeden Fußbreit Boden, weil es auf die Bundesgenossen baute. An jedem Lagerfeuer erzählte man sich, daß die Alliierten, vorneweg Rußland, empfohlen hätten, um jeden Preis zehn Tage bis zum sicheren Eintreffen des Entsatzes auszuharren; als in Niš die Landung englischer und französischer Bataillone amtlich verkündet wurde, hüllte sich die Stadt erwartungsvoll in Flaggen- und Blumenschmuck, und Triumphpforten grüßten: *Vivent les Alliés!* Der General Petar Bojović mahnte in seinem Tagesbefehl: „Wir dürfen in diesem Kampf nicht schwachmütig werden, denn über Salonik, Djevdjelija und Krivolak eilen uns die Franzosen und Engländer zu Hilfe, und bald wird uns auch die russische Unterstützung erreichen.“ Aber Paléologue notierte sich am 25. Oktober: „Jeden

Tag richtet Pašić an die Alliierten einen verzweifelten Appell — und umsonst.“ Für Frankreich und England war Serbiens Sache so wichtig nicht, daß sie zur Rettung herbeiflogen; ihre ersten Truppen gingen nicht vor dem 5. Oktober an Land und waren, noch nicht einmal vierzigtausend Mann, viel zu schwach, dem über das Serbenvolk hinrollenden Schicksalsrad in die Speichen zu greifen.

Die Erbitterung, daß es den „großen Verbündeten“ an Einsicht und gutem Willen fehlte, eine Hilfe zu leisten, die zur Zeit da sein konnte, schwieg nicht, als sich die Serben über die Ziegenpfade Albaniens durch Oede und Wildnis, Schnee und Eis, Hunger und Tod dem Meer entgegenschleppten; verärgert über wenig schmeichelhafte Zurufe vermerkte der französische Verwaltungsoffizier Labry in seinem Kriegstagebuch, daß bei den Serben die Kenntnis des Deutschen viel häufiger sei als die des Französischen und von hundert ihrer Aerzte mindestens achtzig in Oesterreich und Deutschland studiert hätten. Da an der Adria wie die Italiener auch die Franzosen die Verladung in San Juan di Medua „aus höheren Erwägungen“ ablehnten und den bis aufs letzte ausgepumpten Menschen noch einen Marsch von zweihundert bis dreihundert Kilometern die Küste entlang durch Sumpfland und über brückenlose Flüsse ansannen, rief der Thronfolger Aleksandar dem Führer der französischen Militärmission General Mondésir ins Gesicht, daß die Serben nach dem Versprechen der Alliierten sofort bei ihrer Ankunft an der See aufgenommen werden sollten, daß sie von den Bundesgenossen betrogen worden seien und daß sich Entmutigung und Verzweiflung ihrer be-

mächtigen müsse. Nicht vereinzelt tauchte in der Folge die Meinung auf, daß die serbische Regierung das moralische Recht habe, Sonderfriedensangebote Oesterreich-Ungarns nicht abzuweisen, da auch die Alliierten ihre Verpflichtung nicht eingehalten hätten. Allen aber brannte die Bitterkeit im Herzen. Was die meisten zurückdrängten, schon weil Serbien mehr denn je von der Gunst der Großen abhing, sprach im Januar 1916 der Kroate Franko Potočnjak, Mitglied des Südslawischen Ausschusses, in heftiger Verwahrung gegen die Absicht des Vorsitzenden aus, die südslawischen Freiwilligen der Adria-Legion der Entente zur Verwendung an der Westfront anzubieten. „Unser Vaterland“, eiferte er in gerechtem Zorn, „ist verwüstet und vernichtet, ist unter der Erde zum Friedhof der Toten, über der Erde zum Friedhof der Lebenden geworden. Wir alle sind lebende Sklaven, auch wenn wir nicht in Gefangenschaft sind, umherirrend ohne Haus, Heim und Herd. Dahin durfte und mußte es nicht kommen. Dahin ist es nur deshalb gekommen, weil wir den Verbündeten im Glauben an ihre Worte alles gegeben und getan haben und sie uns nichts“; er höhnte: „Die Luft hallte von ihren leeren Versprechungen“; er zählte auf, was der Feind im Lande an Schrecklichem verübt habe: „Das ist das Werk auch unserer Alliierten. Hätten sie ihre Pflicht getan und an ihrem Platze gestanden, so wäre es zu alledem nicht gekommen“, und er zog einen Strich unter die Summe der Erfahrungen: „Die Alliierten, vor allem die Engländer, an die man am meisten appellierte und denen man sich am meisten antrug, haben uns in den schwersten und schlimmsten Augenblicken im Stich gelassen, als die Hilfe am dringendsten nottat und

uns mit Erfolg geholfen werden konnte. Dieses Bündnis nützt keineswegs uns und unseren Interessen, jeder von den westlichen Bundesgenossen hat nur sich und seinen Vorteil im Auge und sucht den andern so viel wie möglich auszubeuten.“

Das zum Krüppel geschlagene, fürder anscheinend kriegsuntaugliche Serbien dünkte viele Maßgebende in der Entente ein militärischer und finanzieller Ballast. Eine Zeitlang überlegte man ernstlich, ob man die Salonik-Front nicht überhaupt aufgeben und die übrig gebliebenen Serben als Kanonenfutter an der Westfront aufbrauchen solle; im Dezember 1915 war England sehr für diese Lösung, und erst im März 1916 entschied sich, besorgt, daß Serbien einen Sonderfrieden schliesse, die Konferenz von Chantilly für das Gegenteil. Inzwischen waren die Reste des serbischen Heeres von den Franzosen auf Korfu untergebracht und in Behandlung genommen worden; unter so schlechten Verhältnissen, daß anfangs ein Massensterben ihre ohnehin dünnen Reihen lichtete und Vido als „Insel des Todes“ schauerlichen Ruf erhielt, wurden die Krieger Petar Karadjordjevičs neu gekleidet, bewaffnet und eingeteilt. Während angesichts der Offensive Mackensens die Armee zehn Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision, mit dem dritten Aufgebot insgesamt über vierhunderttausend Mann zählte, wurden mit den zusammengeschmolzenen Beständen zur Not sechs Divisionen aufgefüllt; immerhin standen in den ersten Apriltagen hundertfünfundzwanzigtausend Mann kampffähig auf den Beinen, die bis Ende Mai sämtlich nach Salonik befördert waren. Aber als Samaritertat vermochten die Serben diese Unterstützung nicht zu werten.

denn für jeden Hosenknopf und jede Sohlzwecke belasteten die Alliierten sie in ihrem sauber geführten Hauptbuch; nicht ohne Seitenhieb auf die Habsucht der Großen tat bei Kriegsabschluß die serbische Regierung in einer Denkschrift dar, daß ein besetztes Land in doppeltem Maße wirtschaftlich Fremden versklavt sei, indem es sowohl dem Feinde Steuern und Kontributionen entrichten müsse als auch im Ausland die vom Ausland entliehenen Summen ausgeben; schmerzliche Feststellung, daß alles, was das serbische Heer im Herbst 1918 ins Vaterland mitbrachte, ein Schuldenpack von drei Milliarden Goldfranken sei. Auch war der Eindruck nicht zu verwischen, als würden die auf Korfu gebildeten Formationen von den Alliierten mit einer unanständigen Hast, ohne Rücksicht auf den Erholungs- und Kräftigungszustand der Leute, an die Front geworfen, und die serbische Heeresleitung vermochte sich des lebhaftesten Mißtrauens nicht zu erwehren, daß ihre Verbände innerhalb des englisch-französischen Expeditionskorps ihre Selbständigkeit verlieren und als Lückenbüßer verwendet werden sollten. Wenn sich die Soldaten aus der Sumadija und Mačva in diesem Feldzug nicht selten den farbigen Hilfstruppen der Briten und Franzosen aus Indien und Tongking verglichen, bekümmerte es die Regierung Pašićs auf Korfu, daß nach wie vor Makedonien den Verbündeten als unwesentlicher Nebenkriegsschauplatz galt. Vergebens setzte sie in eingehenden Noten die Bedeutung der Salonik-Front für das Ganze einleuchtend auseinander, vergebens reiste der stellvertretende Stabschef des Oberkommandos Petar Pešić ins Hauptquartier der Entente, die Entscheidenden persönlich zu bearbeiten, vergebens rief der Minister-

präsident die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten nach ihrem Eintritt in den Krieg an. Erst als durch Amerikaner die Westfront prall aufgefüllt war, wurde der Balkan bedacht. Aber eingedenk dessen, daß ihnen im August 1914 der gute Rat der Alliierten, nach Syrien und Bosnien vorzustoßen, übel ausgeschlagen war, richteten sich die Serben nach Durchbrechung der bulgarischen Stellung Mitte September 1918 nicht mehr nach der Weisung der Ententegenerale; gegen den ausdrücklichen Befehl Franchet d'Espereys, der sie in Skoplje erreichte, griff die erste Armee Mitte Oktober den Gegner bei Niš an und warf ihn.

Unter Mißachtung des kleinen Bundesgenossen spielten auch in der montenegrinischen Frage Frankreich und England ein doppeltes Spiel, indem sie hier die Vereinigung der Crnagora mit Serbien unter den Karadjordjević als Selbstverständlichkeit behandelten, dort ebenso selbstverständlich den Petrović als „*roi en exil*“ mit zweihunderttausend Franken monatlich aushielten. Aber nicht nur während des Krieges streichelte Poincaré ihn als seinen „*très cher et grand ami*“, sondern noch nach dem offiziellen Anschluß Montenegros an Serbien erklärte die Entente, daß das Land der Schwarzen Berge nach wie vor als „*État allié*“ gelte und die einzig gesetzliche Autorität die des Königs Nikola sei; noch am 13. Januar 1919 sprach der Oberste Rat Montenegro, das doch von der politischen Karte verschwunden und Bestandteil des jungen Südslawenstaates war, das Recht der Vertretung auf der Friedenskonferenz zu, und Balfour, in Versailles von Lansing befragt, ob Großbritannien den König anerkenne, antwortete, zwar nicht

sehr hochachtungsvoll: „Jawohl, wir zahlen für ihn.“ Auch als im Frühjahr 1918 die Entente durch einen englisch-französisch-amerikanischen Ausschuß, hinter dem die Regierungen und das Oberkommando standen, Bulgarien von den Mittelmächten abzusprengen versuchte, wurde, ungeachtet der Gefühle Serbiens, dem Unterhändler Sofias, Tošev, die Abtretung Thrakiens und die Umwandlung Makedoniens in einen autonomen Staat mit Salonik als Hauptstadt angeboten, und der Sonderfriede mit Oesterreich-Ungarn, um den sich die Entente auf Schweizer Boden im August 1917 und unter dem Druck der drohenden deutschen Offensive im Februar 1918 mühte, hätte Serbien höchstens den Ausgang zum Meer gebracht und unter Umständen den Habsburgern sogar den Lovćen, den „Wall der serbischen Freiheit“, eingetragen; nicht umsonst war bei den Verhandlungen auf Korfu Dušan Vasiljevičs schmerzlicher Stoßseufzer: „Die kleinen Völker spielen keine so große Rolle!“

Aber während sich die Alliierten immerhin samt und sonders für Wiederherstellung Serbiens einsetzten, gingen sie um die südslawische Frage herum wie die Katze um den heißen Brei. Einigung der Südslawen durch Zertrümmerung der Habsburgermonarchie schmeckte nicht nur nach Revolution, sondern Oesterreich-Ungarn war auch, obwohl Berchtolds Ultimatum den Funken ins europäische Pulverfaß geworfen hatte, für die entscheidenden Mächte erst in zweiter Reihe Ziel des Vernichtungswillens; der Feind hieß Deutschland. Wenn sich die Entente als solche noch im Winter 1917 gegen eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Donaumonarchie verwahrte, war besonders England seit alters

ein Schützer des Erzhauses; Liberale und mehr noch Konservative erwärmten sich fast ausnahmslos für den Bestand des altehrwürdigen Reichs; im Sommer 1917 wandte sich Lord Cecil im Parlament gegen die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns, und im Januar 1918 hob Lloyd George bedeutsam hervor, daß nur die Autonomisierung der unterdrückten Völker Kriegsziel sei. Außer „*Journal des Débats*“ war auch in Frankreich kein Blatt wirklich antihabsburgisch, und Italien in seiner Abneigung gegen die Südslawen zeigte sich erst recht gewillt, einem um die Adriaküste verkleinerten Habsburgerstaat das Leben zu lassen. Namentlich nach der bolschewistischen Revolution, durch die Rußland für absehbare Zeit aus dem System der Entente ausschied, wurde es fast zum Glaubenssatz, daß Oesterreich als Gegengewicht gegen Deutschland notwendig sei. Wie die meisten reaktionären militärischen Würdenträger Frankreichs hing auch der Marschall Pétain der Meinung an, daß das Habsburgerreich nach der zu erzwingenden Einführung der Selbstverwaltung für seine Völker allein Einheit und Ordnung unter Rassen aufrecht zu erhalten verstehe, die, miteinander von Natur verfeindet und sich selber überantwortet, sich unaufhörlich bekriegen und den Frieden Europas gefährden würden; er glaubte fest an ein künftiges Bündnis Oesterreichs mit Frankreich und England. Präsident Wilson half zwar in seiner Antwort an den Ballplatz vom 18. Oktober 1918 durch den Satz, daß die Vereinigten Staaten „in weitestgehender Weise die Gerechtigkeit des nationalen Freiheitsstrebens der Südslawen“ anerkannt hätten, die Gitter des habsburgischen Käfigs zerbrechen und wurde darum als der eigentliche

Befreier ihres Volkstums von Kroaten, Slowenen und Serben stürmisch gefeiert, aber von Anbeginn war auch er für das *Austriam esse delendam* nicht eingenommen; den amerikanischen Staatenbund nicht ohne Eitelkeit im Spiegel beschauend, währte er in einem föderalistischen Umbau auch für die Donaumonarchie das Allheilmittel gefunden zu haben und sprach im zehnten seiner vierzehn Punkte den Völkern Oesterreich-Ungarns nur „*the first opportunity of autonomous development*“, günstigste Gelegenheit für autonome Entwicklung zu.

Ließen denn die „großen Alliierten“ im Herbst 1915 Serbien im Schlamm stecken, weil sie einen ernsthaften Krieg gegen Oesterreich-Ungarn zu vermeiden wünschten, und schlossen sie im Herbst 1918 mit dem zusammengebrochenen Habsburgerreich einen Waffenstillstand, in dem die Südslawen jede Rücksicht auf ihre Sache vermißten, so fand auch der Südslawische Ausschuß wenig Entgegenkommen. Schon als Angehörige der ummauerten, unzugänglichen und hochfahrenden Diplomatenzunft verhielten sich die Vertreter der Entente dem *Jugoslovenski Odbor* gegenüber zugeknöpft, der die Beglaubigung keiner Regierung in der Tasche und nur die Sehnsucht eines schwachen Volkes hinter sich hatte. Wenn sich die Trumbić und Gefährten lange genug in den Vorzimmern herumgedrückt hatten, warf ihnen irgendein Staatssekretär oder Gesandter den Bettelpfennig einer unverbindlich wohlwollenden Erklärung hin; vier volle Jahre gingen ins Land, bis die Gesamtheit der Alliierten auf der Versailler Beratung vom 8. Juni 1918 die Bestrebungen zur Befreiung der Südslawen mit hochoffizieller, protokoll-

fähiger Sympathie begrüßte. Doch war es mit dieser trotz allem platonischen Kundgebung auch abgetan. Während die Errichtung eines polnischen Staates für die Entente auf der Tagesordnung des Weltkrieges stand und im Sommer 1918 auch die Tschechoslowaken als Verbündete, ihre Legionen als kriegführende Partei, ihr Nationalrat als vorläufige Regierung anerkannt wurden, blieb es für die Südslawen bei leeren Worten, vagen Formeln und hohlen Vertröstungen. Pašićs Regierung verlangte, daß das serbisch-kroatisch-slowenische Volk als Alliiertes und Serbien als sein Vertreter betrachtet werde — die Großen lehnten kühl ab; der *Jugoslovenski Odbor* bat Frankreich, daß der Ausschuß als „Organ der nationalen Interessen des südslawischen Volkes der von Oesterreich-Ungarn unterdrückten Serben, Kroaten und Slowenen“ bestätigt werde — der Quai d'Orsay hatte kaum ein Achselzucken dafür; was 1917 der serbische Ministerpräsident auf Korfu sagte: „Bei unseren Verbündeten ist der Gedanke noch nicht herangereift, die Einigung der Serben, Kroaten und Slowenen als ihre politische Aufgabe anzusehen“, galt unvermindert bis zum letzten Schuß des Krieges und darüber hinaus; in keinem Augenblick legte sich die Entente auf den nationalen Zusammenschluß der drei Stämme fest, und um keine Ausrede, den Südslawen ihr Recht zu weigern, waren die Delcassé und Grey, Balfour und Pichon verlegen. D'Annunzio, der bald seinen frechen Griff nach Fiume tun sollte, besang pathetisch den Heldenmut des Serbenvolkes, und daß der Karadjordjević, ein Monarch, der nicht in der Stunde des Zusammenbruchs feige flüchtete, mit den Seinen die Schrecken des Rückzugs durch die albanische Eis- und Schneewüste getreu-

lich teilte, begeisterte Edmond Rostand zu dem Gedicht
„Die vier Ochsen des Königs Peter“:

C'est le roi Pierre; il sort de la Vieille Serbie;
Il est assis sur un caisson d'artillerie
Que traînent des boeufs; il s'en va.

Dieser poetischen Almosen gedachte wohl in der Emigration der Bosnier Pero Slepčević, einer der Führer der in Genf versammelten südslawischen Emigrantenjugend, als er in öffentlichem Vortrag im Februar 1918 ausrief: „Falls wir hoffen, daß uns die Alliierten für unsere Opfer belohnen, so heißt es: Klar sehen! Auf dem europäischen Areopag stehen die Dichter, die dem serbischen Heroismus Oden anstimmen, irgendwo im Winkel, aber in seiner Mitte lärmt das Geschrei der Krämer, die ein Geschäft abschließen wollen und denen die kleinen Völker das sind, was bei der Rechnung übrig bleibt. Ach, ‚Hoffnung ist wirklich auf niemanden als auf Gott und unsere Fäuste‘. *Da sè, Jugoslavia, da sè!*“

Der Starrsinn der Entente erweichte sich auch nicht, als im Herbst 1918 die gültigste vollendete Tatsache vorlag und dem Habsburgerreich nur mehr der Totenschein auszustellen war; Dr. Korošec, der am 3. November die Kabinette zu Paris, London, Rom und Washington bat, den Nationalrat in Agram als rechtmäßige Regierung des südslawischen Volkes anzuerkennen, wartete vergebens auch nur auf eine Empfangsbestätigung seiner Botschaft, und auch auf der Friedenskonferenz wurde Südslawien nicht zugelassen, sondern durfte nur durch Serbien vertreten werden. Serben, Kroaten und Slowenen ward Freiheit und Einheit zwar durch den Sieg, aber nicht durch den Willen der Entente zuteil; die eigene

Staatlichkeit erlangten die Südslawen nicht durch das Wohlwollen der Großen, sondern in der Tat durch sich, „*da sè*“.

14.

Da der Weltkrieg auch jeden künstlichen Gegensatz zuspitzte, fachte sein Sturmwind alles, was an Widerstreit zwischen den südslawischen Stämmen lebte, noch einmal zu heller Flamme an. Nach der Ermordung Franz Ferdinands hallten Sarajevo und Agram von Ausschreitungen der Kroaten gegen die Serben wider; da die allkroatische Frank-Partei die Losung ausgab, daß der serbischen Schlange der Kopf zertreten werden müsse, zerstörte in der bosnischen Hauptstadt ein patriotisch tobender Mob, während die Polizei schmunzelnd zusah und der Belagerungszustand mit Absicht zu spät verhängt wurde, vandalisch serbische Schulen, Läden, Werkstätten und Wohnungen. „Mit größtem Stolz“ begrüßten Anfang August die Frankianer und Radićs Bauernpartei in einem Huldigungstelegramm an den Herrscher die Kriegserklärung an „den tückischen Feind der erhabenen Dynastie, unserer Monarchie und besonders des Kroatentums“; jene denunzierten obendrein bei den Kommandos die Führer der serbisch-kroatischen Koalition und heischten, um im Trüben fischen zu können, verstoßen die Errichtung der Militärdiktatur über Kroatien. Je länger der Krieg dauerte, desto tiefer verannte sich die Frank-Partei in ihre Wahngelüste; noch 1918 gründete sie in Agram die deutsch erscheinende „Kroatische Rundschau“, die These zu verfechten, daß Serben und Kroaten zwar ethnographisch, doch nicht politisch ein Volk seien; „Kroatentum und Serbentum“,

schrieb als einer ihrer Matadoren der Universitätsprofessor Pazman, „schließen sich auf ein und demselben Territorium und in einem national sein sollenden Staate aus.“ In Bosnien wurde zu Kriegsbeginn die Hefe des islamischen Volksteils in die „Schutzkorps“ eingereicht, die mit Plünderung, Brand und Mord in aller Form einen Bandenkrieg gegen die serbische Bevölkerung der eigenen Heimat führten. Auch bei den Slowenen war Serbenhaß ein Zeichen der Kriegspsychose. Das Blatt der katholischen Partei „*Slovenec*“ rief verzückt aus, wenn je ein Krieg gerecht gewesen sei, so dieser gegen Serbien, „diese stete Schmach am Leibe des Südslawentums“; Verse in denselben Spalten drohten:

Wir grüßen mit Kanonen euch,
ihr Serben.
An Weidenästen hängend sollt
ihr sterben.

Dr. Šušteršič versicherte in einer Trauerfeier für den ermordeten Erzherzog, daß „die schwere Faust des slowenischen Soldaten den Schädel des Serben zerschmettern wird, in dem ein gefräßiger Größenwahn lebt“, aber auch der demokratische Bürgermeister Laibachs, Dr. Ivan Tavčar, bekundete in einer Ansprache, daß „die slowenische Faust nicht eher ablassen wird, bis der Feind in den Staub getreten ist und stolz die schwarzgelbe Fahne über seinen zersprengten Scharen weht“. Es fehlte auch nicht an Offizieren und Soldaten namentlich kroatischen Stammes, die, von diesem Geist angesteckt, im okkupierten Serbien mit ihren Volksgenossen nicht sänftiglich umsprangen.

Aber weit verhängnisvoller tat sich der Abgrund zwischen Serben und Bulgaren auf. Schon als es 1912 den habsburgischen Ränken gelang, in den Balkanbund einen Keil zu treiben, erwuchs aus der Zwietracht für den einen wie den anderen Teil Unheil. Am 2. Juni 1913 bezeichnete der serbische Gesandte in Wien dem französischen Botschafter gegenüber den Krieg mit Bulgarien als „absolute Notwendigkeit“, doch zur Frucht reifte erst in der dunklen Seele des Koburgers der Gedanke des Appells an die Gewalt; auf seinen Wink geschah es, daß in der Nacht zum 30. Juni unvermutet und ohne Kriegserklärung die bulgarischen Truppen die serbischen Stellungen auf einer Länge von hundert Kilometern zu überrennen suchten. Der Sieg der Serben an der Bregalnica aber hatte noch bössere Folgen als in dem ähnlichen Bruderkrieg ein Vierteljahrhundert zuvor der Sieg der Bulgaren bei Slivnica. In dem Bukarester Gewaltfrieden büßte Bulgarien nicht nur fast ganz Makedonien ein, sondern es verlor auch, Serben, Griechen und Rumänen erliegend, Thrakien mit Adrianopel an die Türken. Dafür gewann Serbien ein Makedonien, das fortan, ein Elsaß auf dem Balkan, wie eine Drohung zwischen Belgrad und Sofia stehen mußte. Um die Entwicklung der Makedo-Slawen zu Serben zu beschleunigen, plackte Pašić sie mit einem mehr als strammen Regiment; politische Rechte wurden ihnen erst verheißen, als sie im Weltkrieg wacker ihre Pflicht taten; wie Dr. Škerlić und die Sozialdemokraten in der Skupština gegen diese Regierungsmethoden auftraten, gestand auch der jungradikale „*Odjek*“, daß der makedonischen Bevölkerung das Leben unter der neuen Herrschaft recht sauer werde.

Der Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte 1915 war zwar so sehr eine Angelegenheit der baren Zahlung, daß Radoslavov bis zur letzten Sekunde mit beiden kriegführenden Parteien schacherte, um möglichst viel herauszuschlagen, aber die quälende Erinnerung an Bukarest gehörte doch zu den Imponderabilien, die auf Sofias Haltung einwirkten. Als der Krieg mit dem sorgfältig ausgeheckten Schwindel eines Zwischenfalls an der serbischen Grenze begann, warfen die Bulgaren sofort jede Gemeinschaft mit dem Südslawentum und dem Slawentum überhaupt weit von sich; in einem Berliner Vortrag brüstete sich im April 1916 der bulgarische Oberleutnant und Professor Panov damit, daß sie nicht Slawen, sondern Hunnen seien! Nach der Niederwerfung Serbiens handelte die Regierung Radoslavovs so, als führe dieser Staat gar kein rechtliches Dasein mehr; das bulgarische Rote Kreuz verweigerte dem serbischen Roten Kreuz Auskünfte, da Serbien seit der Besetzung aufgehört habe, zu existieren; wider alles Völkerrecht hoben die Behörden in den okkupierten Gegenden, die sie kurzerhand als bulgarisch betrachteten, Rekruten aus, und nicht nur die serbischen Bücher stampften die Sofioter Machthaber ein, sondern vernichteten mit berechnender Grausamkeit auch sonst alles, was ihrem Ehrgeiz, der bulgarischen Sprache und dem Bulgarentum die Vorherrschaft auf dem Balkan zu verschaffen, im Wege war. Wenn der Schmerzensschrei einer bis aufs Blut gepeinigten Bevölkerung roh erstickt wurde, so klagten doch die radikalen Sozialisten im Sobranje Anfang 1916 die Regierung wegen der Schreckensherrschaft und der gewaltsamen Entnationalisierung im Okkupationsgebiet heftig an, und in einer

erschütternden Denkschrift der serbischen Sozialdemokratie an die Stockholmer Konferenz, gezeichnet Dušan Popović und Triša Kaclerović, stand der lapidare Satz: „Jenseits der Morava“, im bulgarischen Besatzungsbereich, „beginnt Asien.“ Zu Zehntausenden wurden die Einwohner, Greise, Weiber, Kinder ohne Unterschied, nach Bulgarien und bis nach Anatolien in Gefangenenlager verschleppt. Im Lande selbst waren öffentliche Stockprügel nicht nur für Männer ein alltäglicher Vorgang; das sozialistische Memorandum berichtete, daß einer Frau fünfundzwanzig aufgezählt wurden, weil dem bei ihr einquartierten Offizier das Tischtuch nicht sauber genug erschien. Die willkürlichen und wahllosen Massentötungen verdienten den Namen Hinrichtungen nicht mehr. Grauenhaften Ruf als „Schlachthaus Serbiens“ erhielt der Flecken Surdulica, wo in kurzem rund dreitausend Serben erschossen, mit Messern erstochen oder mit Knüppeln erschlagen wurden. Als sich Februar 1917 das gefolterte Volk in dem großen Aufstand von Toplica erhob und Prokuplje, Kuršumlije und Lebane für vierzehn Tage den Rebellen unter dem Vojvoda Kosta Pećanac gehörten, gab die Niederwerfung der Bewegung neuerdings Gelegenheit, zwanzigtausend Serben, darunter mindestens siebzehntausend ganz unbeteiligte, viehisch abzuschlachten; auf hundertsechsfünfzig belief sich allein die Zahl der Priester, die in den drei Besatzungsjahren von den Bulgaren ums Leben gebracht wurden. Im Februar 1918 erzielte der Oberst Kalkandjev vom Infanterieregiment 42, wegen seiner Untaten vors Kriegsgericht gestellt, einen Freispruch mit seiner Verantwortung: „Ich habe sechzig Geistliche, zweihundert Beamte

und mehr als dreitausend Zivilisten getötet, weil ich Vollmacht meiner Regierung hatte, alle zu töten, die mir als schädlich für Bulgarien angegeben wurden." Als dieser Haupthener in Leskovac zwei serbische Kaufleute nur deshalb niedermachen ließ, weil bulgarische Konkurrenten die von jenen für die Armee Mackensen übernommenen Lieferungen ausführen wollten, widersprachen die Deutschen, allerdings vergeblich, dem Verbrechen. Schon während des Feldzugs 1915 waren makedonische Städte nach Hegelers Zeugnis glücklich, wenn sie sich deutschen Truppen statt den Bulgaren übergeben konnten; aus der Okkupationszeit berichtete Dr. Boža Nikolajević von Fällen, in denen die Deutschen ihren Bundesgenossen bereits todgeweihte Opfer aus den Klauen rissen, und der bulgarische Kreischef Dimitrov von Vranja vermeldete im Februar 1916: „Um sich zu schützen, wendet sich die mißhandelte Bevölkerung an die deutschen Behörden, die diese künftigen Untertanen Bulgariens in den österreichischen Teil Serbiens schaffen lassen.“ Selbst der k. und k. Generaloberst Rhemen klagte auf der Besprechung in Sarajevo: „Die Bulgaren assentieren in den eroberten Gebieten alles zwischen achtzehn und zweiundvierzig Jahren und bilden daraus zwei Gruppen, Arbeiter und Soldaten. Die Türken und Serben werden schlecht behandelt; diejenigen, welche erklären, daß sie Bulgaren werden wollen, werden besser behandelt; ansonsten verfolgen die Bulgaren rücksichtslos alles, was gegen sie ist.“ So schien ein breiter Strom von Blut und Tränen jeden Steg zwischen den beiden orthodoxen Südslawenstämmen für lange weggespült zu haben.

Trotz allem erlosch das Gefühl der Blutsgemeinschaft und Waffenbrüderschaft von 1912 bei Serben und Bulgaren nicht ganz. Durch enge Zusammenarbeit beider erfüllte der Balkanbund seine geschichtliche Aufgabe, die Zerschmetterung der Osmanenherrschaft in Europa, so rasch und vollkommen; wie eine bulgarische Division mit den Serben zusammen auf dem makedonischen Kriegsschauplatz kämpfte, so halfen nach der Schlacht von Kumanovo fünfzigtausend Mann Serben samt den aus Frankreich bezogenen schweren Geschützen bei der Belagerung Adrianopels; am Fall der Festung hatten sie, die den ganzen westlichen und nordwestlichen Sektor der Einschließungsarmee bildeten, nicht geringes Verdienst. Anfangs leistete das Bundesverhältnis auch den Aushöhlungsversuchen des Ballplatzes Widerstand; wie im November Sazonov vom bulgarischen Gesandten erfuhr, daß seine Regierung sich in der Frage des Zugangs Serbiens zur Adria durchaus mit dem Belgrader Kabinett eins fühle, so gewann im gleichen Monat Hartwig den Eindruck, daß das Uebereinkommen zwischen Serben und Bulgaren sehr fest sei und daß sich beide gegen Griechenland kehren würden, wenn es nach Salonik und Monastir strebe, und als nach der Schlacht an der Bregalnica gefangene Soldaten Ferdinands gefragt wurden, warum sie gegen ihre Brüder und Bundesgenossen stritten, hatten sie die aufschlußreiche Antwort, nicht sie hätten den Krieg gewollt, sondern der König, der kein Slawe und Orthodoxer sei.

Auch während des Weltkriegs war die blindwütende Schreckensherrschaft im besetzten Serbien weniger das

Werk des bulgarischen Volks als einer chauvinistisch überhitzten Führerschicht. Oft fühlte sich der bulgarische Mann als Volks- und Schicksalsgenosse des Serben, dem er gebranntes Herzeleid anzutun hatte; jener ein Bauer wie auch er, durch den gleichen Glauben und fast dieselbe Sprache ihm verbunden. So kam aus dem Infanterieregiment 42 die Weigerung, die befohlene Blutarbeit weiter zu verrichten; auch Offiziere wandten sich von der Folterung eines ganzen Volkes angeekelt ab und entzogen sich in einzelnen Fällen dem Gewissenswiderstreit durch Desertion. Der Kreischef Dimitrov zürnte schamerfüllt, daß es wenigstens eines Jahrzehnts bedürfe, um all das Uebel wieder gut zu machen, das die Schinder dem bulgarischen Namen und der serbischen Einwohnerschaft zugefügt hätten, und als Ende 1915 aus den makedonischen Kreisen Poreč, Veles und Prilep die gesamte männliche Bevölkerung zwischen fünfzehn und siebenzig Jahren nach Bulgarien verschickt werden sollte, lehnte sich selbst der neu bestellte bulgarische Bischof von Kičevo in einem Schreiben an den König gegen diese sinnlose Grausamkeit auf. Aber wie der Hauptmann Emanuel Ivanov, Sohn eines bekannten bulgarischen Generals, 1914 auf der Seite der Serben focht und sich der Bauernführer Kosta Todorov 1915 als Freiwilliger der Streitmacht der Entente einreichte, so überwog bei ganzen politischen Gruppen das südslawische Volksbewußtsein den bulgarischen Stammeschauvinismus. Im Namen der Bauernpartei, mit zweiundfünfzig Abgeordneten der zweitstärksten Fraktion im Sobranje, fand Aleksandar Stambolijski im ersten Weltkriegsjahr ehrende Worte für „das heldenhafte Serbien“, ihm den Sieg über

Oesterreich-Ungarn wünschend, und erklärte auf die lärmenden Zwischenrufe der Radoslavovisten: „Du bist kein Bulgare, du bist ein Serbel!“ stolz: „Ich bin weder Serbe noch Bulgare, ich bin Südslawe!“

Im Herbst 1914 teilte der montenegrinische Vertreter Mijušković in Niš dem ihm befreundeten bulgarischen Gesandten Čaprašikov eine Aeußerung Pavle Marinkovićs, Führers der serbischen Fortschrittspartei, mit, daß sich Serben und Bulgaren ohnehin in spätestens fünfzehn Jahren zu einer Art Union zusammenschließen würden. Auch als zur gleichen Zeit Pašić in der Skupština über die Zugeständnisse an Bulgarien redete, widersprach niemand, und die allgemeine Stimmung für den Bruderstamm schien günstig; eine Resolution südslawischer Journalisten Amerikas im August 1915 besagte deutlich: „Die Serben, Kroaten und Slowenen, überzeugt, daß die Bulgaren ihre nächsten Brüder sind, wünschen aus Herzensgrund, daß sie von der künftigen Gemeinschaft nicht ferngehalten werden.“ Der Ueberfall auf die Serben und die Mißhandlung des besetzten Gebiets brachten allerdings eine Lawine von Haß ins Rollen, aber selbst jetzt erhoben sich, mitten im Morden, Stimmen für die Einigung und Eintracht beider Stämme. In einer Denkschrift an die französische Regierung, bei der ein Schimpfwort auf die „boches“ als Empfehlung diente, ließ sich im März 1916 der Südslawische Ausschuß vernehmen: „Wir verlangen nicht den Tod unseres bulgarischen Henkers. Wir hoffen, daß sich seine slawische Seele vom deutschen Schmutz reinigen wird, und sind der Ansicht, daß unter der Sonne Platz für alle ist“; in der südslawischen Emigration der Schweiz wurde der

Gedanke einer Föderation mit Bulgarien stets erörtert, und bei den Verhandlungen auf Korfu zwischen serbischer Regierung und *Jugoslovenski Odbor* konnte Potočnjak, ohne Aergernis zu erregen, betonen, daß der für den neuen Staat vorgeschlagene Name Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen die Bulgaren nicht ausschliesse, wenn sie sich später anfügen wollten. Im August 1917 setzte der Serbe Milan Čurčin in „*New Europe*“ auseinander, daß möglichst enge Beziehungen zwischen den drei anderen Südslawenstämmen und den Bulgaren für den Balkan und den ganzen Erdteil sehr ersprießlich seien; sein Landsmann Milan M. Kosić erwärmte sich 1918 in seiner Schrift „Die Südslawenfrage“ für einen Bundesstaat, weil dann auch der Verständigung mit Bulgarien nichts im Wege stehe; im Juli desselben Jahres vermerkte Generaloberst Rhemen, daß die Furcht der Serben vor Einverleibung in Ungarn zum Teil sogar „den wurzelnden Haß gegen die Bulgaren“ vergessen lasse, und in einer ihrer ersten Nummern, die in dem befreiten Belgrad erschienen, verkündeten, am 6. Dezember 1918, die sozialistischen „*Radničke Novine*“: „Auch nach den unerhörten Schauerthaten, die in den letzten drei Jahren an unserem Volke begangen wurden, wünschen wir mit dem bulgarischen Volk nicht nur die besten nachbarlichen Beziehungen, sondern auch die vollständigste Gemeinsamkeit . . . Das bulgarische Volk ist das gleiche wie wir: eines Stammes und einer Herkunft sind wir, wir sprechen eine Sprache und haben fast dieselben ethnischen Besonderheiten.“

16.

Für Serben, Kroaten und Slowenen aber stellte der Weltkrieg neben das Beispiel der Einigung das Gegen-

beispiel. Allenthalben in habsburgischen Landen ging man seit 1912 dem durch den Balkankrieg angestachelten nationalen Drang der Südslawen zu Leibe. Nach Cuvajs Beseitigung wurde in Kroatien gleichwohl nicht parlamentarisch regiert, so daß auch auf Skerlec, erst Kommissar, dann Banus, ein junger Heißsporn seinen Revolver abfeuerte, und der Sieg der serbisch-kroatischen Koalition, die im Dezember 1913 wieder mit achtunddreißig Mandaten zur Mehrheit im Sabor wurde, fiel zu kurz vor den Weltkrieg, um sich recht auszuwirken. In Dalmatien wurde der Landtag seit Sommer 1912 nicht mehr einberufen; wegen balkanslawenfreundlicher Kundgebungen verfielen die Gemeinderäte von Spalato und Sebenico der Auflösung; Dutzende von Ragusanern wanderten für drei bis acht Tage „wegen Hüteschwenkens“ bei Abfahrt eines Dampfers mit montenegrinischen Freiwilligen in Haft. Auch Bosnien und Hercegovina bekamen „wegen der auswärtigen Lage“ 1913 den Belagerungszustand zu kosten. Selbst in dem ruhigeren Krain wurde die „*Matica Slovenska*“ unterdrückt, weil der von ihr herausgegebene Roman Fran Maselj-Podlimbarskis „*Gospodin Franjo*“ den schwarzgelben Bütteln als „Verherrlichung der revolutionären Bewegung der Serben in den Okkupationsprovinzen“ erschien, und der Dichter Ivan Cankar büßte seine Begeisterung für den Zusammenschluß aller südslawischen Stämme hinter Gitterstäben.

Aber als im Sommer 1914 der Kriegszustand sämtliche südslawischen Gebiete Oesterreich-Ungarns erfaßte und im Herbst 1915 ganz Montenegro und dreizehn Kreise Serbiens unter die k. und k. Militärverwaltung gerieten, war unversehens die Einigung der Serben, Kroaten und

Slowenen von der Morava bis zu den Karawanken, war die habsburgische Lösung der südslawischen Frage Wirklichkeit, freilich als Zerrbild, statt mit Pinsel und Farbe auf Leinwand mit einem Bajonett und Blut an die Mauer einer Kerkerzelle gemalt.

Beim ersten Einbruch Potioreks in Serbien waren namentlich viele Führer von dem Aberwitz besessen, den Charakter des Kriegs als einer Strafexpedition scharf herauszuarbeiten. Allen aber hatte eine frevle Preßhetze die Köpfe verwirrt, und obwohl die verwerfliche Anordnung des serbischen Generalstabs zur Bildung von Terrorgruppen zwecks Ermordung der feindlichen Befehlshaber unbekannt war, herrschte übertriebene Furcht vor den Banden und ihrem Kleinkrieg. Beredtes Beispiel für die Geistesverfassung des österreichisch-ungarischen Offiziers, sprachen die „Direktiven“ des Generalkommandos des neunten Korps von Serbien als einem „Feindesland, das von einer mit fanatischem Haß gegen uns erfüllten Bevölkerung bewohnt ist, und wo der Meuchelmord als erlaubt gilt und geradezu als Heldentat gefeiert wird. Einer solchen Bevölkerung gegenüber ist jede Humanität und Weichherzigkeit höchst unangebracht, ja, geradezu verderblich“; außerhalb der Ortschaften angetroffene Einwohner seien, auch wenn sie keine Waffe trügen, als Bandenmitglieder anzusehen; „man mache diese Leute, wenn sie halbwegs verdächtig erscheinen, nieder!“ Solchem Gemisch von Haß, Angst und Schneid entsprangen Untaten gegen wehrloses, friedliches Volk, deren Zahl und Maß von neutralen Beobachtern schaudernd festgestellt wurde; auch die Abschlachtung von Frauen und Kindern gehörte nicht durchweg zur Greuellegende. Bei

der Herbstoffensive von 1915 wüteten besonders die von den Oesterreichern aufgebotenen albanischen Freiwilligen barbarisch gegen eine Einwohnerschaft, in der diese Halbwilden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts nur den Feind sahen; in Novi Pazar etwa machten nach Ganghofers Darstellung die Arnauten „Pirschgänge auf serbisches Freiwild“. Als aber nach Ende des Feldzugs die äußere Ruhe in das Okkupationsgebiet einkehrte, war die schonungslose wirtschaftliche Aussaugung und Auslaugung Serbiens noch das geringste; alte wertvolle Wälder wurden im Raubbau abgeholzt, von Lebensmitteln das Land bis zur Hungersnot entblößt: noch der Oktober 1918 erlebte einen Abtransport von viertausend Waggons Getreide, zehntausend Mastochsen, zehntausend Zugochsen, zehntausend Schweinen und viertausend Schafen; was an Industrie bestand, ging durch Verfall der Fabriken und Zerlegung der Maschinen zugrunde, und die Erzschatze, zum Teil neu erschlossene, baute man unbarmherzig ab.

Ragendes Sinnbild der k. und k. Herrschaft jedoch war der Galgen, den die Oesterreicher, am 2. Dezember 1914 in Belgrad eindringend, auf dem belebtesten Platz der Hauptstadt, Terazije, aufrichteten! In Umlauf kamen jetzt im Hinterland und bis ins Ausland, wo sie als unwiderlegliche Zeugnisse der habsburgischen Barbarei wirkten, die Photographien von Hänageszenen: drei und vier, fünf und sechs, ja, sieben und acht Galgen nebeneinander, an jedem ein starr ausgerecktes Opfer, und herum, Zigaretten rauchend, in aufgekratzter Stimmung, das fesche Käppi auf einem Ohr,

Offiziere und Korporale der Wehrmacht Seiner Apostolischen Majestät. Auf einem dieser Bilder hingen sechs Frauen am Strick, und in den Amtsblättern der Kreis-kommandos standen regelmäßig die Listen der „Justifizierten“ zu lesen. Wildheit und Willkür reichten sich bei diesem Verfahren die Hand. Zehntausende von Zivilisten wurden in die Internierungslager der Donaumonarchie verschleppt, aus denen wie aus der bulgarischen Gefangenschaft nur ein Bruchteil zurückkam; Bauern, die sich durch die Flucht zu retten hofften, knallte man ohne gerichtliches Erkenntnis nieder. Weil sich, der Verordnung des Gouvernements zuwider, im Dorf Rama ein paar alte Jagdflinten fanden, wurden fünfunddreißig Bauern und der Lehrer standrechtlich erschossen. Als in Montenegro der General Vešović einen zu seiner Verhaftung ausgesandten österreichischen Oberleutnant niederstreckte und in die Berge flüchtete, forderte der Feldmarschalleutnant v. Weber, daß sich der Geflohene binnen fünf Tagen stelle, widrigenfalls Vater und Bruder an seiner Statt gehängt würden; der k. und k. General entblödete sich nicht, am 16. Juli 1916 seiner Welt amtlich zu verkünden, daß Vešovićs Bruder „in Ausführung der angedrohten Maßregel dem Scharfrichter überantwortet“ worden sei; der fünfundsiebzigjährige Vater wurde „begnadigt“. In ihrer Denkschrift für Stockholm bezeugten die serbischen Sozialdemokraten, die, alles andere als „Sozialpatrioten“, zum Vorbild für die Internationale 1914 gegen die Kriegskredite gestimmt hatten, ohne Neigung zur Hetze oder Uebertreibung, daß die ganze Okkupation nichts anderes sei als eine Fortsetzung des Kriegs gegen die friedliche Bevölkerung.

Aber mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien erklärte Habsburg auch den eigenen Südslawen den Krieg. Haussuchungen und Verhaftungen hagelten; der Begriff p. v. gleich politisch verdächtig kam zu hohen Unehren. Auf dem Schloßberg zu Laibach waren hinter alten Festungsmauern Hunderte und Hunderte von Slowenen, Greise und Kinder, Wöchnerinnen und Lungenkranke bunt durcheinander, zusammengepfercht; der Präsident des kroatischen Sabor, Dr. Bogdan Medaković, wurde in Fesseln von Abbazia nach Agram geschafft; aus Dalmatien, Istrien und Krain trieb man rund fünftausend Personen in Internierungslager. In Bosnien und Hercegovina, Stätte des Attentats und Aufmarschgebiet gegen Serbien, gingen die Festnahmen erst recht in die Tausende. Da Oesterreich-Ungarn der einzige kriegführende Staat war, der unter seinen eigenen Bürgern Geiseln aushob, wurde eine Anzahl der Verhafteten in Stationsgebäuden und Eisenbahnzügen untergebracht, um bei Anschlägen erschossen zu werden; der größere Teil wanderte, wobei diese politischen Schutzhäftlinge in Ketten gelegt, mit Verbrechern zusammengeschlossen, mit Stockhieben und Kolbenstößen bedacht wurden, in das Lager von Arad, das bald als trockene Guillotine berüchtigt wurde. Anfangs ohne Wäsche, Decken und Trinkgefäße hockten die Unglücklichen in ungesund feuchten Kasematten, dem Typhus und jeder Krankheit zur leichten Beute; von fünftausendfünfhundert Internierten starben zweitausendzweihundert, von vierhundert Kindern blieben nur dreißig bis vierzig am Leben! Aehnlich ging im Lager von Doboij, hinter dessen Planken im Lauf der Kriegshandlungen nach Serbien geflüchtete

Bosnier und Hercegoviner saßen, das große Sterben um; in sechzehn Monaten der Jahre 1916 und 1917 erlagen ihrer zweitausendneuhundert dem Hunger und den Seuchen, in einem einzigen Monat allein sechshundert-dreiundvierzig Kinder!

Der Paragraphenbegriff Kriegsnotwehrrecht allerdings erlaubte eine weniger umständliche Ausrottung des verhaßten Serbenstammes; auf schmutzige Angeberei und haltlose Verdachtsgründe hin wurde ohne Gerichtsverfahren erschossen und gehängt, daß es eine Art hatte. „Im Dorf Bogojević“, gab, ein Beispiel für viele, ein Oberjäger der Jäger-Kompanie 6 zu Protokoll, „habe ich auf Befehl des Hauptmanns Stankov siebzehn Bauern, welche anscheinend nach Montenegro flüchten und ihr Vieh mit-treiben wollten, teils selbst niedergemacht, teils durch meine Leute niedermachen lassen“; ein magyarisches Bataillon nahm beim Ausmarsch ins Grenzgebiet vorsorg-lich tausend Meter Strick mit; im Dorf Pali sprangen nach amtlichem Bericht an zwei Oktobertagen 1914 fünfzig Männer und zwei Frauen über die Klinge; in Trebinje wurden sofort nach der Kriegserklärung vor der serbischen Schule und Kirche sechs Galgen aufgepflanzt; in dieser Stadt kamen hundertdrei, in Foča einundsiebzig, in der Umgebung von Zubci zweiundachtzig Menschen ohne Richterspruch durch Erhängen zu Tode. Aber auch bei den Feldgerichten flutschte es mit den Hinrichtungen; die Bemerkung, daß der österreichische Soldat dem serbischen nicht gewachsen sei, reichte zum Todesurteil vollauf. Wieviel Hunderte und aber Hunderte von Süd-slaven wurden wegen Dingen, die die k. und k. Militär-justiz unter Hoch- und Landesverrat einreihete, in Slo-

wenien, in Kroatien-Slawonien und vor allem in Bosnien-Hercegovina hingerichtet! Welch schauerlich lange Liste von Erschossenen und Gehängten liegt bei den Liquidationsurkunden der Habsburgerherrschaft! Endlich taten auch die ordentlichen Gerichte, was sie konnten. Wie jede serbische Schule in Bosnien und Hercegovina geschlossen und im ganzen Reich der Gebrauch der Ćirilica verboten war, so suchte man, wieder vor allem im Bosnischen, die Bildungsschicht der Serben als Hauptträger des nationalen Gedankens zu treffen. Der Abgeordnete Šćepan Grdjić erhielt vierzehn Monate schweren Kerkers, weil er, eilends herbeigerufen, an der Trauersitzung des Landtags für Franz Ferdinand im Straßenanzug teilgenommen hatte, und der große Hochverratsprozeß von Banjaluka, der von November 1915 bis März 1916 gegen hundertsechsfünfzig Angeklagte, darunter viele Intellektuelle, lief, endete mit sechzehn Todesurteilen und der Verhängung von achthundertachtundfünfzig Jahren Zuchthaus und Gefängnis; jene wurden nicht vollstreckt, und nach der Thronbesteigung Karls wehte überhaupt ein sanfterer Wind. Aber ob auch 1917 und 1918 über Kroatien, das im Widerspiel zwischen Wien und Budapest von beiden nicht vor den Kopf gestoßen werden sollte, unter dem neuen Banus Antun Mihanović ein Schatten von politischer Bewegungsfreiheit und Verfassungsmäßigkeit fiel, so galt doch im großen für den ganzen Krieg und alle Südslawen das Wort Dr. Otokar Ribars im Wiener Reichsrat, daß seit der Niederlage auf dem Feld von Kosovo das Volk nie durch eine ähnliche Katastrophe geschritten sei.

Da sich der Zusammenschluß der Serben, Kroaten und Slowenen unter den Habsburgern derart als die Einheit

des Internierungslagers und Standrechts, der Kerkerzelle und des Galgens offenbarte, klopfte der Weltkrieg den meisten Südslawen der Donaumonarchie den dynastischen Gedanken wie Staub und Motten aus den Köpfen. Nicht zwei Jahre vor seinem Beginn, in den ersten Wochen des Balkankriegs, fanden sich noch Kroatische Rechtspartei und Allslowenische Volkspartei auf dem Boden des Katholizismus und der Habsburgertreue; ausgehend von der Tatsache, „daß Kroaten und Slowenen eine nationale Einheit bilden“, legte sich die Laibacher Resolution vom 20. Oktober 1912 auf die Arbeit für das Recht, die Einheit und die freie Entwicklung des kroatisch-slowenischen Volks im Rahmen Oesterreich-Ungarns fest, der vierte Katholikentag in Laibach unterstrich als erste gemeinsame Versammlung der slowenischen und kroatischen Gläubigen unter Vorsitz ihrer Bischöfe dieses Programm, und da im Sommer 1914 „Slovenec“ der katholischen Politik der Slowenen das Verdienst zuschrieb, daß bei ihnen der österreichische Staatsgedanke so tief wurzele wie bei keinem anderen Volk im Reich, glaubte man noch lange, daß das große Kreißen der Berge das Mäuslein einer kroatisch-slowenischen Verwaltungsgemeinschaft gebären werde; noch im Januar 1917 beteuerte Dr. Korošec als Obmann des kroatisch-slowenischen Reichsratsklubs in einem allerdings nach Bestellung aussehenden Brief an den Ministerpräsidenten Clam-Martinitz, „daß die heuchlerische Versicherung der Entente wegen Befreiung der Slawen in Oesterreich bei den Südslawen nur Entrüstung hervorgerufen hat, da unser kroatisch-slowenisches Volk wie immer so auch jetzt fest und ganz entschlossen ist, in Not und Tod der

Monarchie und dem erhabenen Herrscherhause der Habsburger treu und ergeben zu sein.“

Aber als mit der russischen Revolution und Wilsons Erklärungen das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker den blechernen Phrasenklang verlor, den es bisher im Mund der Großen gehabt hatte, standen, immer noch nicht an der habsburgischen Lösung der Frage irre werdend, nur mehr ein paar schwarzgelbe Vogelscheuchen einsam auf windgeschüttelter Flur. In Bosnien steckte der Erzbischof Stadler von Sarajevo, mit seinen Jesuiten allezeit der beflissenste Pionier des Erzhauses, im November 1917 die Einigung von Kroatien-Slawonien, Bosnien-Hercegovina, Dalmatien und Istrien in einen autonomen Staatskörper „auf der Basis des kroatischen Staatsrechts innerhalb der habsburgischen Monarchie“ als zerschlissenes Fähnlein auf, aber die einundfünfzig Notabeln, die er für die Erklärung gewann, wagten „aus begreiflichen Gründen“ nicht einmal mit ihrem Namen zu unterzeichnen. In Kroatien ging die Frank-Partei mit den verstaubten Mittelalterlichkeiten hausieren und berief sich noch 1918, da ganz andere Fundamente im Wanken waren, auf die Jahre 1527 und 1712 als auf „Grundpfeiler, auf denen das Verhältnis und das Band zwischen dem kroatischen Volk und der habsburgischen Dynastie beruhen“; in ihrem Sinn vertrat der Sektionschef Dr. Pilar die „Bosnifizierung“ der südslawischen Lande, Zusammenlegung Dalmatiens, Kroatiens, Slawoniens, Bosniens und der Hercegovina zu einem Gebilde, das unter politischer Leitung der Kroaten in Abhängigkeit von beiden Hälften des Reichs stände, und schlug, Mummenschanz am lichten Tag, für ein „Mitglied des allerhöchsten kaiserlichen

Hauses“ die Ernennung zum „*dux illustris totius regni Croatiae, Slavoniae, Dalmatiae, Ramae et Culmae*“ vor. Bei den Slowenen endlich trennte sich Dr. Sušteršič im Herbst 1917 von den Christlichsozialen, weil ihre Haltung seiner habsburgischen Verstocktheit nicht mehr genügte, gründete eine neue Partei mit dem Tageblatt „*Novice*“ und der Wochenschrift „*Resnica*“ und ließ noch im Juni 1918 vom Krainer Landtag, in dem seine Anhänger die Mehrheit hatten, Dr. Trumbićs Tätigkeit als Hochverrat verfeuern. Aber ob dieser Unbelehrbare, unerschütterlich an die Wahrheit des Buchstabenscherzes *A. E. I. O. U. = Austria erit in orbi ultima* glaubend, selbst in der Stunde des Zerfalls die Luftspiegelung eines Donaustaatenbundes unter erblicher Führung der Dynastie vor sich sah, in Wahrheit flackerte der einst leuchtkräftigere Gedanke des südslawischen Habsburgertums längst so schwach und trübselig, daß ihn der erste frohe Windstoß des Oktober 1918 ausblies.

17.

Je unfähiger sich das Haus Habsburg zur Lösung der südslawischen Frage erwies, desto lebendiger wurde in Serbien das Bewußtsein, daß es als Piemont des Südslawentums den Beruf zur Einigung aller Volksgenossen habe. Aber nachdem das Land 1912 und 1913 seinen Umfang auf siebenundachtzigtausend Quadratkilometer und seine Einwohnerzahl auf viereindrittel Millionen vermehrt hatte, bedurfte es, durch die beiden Kriege erschöpft und ausgeblutet, längerer Kräftesammlung. Seine Rüstung war bei Ueberreichung des österreichisch-ungarischen Ultimatus voller Lücken: die Artillerie un-

gleich und unvollständig bewaffnet, zum Teil noch mit Schwarzpulver feuernd, der schweren Geschütze ganz entbehrend, die Infanterie hundertzwanzigtausend Gewehre zu wenig verzeichnend, deshalb mit fünf verschiedenen, darunter veralteten Systemen ausgestattet, dazu der empfindlichste Mangel an Uniformen, Schuhen, Mänteln, Pferden, Train, Schanzzeug, Sanitätsmaterial, Telephongerät und Zelten! Sich mit der Habsburgermacht für lange Sicht auf guten Fuß zu stellen, bot denn im Dezember 1912 Pašić durch Masaryk als zufälligen Mittelsmann Berchtold beträchtliche Zugeständnisse an: für Gewährung des ersehnten Adriaufens war Serbien bereit, für die neuen Eisenbahnbauten in Oesterreich-Ungarn die Anleihen aufzunehmen und das Material zu beziehen, durch besondere Verträge dem Kapital und Handel der Donaumonarchie Vergünstigungen einzuräumen und sich ihren Serben gegenüber so zurückzuhalten wie das Deutsche Reich den Deutschen des Habsburgerstaats gegenüber. Als der Herr des Ballplatzes, argwöhnend, der reine und strenge tschechische Idealist wolle sich eine Provision verdienen, diese Vorschläge auch nur zu überlegen ablehnte, wiederholte der serbische Ministerpräsident zehn Monate später Berchtold gegenüber den Wunsch nach einem guten Verhältnis mit Wien und sprach von Jahrzehnten freundlichen Auskommens. Auch dem französischen Gesandten beteuerte die Belgrader Regierung im August 1913 ihr Ruhebedürfnis und ihre Sehnsucht nach normalen Beziehungen zu dem großen Nachbar, und im Februar 1914 gab Pašić vor dem Zaren als Ziel seiner Politik an, neue Verwicklungen zu vermeiden und den Frieden auf dem

Balkan zu wahren, dessen Serbien benötige, sich zu erholen und „zur Verteidigung der serbischen Staatsinteressen“ zu rüsten.

Innere Kämpfe lähmten nicht minder die äußere Entfaltung. Im Frühjahr 1914 kam es zu schwerem Zerwürfnis zwischen der radikalen Regierung Pašićs und Protićs und dem Offiziersbund „*Ujedinjenje ili smrt*“, der nach preußischem Muster den Vorrang der Militärbehörden vor der bürgerlichen Verwaltung aufrichten wollte. Sein Blatt „*Piemont*“ verlangte im Namen des Offizierkorps den Rücktritt des Kabinetts; dem Leiter der „Schwarzen Hand“, Oberst Dragutin Dimitrijević, wurde die Drohung nachgesagt, daß die Dynastie, an Pašić festhaltend, froh sein werde, wenn sie sich durch Flucht aus dem Lande retten könne, und auch der Generalstabschef Putnik zuckte auf die Frage des Königs nach der Zuverlässigkeit der Belgrader Garnison mit den Achseln. Da die radikalen Parteiführer aber einen wesentlichen Teil der Offiziere für sich hatten oder gewannen, bekam die Regierung die Oberhand, doch die Kraft der Skupština verzehrte sich in solchen Kämpfen. Trotz der Auflösung der Kammer und der Ausschreibung von Neuwahlen fraß der Zwist zwischen „Schwarzer Hand“ und Radikalen weiter. Zwar förderte Dimitrijević den von bosnischen Revolutionären ausgeheckten Anschlag auf Franz Ferdinand nicht deshalb, weil er die Regierung in Schwierigkeiten oder Serbien in Abenteuer stürzen wollte, sondern weil er sein geschwächtes, nicht kriegsbereites Vaterland nur durch des Erzherzogs raschen Tod vor einem nahen Ueberfall des Habsburgerreichs schützen zu können glaubte. Aber 1917 geisterten die Schatten des Mai und Juni 1914 wieder

über die Bühne, als der Oberst in Salonik wegen eines reichlich geheimnisvollen Attentats auf den Prinzregenten Aleksandar zum Tode verurteilt und erschossen wurde. Der Monate währende Prozeß gegen ihn und seine Gefährten vor sorgfältig gesiebten Richtern vernachlässigte wichtige Rechtsbürgschaften so sehr, daß die dunkeln Ereignisse noch mehr ins Dunkel tauchten und wegen der Nichtbegnadigung Dimitrijevićs Jungradikale, Liberale und Fortschrittler der im September 1914 gebildeten Konzentrationsregierung der „nationalen Verteidigung“ aufsagten und die Radikalen unter sich ließen.

Wie die Dinge lagen, dachte Serbien im Sommer 1914 an alles andere als an einen Krieg gegen den mächtigen Nachbarstaat. Als das Kabinett auf Umwegen von den Mordplänen erfuhr, suchte es, entsetzt, die Verschwörer am Ueberschreiten der Grenze zu hindern, und durch den serbischen Gesandten Joca Jovanović erging an den gemeinsamen Finanzminister Bilinski eine Warnung vor der Fahrt Franz Ferdinands nach Sarajevo. Selbst nach dem Attentat gab Belgrad die Hoffnung nicht preis, den Zusammenstoß zu vermeiden, und nicht singend und frohen Mutes wie zwei Jahre zuvor, sondern mit zusammengebissenen Zähnen zog das Volk in den Krieg, der um sein nacktes Dasein geführt ward. Wenn Kronprinz Aleksandar, dem sein greiser und siecher Vater noch im Frieden die Regentschaft übertragen hatte, in seiner Proklamation vom 27. Juli auch der Unterdrückung der Serben und Kroaten durch die Habsburger gedachte und am 4. August „außer unseren Brüdern aus Montenegro“ auch alle übrigen Serben und Südslawen erwähnte, „die gegen Oesterreich-Ungarn streiten werden“, so stand der

Kampf für das Serbentum doch vornean. Auch scheute man der großen Alliierten halber, die ohnehin im stillen Kämmerlein den Serben die Verantwortung für das Auf-flammen des Weltbrandes zuzuschreiben geneigt waren, vor Kriegszielen zurück, die äußerlich nach Eroberung aussahen. Erst als mit Schaffung des Konzentrations-kabinetts auch die Jungradikalen zu Wort kamen, ver-zichtete man nicht länger auf die werbende Kraft des süd-slawischen Einheitsgedankens. Am 7. Dezember 1914 ver-las in der Skupština zu Niš die Regierung die feierliche Erklärung, daß „dieses Ringen im Augenblick, da es be-gann, zu einem Kampf für die Befreiung und Einigung aller unserer unfreien Brüder, der Serben, Kroaten und Slowenen, geworden“ sei. Auch das elende, im Exil lebende Serbien blieb dieser Losung treu. Die auf Korfu neu geformten Truppen feuerte bei ihrer Einschiffung zur Salonik-Front ein Tagesbefehl des Oberkommandos mit dem Versprechen der „großen Alliierten“ an, „uns zu unterstützen, damit wir Serbien so groß machen, daß es alle Serben und Südslawen umfaßt, damit wir ein starkes und mächtiges Südslawien schaffen“. Nicht minder hißten die amtlichen Propaganda - Organe, die Pressestelle „*Srpsko Novinarsko Biro*“ und die Wochenzeitung „*La Serbie*“ in Genf, neben der serbischen die südslawische Flagge.

Aber vom Südslawischen Ausschuß wurde die Regie-rung auf Korfu mehr oder minder offen beschuldigt, sie treibe südslawische Idealpolitik nur bei günstigem Wetter, doch serbische Realpolitik auf jeden Fall. In der Tat ergab sich eine Verschiedenheit des Blickpunkts zwischen Pašić und Trumbić, zwischen Serben des Königreichs

und Südslawen der Habsburgermonarchie schon daraus, daß mit dem Gesicht jene nach dem Balkan, diese nach der Adria standen; den einen galt der Verlust Makedoniens als nationale Katastrophe, den anderen war eine Einbuße an der dalmatinischen Küste das schlimmste Unglück. Weil der serbische Ministerpräsident in seiner an türkische Muster erinnernden Politik allezeit Schlaue mit Zähigkeit, Vorsicht mit Zielsicherheit verkoppelt hatte, zweifelten die wenigsten an der ihm im Mai 1916 vor Petersburger Presseleuten zugeschriebenen Aeußerung, daß Italien ein Recht auf die Vorherrschaft an der Adria habe und daß sich Serbien mit einem wirtschaftlichen Ausgang an die See bescheiden könne. Zum mindesten setzte er sich aus Rücksicht auf Rußland erst nach dem Sturz des Zarismus im Sommer 1917 mit dem *Jugoslovenski Odbor* zu Verhandlungen über ein gemeinsames Programm an einen Tisch. Auch da lag ihm die Drohung nah, bei einer Nichtverständigung mit Kroaten und Slowenen das Serbentum abzurunden und Serbien mit Montenegro, der Vojvodina, Bosnien-Hercegovina und Süddalmatien zu einem Staat zusammenzuraffen, und als Anfang 1918 Erklärungen Wilsons und Lloyd Georges wie Deutschlands Machtsteigerung durch das Ausscheiden Rußlands die Auflösung Oesterreich-Ungarns sehr zweifelhaft zu machen schienen, wies er den Gesandten Mihajlović in Washington an, „die amerikanische Regierung zu überzeugen, daß sie wenigstens die Reparation der Verletzung des Berliner Vertrags verlange, falls sie finde, daß man die Habsburgermonarchie erhalten müsse“; zu strengem Stillschweigen mahnte er, „denn unsere Brüder könnten ergrimmen, wenn sie ver-

nähmen, daß Bosnien und Hercegovina von der österreichischen Herrschaft frei würden und sie unter Oesterreich blieben“; ein Tadel floß für die Ungeduldigen mit ihrer Forderung: Alles oder nichts! unter, da doch ein guter Vater, wenn er nicht alle seine Kinder zu befreien vermöge, „so viele befreit, als er kann, und zuschaut, wann er auch die übrigen zu befreien imstande ist“. Im gleichen Monat war es, daß Pašić einen Antrag des Südslawischen Ausschusses ablehnte, auf einer Pariser Zusammenkunft von Vertretern der serbischen Regierung, des *Jugoslovenski Odbor*, des Montenegrinischen Komitees und der nationalen Organisation aus Amerika die Einigung aller Südslawen auszurufen und der Entente amtlich mitzuteilen.

Für die ältere serbische Generation war auch das Südslawentum eine rotierende Nebelmasse, deren einziger fester Kern Serbien hieß. Verschwenderisch zahlte das Land für die gemeinsame Sache immer wieder mit seinem besten Blut. War es Anfang 1916 bis auf das letzte Fleckchen vom Feinde überflutet, so faßten serbische Streitkräfte am 18. September mit Eroberung der Stellungen auf dem Kajmakčalan im Vaterland wieder festen Fuß; der sinnbildlichen Bedeutung des Geschehnisses sich bewußt, verkündete das Oberkommando zu Oktoberbeginn mit Stolz: „Das befreite Serbien ist jetzt zweihundertdreißig Quadratkilometer groß, birgt sieben Dörfer und hat fünfundvierzig Kilometer Grenzlinie“, und auch daß Bitolj oder Monastir am 19. November dem Gegner entrissen wurde, war ein verheißungsvolles Unterpfland. An der Salonik-Front fochten neben zweihundertneun Einheiten der Entente fünfundfünfzig serbische

Bataillone mit zweihundertdreiundsechzig Geschützen, und nachdem am 14. September 1918 gewaltiges Trommelfeuer begonnen hatte, eröffnete am folgenden Tag die Šumadija-Division den großen Infanterieangriff; sie auf dem rechten und die Drina-Division auf dem linken Flügel brachten, da die französische siebzehnte Division in arge Bedrängnis geriet, die Entscheidung. Jetzt stürmten hinter einem haltlos weichenden und sich auflösenden Gegner her die Truppen des Vojvoda Živojin Mišić unhemmbar vorwärts, erreichten am 23. September Prilep, am 24. Stip, am 25. Veles; überall von Jubel fast erdrückt, zogen sie am 1. November in Belgrad, am 6. in Sarajevo, am 8. in Cattaro, am 10. in Agram, am 14. in Ragusa und am 18. November in Spalato ein. Neben diesem starken Aktivum, das Serbien für die Freiheit und Einheit der Südslawen beisteuerte, berief es sich auf die schrecklichen Opfer, die Kampf und Sieg kosteten. Während des Kriegs sprach Uebertreibung davon, daß in diesen Jahren des Grauens ein volles Viertel des Volkes und mehr zugrunde gegangen sei; wenn nüchterne Nachprüfung später den wahren Verlust auf ein Zehntel der Bevölkerung bezifferte, war das immer noch weit mehr, als irgend eine Nation aufzuweisen hatte. Diese lange Totenliste betrachtete die serbische Regierung als Rechtsbrief, der ihr gestatte, die Sache des Südslawentums am grünen Tisch der Friedensverhandlungen ebenso zu führen wie auf dem grünen Rasen des Schlachtfeldes. In der Stunde des Sieges die Deklaration von Korfu nur mehr als unverbindliche „Manifestation“ wertend, währte sie, daß sich nicht die Südslawen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts als Gleiche mit Gleichen zusammen-

schlossen, sondern daß die Entente den Serben als Lohn für ihre Verdienste und Leiden die Ausdehnung ihres Staates auf Kroaten und Slowenen gestatten werde. Daß er statt dessen am 8. November 1918 in Genf unter dem Druck Frankreichs den Nationalrat als gesetzliche Regierung der auf dem Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie lebenden Serben, Kroaten und Slowenen anerkennen und sich mit Korošec und Trumbić über den weiteren Gang der Dinge verständigen mußte, empfand Pašić als Erniedrigung Serbiens und als einen der schwersten Augenblicke seines Lebens und trieb es gleich darauf eher zur Kabinettskrise, als daß er die international bindende Bedeutung dieses Vertrags zugab.

18.

Verschob für die serbische Regierung die Luft der Emigration, in der sie lebte, die natürlichen Perspektiven, so nicht weniger für die Vertretung der österreichisch-ungarischen Südslawen, die sich außerhalb der Donaumonarchie bildete. Wo sie am dichtesten saßen, erhoben sie zuerst ihre Stimme, da den Volksgenossen in der Heimat durch den Kriegszustand der Mund versiegelt war. In Nordamerika, das rund siebenhunderttausend Serben, Kroaten und Slowenen zählte, kündigte schon am 31. Juli 1914 eine große Versammlung von Südslawen dem Hause Habsburg das Untertanenverhältnis; 1915 sahen Pittsburg, Chicago, Cleveland, Los Angeles, wieder San Francisco, New York und andere Städte gewaltige südslawische Kundgebungen; im März dieses Jahres fand zu Chicago der erste, im November des folgenden Jahres zu Pittsburg der zweite Kongreß des amerikanischen Südslawentums statt; sechshundertfünfzehn Vertreter von

vierhundert Organisationen erschienen dort, von denen die „*Hrvatska zajednica Illinois*“ und der „*Savez sjedinjenih Srba Sloga*“ je zehntausend, die „*Hrvatska narodna zajednica*“ gar vierzigtausend Mitglieder musterte. Im Juni 1916 bedeutete für die vierzigtausend Südslawen im lateinischen Amerika die Vertreterversammlung zu Antofagasta in Chile den Uebergang von der propagandistischen zur revolutionären Tätigkeit, da jetzt die Werbung von Kämpfern für die Salonik-Front begann; die *Jugoslovenska narodna odbrana* mit ihrem Präsidenten, Senat und Kontrollrat stellte schon einen südslawischen Staat im kleinen dar. In den großen Freistaaten jenseits des Ozeans schlüpfte der nationale Gedanke auch am leichtesten in eine republikanische Hülle; gegen das monarchistische Gepräge der Deklaration von Korfu verwahrte sich die „Slowenische Republikanische Gesellschaft“ in Chicago unter Etbin Kristan und nannte als Ziel des Volksstrebens die südslawische Föderativrepublik.

In Europa verständigten sich angesichts der Wetterzeichen am Horizont schon im Januar 1913 Dr. Trumbić und Dr. Smolaka aus Dalmatien und Dr. Nikola Stojanović aus Sarajevo, während eines Kriegs draußen für die nationale Einheit zu arbeiten. Im Sinn dieser Vereinbarung erschien noch im Winter 1914 ein Kroatischer Ausschuß in Rom mit einer Erklärung vor der Oeffentlichkeit, und am 1. Mai 1915 bildete sich in London der Südslawische Ausschuß unter Vorsitz Dr. Ante Trumbićs. Er umfaßte eine Anzahl Notabler und Intellektueller aus den habsburgischen Gebieten, die sich bei Kriegsbeginn im Ausland befanden oder noch über die Grenze flüchten

konnten; neben Dr. Hinko Hinković und Dr. Nikola Stojanović, Abgeordneten des kroatischen und des bosnischen Landtags, saßen die Publizisten Milan Marjanović und Fran Supilo, der Advokat Dr. Franko Potočnjak, der Bildhauer Ivan Meštrović, der Hochschullehrer Dr. Bogumil Vošnjak, der Parteiführer Dušan Vasiljević; alle waren Privatleute ohne Mandat einer Organisation; nur den Dr. Gregorin und Dr. Trinajstić stellte eine unterirdische Versammlung in Triest eine Vollmacht für die Slowenen Istriens aus. Alle aber fühlten sich zu ihrem Werk durch den lautersten Glauben an das Südslawentum aufgerufen. Schon der Kroatische Ausschuß in Rom erhob sich gegen den Versuch Tizzas, „die Sache des kroatischen von der des serbischen Volks zu trennen“, und betonte, daß „die zeitweiligen Mißverständnisse und Zwistigkeiten zwischen Kroaten und Serben lange nicht die Schärfe der Streitigkeiten zwischen Preußen und Bayern in Deutschland hätten“; der Verwaltungsrat der *Adria-Legion* begeisterte sich: „Slowenen, Kroaten, Serben — einer Mutter Söhne, Tränen desselben Auges, Blut aus einer offenen Wunde. Slowenen, Kroaten, Serben sind ein Volk, denn eine Sprache sprechen sie, ein Gedanke verknüpft sie, das gleiche Empfinden eint sie. Es ist das einheitliche südslawische Volk, der einzige rechtmäßige Herr seines Landes, unserer weiten gemeinsamen Heimat, des großen Südslawien“; das Manifest des *Jugoslovenski Odbor* an das britische Parlament bezog ins südslawische Siedlungsgebiet Serbien und Montenegro, Kroatien, Slawonien und Dalmatien, Bosnien und Hercegovina, ein Stück Ungarns, Triest, Istrien, Görz und Gradiska, Krain und wesentliche Teile von Kärnten und

Steiermark, und Potočnjak tat bei den Verhandlungen auf Korfu die Bezeichnungen Kroate, Slowene und Serbe als „partikularistische Namen“ ab: „Ich differenziere diese Namen nicht. National genommen bin ich um nichts mehr Kroate als Serbe oder Slowene!“

Wenn der Ausschuß, von den amerikanischen Volksgenossen mit Geldmitteln flottgemacht, Zweigstellen in Petersburg, Genf, Cleveland und Valparaiso gründete, in London „*The Southern Slav Bulletin*“ und in Paris „*Le bulletin yougoslave*“ zur Aufklärung der Entente-Oeffentlichkeit herausgab und durch Denkschriften auf die Regierungen der Alliierten einzuwirken suchte, so setzte er sich durch Bildung von Freiwilligenkorps noch unmittlbarer für sein Ziel ein. Die Adria-Legion, die nicht übermäßigen Zustrom meist von Uebersee erhielt, sollte, mehr ideales Sinnbild als praktisches Werkzeug, vor der Welt Blutzeuge für den Freiheitsdrang des südslawischen Volkes sein. Aber Anfang 1915 lagen auch der russischen Regierung schon zu Tausenden Bitten österreichisch-ungarischer Gefangener südslawischen Stammes um Einreihung in Kampfverbände gegen das Habsburgerreich vor. Im Herbst des Jahres gelang es, zweitausend solcher Freiwilliger nach Serbien zu entsenden. Von Korfu schickte die serbische Regierung einige Dutzend Offiziere nach Odessa, um weitere Einheiten aufzustellen. Frucht ihrer Arbeit war die erst Serbische, dann Südslawische Freiwilligen-Division, die, vierhundertdreiundsiebzig Offiziere und fünfzehntausendvierhundertfünfzehn Mann stark und durch eine eigene Zeitschrift „*Slovenski Jug*“ in ihren Ueberzeugungen befestigt, in der Dobrudscha kämpfte und durch ihre Verluste: zweitausendsechshundert Tote

und siebentausendvierhundert Verwundete ihren Wert bekundete; nach der bolschewistischen Revolution schlug sie sich, zum Teil über Sibirien und Japan, zur Salonik-Front durch. Dort bewährte sich die südslawische Division unter General Voja Živanović; von dem Lorbeer des 15. September 1918 beim Durchstoß der bulgarischen Stellung gebührte ihr ein nicht karges Blatt.

Daß in diesem Korps neben zweiundzwanzigtausend Serben nur fünftausend Kroaten und zweitausend Slowenen dienten, während von den Offizieren dreihundertdreiunddreißig Serben, hundertachtundfünfzig Kroaten und vierundsiebzig Slowenen waren, führte der *Jugoslovenski Odbor* auf mangelndes Entgegenkommen und verwässertes Südslawentum der Regierung Pašić zurück. Daß freilich nach der Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns die Dynastie Karadjordjević das Haus Habsburg ablösen werde, nahm der Ausschuß als gegebene Tatsache hin. Im Schatten der serbischen Regierung erklärte sich schon im Frühling 1915 in Niš ein Südslawenkongreß unter Vorsitz des dalmatinischen Dichters Ivan Čipiko für die volle Volkseinheit der Serben, Kroaten und Slowenen, und zur Krönung Karls I. wiederholte der Londoner Ausschuß im Dezember 1916, daß alle Gebiete, in denen das einheitliche Volk der Serben, Kroaten und Slowenen wohne, dem Hause Habsburg genommen und mit dem Königreich Serbien vereint werden müßten. Aber wie der Ausschuß nicht zugeben wollte, daß Pašićs Regierung allein vor Europa für das gesamte Südslawenvolk sprach, so hatte auch seine Mehrheit vom Innern des aufzubauenen Staates einen anderen Begriff als die radikalen Politiker, denen Südslawien in der Form nicht viel

anderes als eine Erweiterung ihres Königreichs war. Fran Supilo verbreitete 1916 in London eine Denkschrift, die in einer Art Dualismus das Serbentum um Belgrad, das Kroatementum um Agram gruppierte, und bei den Verhandlungen auf Korfu trat, ein Stück Vergangenheit mitschleppend, Trumbić, kroatische Empfindlichkeiten zu schonen, für vorläufige Beibehaltung des Sabor ein. Dem Hin und Her der Meinungen entstieg am 20. Juli 1917 die Deklaration von Korfu als Kind eines Kompromisses; manches fehlte, was rechtens nicht fehlen durfte, aber da mit ihr „die Vertreter der Serben, Kroaten und Slowenen aufs neue und entschiedenste“ erklärten, „daß dieses Volk mit drei Namen nach dem Blut, der gesprochenen und geschriebenen Sprache, den Gefühlen seiner Einheit, dem Zusammenhang und der Ganzheit des von ihm ungeteilt bewohnten Gebiets wie nach seinen gemeinsamen nationalen Daseinsbedingungen und der Entwicklung seines moralischen und nationalen Lebens ein und dasselbe ist“, und auf Grund des Selbstbestimmungsrechts die Befreiung von jedem fremden Joch und die Einigung in einen freien und unabhängigen Nationalstaat, dessen Umrisse skizziert wurden, als einhelligen Wunsch des Volkes feststellten, ward diese Urkunde zur *Magna Charta* des werdenden Südslawenreichs.

Weniger Lärm entstand um die Anschlußbestrebungen der Montenegriner. Als 1912 der letzte türkische Soldat aus dem Sandžak entwich und 1913 Serbien und Montenegro aneinandergrenzten, war die endgültige Vereinigung beider Staaten nur mehr eine Frage der Zeit. Unter dem Druck des Volkswillens lud im März 1914 König Nikola in einem Handschreiben König Petar ein, über den mili-

tärischen, diplomatischen und finanziellen Zusammenschluß „unter Vorbehalt der Unabhängigkeit beider Staaten und Dynastien“ ein Abkommen zu treffen. An eine volle Verschmelzung dachte auch Belgrad vorderhand nicht, doch immerhin an ein gemeinsames Heer und gemeinsame Auslandsvertretung, an Ausgleich der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und Zusammenlegung des Finanz-, Zoll-, Post- und Telegraphenwesens. Als Ende 1915 die Crnagora in die Katastrophe Serbiens hineingerissen wurde und Nikola den Mittelmächten einen Sonderfrieden anbot, schlug das „junge Montenegro“, das unter dem Tyrannen so viel hatte leiden müssen, in der Genfer Emigration seine Zelte auf; unter heftigen Ausfällen auf den Petrović, der, Landesverräter seit je, auch jetzt den Lovćen, statt ihn zu verteidigen, an die Oesterreicher verkauft habe, verfocht seit März 1917 der „Montenegrinische Ausschuß für nationale Einigung“ unter dem früheren Ministerpräsidenten und Freiheitsmartyrer Andrija Radovič mit dem Blatt „*Ujedinjenje*“ die Einfügung Montenegros in die serbische Staatseinheit und weiter in das südslawische Reich; der Erklärung von Korfu trat das Komitee noch im August bei. Vergeblich eiferte im Hoflager von Neuilly „*Glas Crnogorca*“ im Stil der Legitimitätsprinzipien von 1815 für die „Souveränität“ der paar Geviertruten Karstbodens, die Montenegro hießen, denn im Herbst 1918 folgte den abrückenden k. und k. Truppen auf dem Fuße das „Provisorische Zentral-exekutivkomitee für die Vereinigung Serbiens und Montenegros“, um ungesäumt für eine große Nationalversammlung Wahlen auszuschreiben. Am 26. November beschloß diese *Velika Narodna Skupština* zu Podgorica,

neben den nationalen auch die wirtschaftlichen Gründe für die Vereinigung hervorhebend, in aller Form „die Thronentsetzung des Königs Nikola Petrović Njegoš und seiner Dynastie“ und „den Zusammenschluß Serbiens und Montenegros in einen einzigen und einigen Staat unter den Karadjordjević, auf daß Montenegro in dem gemeinsamen Vaterland unseres Volkes mit den drei Namen Serben, Kroaten und Slowenen aufgehe“.

19.

Den unter dem habsburgischen Dach wohnenden sieben Millionen Südslawen versetzte der Balkankrieg einen jener elektrischen Schläge, durch die im Leben der Völker das Ergebnis langer Entwicklung in Augenblicken sichtbar wird. Daß es Blutsbrüder waren, deren Siege über den Erdkreis hallten, daß sie eine Frage mutig angeschnitten hatten, die von den Mächten immer nur betastet worden war, daß sie als Kleine vereint mit Erfolg einem Großen zu Leibe gingen, all das rührte die Geister im slawischen Süden mächtig und freudig auf. Von Sirmien bis Krain, vom Banat bis zur Lika steuerte jeder Bauer sein Scherflein zum Roten Kreuz der Balkanstaaten bei, so daß in kurzem eine Million Kronen beisammen war. In dem Gefühl, daß hier und heute für sie ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginne, stand kein Stamm hinter dem anderen zurück. Bei den regsamen und strebsamen Slowenen telegraphierte Anfang November 1912 Laibachs Altbürgermeister Ivan Hribar dem Belgrader Stadtoberhaupt sein Glücksempfinden, noch „den großen slawischen Tag“ seiner Jugendträume erlebt zu haben, sein demokratischer Gesinnungsfreund Dr. Vladimir

Knaflič zog in einer Schrift „*Jugoslovansko vprašanje*“ die Folgerung, daß es der letzte Moment für Oesterreich-Ungarn sei, die südslawische Frage im Sinne eines neuen „föderalistischen Zentralismus“ zu lösen, und der Sozialist und Dichter Ivan Cankar rief im April 1913 aus, daß der erste Schuß auf dem Balkan „im abgelegensten Nest“ Krains Widerhall gefunden habe: „Wer es bislang nicht wußte, muß es jetzt erkennen, daß wir nicht nur Slowenen, noch weniger nur Oesterreicher, sondern Glied einer großen Gemeinschaft sind, die sich von den Julischen Alpen bis zum Aegäischen Meere erstreckt.“ Zu tiefst aber erfaßte Dr. Krek den Balkankrieg als „den großen Augenblick für die Zukunft der Südslawen, der mehr bedeutet, als vielleicht hundert, zweihundert oder dreihundert Jahre bedeutet haben“; er wies darauf hin, daß „dort bei Tschataldscha und an der Adria auch für den letzten slowenischen Bauern des bedrohten Kärntner Dorfes“ gekämpft werde, und verkündete, daß fortan die Zukunft der Südslawen auf dem Balkan liege. Diese Begeisterung ebte nicht ab. 1913 stellte die wissenschaftliche Zeitschrift „*Veda*“, von Dr. Ivan Prijatelj und Dr. Albert Kramer gegründet, eine Rundfrage über die sprachliche Annäherung der Stämme, auf die zweiunddreißig Slowenen, Kroaten und Serben antworteten; um den Ausgleich der serbokroatischen und slowenischen Schriftsprache durch Uebernahme kroatischer Wörter mühten sich, unter zustimmender Aufmerksamkeit Dr. Jovan Skerličs, auch Professor Ilesić und Dr. Bogumil Vošnjak, und als im Juni 1914 der Liberale Fran Novak die Stadt Laibach bei der Belgrader Obradović-Feier vertrat, grüßte er Dositej als Vorkämpfer des südslawischen Gedankens

und die serbische Hauptstadt als Kulturmittelpunkt aller Südslawen.

In Kroatien ergriff der Enthusiasmus so sehr alle Schichten, daß bei der Kunde von der Besetzung Durazzos durch eine Kolonne der Šumadija-Division der Agramer Korpskommandant Feldmarschalleutnant Grba unbekümmert um den Preis seines goldgestickten Kragens einen Trinkspruch auf das serbische Heer ausbrachte. Als Grundstimmung sämtlicher kroatischer Länder gegen die k. und k. Machthaber gab der berühmte Slawist der Wiener Hochschule, Vatroslav Jagić, in einem Neujahrsbrief 1913 an Seton Watson „ein furchtbares Mißtrauen“ an: „Das Volk hat den Glauben an die Gerechtigkeit verloren, und auch die Sympathien für Wien sind auf den Nullpunkt gesunken“, und im Frühsommer des Jahres in Agram herumschnüffelnd, stellte der Sektionschef Musulin in einer „Relation“ an den Ballplatz betrübt fest, daß „der Gegensatz zwischen Serbentum und Kroatentum wenigstens in der Intelligenz zum großen Teil geschwunden“ sei. In Istrien verlangte eine Resolution aller Kreisversammlungen, daß Oesterreich, seiner historischen Rolle getreu, die Feindschaft gegen Serbien in Freundschaft wandle und forderte alle serbischen, kroatischen und slowenischen Vertreter auf, in gleicher Richtung zu wirken. In Dalmatien gingen die Wogen besonders hoch; der katholische Bischof von Cattaro, Frano Tica-Uccellini, der seine Uebersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“ der „Liebe und Eintracht der serbischen und kroatischen Brüder“ gewidmet hatte, neigte sich vor der Nachricht, daß die Serben auf dem Feld von Kosovo ständen, mit den Worten der Schrift: „Herr, nun lässest du deinen

Diener im Frieden fahren"; in Zara sprach das gesamte Südslawentum der Provinz durch seine Landtagsabgeordneten, Bürgermeister und Gemeinderäte den vereinigten Balkanstaaten seine Bewunderung aus, wünschte ihren glänzenden Siegen den Enderfolg, verwahrte sich gegen die schwarzgelbe Hetze zum Bruderkrieg und verdammt die volksfeindliche Polizeiwirtschaft des Landes; „wenn wir einig sind,“ schloß der Führer der Rechtspartei, Dr. Drinković, „gibt es keine Macht, die uns niederzwingen könnte. In der Balkansonne sehen wir die Morgenröte unseres Tags“.

Am lautesten schlug in dem allgemeinen Jubel das Herz der Bildungsjugend. Freiwillige aus dem ganzen slawischen Süden eilten zu den serbischen Fahnen. Im April 1913 reisten, stürmisch gefeiert, zweihundert Agramer Studenten nach Belgrad und weiter ins Kernstück Serbiens. Im Februar 1914 schlossen sich in Prag drei Vereine südslawischer Hochschüler, der serbische „Šumadija“, der kroatische „Hrvat“ und der slowenische „Adria“, zur „Jugoslavija“ zusammen: „Wir treten unter dem gemeinsamen Namen Südslawen auf und bekunden damit, daß unser Nationalismus nicht separatistisch serbisch, kroatisch, slowenisch, sondern südslawisch ist. Daß Serben, Kroaten und Slowenen ein Volk sind, ist für uns ein Faktum . . . Wir sind nicht nur südliche Slawen, wir wollen auch Südslawen sein.“ Daß sich auch bei dem jungen Geschlecht der national unentschiedenen Moslems Bosniens der Trieb zum Anschluß an die serbokroatische Gemeinschaft regte, zeigte 1914 ein Büchlein des Studenten Šukrija Kurtović über die Nationalisierung der Muselmanen, und auch die Danilo Ilić, Gavrilo Princip, Nedeljko

Čabrinović und Trifko Grabež, die den Mordanschlag auf Franz Ferdinand ausbrüteten und ausführten, weil er ihnen als grimmigster Feind ihres Volkstums galt, gehörten zu jener bosnischen Jugend, der die Siegesmeldungen des Balkankriegs wie feuriger Wein zu Kopf gestiegen waren.

Wer zu Weltkriegsbeginn unter den Südslawen des Habsburgerreichs seinem nationalen Ideal die Treue hielt und die schmutzige Welle des Serbenhasses abwehrte, mußte, so er überhaupt auf freiem Fuße war, Gedanken und Gefühle im tiefsten Schrein des Innern bergen. Lähmend wirkte eine üppig wuchernde Spitzelwirtschaft, und nicht minder verdüsterte der anscheinende Machtaufschwung der Habsburgerei dank der unleugbaren militärischen Erfolge vor allem Deutschlands die Gemüter. Aber 1917 erzeugte die Kunde von der russischen Frühlingsrevolution ähnlichen Wirbel wie ein Jahrfünft vordem die Siege der Balkanslawen. Das Ende der Zarentyrannie, deren Druck auf allem südslawischen Streben gelastet hatte, wandelte die Welt. Daß das größte slawische Volk seine Ketten abwarf, machte die den Südslawen angeschmiedeten Fesseln zehnfach verhaßt, und da jetzt der Beweis auf dem Tische lag, daß wirklich der Krieg das Vorspiel der Revolution war, wurden die Zagen mutig, und die Mutigen sprangen in die Bresche. Eiserne Schwingen wuchsen dem südslawischen Gedanken. Als Ende Mai 1917 der Reichsrat zum erstenmal seit 1914 notgedrungen zusammentrat, schlossen sich, dem Ruf der Stunde nicht taub, seine siebzehn slowenischen, elf kroatischen und zwei serbischen Abgeordneten zum Südslawischen Klub unter Dr. Korošec und Dr. Laginja zu-

sammen. Am folgenden Tage verlangte die von ihnen abgegebene Erklärung, Zeugnis für die ungeheure Umwälzung der Köpfe, „die Einigung aller Länder der Monarchie, in denen Slowenen, Kroaten und Serben wohnen, in einen selbständigen, von jeder Herrschaft fremder Völker freien Staatskörper“. Daß die Forderung sich sowohl auf das Nationalitätenprinzip als auch auf das kroatische Staatsrecht stützte, war noch ein Kompromiß zwischen den für das natürliche Recht erglühten und den vom geschichtlichen Recht durchdrungenen Parteien, aber daß das Dokument den Zusammenschluß „unter dem Zepter des Hauses Habsburg-Lothringen“ heischte, war ein beiläufiger Schnörkel, bestimmt, nach Hochverrat spürende Staatsanwälte, doch sonst niemanden zu täuschen.

Wie ein Fanfarenstoß schmetterte diese Mai-Deklaration ins Land. Da in den leidenschaftlichen Erörterungen, die sie auf der ganzen Linie entfesselte, ihr Inhalt als Mindestforderung hingestellt wurde, empfand männiglich, daß in Schicksalstagen wie diesen die Weltgeschichte keine halben Lösungen duldet. Wer in Döschen und Schächtelchen noch die nationalen Kurpfuschersalben bei sich trug, warf sie weg und gab sich dem Brausen der neuen Zeit hin; Parteien, die gestern noch im Großkroatentum geschwelgt oder für die kroatisch-slowenische Einigung geschwärmt hatten, wetteiferten im unbedingten und lückenlosen Südslawentum mit den politischen Gruppen, deren Nationalismus stets serbisch plus kroatisch plus slowenisch gewesen war. Wenn sich im Sommer 1918 die Nationalpartei in Steiermark und die Nationalfortschrittliche Partei in Krain zur Südslawischen Demo-

kratischen Partei zusammentaten, wollte schon vorher das in Agram gegründete Blatt einer von der serbisch-kroatischen Koalition abgesplitterten Gruppe „*Glas Slovenaca, Srba i Hrvata*“ als „Stimme der Slowenen, Serben und Kroaten“ gelten; der Wiener Reichsrat vernahm 1917 von Dr. Otokar Ribar, daß sich die Südslawen ihres Selbstbestimmungsrechts nicht berauben ließen, und der Agramer Sabor jubelte, als im nächsten Jahr Dr. Dušan Popović „offen, vor dem Angesicht des ganzen Volkes“ erklärte, daß er Kroat, Serbe und Slowene in einem „oder wenn man will, keines, sondern nur ein rechter, richtiger Südslawe“ sei. Als mit dem Amtsantritt des Banus Mihanović auch für die Sozialdemokratie der politische Spielraum größer ward, nannte ihr Organ „*Sloboda*“ im September 1917 es ganz gleich, „ob ein Glied unseres Volkes an den Ufern des Vardar, des Timok, der Drina, der Morava, der Theiß, der Save, der Donau, des Mur, der Kupa oder des Isonzo wohnt — es verliert damit nichts von seinem nationalen Recht und Gepräge: es ist Glied einer einzigen nationalen Gemeinschaft“. Bei den slowenischen Sozialisten hielten die „Alten“ an der Tivoli-Resolution fest, die, Serben, Kroaten, Slowenen und auch Bulgaren als Einheit nehmend, kulturell höher griff als die Maí-Deklaration, die „Jungen“ sprachen sich für diese aus, die, einen eigenen südslawischen Staat heischend, politisch die Pflöcke weiter steckte, aber beider südslawischer Impuls war gleich stark. Zu Weihnachten 1917 erklärte der zehnte Parteitag der Südslawischen Sozialdemokratie mit Berufung auf die Beschlüsse von 1909 „neuerdings als Ziel die Errichtung einer kulturellen, wirtschaftlichen und staatlichen Einheit

aller Slowenen, Kroaten und Serben auf einem geschlossenen Wirtschafts- und Verkehrsgebiet unter Ablehnung aller Beschränkungen durch geschichtliche, staatliche und dynastische Rechte", der Aufruf der kroatischen Sozialisten zum 1. Mai 1918 sprach Serben, Kroaten und Slowenen, da sie ein einheitliches Volk seien, „das unveräußerliche Recht zu, sich einen freien selbständigen und unabhängigen Staat“ zu schaffen, und ihr Führer Vitomir Korać schrieb: „Es ist keine Phrase, sondern nackte Wahrheit, daß heute in Kroatien und Slawonien die Sozialdemokraten die radikalsten südslawischen Nationalisten sind“. Aber auch die Allslowenische Volkspartei, die im Oktober 1917 das Begräbnis des jäh und zu jung gestorbenen Dr. Krek zu einer eindrucksvollen Heerschau der südslawischen Idee gestaltete, schüttelte wenige Wochen später Dr. Šuštersiĉ und seinen Schwarm, die den Weg zum Südslawentum nicht fanden, wie einen dünnen Ast ab und blühte unter Dr. Korošec und Andrej Kalan neu, südslawisch auf. Nicht minder warf im Juni 1917 die Starĉević-Partei durch Zustimmung zur Mai-Deklaration ihre ganze großkroatische Vergangenheit mit einem Schwung über Bord; der ihren einer, der Abgeordnete Persiĉ, war es, der im März 1918 unter lautem Bravo des Hauses und der Galerie im Agramer Landtag seine Ueberzeugung kundgab, „daß dieser Staat des Dualismus, wie er es verdient, zerfallen und an seine Stelle der freie selbständige südslawische Staat treten wird“. Ebenso machte sich im Januar des Jahres die Serbische Radikale Partei in der Vojvodina anheischig, beim Werk der Einigung nicht die letzte zu sein, unbeschadet dessen, daß einem Teil ihrer Mitglieder immer noch die drei Stämme nicht ein Volk,

sondern lediglich die nächsten slawischen Brüder waren, und am Ende wurde auch Stjepan Radić, dessen Bauernpartei mit den Frankianern den kroatischen staatsrechtlichen Block bildete, durch die Wucht der Geschehnisse huldigend vor dem südslawischen Gedanken auf die Knie gezwungen. Gegen diese Erhebung der Herzen und Stirnen waren die Gewalthaber von gestern ohnmächtig. Da durch den grausamen Mangel an Menschen, Nahrung, Kleidung, Waffen und Munition Habsburgs Herrlichkeit an den Fronten auseinandermorschte, mußten sie dulden, daß, auf die europäische Bühne tretend, im Januar 1918 der Südslawische Klub in einer Eingabe an sämtliche Friedensdelegationen von Brest-Litowsk auf Grund des Selbstbestimmungsrechts den eigenen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen forderte, und als im März die führenden südslawischen Politiker in Agram zusammenkamen, war namentlich bei den Kroaten das Gefühl, am Sterbelager des Erzhauses zu stehen, so mächtig, daß ihnen das Losschlagen in den Fäusten zuckte.

Längst war die Bewegung anschwellend und hinstürmend über die Ufer der Parteien getreten; allenthalben erfaßte sie die Massen und die Intelligenz, die Jugend und die Frauen, die Arbeiter und die Geistlichkeit. Der Fürstbischof Jeglič von Laibach, die Bischöfe Bauer von Agram und Dr. Mahnić von Veglia stellten sich, während früher der hohe Klerus als Stab und Stütze des Habsburgertums galt, unverzagt auf den Boden der nationalen Einigung; die Franziskaner in Bosnien und Hercegovina machten sich die Grundsätze der Maideklaration zu eigen, und die Denkschrift, die die Sprecher der bosnischen Bevölkerung im September 1918

Tisza überreichten, sagte mit Recht, daß „der Gedanke der Volkseinheit der Kroaten, Serben und Slowenen in alle Schichten gedrungen und zum politischen Glaubensbekenntnis und Dogma geworden“ sei. Aber am besten lasen jene den Pegelstand dieser unblutigen Revolution ab, die bis zum bitteren Ende ihre unversöhnlichen Feinde blieben. „*Hrvatska*“, das letzte Bäckerdutzend „kaiser-treuer Kroaten“ hinter sich, jammerte: „Die südslawische Welle steigt wie die Flut und reißt alles vor sich nieder, was ihr begegnet“; der ebenfalls der Frank-Partei zuschwörende Professor Pazman entsetzte sich: „Seit der Mai-Deklaration greift die südslawische Einheitsbewegung wie ein Lauffeuer um sich. Lawinenartig, von einem Tag zum andern, wächst sie zusehends“; auf der Besprechung zu Sarajevo im Mai 1918 nannte Clam-Martinitz „das Zusammenkommen um jeden Preis den allgemeinen Wunsch der südslawischen Stämme“, und Mitte August berichtete Sarkotić, bestürzt über „die geradezu erschreckenden Erfolge“ der südslawischen Propaganda, an Burian, „daß sich in Dalmatien heute alles und in Kroatien-Slawonien über sechzig Prozent der kroatisch-katholischen Bevölkerung in diesem füglich als staatsfeindlich zu bezeichnenden Lager befindet, welches die Verwirklichung seiner politischen Bestrebungen nur vom Sieg des Feindes erwartet“.

Vor der habsburgischen Montur, in der Hunderttausende von Südslawen steckten, stand der serbisch-kroatisch-slowenische Einheitsdrang nicht Habtacht. Wo sich Volksgenossen unmittelbar gegenüberlagen, kam es schon im Herbst 1914 wie an der serbischen Front zu Verbrüderungsszenen; die Soldaten mit den verschiedenen

Kokarden an der Mütze küßten und umarmten sich und gingen mit dem Ruf: „Hoch die Serben und Kroaten!“ auseinander. Aber als Italien zum Raub dalmatinischen Bodens die Waffen ergriff, bekam hier der Krieg für die Südslawen ein volkstümliches Gesicht; nichts stärkte die Stellung Habsburgs unter Kroaten und Slowenen mehr als der Londoner Vertrag, dessen Inhalt sie zwar nicht kannten, doch ahnten. Geschickt wurde diese Stimmung gesteigert, indem in Generaloberst Borojević, dem Sprossen einer Grenzerfamilie, ein Serbe an die Spitze des gegen Italien fechtenden Heeres trat. So wußte Dr. Trumbić im Juli 1915 zu vermelden, daß sich „unsere Regimenter“ am Isonzo wie die Löwen schlugen, und „*Giornale d'Italia*“ klagte über die Erbitterung, mit der die Südslawen unter Habsburgs Fahnen kämpften. Aus dem Rahmen fiel der Plan des Slowenen Dr. Ljudevit Pivko, der als Oberleutnant und Bataillonsführer im 1. bosnisch-hercegovinischen Infanterie-Regiment eine Anzahl südslawischer Untergebener gewann, mit den Italienern anknüpfte und Mitte September 1917 dem Feind die Linie bei Carzano im Sugano-Tal zu öffnen suchte, denn noch am 27. Oktober 1918 wurden an der italienischen Front das kroatische Infanterieregiment 42, das kroatische Landwehrregiment 28 und das meist aus ungarischen Serben bestehende Sturmbataillon 17 mit Auszeichnung genannt; da es ein Oesterreich-Ungarn nur noch auf der Landkarte gab, fochten sie für den eigenen Boden gegen einen fremden Eroberer.

Wo dieser Stachel fehlte, wirkten seit 1917 allgemeine Kriegsmüdigkeit im Verein mit dem serbisch-kroatisch-slowenischen Nationalgedanken auf die Truppen zer-

setzend; immer häufiger wurden die Ergänzungstransporte aus den südslawischen Gebieten ohne Waffen und Munition verladen, die man ihnen erst weit von der Heimat einhändigte, und immer öfter flohen Einberufene und Urlauber in die Wälder Kroatiens und Slawoniens. Diese Deserteure und Refraktäre, nach Zehntausenden zählend, bildeten die gefürchteten „Grünen Kaders“, die, militärisch organisiert, von Offizieren befehligt, gut bewaffnet, mit Maschinengewehren und selbst kleinen Geschützen ausgerüstet, auf eigene Faust den Kampf um südslawische Freiheit und Einheit führten; die größte Abteilung hauste, acht Bataillone zu je tausend Mann umfassend, meist Flüchtlinge aus den Regimentern zu Karlstadt, Otočac und Sisek, in der Petrova Gora nordwestlich vom Glina-Fluß, aber auch die ausgedehnten Waldungen zwischen Kostajnica und Glina und die syrmische Fruška Gora beherbergten bedeutende „Grüne Kaders“, und die Reisenden durch Slawonien sahen ihre Vorposten bis an den Bahnstrang stehen. Da die Bevölkerung ihnen Nahrung, Unterschlupf und jede Hilfe freudig gewährte, war die Gendarmerie zu schwach und unlustig, etwas gegen sie zu unternehmen; im Winter 1917 endete der Versuch einer umfangreicheren militärischen Aktion gegen sie mit dem Uebergang ganzer Truppenkörper zu den Kaders; ihre wirksame Bekämpfung hätte einen regelrechten Feldzug hinter der Front bedeutet. Schon die Auflehnung der Slowenen des Ersatzbataillons vom Infanterie-Regiment 17 zu Judenburg bereitete den Befehlshabern reichlich Kopfschmerzen, und als im gleichen Monat Mai 1918 das vorwiegend aus Serben bestehende Infanterie-Regiment 6 in Fünfkirchen

meuternd Stadt und Kohlenbergwerk besetzte, vermochte es sich drei Tage gegen die aufgebotenen Streitkräfte zu halten. Im Herbst aber schlug unter den Frontruppen der revolutionäre südslawische Geist zur hellen Lohe auf. Am 22. Oktober machte sich die kroatische Mannschaft des Infanterie-Regiments 79 zum Herrn von Fiume, zwei Tage später verweigerten an der Isonzo-Front, da die Magyaren mit dem Abmarsch in die Heimat begonnen hatten und unter den Soldaten aller Nationen des Reichs auch Deutsche die Gewehre umdrehten, zwei Kompanien des bosnisch - hercegovinischen Infanterie - Regiments 4 den Gehorsam, und abermals drei Tage danach schloß sich ihnen das Gebirgsschützen-Regiment 2, meist Slowenen, an; danach brachen auch die kroatische Landwehr-Brigade 83 und das Infanterie-Regiment 122, durchweg Slowenen und Kroaten, aus dem Gefüge des Heeres, und das kroatische Landwehr-Regiment 26 marschierte mit Sack und Pack ab. Am 29. Oktober aber riß in Agram die ganze Wehrmacht, Generale und Offiziere nicht zuletzt, die habsburgischen Rosetten von den Kappen und stellte sich dem Nationalrat zur Verfügung.

In der Marine, in der die Kroaten, Slowenen und Serben der Küstengebiete weit in der Ueberzahl waren, grub dank den Bemühungen Dr. Ante Tresić-Pavičićs ein revolutionärer Ausschuß seine unterirdischen Gänge, aber ohne sein Wissen und Wollen entzündete sich einzig am Kriegsüberdruß ein Aufstand der k. und k. Flotte in der Bucht von Cattaro, wo am 31. Januar 1918 das Flaggschiff „St. Georg“ als erstes nicht die südslawische, sondern die rote Fahne hißte; in dem Komitee, das die nach drei Tagen niedergeschlagene Bewegung leitete, saßen

neben drei Serbokroaten vier Deutsche, drei Tschechen und zwei Italiener; immerhin stand ein national bewußter Südslawe aus Ragusa, der Fähnrich Sesan, mit an vorderster Stelle. Ende Oktober aber wählte vornehmlich die südslawische Besatzung der in Pola liegenden Schiffe einen Matrosenrat mit zwei höheren Offizieren, dem Kroaten Janko Vuković-Podkapelski und dem Slowenen Metod Koch, an der Spitze und brachte so die Flotte in südslawische Hände, ehe sie Vizeadmiral Horthy auf Befehl des Kaisers dem Nationalrat der Slowenen, Kroaten und Serben ausliefern mußte. Schicksalsaugenblick, als am 31. Oktober nachmittags im Beisein der von Agram entsandten Dr. Ante Tresić-Pavičić, Vilem Bukšeg und Dr. Ivan Čoha am Flaggenmast aller Einheiten die österreichisch-ungarische Fahne sank und die südslawische Trikolore hochging.

Der bewußte Aufbau des neuen Staatsgebildes begann bereits im Juli 1918, als eine Volksversammlung in Spalato die einheitliche politische Arbeit der gesamten Bevölkerung Dalmatiens für notwendig erklärte und als „Nationalorganisation der Serben, Kroaten und Slowenen in Dalmatien“ einen sechzehngliedrigen Ausschuß erkor. Der *Narodni Svet* oder Nationalrat, der sich im folgenden Monat aus achtzehn Angehörigen der Slowenischen Volkspartei, zehn der Südslawischen Demokratie, drei Sozialdemokraten, zwölf Dalmatinern, fünf Istrianern und zwei Triestinern unter Dr. Korošec in Laibach zusammensetzte, betrachtete sich schon als „Teil des Allgemeinen Südslawischen Nationalausschusses, der sich in kurzem in Agram bilden wird“. Nachdem alle Verbände und Gruppen sich am 29. September im Protest gegen die ungenügende

Friedensnote des Ballplatzes und im Verlangen nach dem international verbürgten „Recht der Selbstbestimmung für das Volk der Slowenen, Kroaten und Serben“ einig gezeigt hatten, erschien am 6. Oktober der Nationalrat der Slowenen, Kroaten und Serben, *Narodno Vijeće Slovenaca, Hrvata i Srba*, auf der Szene. Neben der Serbisch-Kroatischen Koalition, der Starčević-Partei, der Bauernpartei, der Serbischen Radikalen Partei der Vojvodina, der Slowenischen Volkspartei, der Südslawischen Demokratie und der Südslawischen Sozialdemokratie Delegierte aus allen anderen Gauen des Stammesgebiets umfassend, gab er sich als „die politische Vertretung aller Slowenen, Kroaten und Serben in Kroatien-Slawonien mit Fiume, Dalmatien, Bosnien - Hercegovina, Istrien, Triest, Görz, Steiermark, Kärnten, Bačka, Banat, Baranja und den übrigen Teilen Südwestungarns“; sein Grundprogramm war groß und einfach die Einigung aller Slowenen, Kroaten und Serben in einen freien und unabhängigen Nationalstaat. Nachdem er unter dem Vorsitz von Dr. Antun Korošec, Dr. Ante Pavelić und Svetozar Pribičević am 19. Oktober, beflügelt durch die Ereignisse draußen, verkündet hatte, daß er die Führung der nationalen Politik übernehme, erklärte sich sein Hauptausschuß in Permanenz und forderte zur Einsetzung von Unterausschüssen in Stadt und Land auf. Die von Habsburgs Gnaden legitimen Behörden verhielten sich mucksmäuschenstill oder traten auf den in Revolutionen un- gemein beliebten „Boden der Tatsachen“, und ohne die mindeste Störung beschloß am 29. Oktober 1918 der kroatische Sabor unter hemmungsloser Begeisterung, während Tränen flossen und von den Galerien Blumen

regneten, einmütig: „Auf Grund des vollen nationalen Selbstbestimmungsrechts sind alle bisherigen staatsrechtlichen Beziehungen und Verbindungen zwischen dem Königreich Kroatien-Slawonien auf der einen und dem Königreich Ungarn und dem Kaiserreich Oesterreich auf der anderen Seite gelöst. Infolgedessen wird besonders der kroatisch-ungarische Ausgleich für nichtig erklärt. Dalmatien-Kroatien-Slawonien mit Fiume wird zum vollständig unabhängigen Staat gegenüber Ungarn und Oesterreich erklärt und tritt nach dem modernen Nationalitätenprinzip und auf Grund der Nationaleinheit der Slowenen, Kroaten und Serben in den gemeinsamen souveränen Nationalstaat der Slowenen, Kroaten und Serben auf dem ganzen ethnographischen Raum dieses Volks, ohne Rücksicht auf die territorialen und staatlichen Grenzen, in denen das Volk der Slowenen, Kroaten und Serben heute lebt“. Den Nationalrat erkannte der Sabor als oberste Gewalt an; Landesregierungen wurden für Kroatien, Slowenien, Dalmatien, Bosnien-Herzegovina und die Vojvodina bestellt, und zum erstenmal seit Jahrhunderten fällt das Laibacher Gericht am 31. Oktober ein Urteil nicht im Namen des Habsburgers, sondern des Volkes.

Wenn die Note, die am Tag zuvor den Ententemächten die Gründung des neuen Staates anzeigte, im gleichen Atemzug seine Bereitschaft vermeldete, mit Serbien und Montenegro in denselben Staatsverband einzugehen, so waren über die Form immer noch nicht alle Köpfe unter einen Hut zu bringen; die Slowenische Volkspartei sprach sich, ohne der Konstituante vorgreifen zu wollen, für die Republik aus, und Radić erhitzte sich für einen Bundes-

staat mit drei Regenten: dem serbischen Thronfolger, dem Banus von Kroatien und dem Landespräsidenten von Slowenien. Aber da der italienische Imperialismus an der Adria die Souveränitätsrechte des jungen Staates unter die Stiefelsohlen trat und auch die anderen Mächte ihn wie Luft behandelten, zwang die Unsicherheit der äußeren Lage zu raschen Entscheidungen. Dalmatien drängte, und auch Syrmien und die Vojvodina drohten von sich aus, den Anschluß an Serbien zu vollziehen. So stellten am 9. November die Vertreter der serbischen Regierung und der Skupština-Parteien, des slowenisch-kroatisch-serbischen Nationalrats in Agram und des Südslawischen Ausschusses in London „zu Genf, der Stadt der Freiheit, einhellig feierlich vor aller Welt ihre Einigung in den Staat der Serben, Kroaten und Slowenen“ fest; zwölf Tage später beschloß das *Narodno Vijeće* die Verschmelzung des „Staates der Slowenen, Kroaten und Serben“ mit dem Königreich Serbien und Montenegro zu einem „einheitlichen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen“ und bestimmte zur Durchführung einen Ausschuß von achtundzwanzig Köpfen, und am 1. Dezember 1918 besiegelte der Empfang einer Abordnung des Nationalrats mit Dr. Pavelić als Sprecher durch den Prinzregenten Aleksandar in Belgrad jenes Uebereinkommen und diesen Beschluß. Wenn Mitte Dezember das erste südslawische Kabinett Stojan Protić als Präsidenten, Dr. Antun Korošec als Vizepräsidenten und Dr. Ante Trumbić als Minister des Auswärtigen erhielt und eine Festsitzung der Skupština die vollzogene Einigung begrüßte, so hatte sich der Nationalrat schon vorher mit der Botschaft aufgelöst: „Seit dem 1. Dezember bildet unser

ganzes slowenisch-kroatisch-serbisches Volk einen einheitlichen Staat unter der Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Thronfolgers Aleksandar.“

20.

Jahrhunderte alte Ketten lagen zerbrochen am Boden, ein eigenes Dach wölbte sich über einer neuen Nation, langer Leidensweg und schwerer Opfergang hatte zur Erfüllung geführt. Aber weil ein Krieg der imperialistischen Großstaaten um die Macht, den Erdteil aus den Fugen hebend, die Bahn zum Ziele öffnete, hafteten dem Werk die Spuren des Unvollkommenen an. Bei weitem nicht alle Südslawen wohnten in ihrem nationalen Heim. Daß ihrer hunderttausend in Oesterreich, vierundachtzigtausend in Ungarn blieben, wurde durch die mehr als eine halbe Million Deutscher und durch die fast eine halbe Million Magyaren unter den zwölf Millionen Einwohnern des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates ausgeglichen, allein nicht nur an die dreihunderttausend Slawen siedelten im griechischen Teil Makedoniens, sondern fünfhundertfünfzigtausend Slowenen und Kroaten waren auch der italienischen Fremdherrschaft ausgeliefert. Die klaffendste Lücke im Ring der Einheit aber war, daß der vierte südslawische Stamm außerhalb des Kreises stand; die Absonderung der Bulgaren zog auch fürder einen verhängnisvollen Riß durch das Südslawentum. Doch auch die deutsche Einigung von 1871 war, ob sie gleich mehr als sieben Millionen Volksgenossen im Habsburgerreich ließ, ein wichtiger Einschnitt in die Weltgeschichte, und da mit dem Staat der Serben, Kroaten und Slowenen ein Damm gegen imperialistische Gelüste der Großen aufgeworfen,

ein wunder Fleck am Leibe des Erdteils ausgetrocknet, eine internationale Gefahrenquelle verstopft wurde, wetteifert seine Gründung als europäisches Ereignis an Bedeutung mit der Schaffung der italienischen Einheit.

Aber wenn Svetozar Marković stets hartnäckig die Meinung verfochten hatte, daß nationale Einigung ohne politische Befreiung eine taube Nuß sei, so blieb auch hier die Erfüllung nicht aus. „Das Südslawentum“, schrieb Stojan Novaković 1915 in der „*Revue de Paris*“, „ist ein Erzeugnis der modernen demokratischen Bewegung, die Kräfte, die sich ihm entgegenstemmen, stammen aus dem Mittelalter, und der Kampf, der sich vor unseren Augen abspielt, ist ein Widerstreit zweier Epochen“; die Denkschrift der serbischen Sozialisten an den Stockholmer Kongreß leitete die Notwendigkeit des Zusammenschlusses auch daraus ab, daß er ein Kulturgewinn und die erste Voraussetzung für das Gedeihen des Sozialismus „in diesem Volke mit so viel demokratischen Ueberlieferungen und Anlagen“ sei, und für Vitomir Korać schlug der Sieg des südslawischen Nationalgedankens der Reaktion eines ihrer wesentlichsten ideologischen Werkzeuge aus der Hand, mit dem sie zwischen Kroaten und Serben einen Streit um des Kaisers Bart hervorgerufen habe, um der magyarischen Gentry, Bureaukratie und Plutokratie die ungehinderte Herrschaft zu sichern. Die Werkleute am Einheitsbau waren sich denn des revolutionären Kerns ihres Tuns bewußt. Bei den Beratungen über die Deklaration von Korfu hielt Pašić es für selbstverständlich, daß die serbischen Truppen, in die bis dahin habsburgischen Gebiete einrückend, ungesäumt wie einst die Bataillone des Konvents „die Grundsätze der Freiheit wie Wahlfreiheit,

Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, Vereinsfreiheit“ anschließen, und Dr. Krek, im Herzen Republikaner, empfahl, falls die Südslawen doch die Monarchie annähmen, kurz vor seinem Tode drei Prinzipien: ein Volk und ein Herrscher, ein Staat von Villach bis Salonik und viel, viel Freiheit! Beflissen sprach die Mai-Deklaration davon, daß das südslawische Staatswesen „auf demokratischer Basis“ zu errichten sei, die Deklaration von Korfu legte fest, daß die Einigung „eine konstitutionelle, demokratische und parlamentarische Monarchie“ mit dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Stimmrecht für Parlament und sonstige Vertretungskörper zu bringen habe, und wie voller Glockenton klang Demokratie auch aus allen anderen Manifesten und Regungen der südslawischen Bewegung. Die Adresse, die Dr. Pavelić am historischen 1. Dezember für den Agramer Nationalrat verlas, rief „das große Prinzip der Demokratie“ an, „das verlangt, daß jedes Volk selbst über sein Schicksal zu entscheiden hat“, und heischte eine verfassungsmäßige und parlamentarisch verantwortliche Regierung und eine nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen Verhältniswahlrecht zusammengesetzte Konstituante, und der Karadjordjević versicherte, daß er nur freien Bürgern König sein wolle und stets „den großen konstitutionellen, parlamentarischen und im weiten Sinn demokratischen Prinzipien“ treu bleiben werde. Alte Herrschaftsverhältnisse des Menschen über den Menschen stürzten, wurmstichiges Gerümpel, zusammen, da die Einigung die Südslawen nicht nur als Nation aus Objekten zu Subjekten der europäischen Politik, sondern auch den einzelnen aus einem Untertanen zum Bürger machte; für den slawischen

Süden schrieb sich 1918 mit den gleichen Zeichen wie 1789 und 1848 für die älteren Völker des Abendlandes.

Denn der politischen verschwisterte sich die soziale Befreiung. König Petars Kriegsaufruf von 1912 wies mit der Zauberformel Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf die 1878 vom Türkenjoch erlösten Gebiete hin, in denen freie, fortschrittliche, selbstbewußte, zufriedene Bürger lebten; wo denn die Serbenfahnen in diesem Jahre wehten, folgte ihnen die Agrarrevolution im Flug; die makedonischen und altserbischen Čifčijas weigerten ihren Grundherren den *Hak*, und wenn in den neu angegliederten Gauen in der kargen Frist zwischen Krieg und Krieg die Agrarfrage nicht erledigt werden konnte, so wagte sich doch der Aga nicht mehr unter die aufsässigen Pachtbauern, um das Ernteergebnis zur Bestimmung des Pflichtdrittels abzuschätzen. Statt den Büttel der Großgrundbesitzer zu spielen, zwackten die serbischen Behörden sie mit hohen Steuern und der Verordnung, daß sie den Boden nur an seinen Beackerer verkaufen durften, so daß jene in Massen den Staub der für die Großen ungestlich gewordenen Heimat von den Füßen schüttelten. Daß sich 1915 nach dem Abzug der Serben die Grundherren vielfach durch Mord und Brand an den Befreiten rächten, war gar nicht vonnöten, um den letzten Kätner im slawischen Süden erkennen zu lassen, was die Uhr geschlagen hatte. Vom Weltkrieg sah er nicht die schwer durchschaubaren Gegensätze zwischen Paris, London und Berlin, Petersburg und Wien, sondern nur in der einen Front die drei Herrenvölker, die den Südslawen immerdar als Leibeigenen, Knecht und Raja behandelt hatten, Magyaren, Deutsche und Türken, und auf der anderen

Seite die Serben, die, selbst freie Bauern, andere zu freien Bauern machten. Das entschied. Und mit richtigem Gefühl für das Wesentliche empfanden die Vorkämpfer der südslawischen Einigung ihre revolutionäre Verpflichtung auch auf diesem Felde. Bei den Verhandlungen auf Korfu erklärte Dr. Vošnjak für die Slowenen, das Ideal sei, die Lage des Landvolkes überall der des serbischen Bauern anzupassen, Hinković brannte für Beseitigung des Adels und der Kornabgabe an die Geistlichkeit und für Aufteilung der Latifundien in Slawonien, Vasiljević mahnte, die Agrarfrage in Bosnien nach dem Grundsatz: Dem Aga eine Entschädigung, aber dem Kmeten die Scholle! sofort mit dem Einmarsch des Heeres zu lösen, weil er sonst nicht als Befreiung erschiene, Dr. Voja Marinković unterstrich: „Wir müssen mit unserem demokratischen Geist in das Land einziehen, das bäuerliche Element auf Kosten der Aristokratie stärken und alles niederlegen, was gegen Freiheit und Gleichheit ist und Knechtschaft darstellt“, und Milorad Drašković wollte den Satz einfügen: „Das Kmetenverhältnis auf den Dörfern Bosniens und der Hercegovina wird für erledigt erklärt und gegen gesetzlich festzulegende Entschädigung liquidiert“. Nur weil Trumbić, allzu ängstlich bedacht, vor Europa nicht den Eindruck der Gewaltsamkeit zu erwecken und die international einflußreichen Landlords in Kroatien und Slawonien wie die als Grundherrin auftretende römische Kirche in Dalmatien nicht zu verärgern, heftig widersprach, fanden sich die anderen unmutig damit ab, daß die Deklaration von Korfu nicht zu einer Urkunde der Bauernbefreiung wurde. Aber am 26. November nahm das *Narodno Vijeće* als Leitsätze der Agrarreform die Liqui-

dition der Feudalverhältnisse, die Abschaffung des Kmetentums und die Parzellierung der Großgüter an, und nicht drei Monate nach Ausrufung der südslawischen Einheit verkündete, am 25. Februar 1919, eine Verordnung die Beseitigung des Kmetentums und Kolonats als Vorstufe zur Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes. Durch Millionen ging ein Aufrecken; als Sieg der Kleinen über die Großen auch im Innern machte die Erfüllung der südslawischen Hoffnungen aus Pachtsklaven Freie, aus Habenichtsen Landeigner. Jahrhunderte glomm in den zinsenden und fronenden, gedrückten und geduckten Massen der Glaube, daß der „Bauernkönig“ Matija Gubec, 1583 von den „Herren“ grausam hingerichtet, dereinst als Erlöser des geknechteten Landvolks wiederkehren werde. Jetzt war der Tag da. Richtig deutete bei einer Laibacher Freudenkundgebung Ende Oktober 1918 die Inschrift eines im Zuge getragenen Schildes den Sinn der Begebenheiten: *Glej, vstal je kralj Matjaš in rešil narod svoj!* Schaut, auferstanden ist König Mathias und hat sein Volk befreit!

Aber magischere Zeichen noch leuchteten für die Südslawen durch die Buchstaben des Worts Einheit. Nie hatte der heißblütige Nationalismus ihrer Besten den eklen Atem der Machtgier ausgeströmt. Nationale Einigung hieß ihnen nicht Summierung von Bevölkerungsziffern in der Statistik noch Umfärbung von Landkarten im Schulatlas, sondern ein Höheres und Tieferes, Geistigeres und Seelischeres. In der Vollendung des nationalen Strebens erblickte Milan Marjanović das Unterpfeil dafür, daß sein Volk aus dem Halbleben zur Sonne vollen Lebens, aus dem vegetativen Zustand zum wahren Menschsein

durchdrang; nicht nur ein Volk, das hier und da noch seine Wohnräume mit Kienspänen erhellte, auf die äußere Zivilisationsstufe der großen Nationen zu heben, die elektrisches Licht selbst im Kuhstall brannten, schien Milan Pribičević der eigentliche Sinn des Zusammenschlusses, sondern er umriß die Aufgabe, auf dem Grund der nationalen Freiheit und Einheit „den schimmernden Bau unserer kulturellen und sozialen Wiedergeburt“ zu errichten und so die allgemeine Menschheitskultur zu bereichern, und nur rastlose Kulturarbeit im jungen Staate bot Dr. Krek die Bürgschaft, daß zwei bis drei Menschenalter nach der Einigung Serben, Kroaten und Slowenen in jedem Betracht ein Volk abgaben. Weil Südslawien wurde, waren die Marko Kraljević-Lieder nicht vergeblich durch die Zeiten geklungen, hatte Obradovičs helle Stirn nicht umsonst durch das Dunkel seiner Umwelt geleuchtet, war Stroßmayers Aussaat nicht auf steinigem Fels gefallen.

Wohl folgte dieser wie jeder Erfüllung Menschliches, Allzumenschliches, aber nichts vermag für die Südslawen den Glanz des Jahres 1918 zu trüben; ihnen ist es, da nach Hegel in der Welthistorie nur die einen Staat bildenden Völker mitzählen, die Schwelle, an der ihre Vorgeschichte endet, ihre Geschichte anhebt.

Berichtigung

Seite 54, Zeile 16/17 muß es heißen: seinen „*Satir*“ heraus, mit dem

Aus der benutzten Literatur.

Für das Gesamtwerk.

- Bamberg, Geschichte der orientalischen Angelegenheit. Berlin 1888.
- Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907.
- Bauer, Geschichte Österreichs. Wien 1913.
- Cvijić, La Péninsule Balcanique. Paris 1918.*
- Grafenauer, Kratka zgodovina slovenskega slovstva. Ljubljana 1920.*
- Gruden, Zgodovina slovenskega naroda. Celovec 1912.*
- Jagić, Die slawischen Sprachen. In: Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. Leipzig 1908.
- Јеленић, Нова Србија и Југославија. Београд 1923.
- Lončar, Socijalna zgodovina Slovencev. In: Niederle, Slovanski Svet. Ljubljana 1911.*
- Lamprecht, Deutsche Geschichte I—XII. Berlin 1909—1916.
- Kanitz, Das Königreich Serbien und das Serbenvolk I—III. Leipzig 1904, 1909, 1914.
- Марјановић, Савремена Хрватска. Београд 1913.
- Melik, Zgodovina Srbov, Hrvatov in Slovencev I, II. Ljubljana 1919.*
- Murko, Die südslawischen Literaturen. In: Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. Leipzig 1908.

- Сах, Geschichte des Machtverfalls der Türkei. Wien 1908.
 Саказовъ, Българитѣ въ својта история. София 1917.
 Станојевић, Историја Босне и Херцеговине. Београд 1909.
 Станојевић, Историја српског народа. Београд 1910.
 Šišić, *Hrvatska povijest* I—III. Zagreb 1906, 1908, 1913.
 Šišić, *Pregled povijesti hrvatskoga naroda*. Zagreb 1916.
 Wendel, Südosteuropäische Fragen. Berlin 1918.
 Wendel, Aus dem südslawischen Risorgimento. Gotha 1921.
 Wendel, Südslawische Silhouetten. Frankfurt a. M. 1924.

Zu Abschnitt I: Geschichtslose Nation und Raja.

(Die mit einem * versehenen Werke wurden für mehrere Abschnitte benutzt.)

- Czoernig, Ethnographie der österreichischen Monarchie. Wien 1855.
 Gelzer, Das Patriarchat von Achrida. Leipzig 1902.
 Gerlach, Tag-Buch einer in die Türecey 6jährigen Röm. Keyserl. Gesandtschaft. Franckfurt am Mayn 1674.
 Jagić, Ein Kapitel aus der Geschichte der südslawischen Sprachen. In: Archiv für slawische Philologie XVII. Berlin 1895.
 Jireček, Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien I—III. Wien 1912, 1914.
 Lindner, Gemälde der europäischen Türkei. Weimar 1813.
 Matasović, *Iz galantnog stoljeća*. Zagreb 1921.
 Matasović, *O banovinskoj trgovini u XVIII. stoljeću*. In: *Jugoslavenska Njiva* III. Zagreb 1919.
 *Murko, Geschichte der älteren südslawischen Literaturen. Leipzig 1908.
 Rešetar, Der štokavische Dialekt. Wien 1907.

Schlözer, Несторъ. Russische Annalen in ihrer slawonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt. I. Göttingen 1802.

*Schwicker, Geschichte der österreichischen Militärgrenze. Wien 1883.

Šišić, Franjo barun Trenk i njegovi panduri. Zagreb 1900.

Šišić, Geschichte der Kroaten I. Zagreb 1917.

Taube, Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogthumes Syrmien. Leipzig 1774.

Valvasor, Die Ehre deß Hertzogthums Crain. Laybach 1689.

Zu Abschnitt II: Die Selbstbesinnung der geschichtslosen Nation.

Голошип, Архимандрит Јован Рајић. Земун 1904.

Herzfeld, Zur Orienthandelspolitik Österreichs unter Maria Theresia. Wien 1914.

Kostrenčić, Historički idoli. In: Nova Evropa II. Zagreb 1921.

**Lončar, Politično življenje Slovencev. Ljubljana 1921.*

Murko, O predhodnicima ilirizma. In: Nova Evropa II. Zagreb 1921.

Обрадовић, Дела. Београд 1911.

Орѣшковъ, Автобиографија на Софрони Врачански. София 1914.

Остојић, Доситеј Обрадовић у Хопову. Нови Сад 1907.

Остојић, Захарија Орфелин, живот и рад му. Београд 1923.

Паиси, Историја Славѣноболгарскаја. София 1914.

Příbram, Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik I. Leipzig 1907.

Руварац, Архимандрит Јован Рајић. Ср. Карловци 1901.

Скерлић, Српска књижевност у XVIII веку. Београд 1909.

*Скерлић, Историја нове српске књижевности. Београд 1914.
Stefanović-Vilovsky, Belgrad unter der Regierung Karls VI.
Wien 1908.

Šević, Dositheus Obradović, ein serbischer Aufklärer des
XVIII. Jahrhunderts. Neusatz 1889.

*Šurmin, *Hrvatski preporod* I. Zagreb 1903.

Zu Abschnitt III: Die Erhebung der Raja zur Nation.
Арсенијевић-Баталака, Историја српског устанка I. Београд
1898.

Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs I,
II. Leipzig und Berlin 1914.

*Cunibert, *Essai historique sur les révolutions et l'indépen-*
dance de la Serbie I, II. Leipzig 1855.

Гавриловић, Београдска Велика Школа 1808—1813. Београд
1902.

Карацић, „Правителствујући совѣт сербски“. Беч 1860.

Ненадовић, Живот и дела великог Ђорђа Петровића Кара-
ђорђа I, II. Беч 1884.

Novaković, Die Wiedergeburt des serbischen Staates. Sara-
jevo 1912.

Новаковић, Турско царство пред српски устанак 1780—1804.
Београд 1906.

Павловић, Србија за време последњег аустријско-турског
рата. Београд 1910.

*Ranke, Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert.
Leipzig 1879.

*Sosnosky, Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866.
I, II. Stuttgart 1913, 1919.

Uebersberger, Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei
Jahrhunderten I. Stuttgart 1913.

Вукчевић, Карађорђе I, II. Београд 1907, 1912.

*Yakchitch, *L'Europe et la Résurrection de la Serbie* (1804—1834). Paris 1917.

Zu Abschnitt IV: „Iliria oshivlena“.

*Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung. Innsbruck 1896.

Dimitz, Geschichte Krains III. Laibach 1875.

Јовановић, Наполеон и Југословени. о. О. и. Ј.

Marmont (Duc de Raguse), Mémoires III. Paris 1857.

Pisani, La Dalmatie de 1797 à 1815. Paris 1893.

Prijatelj, Slovenščina pod Napoleonom. In: *Veda, Gorica* 1911.

Vošnjak, Ustava in uprava ilirskih dežel (1809—1813). *Ljubljana* 1910.

Zu Abschnitt V: Serbischer Staat und
serbischer Geist.

Гавриловић, Милош Обреновић I, II, III. Београд 1908, 1909, 1912.

Gavrilović, The early diplomatic relations of Great Britain and Serbia. In: *The Slavonic Review* I, London 1922.

*Горчевић, Geschichte von Montenegro und Albanien. Gotha 1914.

Ђорђевић, Из Србије кнеза Милоша. Београд 1922.

*Јовановић, Уставобранитељи и њихова влада (1838—1858). Београд 1912.

*Јовановић, Политичке и правне расправе I, II. Београд 1908, 1910.

Караџић, Скупљени граматички и полемички списи I, II, III. Београд 1894, 1896.

- Новаковић, Јован Стерији Поповић. Београд 1907.
 Павловић, Покрет у Босни и у Албанији противу реформама
 Махмуда II. Београд 1913.
 Петровић-Његош, Горски Вијенац. Београд 1923.
 Sammelwerk, Живот и рад Дра Јована Хаџића Светића.
 Нови Сад 1899.
 Стојановић, Живот и рад Вука Стеф. Караџића. Београд 1924.
 Врховац, Карактер и рад Ђура Даничића. Нови Сад 1923.
 Вуловић, Бранко Радичевић I, II. Београд 1889, 1890.

Zu Abschnitt VI: Die illyrische Leier.

- Bleivaisov Zbornik, Ljubljana* 1909.
Deželić, Dr. Ljudevit Gaj. Zagreb 1910.
Drechsler, Stanko Vraz. Zagreb 1909.
Milčiniović, Dragojla Jarnevičeva. Zagreb 1907.
Mirković, Ivan Kukuljević Sakcinski. Zagreb 1861.
Ortner, Život i djela Pavla Stosa. Zagreb 1907.
Pisma pisana Dru. Ljudevitu Gaju i neki njegovi sastavci
 (1828—1850). *Zagreb* 1909.
Smičiklas, Život i djela Vjekoslava Babukića. Zagreb 1907.
 Шишић, Бискуп Штросмајер и јужнословенка мисао. Бео-
 град 1922.
Šurmin, Hrvatski preporod II. Zagreb 1904.
 Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für das
 Jahr 1841. Wien 1844.

Zu Abschnitt VII: Für Freiheit und Volkstum.

- Alter, Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution
 1848/49. Berlin 1912.
 *Charmatz, Österreichs innere Politik von 1848 bis 1895.
 I, II. Leipzig 1918.

Geist-Lanyi, Das Nationalitätenproblem auf dem Reichstag zu Kremsier 1848/49. München 1920.

Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution I, II. Freiburg i. Br. 1907, 1909.

(Horvat), *Hrvatski Pokret u proljeću godine 1848*. Zagreb 1898.

(Horvat), *Hrvatski pokret u ljetu godine 1848*. Zagreb 1898.

(Horvat), *Hrvatski pokret u jeseni godine 1848*. Zagreb 1898.

(Horvat), *Hrvatski pokret u ximi godine 1848*. Zagreb 1899.

(Kapper), Die serbische Bewegung in Südungarn. Berlin 1851.

Павловић, Србија и српски покрет у јужној Угарској 1848 и 1849. Београд 1904.

*Polec in Senekovič, *Vseučiliški Zbornik*. Ljubljana 1902.

Protokolle des Verfassungs-Ausschusses im österreichischen Reichstage 1848—1849. Leipzig 1885.

*Redlich, Das österreichische Staats- und Reichsproblem I. Leipzig 1920.

*Ристаћ, Спољашњи одношаји и Србије повијега времена. I—III. Београд 1887, 1901.

Савић, *Млади Милетић*. Нови Сад 1921.

Schlitter, Aus Österreichs Vormärz III. Zürich-Wien 1920.

Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809. I, II. Leipzig 1865.

Stratimirović, Was ich erlebte. Wien-Leipzig 1911.

Thim, Die Gründungsversuche Jugoslawiens 1848/49. In: Ungarische Jahrbücher I. Berlin 1921.

Zu Abschnitt VIII: Umwälzungen und Umbildungen.

Бакалов, Сергеј Нечаев и Христо Ботев. София 1924.

Bernhardi, Der Krieg 1866 gegen Österreich und seine unmittelbaren Folgen. Leipzig 1897.

**(Cepelić i Pavić), Josip Juraj Strossmayer god. 1850—1900. Zagreb 1900/04.*

Боровић, Лука Вукаловић и херцеговачки устанци од 1852—1862 године. Београд 1923.

Димитровъ, Христо Ботевъ. Софиа 1919.

Darstellung der Verhältnisse der Industrie, der Verkehrsmittel und des Handels während der Jahre 1856—1861. Wien 1863.

Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860. I, II. Stuttgart und Berlin 1908.

Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik. Stuttgart und Berlin 1907.

Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. Stuttgart und Berlin 1916.

Грујић, Записи I, II. Београд 1922, 1923.

Јакшић, Дела I—IV. Земун 1911.

Јовановић, Светозар Марковић. Београд 1920.

Јовановић, Друга влада Милоша и Михаила (1858—1868). Београд 1923.

Јовановић-Змај, Певанија I—III. Нови Сад 1882.

Kienast, Die Legion Klapka. Wien 1900.

Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration I. Preßburg und Leipzig 1880.

Марковић, Целокупна дела I—VIII. Београд 1891—1893, 1911/12.

Markušić i Skarica, Život i rad Ivana Frane Jukića. Sarajevo 1908.

Marx und Engels, Gesammelte Schriften 1852 bis 1862. I, II. Stuttgart 1917.

Нешић, Кнез Михаило. Нови Сад 1920.

Пеневъ, П. Р. Славейковъ. Софиа 1919.

Пироћанац, Кнез Михаило и заједничка радња балканских народа. Београд 1895.

Потоцњак, Штросмајер као политичар прама нашој народној мисли. Београд 1905.

**Prijatelj, Janko Kersnik, njega delo in doba* I, II. *Ljubljana* 1910, 1914.

Prijatelj, Vloga „omladine“ v prvem obdobju „mladoslovenskega“ pokreta. In: *Ljubljanski Zvon* XLIV. *Ljubljana* 1924.

Radeff, La Macédoine et la Renaissance bulgare. *Sofia* 1918.

Скерлић, Омладина и њена књижевност (1848—1871). Београд 1906.

Скерлић, Светозар Марковић, његов живот, рад и идеје. Београд 1910.

Smičiklas, Načrt života i djela biskupa J. J. Strossmayera I. *Zagreb* 1906.

**Starčević, Djela* I—III. *Zagreb* 1894.

**Šegvić, Dr. Ante Starčević, njegov život i njegova djela.* *Zagreb* 1911.

Trdina, Bahovi huzarji in Iliri. *Ljubljana* 1903.

*Живановић, Политичка историја Србије у другој половини деветнаестог века I—IV. Београд 1923—1925.

Zu Abschnitt IX: Die Großen und die Kleinen.

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, II. *Stuttgart und Berlin* 1905.

Brunswick, Le traité de Berlin. *Paris* 1878.

Corti, Alexander von Battenberg, sein Kampf mit dem Zaren und Bismarck. *Wien* 1920.

Danilewsky, Rußland und Europa. *Stuttgart und Berlin* 1920.

- Denis, La Grande Serbie. Paris 1915.*
- Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914.
I—XVIII. Berlin 1922—1924.
- Drenkoff, Die Steuerverhältnisse Bulgariens. Jena 1900.
- Frantz, Deutsche Antwort auf die orientalische Frage.
Leipzig 1877.
- *Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. I,
II, III. Stuttgart und Berlin 1919—1922.
- Gentixon, Le drame bulgare. Paris 1924.*
- Georgevitch, Das Ende der Obrenovitch. Leipzig 1905.
- Gjurkovečki, Politička istorija Bosne za okupacije. Zagreb
1920.*
- Golowine, Fürst Alexander I. von Bulgarien. Wien 1896.
- Grothe, Bulgarien. Wien 1921.
- Grünberg, Die Agrarverfassung und das Grundentlastungs-
problem in Bosnien und der Hercegovina. Leipzig 1911.
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten II. Stuttgart
und Leipzig 1906.
- Horvat, Najnovije doba hrvatske povijesti. Zagreb 1906.*
- Хроничар, Русија и Аустро-Угарска о Балкану крајем 1876
und andere Artikel in: Нови Живот II, III, IV. Бео-
град 1920, 1921.
- Jelenić, Kultura i bosanski Franjevci I, II. Sarajevo 1912,
1915.*
- Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan. Leipzig 1882.
- Kemal, Memoirs. London 1920.*
- Kosier, Narodna banka kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca.
Zagreb 1924.*
- Les protocoles du Congrès de Berlin. St. Pétersbourg 1878.*
- Martens, Die russische Politik in der orientalischen Frage.
St. Petersburg 1877.

- Милошевић, Тимочка буна 1883 године. Београд 1923.
- Недељковић, Историја српских државних дугова. Београд 1909.
- Николајевић, Кроз живот и књиге I. Београд 1921.
- Novo Doba, Godina I. Prag 1898.*
- Пантић, Спољна трговина и трговинска политика независне Србије. Београд 1910.
- Pfeifer-Hochwaldau, Die Entwicklung der Landwirtschaft in Slavonien. Leipzig 1897.
- Pfibram, Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns I. Wien und Leipzig 1920.
- Pfibram, Milan IV. von Serbien und die Geheimverträge Österreich-Ungarns mit Serbien 1881—1889. In: Historische Blätter I. Wien-Leipzig-München 1921/22.
- Протић, Одломци из уставне и народне борбе у Србији I, II. Београд 1911, 1912.
- Ристић, Дипломатска историја Србије 1875—1878. I, II. Београд 1896.
- Rüstow, Der Krieg in der Türkei. Zürich 1877.
- Schmid, Bosnien und die Hercegovina. Leipzig 1914.
- Споменица Јаша Томића. Нови Сад 1923.
- *Станевъ, Най-нова историја на Българија 1878—1918. I. София 1924.
- Статистически Годишникъ на Българското Царство. София 1911.
- Treitschke, Zehn Jahre deutscher Geschichte. Berlin 1879.
- Војводина. Нови Сад 1924.
- Weiß-Bartenstein, Bulgariens volkswirtschaftliche Entwicklung. Berlin 1913.
- Wertheimer, Graf Julius Andrassy, sein Leben und seine Zeit I—III. Stuttgart 1910, 1913.

Wertheimer, Neues zur Orientpolitik des Grafen Andrassy (1876—1877). In: Historische Blätter I. Wien-Leipzig-München 1921/22.

Zur Beleuchtung des Friedens-Präliminar-Vertrags zwischen Rußland und der Pforte, abgeschlossen zu San Stefano am 3. März 1878 und des Vertrages zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland und der Türkei, abgeschlossen zu Berlin den 19. Juli 1878. Stuttgart und Augsburg 1879.

Zu Abschnitt X: Sammlung und Aufmarsch.

Auffenberg-Komarov, Aus Österreichs Höhe und Niedergang. München 1921.

Bahr, *Austriaca*. Berlin 1911.

Baernreither, Ährenthal und Milovanovich. In: Deutsche Revue, Berlin, Januar 1922.

Baernreither, Unsere Handelsbeziehungen zu Serbien. In: Österreichische Rundschau XXIX. Wien 1911.

*Boghitschewitsch, *Kriegsursachen*. Zürich 1919.

Божовић и Ђоновић, Црна Гора и напредни покрет. Београд 1911.

Brancoff, La Macédoine et sa population chrétienne. Paris 1905.

*Brandenburg, *Von Bismarck zum Weltkriege*. Berlin 1924.

*Conrad, *Aus meiner Dienstzeit I—IV*. Wien 1922—1924.
Cvijić, L'annexion de la Bosnie et la question serbe. Paris 1909.

*Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis 1911—1914. I—IV. Berlin 1924.

Драгосавац, Успомене на „велеиздајнички процес“. Нови Сад 1911.

- Erjavec, Slovenci. Ljubljana* 1923.
- Franz Ferdinands Regierungsprogramm. In: Neues Wiener Journal Nr. 10816, 10818 vom 30. Dezember 1923 und 1. Januar 1924.
- Grünberg, Die handelspolitischen Beziehungen Österreich-Ungarns zu den Ländern der unteren Donau. Leipzig 1902.
- Guéchoff, L'alliance balkanique. Paris* 1915.
- Kiderlen-Wächter, Briefwechsel und Nachlaß I, II. Berlin-Leipzig 1924.
- Kleinwächter, Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. Leipzig 1920.
- Kosier, Problem štednje i naši uložni kapitali. Zagreb* 1923.
- La Bosnie-Herzégovine à la Skoupština Nationale du royaume de Serbie. Belgrad* 1909.
- Landemont, L'Europe et la politique orientale. Paris* 1912.
- Marjanović, Vladimir Nazor kao nacionalni pjesnik. Zagreb* 1924.
- Masaryk, Der Agramer Hochverratsprozeß und die Annexion von Bosnien und Herzegowina. Wien 1909.
- Ministère des Affaires Etrangères, Documents diplomatiques. Affaires Balkaniques I—III. Paris* 1922.
- Molden, Alois Graf Aehrenthal. Stuttgart und Berlin 1917.
- Моравац, Економско стање старе Србије и Македоније. Београд 1913.
- Musulini, Das Haus am Ballplatz. München 1924.
- Пасковъ, Ватрешната Македонска Организација. In: Македонски Прегледъ I. София 1924.
- Полит-Десанчић, Све досадање беседе III, 1, 2. Нови Сад 1910.
- Potočnjak, Iz mojih političkih zapisaka. Zagreb* 1914.

- Rohrbach, Die Bagdadbahn. Berlin 1911.
- Seton-Watson, Die südslawische Frage im Habsburger Reich. Berlin 1913.
- Siebert, Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. Berlin und Leipzig 1921.
- Springer (Renner), Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien und Leipzig 1906.
- Stojanoff, Die handelspolitische Situation der Balkanstaaten gegenüber Österreich-Ungarn. Wien 1914.
- Südland (Pilar), Die südslawische Frage und der Weltkrieg. Wien 1918.
- Шаулић, Црна Гора. Београд 1924.
- Valentin, Deutschlands Außenpolitik 1890—1918. Berlin 1921.
- Weißbuch betreffend die Verantwortlichkeit der Urheber am Kriege. Berlin 1914.
- * * * Das diplomatische Doppelspiel Rußlands bei Ausbruch des ersten Balkankrieges. In: Archiv für Politik und Geschichte II. Berlin 1924.

Zu Abschnitt XI: Opfergang und Erfüllung.

- Ashmead-Bartlett, With the Turks in Thrace. London 1913.*
- Baker, Woodrow Wilson. Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles I—III. Leipzig 1923.
- Bauer, Die österreichische Revolution. Wien 1923.
- Balkanicus, Serbien und Bulgarien im Balkankriege 1912/13. Leipzig 1913.
- Бојовић, Одбрана Косовога поља 1915 г. Београд 1919.
- Breitner, Kriegstagebuch Balkankrieg 1913. Wien-Leipzig 1913.
- Colin Roß, Im Balkankrieg. München 1913.

- Cramon, Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg. Berlin 1920.
- Ћоровић, Црна књига. Београд-Сарајево 1920.
- Délégation du royaume des Serbes, Croates et Slovènes à la Conférence de Paix, Rapports sur les dommages causés à la Serbie et au Monténégro.* Paris 1919.
- Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch I, II. Charlottenburg 1919.
- Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges I—III. Wien 1919.
- Documents relatifs aux violations des conventions de la Haye et du droit international en général, commises de 1915—1918 par les Bulgares en Serbie occupée* I, III. Paris 1919.
- Ђорђевић, Србија и Југословени за време рата 1914—1918. Београд 1922.
- Egli, Drei Monate vor Skutari. Bern 1913.
- Ein österreichischer Offizier, Quo vadis, Austria? Berlin 1913.
- Ganghofer, Bei den Heeresgruppen Hindenburg und Mackensen. Stuttgart 1916.
- Gheorgov, Die bulgarische Nation und der Weltkrieg. Berlin 1918.
- Гмајнер, Савремени хрватски покрет за народно уједињење. Женева 1918.
- Gleich, Vom Balkan nach Bagdad. Berlin 1921.
- Goos, Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Wien 1919.
- Grba, Gledišta austro-ugarskih generala i državnika na pitanje o aneksiji Srbije, Crne Gore i Albanije.* Zagreb 1920.
- Hegeler, Siegeszug durch Serbien. Berlin 1916.
- Hochwächter, Mit den Türken in der Front. Berlin 1913.

- Нойос, Der deutsch-englische Gegensatz und sein Einfluß auf die Balkanpolitik Österreich-Ungarns. Berlin und Leipzig 1921.
- Јаковљевић, Из рата и емиграције. Суботица 1923.
- Јевтић, Сарајевски атентат. Сарајево 1923.
- Јовановић, Побуна у Топлици и Јабланици. Београд 1919.
- Kanner, Kaiserliche Katastrophenpolitik. Leipzig-Wien-Zürich 1922.
- Kerchnawe, Der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Wehrmacht im Herbst 1918. München 1921.
- Kisch, Soldat im Prager Korps. Leipzig-Prag 1922.
- Köster, Mit den Bulgaren. München 1916.
- Kuhne, Ceux dont on ignore le martyre. Genève 1917.*
- Kuhne, Les Bulgares peints par eux-mêmes. Lausanne-Paris 1917.*
- Kutschbach, Die Serben im Balkankrieg 1912—1913 und im Krieg gegen die Bulgaren. Stuttgart 1913.
- Labry, Avec l'armée serbe en retraite. Paris 1916.*
- Laxarević, Jugoslovenski dokumenti. Zagreb 1919.*
- La Serbie et l'Europe (1914—1918). Genève-Bâle-Lyon 1919.*
- Lepsius, Deutschland und Armenien 1914—1918. Potsdam 1919.
- Loiseau, Les Yougoslaves d'Autriche-Hongrie pendant la guerre. In: La vie des peuples II. Paris 1924.*
- Марковић, Наше народно уједињење. Женева 1918.
- Маршићанин, Успомене из збегa. Београд.
- Milčinović und Krek, Kroaten und Slowenen. Jena 1916.
- Николјевић, Под Немцима. Београд 1923.
- Ogris, Borba za jugoslovensko državo. Ljubljana 1921.*
- Paléologue, La Russie des Tsars pendant la Grande Guerre I—III. Paris 1921, 1922.*

- Партиципатор, Како је дошло до Крфске Декларације. In: Нови Живот IV, V, VI. Београд 1921, 1922.
- Paulová, Diplomatická hra o jihoslovanu za světové války. V Praze 1923.*
- Paulová, Jugoslovenski odbor. Zagreb o. J.*
- Павловић, Битка на Јадру. Београд 1924.
- Pierrefeu, G. Q. G. I, II. Paris 1920.*
- Pivko, Carxano I—IV. Maribor 1923, 1924.*
- Pivko, Zeleni kadri. In: Tabor, Maribor, 14. u. 16. Febr. 1922.*
- Potočnjak, Iz emigracije. Zagreb 1919.*
- Radoslavov, Bulgarien und die Weltkrise. Berlin 1923.
- Reiß, Les Austro-Hongrois en Serbie envahie. Paris 1919.*
- Reiß, Wie die Österreicher und Ungarn in Serbien Krieg führten. Lausanne 1915.
- Ripert d'Alauxier, La résurrection de l'armée serbe (1915/16). Paris 1923.*
- Roda Roda, Serbisches Tagebuch. Berlin-Wien 1918.
- Selesković, La Serbie dans l'opinion allemande contemporaine. Paris 1919.*
- Слепчевић, Приватна иницијатива у националном раду. Женева 1918.
- Стамболијски, Моја два састанка с царом Фердинандом. Београд 1924.
- Stern, Das alte Rascien, der Sandschak Novipazar und dessen Anland unter der k. u. k. Militärverwaltung. Wien 1916.
- Šišić, Dokumenti o postanku kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca 1914—1919. Zagreb 1919.*
- Тајна превратна организација. Солун 1918.
- Томић, Југославија у емиграцији. Београд 1921.
- Tresitch-Pavitch, The revolt in the austrian navy. In: The Balkan Review I. London 1919.*

Namenverzeichnis

- | | |
|---|--|
| Abdulić 168 | Andrassy der Jüngere 644 |
| Abdul Aziz 390, 391 | Annunzio 696 |
| Abdul Hamid 391, 569, 571, 572, 573, 608 | Antim 402 |
| Abdul Kerim Pascha 460 | Antonijević 95 |
| Abdurrahman 153, 154 | Appendini 129, 131 |
| Accurti 555 | Apponyi 584, 639 |
| Adelung 51, 55, 131 | Aprilov 225, 226 |
| Aehrenthal 575, 576, 578, 579, 580, 581, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 598, 605, 609, 610, 611 | Arnautović 555 |
| Aksakov 393, 394, 404, 440, 455 | Arpad 462 |
| Albert, Erzherzog 329, 332 | Arsenije III. 59, 65, 148 |
| Albrecht, Erzherzog 398, 455 | Arsenije IV. 59 |
| Ali Pascha von Janina 88 | Ashmead-Bartlett 622 |
| Ali Pascha, Großvezier 301 | Askerc 537, 566 |
| Alexander der Große 83 | Atanacković, Bogoboj 238 |
| Alexander I. 104, 107, 157, 158 | Atanacković, Jovan 522 |
| Alexander II. 325, 403, 436 | Avamuković 433, 522 |
| Alexander III. 395, 443 | Auersperg, Geschlecht 12 |
| Alexander von Bulgarien 404, 405, 406, 407, 408, 412, 413, 414, 415, 435, 448, 449, 497, 498, 552, 556 | Auersperg, Dichter 281, 364, 369, 469 |
| Andjelić 461 | Auersperg, Minister 466 |
| Andrassy 262, 332, 353, 362, 387, 396, 397, 398, 400, 401, 419, 434, 442, 447, 448, 450, 453, 454, 455, 456, 475 | Aufenstein 11 |
| | Auffenberg 581 |
| | Babukić 217 |
| | Bach 346, 354, 361 |
| | Bachmetiev 602 |
| | Baernreither 578, 597 |
| | Bajamonti 495 |
| | Bajazed I. 10, 26 |
| | Bakal-Milosav 98 |

- Bakalov 518
 Bakunin 299
 Balabanov 472
 Balfour 692, 696
 Baltić 389
 Ban 248
 Barčić 382
 Barišić 208, 220
 Baronio 73
 Bassermann 278
 Batthyany, Minister 262
 Batthyany, Obergespan 279
 Bauer, Bischof 740
 Bauer, Sozialist 597, 641
 Beaconsfield 387, 452
 Beaumarchais 57
 Beckmann 55
 Bedeković 203
 Bela IV. 17
 Belić 675
 Berchtold 578, 610, 626, 627,
 630, 634, 635, 636, 637, 645,
 646, 647, 648, 650, 651, 652,
 677, 693, 718
 Berlić 217
 Bermann 177
 Bernhardi 339
 Bernstein 497
 Bertotti 683
 Bertrand 117
 Bethmann Hollweg 652, 662
 Beust 332
 Biankini 500
 Bilinski 720
 Bismarck 332, 333, 335, 337,
 338, 339, 362, 386, 387, 388,
 392, 435, 446, 447, 448, 449
 Bismarck, Herbert 394, 400
 Bissolati 685
 Blagojev 416, 497
 Blagojević 18
 Blanc 358
 Blanqui 224
 Blaznavac 308, 325
 Bleiweis 222, 223, 232, 244, 282,
 371, 501
 Bobčev 556, 564
 Bobrikov 587
 Bogović 346
 Bogurov 226
 Bojanović 98
 Bojović 687
 Bohorić 42, 48, 222
 Bombelles 582
 Bonaparte siehe Napoleon I.
 Boris, Fürst 34
 Boris, Kronprinz 409, 601
 Borojević 742
 Botev 299, 402, 415
 Branković, Djordje 68
 Branković, Kosta 249
 Breilkopf 67
 Brlić 382
 Brosch v. Aarenau 582
 Brusilov 673
 Budberg 323
 Budisavljević 530, 649
 Bukšeg 532, 745
 Bülow 579, 609, 610, 611
 Buol 320
 Bürger 179
 Burian 579, 632, 639, 741
 Butenjev 162, 302
 Buxton, Brüder 615
 Bužan 203
 Cacković 215
 Caf 220
 Cankar 537, 708, 733
 Cankov, Aleksandar 555, 657
 Cankov, Dragan 302, 411, 412,
 414, 415, 472
 Canning 158
 Canov 516

- Caraffa 19
 Carol I. 630
 Cassius 44
 Cavour 337, 338
 Cecil 694
 Ceretelev 438
 Chabrol 122, 137
 Chamberlain 643
 Chlumecky 591, 629
 Cicero 195, 347
 Cincarmarković 519, 520
 Clam-Martinitz, Gouverneur
 639, 641, 741
 Clam-Martinitz, Minister 715
 Cobden 336
 Conrad von Hötzendorf 578,
 588, 592, 593, 627, 630, 633,
 634, 635, 637, 639, 640, 647,
 650, 651, 656, 659
 Cordona 19
 Coronini 13
 Costa 382
 Cunibert 340
 Cuvaj 585, 587, 708
 Cvijić 561
 Czernin 631, 662

 Čabrinović 736
 Čakra 376
 Čalik-Oglu 149
 Čaprikov 706
 Čarakčiev 656
 Čavlovic 253
 Čoha 745
 Čomakov 297,374
 Čop 221
 Čingrija 560

 Čipiko 729
 Čurčin 707

 Dalmatin 39, 40,46
 Dandolo 119, 122, 130

 Danev 515, 516, 517, 568, 601,
 603, 606, 619, 666, 667
 Danilevski 251
 Danilewsky 393
 Daničić 185
 Danjko 222
 Dante 734
 Davidov 399
 Davidović 154, 162, 163, 171,
 176, 177, 185
 Delcassé 696
 Delčev 510, 511
 Demetar 202, 213, 214, 217
 Demetrović 564, 565
 Derby 450
 Dežman 364
 Diebitsch 148, 161, 162
 Diederichs 654
 Dimitrijević 522, 597, 719, 720
 Dimitrov, Bandenführer 553
 Dimitrov, Kreischef 703
 Dimitrov, Sozialist 657
 Dimović 646
 Disraeli siehe Beaconsfield
 Djordjević 430, 444, 491
 Djordjić 37
 Djurdjević 504
 Djurić 586
 Djurkovecki 200
 Dobrovsky 131, 196
 Dojčin 421
 Doulcet 664
 Drašković, Janko 203, 205, 210,
 217
 Drašković, Milorad 753
 Drinković 735
 Dschavid Beg 571
 Dučić 315
 Dudley Baxter 482
 Dufferin 452
 Dušan, Zar 22, 27, 35, 100, 274,
 356, 360, 372

- Eckartshausen 179
 Eduard VII. 615
 Einspieler 245, 368, 381
 Eisenmann 277
 Eltz 19
 Engels 278, 279, 340, 599
 Enver Beg 625
 Eötvös 340, 362
 Ernroth 394, 408
 Etem Pascha 309
 Eugen, Prinz 51, 63, 101
- Falkenhayn 658
 Farguès 135
 Ferdinand I., deutscher Kaiser 16
 Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich 207, 223, 274
 Ferdinand von Bulgarien 408, 409, 415, 416, 515, 516, 517, 552, 567, 568, 601, 602, 606, 630, 655, 657, 659, 665, 666, 679, 704
 Ferjančić 502
 Firmilian 490, 603
 Fischhof 455
 Fonton 321
 Forgach 593, 594
 Fotinov 226
 Fouché 116
 Franchet d'Esperey 692
 Frank, Ivan 648
 Frank, Josip 465, 495, 529, 558
 Frankopan 53
 Frantz 445
 Franz I. 106, 159, 207
 Franz Ferdinand 582, 583, 588, 592, 630, 645, 650, 652, 698, 714, 720, 736
 Franz Josef I. 274, 329, 333, 340, 342, 397, 426, 427, 435, 436, 453, 455, 466, 475, 489, 493, 495, 575, 578, 595, 630, 637, 647, 651, 652
 Franz Karl, Erzherzog 284
 Friedjung 593, 594
 Fuad Pascha 301
- Gagern 265
 Gagović 95, 97
 Gaj 197, 198, 199, 200, 201, 202, 204, 205, 207, 208, 209, 213, 214, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 223, 227, 230, 238, 244, 250, 266, 346, 377
 Gallenberg 12
 Ganghofer 653, 710
 Garašanin, Ilija 250, 286, 306, 309, 312, 321, 324, 338, 378
 Garašanin, Milutin 428, 430, 498
 Garibaldi 338, 339, 359, 684
 Gebhard 68
 Genadiev 667
 Gentz 153
 Gerlach 24, 26, 35
 German 149
 Geršić 556
 Gešov 568, 606, 619, 665, 666, 667
 Giers, Gesandter 682
 Giers, Minister 394, 399, 405, 406, 407, 441, 443
 Giesl 636
 Gjalski 466, 556
 Gladstone 336, 452
 Gleich 653
 Gligorijević 142
 Glišić 477
 Globočnik 246
 Gödel 467
 Görgey 258
 Goëß 125
 Goethe 179, 180, 181, 214

- Gojković 683
 Goltz 338
 Goluchowski 436, 574, 575, 577,
 578, 579, 580, 589
 Gortschakov 320, 326, 387, 399,
 400, 401, 437, 440
 Gorunović 168
 Grabež 736
 Gradašćević 147
 Gradi 84
 Grba 734
 Grdjić 555, 714
 Gregorčič 501
 Gregorin 727
 Grekov 515, 517
 Grey 678, 680, 696
 Grimm 180, 181, 182
 Grünberg 588
 Grüne 330
 Gruev 510, 512
 Grujić, Jevrem 248, 307, 334,
 358, 421
 Grujić, Nikanor 246
 Grujić, Sava 430, 520, 595
 Gubec 78, 79, 754
 Gudev 516
 Günsburg 481
 Gundulić 39, 40, 215
 Gutenberg 37, 41
 Gutschkov 605
 Gutsman 49

 Hadžić 179, 185, 256, 290
 Halil Pascha 327
 Hanotaux 613, 617
 Haralampija 71
 Hartlieb 276
 Hartwig 605, 619, 668, 670, 671,
 704
 Havliček 364
 Haymerle 387, 398, 420, 424,
 454

 Hebbel 342
 Heberstein 31
 Hegel 179, 278, 755
 Hegeler 653, 703
 Helene, Großfürstin 284
 Hellwald 445
 Herder 49, 131, 179, 180, 182,
 285
 Herzen 299, 528
 Hilferding 541
 Hilendarski 226
 Hilmi Pascha 513
 Hinković 727, 753
 Hintze 603
 Hirsch 419
 Hitrovo 405
 Hladnik 129
 Hochwächter 624
 Hodges 172
 Hofinger 331
 Hohenwart, Geschlecht 11
 Hohenwart, Minister 354, 366
 Horthy 745
 Houghton 398
 Hoyos 646, 647
 Hrabrovski 258
 Hribar 538, 556, 732
 Hristić, Filip 326
 Hristić, Nikola 308, 309, 430,
 433
 Hubka 631
 Hübner 328
 Hufeland 179
 Hussarek 628
 Hunyady 362

 Icko 99
 Ignatiev 302, 320, 324, 326, 327,
 394, 395, 436, 441, 487, 602
 Ilek-Oglu 87
 Ilešić 733
 Ilić, Danilo 735

- Ilić, Milutin 95
 Ilić, Vojislav 421
 Illyricus 41
 Imsen 19
 Iranyi 362
 Isvolški 575, 576, 592, 599, 601,
 603, 604, 605, 610, 613, 663,
 665, 667, 674
 Italinsky 106, 108
 Ivančev 515, 517
 Ivanov 705
- Jadovsky 399
 Jagić 33, 485, 734
 Jagow 650
 Jahn 360, 368
 Jakšić 357, 360
 Jambrešić 200
 Jarnevičeva 215
 Jarnik 217
 Jeglič 740
 Jelačić 236, 237, 242, 244, 247,
 264, 269, 270, 271, 272, 273,
 275, 276, 277, 279, 281, 283,
 284, 285, 320, 330, 346, 466
 Johann, Erzherzog 243
 Jokai 361
 Jokić 168
 Jomini 394, 441, 442
 Jonin 405
 Jonesku 636
 Jonnart 664, 677, 678
 Josef II. 46, 48, 60, 61, 66, 79,
 82, 160
 Jostov 659
 Jovanović, Aleksa 520
 Jovanović, Franje 61
 Jovanović, Jovan, Bischof 95
 Jovanović, Zmaj Jovan 358, 504
 Jovanović, Joca 720
 Jovanović, Ljuba 568, 610, 683
 Jovanović, Petar 218
- Jovanović, Stefan 95
 Jovanović, Vladimír 334, 358,
 361
 Jovica 148
 Jugović 101
 Jukić, Fran 219, 315
 Jukić, Luka 533
 Jurčić 367, 382, 455
 Justi 55
- Kačanski 240
 Kačić-Miošić 54
 Kaclerović 702
 Kalan 739
 Kallay 332, 424, 457, 459, 479,
 491, 507, 594
 Kalinov 556
 Kaljević 308, 436
 Kalkandjev 701
 Kalnoky 399, 425, 435, 436, 455,
 489, 490, 577
 Kant 179, 265
 Kantakuzen 407
 Kapodistrias 158, 159
 Karadjordje 94, 97, 99, 100,
 102, 103, 104, 105, 108, 110,
 111, 142, 143, 146, 150, 151,
 172, 180, 218, 246, 595
 Karadjordjević, Aleksandar,
 Fürst 173, 187, 218, 254, 255,
 290, 305, 306, 310, 321, 322,
 323, 330, 335, 427, 519
 Karadjordjević, Aleksandar,
 Thronfolger 671, 688, 720,
 748, 749, 751
 Karadjordjević, Djordje 552,
 604
 Karadjordjević, Petar 427, 430,
 444, 520, 522, 552, 566, 567,
 568, 594, 595, 598, 613, 669,
 671, 683, 690, 696, 697, 730,
 752

- Karadžić 176, 180, 181, 183,
 184, 185, 186, 187, 197, 217,
 219, 227, 246, 357, 372, 381
 Karavelov, Ljuben 300, 374, 415
 Karavelov, Petko 411, 412, 414,
 415, 515
 Karl der Große 11
 Karl IV., deutscher Kaiser 351
 Karl V., deutscher Kaiser 123
 Karl VI., deutscher Kaiser 16,
 63
 Karl I., Kaiser von Oesterreich
 644, 714, 729
 Karl, Erzherzog 103
 Katharina II. 74, 83, 160
 Katkov 393, 394, 404, 440
 Kašić 44
 Kaulbars 404, 408, 414
 Kautsky 654
 Kavčič 239, 282
 Kazinski 191
 Kemal 390
 Kempen 276
 Khevenhüller 435, 489, 490
 Khuen Hedervary 462, 463, 464,
 465, 466, 495, 505, 507, 529,
 581, 585
 Kiamil Pascha 571
 Kiderlen-Wächter 606, 608, 610,
 650, 677
 Kitančev 510
 Klaič 350, 494, 495
 Kleinwächter 579
 Kleist 180
 Klopstock 179, 180
 Knallič 733
 Knežević 455
 Knjčanin 249, 251, 252, 254,
 261, 275, 286, 290, 321
 Knigge 179
 Kobekov 602
 Koch 795
 Kočevar 245, 366
 Kočić 527, 561
 Kojander 405
 Kolar 196, 198, 201, 208
 Koloman 240
 Konstantin 83
 Konstantinović 98
 Kopitar 32, 131, 133, 181, 182,
 196, 200, 221, 223
 Körner 214
 Korač 532, 739, 750
 Korošec 535, 697, 715, 725,
 736, 739, 745, 746, 748
 Köster 654
 Koseski 223, 245.
 Kosič 707
 Kossuth 193, 258, 261, 268, 270,
 273, 284, 286, 321, 337, 338,
 362, 585
 Kostić, Aleksandar 258
 Kostić, Laza 363, 383
 Kosziusko 359
 Košutič 605
 Kotzebue 179, 214
 Kovalevski 322
 Kramer 733
 Kraljevič Marko 30, 40, 54,
 244, 360, 755
 Krek 471, 481, 502, 536, 537,
 563, 566, 649, 654, 733, 739,
 751, 755
 Kristan 504, 564, 726
 Krizanič 40
 Krizmanič 215
 Kropotkin 528
 Krstić 98
 Kühlmann 662
 Kürnberger 343, 596
 Kumanudi 556
 Kumerdej 49
 Kulmer 206

- Kukuljević 203, 206, 211, 213,
 214, 230, 238, 241, 242, 246,
 270, 273, 352, 372, 379
 Kurelac 216
 Kuropatkin 602, 604
 Kusjov 498
 Kutusov 410
 Kuza, Fürst 313
 Kvaternik 354
 Kyrill 33, 34
- Ladischenski 435
 Laginja 736
 Lamartine 88
 Lamsdorff 575, 576, 601, 602,
 603
 Lapčević 521
 Lasser 364, 466
 Lattermann 138
 Laudon 84
 Lauriston 114, 124
 Lazar, Zar 274, 356
 Lazarević 95
 Leibniz 70
 Lenz 74
 Leontije 146
 Leopold I. 81, 101
 Lessing 179, 180
 Lešjanin 441
 Levec 382
 Levski 300
 Levstik 364, 367, 368, 381
 Liapčev 667
 Lichnowsky 651
 Liebknecht 445, 608
 Linhart 51
 Lisinski 214, 246
 Ljubibratić 492, 500
 Ljubiša 216
 Lobanov-Rostovski 302
 Lombroso 433
 Lorković 530
- Lloyd George 677, 694, 722
 Ludendorff 660
 Lukov 656, 658
 Luther 10, 41, 45
- Mackensen 638, 673, 687, 690,
 703
 Mahmud Boschatly Pascha 87
 Mahmud I. 85
 Mahmud II. 147
 Mahmud Schewket Pascha 571
 Mahnič 471, 740
 Majar 245
 Makarije 36
 Malinov 516, 517, 606, 657, 661,
 663, 667
 Maletić 179, 185
 Mamarčev 148
 Mandić 536, 673, 679
 Manndorf 11
 Mansurov 444
 Maraschli Pascha 153, 155
 Maria Theresia 46, 48, 66, 77,
 79, 190, 194, 211
 Marinković, diplomatischer Ver-
 treter 441
 Marinković, Pavle 706
 Marinković, Voja 753
 Marinović 310
 Marjanović, Milan 727, 754
 Marjanović, Stjepan 214
 Marković, Sima 94, 96, 168
 Marković, Svetozar 375, 377,
 428, 440, 750
 Marmont 109, 116, 118, 122,
 124, 127, 131, 135
 Marschall 569, 608
 Martić 219
 Martinović 56
 Marx 278, 279, 295, 359
 Masaryk 505, 530, 593, 718
 Maselj-Podlimbarski 708

- Massow 656
 Mašin, Draga, siehe Obrenović,
 Draga
 Matić 249
 Matinićeva 215
 Mayerhofer 268, 274, 329, 355
 Mazzini 321, 358, 374, 684
 Mažuranić, Antun 198
 Mažuranić, Ivan 201, 224, 243,
 252, 463, 500
 Medaković, Bogdan 712
 Medaković, Danilo 235, 355,
 375
 Mehmed Ali 331
 Mehmed Pascha 251
 Mehmed Vedžihi Pascha 208
 Mehmed V. 571
 Meinecke 655
 Mensdorff 635
 Menschikov, Gesandter 321
 Menschikov, Journalist 676
 Metelko 222
 Method 33
 Metternich 111, 155, 158, 159,
 179, 183, 207, 208, 209, 333,
 579, 613
 Mestrovic 533, 534, 727
 Michaelis 656
 Midhat Pascha 391
 Mihailo 432
 Mihailović 98
 Mihajlović 722
 Mihanović, Dichter 214
 Mihanović, Banus 714, 738
 Mijušković 706
 Miklošić (Miklosich) 32, 239,
 373
 Miladinov, Brüder 297, 378
 Milčinić 654
 Miletić 238, 356, 377, 460, 461,
 500, 526
 Milinović 98
 Miljukov 599, 676
 Milovanović, Mladen 94, 168
 Milovanović, Milovan 498, 568,
 596, 597, 606, 618
 Milošević 497
 Milutinović 98, 179, 185, 186,
 218
 Mišić, Petar 522
 Mišić, Zivojin 724
 Molden 592
 Moltke 634, 650, 656
 Mondésir 688
 Montague 85
 Montesquieu 458
 Monts 610
 Moscherosch 54
 Moyzes 192
 Mraović 649
 Mrazović 465
 Mrkalj 133, 182
 Mrkonjić siehe Karadjordjevic,
 Petar
 Muktar Pascha 624
 Münnich 82
 Munchin 322
 Murad I. 26
 Murad V. 390
 Mustafa Halilbašić 555
 Mustafa Hadži Pascha 86, 87
 Mustafa Pascha 152
 Musulin 734
 Mušicki 178, 179, 181, 185
 Napoleon I. 106, 107, 109, 110,
 113, 114, 116, 117, 120, 124,
 130, 135, 136
 Napoleon III. 302, 333, 335, 374
 Nastić 552, 593
 Naumann 657
 Nazim, Dr. 572
 Nazim Pascha 622
 Nazor 533

- Nečić 214
 Nedić 219
 Nedoba 161
 Nekludov 605, 606
 Nelidov 487
 Nenadović, Jakov 490
 Nenadović, Ljubomir P. 232
 Nenadović, Matija 90, 95, 96,
 161, 249
 Nenadović, Persida 306
 Neratov 675
 Nesselrode 146, 162, 163, 321
 Nestrović 133
 Nestroy 342
 Nikola von Montenegro siehe
 Petrović-Njegoš, Nikola
 Nikolai, Großfürst 602
 Nikolajević, Boža S. 654, 703
 Nikolajević, Kosta 321
 Nikolajević, Nikola 168
 Nikolaus, Großfürst 399
 Nikolaus I. 157, 158, 159, 207,
 251, 276, 284, 294, 301, 319
 Nikolaus II. 399, 444, 575, 663,
 666, 669, 673
 Nikolić 249
 Nikolov 561
 Nikotsaras 150
 Nikšić 95
 Nolde 674
 Novak 733
 Novaković 433, 443, 568, 750
 Novaković-Cardaklija 98
 Nušić 557

 Oberndorff 655
 Obilić 244, 274, 360
 Obradović 69, 72, 100, 180, 182,
 217, 499, 674, 733, 755
 Obrenović, Aleksandar, König
 425, 426, 427, 432, 433, 434,
 443, 444, 498, 518, 520, 523,
 554, 603, 615
 Obrenović, Anka 218
 Obrenović, Draga 433, 444, 518,
 603, 615
 Obrenović, Mihailo 172, 250,
 307, 308, 310, 311, 312, 313,
 314, 318, 323, 324, 336, 337,
 338, 339, 358, 361, 362, 375,
 378, 384
 Obrenović, Milan, Fürst 172
 Obrenović, Milan, König 308,
 309, 324, 327, 334, 363, 423,
 424, 425, 426, 427, 429, 431,
 432, 433, 436, 437, 438, 439,
 442, 443, 444, 445, 448, 454,
 460, 486, 488, 489, 490, 496,
 497, 501, 523
 Obrenović, Miloš 141, 142, 143,
 145, 147, 148, 149, 150, 151,
 152, 153, 154, 156, 157, 160,
 161, 162, 163, 165, 166, 167,
 168, 169, 170, 171, 172, 174,
 175, 176, 187, 218, 226, 250,
 261, 306, 307, 308, 312, 314,
 323, 331, 341, 423
 Obrenović, Natalie 426
 Obrenović, Sava 168
 Obrutschev 406
 Omer Pascha 312, 315, 328
 Orbini 40, 73
 Orešković 338, 339
 Orfelin 69
 Orlando 686
 Orlov 322
 Orsini-Rosenberg 13
 Osman 318
 Osman Pascha 626

 Paču 551
 Paisije 73, 74
 Pajk 382

Palacky 239, 255, 262, 263, 284
Palauzov 225
Paléologue 418, 664, 687
Palmerston 172
Palmotić 39
Panas 590
Panica 415
Panov 701
Paprikov 603
Paswan-Oglu 88
Pašić 430, 433, 520, 521, 567,
596, 604, 618, 619, 647, 663,
670, 671, 672, 673, 675, 688,
690, 696, 700, 706, 718, 719,
721, 723, 725, 729, 750
Pavelić 746, 748, 751
Pavlović, Jovan 363
Pavlović, Teodor 178, 179, 218
Pazman 699, 741
Pećanac 702
Pejačević, Magyarone 237
Pejačević, Ladislav 463
Pejačević, Todor 529
Pelivan 87
Perić 595
Pertev 442
Peršić 739
Pesakov 225
Pešić 691
Peter I. 63, 69, 82, 83, 84
Petkov 414, 516
Petretić 32
Petronijević 146, 154, 171
Petrov 516, 517
Petrović, Milisav 95
Petrović, Radić 95
Petrović-Njeguš, Daniilo 331
Petrović-Njeguš, Daniilo, Erb-
prinz 631
Petrović-Njeguš, Djordje 331
Petrović-Njeguš, Mirko 631

Petrović-Njeguš, Nikola I. 313,
318, 324, 331, 341, 375, 425,
443, 524, 525, 552, 559, 567,
580, 603, 611, 631, 669, 679,
692, 730, 731, 732
Petrović-Njeguš, Petar I. 98
Petrović-Njeguš, Petar II. 185,
187, 218, 247
Pfuel 339
Philippi 55
Philippovich 475
Pichon 677, 696
Pilar 716
Pinter 490
Piroćanac 421, 427, 428, 430
Pivko 742
Plamenac 679
Pogodin 207
Pohlin 48, 50
Poincaré 613, 614, 616, 677,
680, 683, 692
Polit-Desančić 461, 526, 559,
560, 584
Popov 662
Popović, Dušan 530, 703, 738
Popović, Jovan Sterija 178,
180, 185, 186, 235
Popović, Milivoje 176
Popović, Pavle 556
Popović, Gesandter 600, 671
Popović-Zub 355
Popovski 168
Posorovsky 107
Potiorek 638, 709
Potočnjak 689, 707, 727, 728
Prandau, Geschlecht 19
Prandau, Baron 237
Preradović 216, 380, 504
Prešeren 221, 223, 564
Pribičević, Adam 586
Pribičević, Milan 563, 755
Pribičević, Svetozar 530, 649, 746

Pribičević, Valerian 586, 649
Prijatelj 733
Princip 735
Prohaska 645
Prokesch-Osten 320, 327, 328,
331, 332
Protić, Djordje 171
Protić, Miloslav 441, 487
Protić, Sima 307
Protić, Stojan 520, 596, 719,
748
Protopopov 674
Putnik 719
Quinet 358

Rabener 180
Rabensberg 11
Rački 377, 378, 381, 455
Radetzky 269, 285, 328, 396
Radić 530, 558, 698, 747
Radičević, Branko 185, 242,
290
Radičević, Stevan 154
Radojičić 167
Radojković 171
Radosavljević 329
Radoslavov 412, 515, 516, 659,
660, 661, 662, 667, 668, 701
Radović, Andrija 525, 559, 731
Radović, Grigorije 95
Raić 364
Rajačić 231, 233, 235, 241, 244,
253, 254, 273, 274, 372
Rajić 67, 68, 69, 70, 73
Rakovac 202, 206
Rakovski 299, 301, 375, 376
Ramberg 462
Ranke 181
Rauch 585, 587
Ravnikar 221
Redžep-Oglu 87

Reimarus 55
Reljković 54
Remlingen 405
Renner 597, 641
Reschid Pascha 301
Revay 191
Rhemen 638, 641, 703, 707
Ribar (Rybar) 556, 714, 738
Ribeaupierre 161, 162
Rieger 485
Rilski 225
Ristić 319, 324, 337, 339, 362,
378, 386, 419, 420, 421, 426,
428, 430, 431, 432, 436, 442,
443
Ritter-Vitezović 53, 200, 217
Rizov 414, 488, 568, 657
Rocheffort 358
Roda Roda 653
Rodich 397, 472, 494
Rodofinikin 105
Romanovski 606
Rosa 84
Rosen 443
Rostand 697
Roth 276
Rudolf II. 81
Rudolf, Kronprinz 398
Rukavina, Baron 203
Rukavina, General 287
Russel 336
Rüstow 441
Rušan 214
Sakazov 416, 601
Salandra 686
Salisbury 387, 426, 451, 453,
475
Sandanski 571
San Giuliano 635
Sarafov 511, 561, 601
Sarkotić 632, 638, 641, 741

- Sazonov 599, 600, 604, 606, 614,
 618, 620, 631, 648, 663, 666,
 667, 669, 670, 671, 672, 675,
 678, 680, 681, 704
 Schiller 55, 179, 180, 214, 673
 Schlözer 9, 14, 131, 187
 Schmelzl 64
 Schmid 221
 Schmiedl 276
 Schneid 476
 Schischkin 324
 Schoen 590
 Schönborn 19
 Schükri Pascha 622
 Schuvalov 400, 442
 Schwarzenberg 287
 Sébastiani 109
 Sedlnitzky 192, 207
 Ségur 335
 Seidler 643, 644
 Selim III. 86
 Selves 614
 Serrat 131
 Sesan 745
 Seton-Watson 532, 654, 734
 Seume 214
 Simbschen 103
 Simeon, Zar 24, 28
 Simić, Aleksa 154, 335, 337
 Simić, Djordje 433
 Simić, Stojan 154, 171, 253
 Simon 358
 Simonović 98
 Sinaicki 226
 Sinovjev 600, 601, 602
 Sivrić 131
 Skerlec 708
 Skerlić 186, 523, 563, 700, 733
 Slaveikov 297, 300, 411, 414, 553
 Slepčević 697
 Slomšek 244
 Smičklas 380
 Smodlaka 531, 532, 726
 Sobolev 405, 406, 413, 556
 Sobolevski 676
 Sofroni 74
 Sokolović 22, 36
 Somaruga 277, 283
 Sombart 652
 Sonnino 675, 682
 Spiridon 74
 Springer 236
 Srškić 527
 Stadler 716
 Stamatović 200, 246
 Stambolijski 705
 Stambolov 409, 411, 412, 414,
 415, 416, 417, 435, 482, 488,
 491, 507 568
 Stancev 516
 Stanciov 568
 Stankov 713
 Starčević, Ante 348, 351, 354,
 371, 372, 465, 495, 502, 555
 Starčević, David 464
 Starčević, Sime 131
 Steed 594
 Stefan, Erzherzog 269
 Stefan Nemanja, Zar 34, 426
 Stefanović-Tenka 254, 306
 Stein, Freiherr vom 193
 Stein, Kriegsminister 654
 Stejić 179
 Stevanović 95
 Stoilov 412
 Stojanović, Kosta 556
 Stojanović, Ljuba 521, 675
 Stojanović, Nikola 726, 727
 Stojković-Babunski 512, 553
 Stolberg 214
 Stoos 202, 215, 224, 233
 Stratimirović, Djuro 240, 249,
 250, 253, 254, 268, 273, 282,
 284, 286, 329

- Stratimirović, Stevan 96
 Stremoukov 325
 Strilar 367, 368, 503
 Stroßmayer 348, 350, 351, 352,
 353, 377, 379, 381, 455, 504, 755
 Struve 598
 Stulli 131
 Stürgkh 635
 Stürmer, Internuntius 287
 Stürmer, Ministerpräsident 676
 Subotić 218, 246
 Suleiman I. 15
 Supilo 532, 559, 727, 730
 Svetec 365, 381, 501
 Swientochowski 594
 Szalay 276
 Szartoryski 261
 Szechenyi, Graf 193
 Szechenyi, Gräfin 578
 Šarčević 376
 Šafarik 196, 208
 Šantić 595
 Šaulić 524
 Šipus 54, 55, 56
 Šišman III. 80
 Šokčević 387
 Šopov 554
 Šporer-Matić 200
 Šuklje 470
 Šukrija Kurtović 735
 Šupljikac 233, 249, 272, 274
 Šulek 206, 230, 233, 241, 256,
 259, 264, 288, 377
 Suštersić 471, 481, 538, 557,
 699, 717, 739
 Taaffe 467, 469, 470, 501
 Tahir Pascha 247
 Tallian 237
 Talmann 82
 Tankosić 512
 Tarabocchia 555, 586
 Taube 19, 32, 53
 Taušanović 430
 Tavčar 470, 503, 699
 Tebeldi 265
 Tegetthoff 396
 Tekelija 218
 Teleki 261, 362
 Tersaniki-Oglu 87
 Teubel 67
 Thiers 208
 Thouvenel 335
 Thurn-Valsassina 13
 Tica-Uccellini 734
 Timbler 405
 Tirol 218
 Tisza 585, 630, 636, 637, 640,
 644, 646, 647, 727, 741
 Tittoni 612, 681
 Tkalac 53, 373
 Todorov 667, 705
 Todorović 274
 Tommaseo 216
 Tomasić 581
 Tomić 461, 555
 Tomšić 381
 Tončev 516, 657
 Topalović 202, 217, 246
 Torgut Schewket Pascha 574
 Tošev 693
 Treitschke 446, 629
 Trenck 17
 Tresić-Pavičić 556, 744, 745
 Trinajstić 727
 Trdina 347, 363
 Trnski 202, 214, 289
 Trstenjak 220, 366, 382
 Trubar 40, 42, 48
 Trumbić 465, 531, 674, 676, 685,
 695, 717, 721, 725, 726, 730,
 742, 748, 753
 Tschernajev 438, 673
 Tschernischevski 299, 359

- Tschirschky 627, 650, 651
 Tucović 521, 564
 Tuma 564
 Türr 339
 Tuškan 530

 Uhland 180
 Ungnad 42, 43
 Urošević, Miloš 154
 Urošević, Sima 154
 Užarević 213

 Vacev 556
 Valvasor 13, 32
 Vančas 215
 Varešanin 528
 Varnhagen 229
 Vasić 593, 594
 Vasiljević 693, 727, 753
 Vazov 498
 Venedey 277
 Venelin 225
 Verbeci 123
 Vergerij 42
 Verif 316
 Veselinović 474
 Vesnić 601, 604, 681, 686
 Vešić 236
 Vešović 711
 Vidaković 178, 179
 Vincke 278
 Viktoria von England 453
 Višnjić 98
 Vittorio Emanuele von Italien
 611, 612
 Vladislavić 83
 Vlasić 202
 Vodnik 50, 74, 129, 132, 135
 Vogt 277
 Voltaire 74
 Vosić 98
 Vošnjak 727, 733, 753
 Vraničanin 238

 Vraz 201, 208, 212, 214, 220, 222, 246
 Vrhovac 56, 74, 133
 Vučić 171, 249, 250, 305, 306,
 321, 322, 378
 Vujić, Joakim 179
 Vujić, Mihailo 520
 Vuk siehe Karadžić
 Vukalović 317, 330, 361
 Vuković-Podkapelski 745
 Vukotínović 202, 212, 214, 217,
 222, 255

 Wagner, Feldmarschalleutnant 373
 Wagner, Professor 610
 Waldheim 222
 Weber 711
 Wekerle 584
 Widmann 467
 Wieland 179, 180
 Wiesner 646
 Wilhelm I. 447
 Wilhelm II. 448, 449, 607, 615,
 630, 649, 650, 651, 652, 655, 660
 Wilson 685, 694, 716, 722
 Windischgrätz 276, 286, 467, 470
 Witte 664, 672
 Wolff 70

 Xenophon 626
 Ypsilanti 109, 150

 Zeisberg 276
 Zimmermann 651
 Zois 49, 50, 131, 133
 Zrinjski 43, 53

 Žefarović 72
 Železnicar 470
 Žerajić 528
 Žikić 98
 Živanović 729
 Živković, Bischof 235
 Živković, Jovan 238
 Žuvić 209

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort 7

I. Geschichtslose Nation und Raja 9

1. Die türkische Schuttlawine... S. 9. 2. Slowenische Bauern und deutsche Grundherrschaft; deutsche und slowenische Sprache; Türkengefahr in Krain, Kärnten und Steiermark... S. 11. 3. Die Kroaten unter dem osmanischen Druck; Kroaten und Habsburger; Grundadel und Grundholde; *natio croatica*... S. 14. 4. Die serbischen Lande unter der Türkenflut; die Raja; Lähmung des Wirtschaftslebens... S. 21. 5. Bulgaren und Türkenherrschaft; Elend der Bauern... S. 24. 6. Rückbildung zur Zadruga... S. 27. 7. Zersplitterung des Südslawentums... S. 28. 8. Vermischung durch Wanderungen; das Volkslied... S. 31. 9. Einfluß der griechischen Kirche; Patriarchat von Ochrid und Peć; Absperrung von den Geistesströmungen des Abendlandes... S. 34.

II. Die Selbstbesinnung der geschichtslosen Nation 39

1. Die ragusäische Dichterschule... S. 39. 2. Die Reformation bei den Slowenen; Trubar und Dalmatin; die Gegenreformation S. 41. 3. Gewerbliche Entwicklung bei den Slowenen; habsburgische Wirtschaftspolitik; Erwachen des Bürgersinns; Zois und Vodnik . . . S. 45. 4. Kroatien und Slawonien als Durchfuhrland; die kroatische Sprache; Reljković, Šipus und Vrhovac... S. 51. 5. Die Serben im Habsburgerstaat; Glaubensdruck und Kirchengewalt; wirtschaftlicher Wohlstand... S. 57. 6. Geistige Haltung der österreichischen Serben; Druckerei und Zeitungen; Rajić, Orfelin und Obradović... S. 65. 7. Geschichtliche Selbstbesinnung der Bulgaren; Paisije und Sofroni... S. 72.

III. Die Erhebung der Raja zur Nation 77

1. Bauernaufstände bei Slowenen und Kroaten... S. 77.
2. Raja gegen Halbmond... S. 80.
3. Die Balkanslawen zwischen Oesterreich und Rußland... S. 81.
4. Reformen in der Türkei; das Dahijenjoch; der serbische Aufstand von 1804... S. 84.
5. Der „legitime Kampf“ gegen die Janitscharen... S. 90.
6. Soziale Wirkung der kriegerischen Erfolge; Karadjordjes Wesen und Ziele... S. 92.
7. Für die „gesamte serbische Nation“; Hilfe der österreichischen Serben... S. 97.
8. Der serbische Staat; Bildungstreben... S. 99.
9. Vernachlässigung der Serben durch Oesterreich... S. 101.
10. Das serbische Kanonenfutter des Zarismus... S. 104.
11. Napoleon; Ende des Freiheitskrieges S. 109.

IV. „Iliria oshivlena“ 113

1. Die Illyrischen Provinzen... S. 113.
2. Kriegsstraße und Aufmarschgebiet... S. 114.
3. Handelsweg nach Osten... S. 117.
4. Französische Verwaltung und Gesetzgebung... S. 120.
5. Entfaltung der Wirtschaftskräfte; Zerstörung des Feudalismus S. 123.
6. Kirche, Schule, Amtssprache... S. 127.
7. Förderung der Volkssprache... S. 130.
8. Mangel eines Bürgertums; Rückkehr des österreichischen Absolutismus... S. 134.
9. Nachwirkungen der Franzosenzeit... S. 138.

V. Serbischer Staat und serbischer Geist 141

1. Miloš Obrenović; erste Umrisse einer Selbstverwaltung; sozialer Druck der Türkenherrschaft... S. 141.
2. Milošs Taktik; Gleichgültigkeit gegen die Bewegungen in Bosnien, Bulgarien und Griechenland... S. 145.
3. Die Türken in Milošs Rechnung S. 151.
4. Die österreichischen Serben; der habsburgische Hort der europäischen Gegenrevolution... S. 154.
5. Milošs Hoffnung auf Rußland; Romanovs und Habsburger; Mißachtung der Serben durch den Zarismus... S. 156.
6. Friede von Adrianopel und Hatti-Scherif von 1830; sozialer Sinn des neuen Serbien... S. 164.
7. Milošs Selbstherrschaft; Ausplünderung des Landes; Unwille der Bauern... S. 166.
8. England und Rußland; Verfassung von 1839 und Abdankung Milošs; die Karadjordjević und die „Verfassungsschützer“; Anfänge des modernen Serbien... S. 171.
9. Kirche und Schule... S. 175.
10. Zeitungswesen und Literatur; geistiger Einfluß des Deutschtums... S. 177.
11. Mangel einer

Schriftsprache; Vuks Werk; Widerstände und Sieg... S. 180.
12. Bedeutung des Fürstentums und der Sprachreform... S. 186.

VI. Die illyrische Leier 189

1. Magyarischer Vorstoß gegen Kroatien; Magyarisch und Lateinisch... S. 189. 2. Ljudevit Gaj; Rechtschreibung und Schriftsprache; die illyrische Bewegung... S. 196. 3. Der Illyrismus in der kroatischen Politik; Magyaronen und Illyrer... S. 202. 4. Habsburger und Illyrer; Ungnade und Gnade... S. 206. 5. Großillyrische Entwürfe und kroatische Amtssprache... S. 210. 6. Der Illyrismus als südslawische Bewegung; deutscher Einfluß; Kroaten und Dalmatiner... S. 212. 7. Der Illyrismus in Serbien und Bosnien... S. 216. 8. Der Illyrismus bei den Slowenen; die slowenische Schriftsprache; Preßeren und Bleiweis... S. 220. 9. Literarische Wiedergeburt der Bulgaren; Venečin; Schulen und Zeitungen... S. 223. 10. Der Illyrismus die Losung der Zukunft S. 227.

VII. Für Freiheit und Volkstum 228

1. Das Jahr 1848; konstitutionelle und nationale Forderungen der Südslawen; Patriarch und Vojvoda... S. 229. 2. Kirchlich-Nationale und Fortschrittlich-Nationale in der Vojvodina; Stumpfheit Dalmatiens, Zaudern Slawoniens, Sondertum Sloweniens; Antriebe durch die auswärtigen Volksgenossen... S. 234. 3. Historisches und natürliches Recht... S. 239. 4. Der Gedanke des einigen Südslawentums; serbisch-kroatische Verbrüderung; Wiederhall bei den Slowenen; Prager Slawenkongreß... S. 241. 5. Vojvodina und Fürstentum; die Belgrader Regierung; die Freiwilligen unter Knićanin... S. 246. 6. Südslawische Träume und Wirklichkeiten; Umbildung Oesterreichs... S. 253. 7. Serbisch-magyarischer Gegensatz und Volkskrieg; Kroaten und Magyaren; Jelačić und Kossuth... S. 256. 8. Die südslawische Losung; Freiheit und Gleichheit; Machtwahn der Deutschen; kein gleiches Recht für die slawischen Sprachen... S. 262. 9. Der Abscheu der Habsburger vor der südslawischen Revolution; Verknüpfung von Südslawen und Habsburgern; das Schwergewicht der Militärgrenze... S. 267. 10. Der Hofrebell Jelačić; der Krieg der Serben für das Erzhaus; die Kroaten im Dienst der Gegenrevolution S. 272. 11. Die Südslawen im Urteil der Paulskirche; der Kroatenhaß der „Neuen Rheinischen Zeitung“... S. 276. 12. Sozialer Inhalt der südslawischen und der magyarischen Revolution; die Bauernbefreiung... S. 279. 13. Politisches Gepräge der süd-

slawischen und der magyarischen Revolution; dynastische Loyalität; Stellung zum Zarismus... S. 282. 14. Der Dank vom Hause Habsburg; die Gegenrevolution im Sattel... S. 286; 15. Ein Markstein am Wege des Südslawentums; Serbiens Berufung... S. 289.

VIII. Umwälzungen und Umbildungen 293

1. Zersetzung der Türkei nach dem Krimkrieg... S. 293. 2. Die Nationalbewegung der Bulgaren; Alte und Junge; Rakovski und Levski; das Exarchat... S. 295. 3. Entfaltung der serbischen Wirtschaftskräfte; Kampf der Oligarchen; Wechsel der Dynastie S. 303. 4. Mihailos Nationalpolitik und Balkanbundspläne; Bombardement Belgrads und Abzug der Türken... S. 309. 5. Serbische Propaganda und bosnisches Problem; Luka Vukalović S. 314. 6. Serbien zwischen Oesterreich und Rußland... S. 318. 7. Russische Zettelungen im Fürstentum; notgedrungene Anlehnung an den Zarismus; Vereitelung serbischer Hoffnungen durch Petersburg... S. 320. 8. Habsburgs Einfluß in Belgrad; Wiens Türkenfreundschaft und Serbenfeindschaft; Abdrängung Oesterreich - Ungarns nach Südosten... S. 327. 9. Frankreichs Schwankungen; England Schützer des Osmanenreichs... S. 334. 10. Serbien und die italienische und deutsche Einigungspolitik; Bismarcks Bündnisversuche... S. 337. 11. Oesterreichische Verfassungsexperimente; der Dualismus; die Südslawen als Beute der Deutschen und Magyaren... S. 340. 12. Kroatische Wirtschaftszustände; Bachs Absolutismus; kroatisches Staatsrecht und Dalmatien; Stroßmayer und Starčević; ungarisch-kroatischer Ausgleich... S. 343. 13. Die serbische Wojwodschaft; Svetozar Miletić und die Omladina; Serben und Magyaren... S. 354. 14. Die national-slowenische Idee; Vormarsch der slowenischen Amtssprache; Alt- und Jungslowenen; Levstik, Stritar und Jurčič S. 363. 15. Nurslowenen, Allkroaten und Großserben; kroatisch-serbischer und serbisch - bulgarischer Widerstreit... S. 370. 16. Serbisch-bulgarische Verschmelzungsbestrebungen; National-einheit der Serben und Kroaten; Stroßmayers Südslawentum; Echo bei den Slowenen; für eine gemeinsame Schriftsprache; das Laibacher Programm... S. 374.

IX. Die Großen und die Kleinen 385

1. Der Berliner Kongreß; Selbstsucht, Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Großen; die Pfuscherlösung... S. 385. 2. Nieder-

gang der Türkei; Palastrevolutionen und Verfassung; Verkleinerung und Schwächung des Reichs... S. 389. 3. Panslawismus und Zarismus; Friede von San Stefano; Rußlands Wendung nach dem fernen Osten... S. 393. 4. Andrassys Drang nach Südosten; Erwerb Bosniens und der Hercegovina... S. 396. 5. Die Balkan-slawen als politisches Objekt Wiens und Petersburgs; Vertrag von Reichstadt; russisch-österreichische Verständigung... S. 398. 6. Der bulgarische Aufstand; Bulgarien als russische Satrapie; Alexander und Ferdinand; Parteientwicklung und Stambolovs Diktatur... S. 402. 7. Erweiterung und Unabhängigkeit Serbiens; österreichischer Wirtschaftsdruck; die Obrenović als habsburgische Vasallen; die radikale Partei; die Verfassung von 1889 und die Staatsstreiche Aleksandars... S. 418. 8. Habsburgs Spiel in Bulgarien; Ausnutzung Serbiens durch Rußland; Aleksandars Hochzeit und der russische Einfluß... S. 434. 9. Deutschland und die Balkanfrage; der „ehrliche Makler“ Bismarck; Wilhelm II. als Schirmherr der Muselmanen... S. 445. 10. England und die Dardanellenfrage; Gladstone; britische Teilungspläne für die Türkei... S. 450. 11. Südslawenfurcht und Panslawistenschreck in Wien... S. 453. 12. Okkupation Bosniens und der Hercegovina; Kallays Despotismus; Kampf um die kirchliche Selbstverwaltung in der Vojvodina... S. 456. 13. Das Regime Khuen-Hedervary in Kroatien; Starčevićaner und Frankianer... S. 462. 14. Die Slowenen und das Kabinett Taaffe; slowenische Schul- und Amtssprache; liberale und katholische Partei... S. 466. 15. Soziale Wandlung; die Bauernbefreiung im bulgarischen und serbischen Gebiet... S. 472. 16. Kmetentum in Bosnien, Kolonat in Dalmatien, Großgrundbesitz in Kroatien-Slawonien; magyarische Ausbeutung Kroatiens; Wirtschaftsstand Sloweniens; die Schröpfköpfe des Finanzkapitals an den Balkanstaaten... S. 475. 17. Der Berliner Kongreß als Hemmschuh der südslawischen Einigung; Verhetzung der Bulgaren und Serben durch Oesterreich und Rußland; das „Teile und herrsche!“ in Bosnien; serbisch-kroatischer Zwiespalt... S. 484. 18. Serbisch-bulgarisches Gemeinschaftsgefühl; die südslawische Solidarität 1875; serbisch-kroatische Annäherung; Masaryk als Lehrer der südslawischen Einheit... S. 496.

X. Sammlung und Aufmarsch 509

1. Die makedonische Bewegung; Taktik und Ziele des Bandenkriegs... S. 510. 2. Das unabhängige Königreich Bulgarien; Absolutismus und Demokratie; akademische Jugend und Bauern-

partei... S. 514. 3. Thronumsturz und parlamentarisches Regime in Serbien; Petar Karadjordjević; Parteien und Offiziere; innere Erneuerung; Verfassungskämpfe in Montenegro... S. 518. 4. Selbstgefühl der Vojvodina-Serben; Parlament und Parteien in Bosnien; die revolutionäre Jugend... S. 525. 5. Umschwung in Kroatien; die Erklärungen von Zara und Fiume; Serbisch-kroatische Koalition... S. 529. 6. Slowenen in den Parlamenten; demokratische und soziale Akzente der Bewegung; die Allslowenische Volkspartei in Krain... S. 534. 7. Zahl und Lebenskraft des Südslawentums; wirtschaftliche Hemmungen; Habsburgerpolitik und Osmanenherrschaft; die Auswanderung... S. 539. 8. Wirtschaftliche Erstarkung; Genossenschaften, Banken und Industrie; Serbiens Zollkrieg gegen Oesterreich-Ungarn... S. 546. 9. Dynastische Gegensätze auf dem Balkan; Makedonien Zankapfel zwischen Belgrad und Sofia; Zwist zwischen Serben und Kroaten S. 551. 10. Neoslawismus und Trialismus... S. 556. 11. Südslawisches Gemeinschaftsempfinden; die Serbisch-kroatische Koalition für die Nationaleinheit; Annäherung von Bulgaren und Serben; Jugend, Demokratie und Sozialismus für den Einheitsgedanken; Anziehungskraft Serbiens... S. 558. 12. Verbindung Serbiens und Montenegros; serbisch-bulgarisches Bündnis... S. 566. 13. Reformen in Makedonien; jungtürkische Revolution; Chauvinismus der neuen Türkei... S. 569. 14. Russisch-österreichische Balkanentente; Sandžakbahn und Donau-Adria-Bahn; Oesterreichs konservative, Rußlands revolutionäre Rolle... S. 574. 15. Vornehmheit und Ahnungslosigkeit des Ballplatzes; ewig *Divide et impera*; Franz Ferdinands trialistische Pläne... S. 577. 16. Magyarische Gewalt gegen Serben und Kroaten; der Agramer Hochverratsprozeß... S. 583. 17. Der Ballplatz gegen Belgrad; Conrads Kriegshetze und Aehrenthals Machtkitzel; die Annexion S. 587. 18. Moralische Brüchigkeit der Wiener Politik; Aehrenthals Hinterhältigkeit; der Friedjung-Prozeß... S. 591. 19. Verzweiflung in Serbien; *Narodna Odbrana* und *Ujedinjenje ili smrt*; Abdrängung zur Entente... S. 594. 20. Panslawismus und russische Bourgeoisie; der Zarismus und die Balkanstaaten; Abwiegelung und Aufwiegelung Bulgariens... S. 598. 21. Preisgabe Serbiens durch Isvolski; Vertröstungen; der Zar Taufpate des Balkanbundes... S. 603. 22. Berliner Orientpolitik; Verkoppelung Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn; Abhängigkeit der Wilhelmstraße vom Ballplatz... S. 607. 23. Italiens Balkandrang; Albanien; Italien und Rußland... S. 611. 24. Frankreichs Zu-

rückhaltung; Englands Gegnerschaft gegen die Türkei... S. 613.
25. Die Gemeinschaft „Europa“; Zusammenschluß der Kleinen;
Los vom Gängelband!... S. 616.

XI. Opfergang und Erfüllung 621

1. Balkankrieg und Ende der europäischen Türkei; Ursachen des Zusammenbruchs... S. 621. 2. Wiens Bestürzung über die Serbensiege; Sprengung des Balkanbundes; gegen die Vereinigung Serbiens und Montenegros; Ausspielung der Kroaten gegen die Serben... S. 626. 3. Südslawenhaß; Conrads und Berchtolds Kriegslust; die Ermordung Franz Ferdinands als Vorwand S. 632. 4. Die „Strafexpedition“ gegen Serbien; Balkanteilungspläne; magyarische Widerstände... S. 637. 5. Oesterreichische Sozialdemokratie und Südslawenfrage; Deutschnationale für Unterdrückung der Südslawen; magyarische Zerschmetterungsgelüste S. 641. 6. Der Fall Prohaska; Ausschächtung des Attentats; Provozierung des Kriegs; Fäulnisdüfte... S. 644. 7. Berlin und Balkan; der Freibrief der Hohenzollern für die Habsburger; deutsche Entdeckungen in Serbien... S. 649. 8. Deutsch-bulgarisches Bündnis; Bundesgenossenzwist; Dobrudscha-Streit... S. 655. 9. Rußland und der zweite Balkankrieg; Abkehr Sofias von Petersburg; Waffengang gegen den Enkel des „Zar-Befreiers“ S. 663. 10. Rußland und Montenegro 1913; Pašićs Unzufriedenheit mit Sazonov; Serbien und Rußland im Weltkrieg; der Zarismus gegen die südslawische Einigung... S. 669. 11. Europa und der status quo; Frankreichs aktive Balkanpolitik; England und Serbien... S. 676. 12. Italiens Adria-Ansprüche; der Londoner Vertrag; Wühlereien gegen die südslawische Einigung... S. 681. 13. Die Entente und Serbien; die „großen Alliierten“ im Herbst 1915; Doppelspiel in der montenegrinischen Frage; schnöde Behandlung des Südslawischen Ausschusses... S. 686. 14. Serbenhaß bei Kroaten und Slowenen 1914; der erste Bukarester Friede als Wand zwischen Serben und Bulgaren; die Bulgaren im besetzten Serbien... S. 698. 15. Gefühl der serbisch-bulgarischen Blutgemeinschaft; Stambolijskis Bekenntnis zum Südslawentum; gemeinsame serbisch-bulgarische Zukunft... S. 704. 16. Die südslawische Einigung unter Habsburg; Auspumpung und Mißhandlung Serbiens; Südslawenverfolgung in Oesterreich-Ungarn; Abwendung vom habsburgischen Gedanken... S. 707. 17. Serbiens Befreierrolle; Ruhebedürfnis nach den Balkankriegen; innere Schwierigkeiten; serbische und südslawische Politik... S. 717.

18. Die Südslawen in Amerika; der Südslawische Ausschuß; die Freiwilligen; Deklaration von Korfu; Anschluß Montenegros S. 725. 19. Balkankrieg und habsburgische Südslawen; Zaubervirkung der russischen Revolution; Mai-Deklaration; die unblutige südslawische Revolution; Südslawentum in Heer und Flotte; der Nationalrat; 29. Oktober und 1. Dezember... S. 732. 20. Unvollkommenheit und europäische Bedeutung der Einigung; Verwandlung von Untertanen in Bürger; Niederlegung des Feudalismus und Aufteilung des Großgrundbesitzes; die kulturelle Wiedergeburt... S. 749.

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Berichtigung | 756 |
| Aus der benutzten Literatur | 757 |
| Namenverzeichnis | 775 |

Лука Ђеловић
 БЕОГРАД
 ———
 Luka Celović
 БЕОГРАД

Gedruckt in der
Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
Frankfurt a. M.

